This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

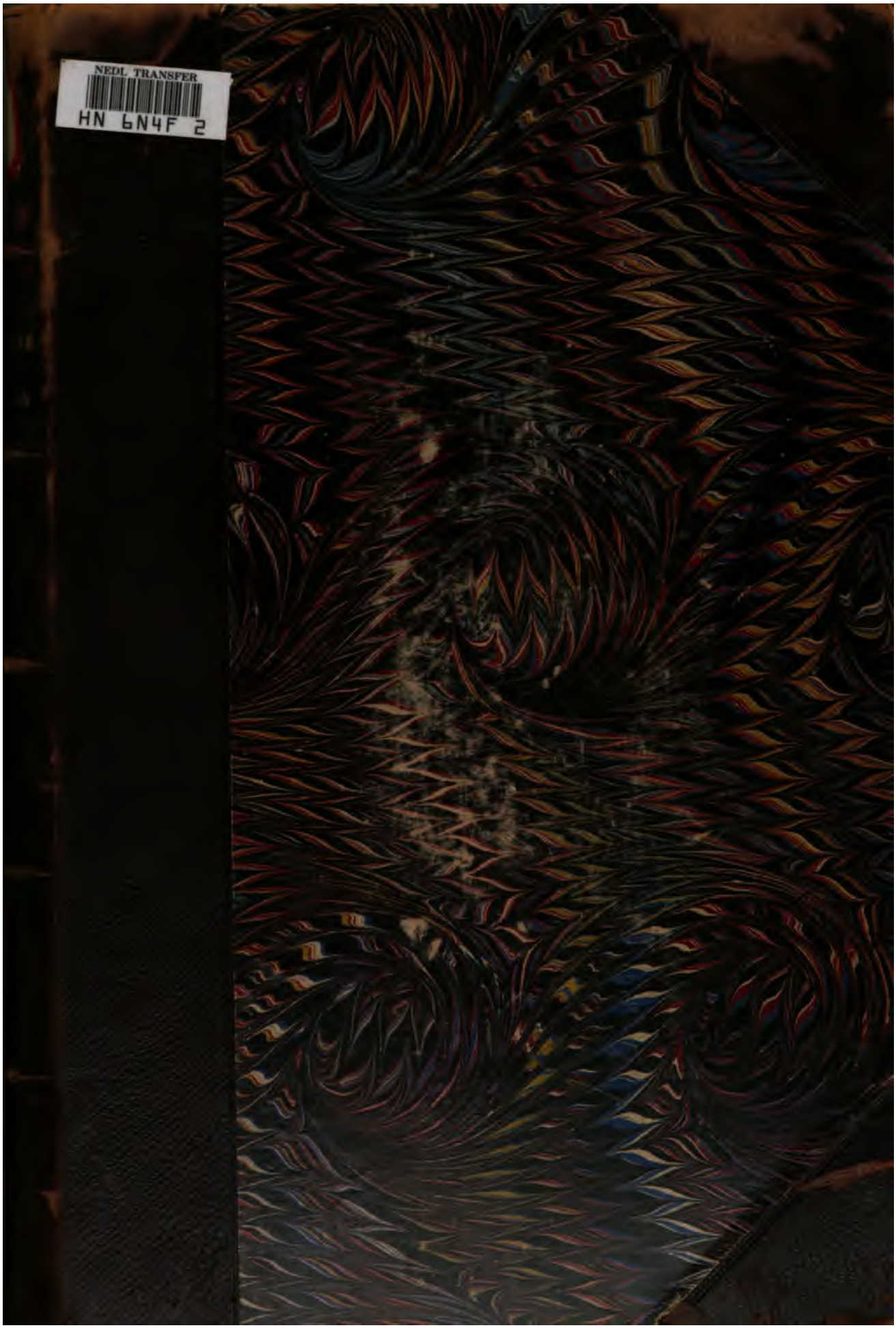
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NEDL TRANSFER
HN 6N4F 2

Agr 615.10
(KA31)

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND.

Established by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology." (Letter of Roger Wolcott, June 1, 1891.)

Received 2 Jan., 1899.

BUCHBINDEREI

Dr. Richard Mucke.

Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht.

Urgeschichte

des

Ackerbaues und der Viehzucht.

Eine neue Theorie

mit einer Einleitung über die Behandlung urgeschichtlicher Probleme
auf statistischer Grundlage.

Von

Dr. Joh. Richard Mucke,

ordentlichem Professor an der K. Universität Jurjew (Dorpat).

Motto: Natura non facit saltus.
Linné.

Greifswald.
Verlag von Julius Abel.
1898.

~~V. 6068.~~

Agr 615.10

HARVARD COLLEGE
JAN 2 1899
LIBRARY.

Wolcott fund.

Der Stätte meiner Vorbildung,

der

Königlich Sächsischen Fürstenschule St. Afra

zu Meißen

in

aufrichtiger Dankbarkeit.

Vorwort.

Vor bald drei Jahren veröffentlichte ich eine Schrift „Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung. Eine neue Theorie auf statistischer Grundlage, Stuttgart 1895". Sie verfolgte den Zweck, die Ansicht zu widerlegen, daß der menschliche Urzustand ein durchaus ordnungsloser gewesen sei, und an Stelle dieser mit dem Gesetze der Entwickelung und dem logischen Denken in Widerspruch stehenden Lehre eine neue Lehre zu verfechten, daß die menschliche Urzeit nur als eine „Ordnung der Dinge" gedacht werden kann, weil die im primitiven Völkerleben nachweisbare Ordnung nicht aus einer vormaligen Unordnung zu erklären sei. Vorläufig an den Verwandtschaftsverhältnissen der primitiven Zustände suchte ich zu erweisen, daß die darin zu erkennende Ordnung allein auf die Wohnlagerungen zurückzuführen wäre.

Im Vorwort zu jener Schrift erwähnte ich zugleich, wie ich zu der Hypothese, daß der Wohnraum im Urleben der Menschheit ein schöpferisches Element gewesen sei, hingeführt wurde, nämlich durch eine systematische Beobachtung der Totalität der Völkererscheinungen, wie sie die Statistik in Anwendung bringt, indem sie die reinen (objectiven) Thatsachenmerkmale, nachdem sie die in den Einzelberichten enthaltenen subjectiven Bestandtheile abgestreift hat, auf ihren inneren Zusammenhang untersucht. Wie es bei der Einführung eines neuen Grundgedankens in die Wissenschaft von vornherein zu erwarten stand, hat jene Schrift zwei entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren. Von der einen Seite wurde sie als eine voraussichtlich Epoche machende Arbeit angesehen, von der andern, d. i. von der von mir bekämpften Richtung dagegen mehr spöttisch abgethan, um der Mühe enthoben zu sein, sie zu widerlegen. Während von jener Seite der Satz ausgesprochen wurde, es werde sich fortan Niemand mit Urgeschichte beschäftigen, der sich mit dieser Schrift nicht aus einander gesetzt habe, meint das entgegengesetzte Lager, es lohne sich überhaupt nicht, auf sie näher einzugehen.

Der letztere Umstand hat mir Anlaß geboten, wenigstens in kurzen Zügen die Lehre von der Unordnung im menschlichen Urdasein vom Standpunkte des Entwickelungsgesetzes nochmals zu beleuchten und zu diesem Behufe zuvor auf die Methode einzugehen, mittels deren man den menschlichen Urzustand zu reconstruiren vermag. Damit hoffe ich zugleich gezeigt zu haben, daß dies überhaupt nur so weit möglich ist, als es die späteren Zustände, weil diese ja nur als Modificationen des Urzustandes gedacht werden können, gestatten. Ein Urleben der Menschen, das über diese Grenze hinaus geht, zu schildern, halte ich von meinem Standpunkte aus für ein Ding der Unmöglichkeit. Nur insoweit dürfen wir von Urgeschichte sprechen, als wir im Stande sind, zwischen den einzelnen Zuständen Continuität nachzuweisen und die Entwickelungsfaktoren namhaft zu machen, welche von dem einen auf den anderen Zustand hinführten. Jede Geschichtsforschung und auch die Urgeschichtsforschung erstrebt Zusammenhänge. Wo sich kein Zusammenhang unter den Zuständen nachweisen läßt, hört das Gebiet der Thatsachen im statistischen Sinne auf. Auch beschränkt sich das Interesse, welches ich in meiner Eigenschaft als Nationalökonom und Statistiker dem Urmenschen entgegenbringe, allein auf sein Zusammenleben mit anderen Menschen. Infolgedessen berührt meine Darstellung nur die sociale Seite, wogegen die naturwissenschaftliche Seite des Urmenschen jenseits dieser Grenze liegt. Sie ist die Domäne des sich mit Urzeit in anderm Sinne beschäftigenden Anthropologen. Beide Forschungen sind gleichberechtigt, sind jedoch nach dem dermaligen Standpunkte der allgemeinen Wissenschaft vorerst nicht zu verquicken, damit die eine oder andere nicht geschädigt werde. Auf naturwissenschaftlicher Seite scheint man dies voll anzuerkennen, und diesem Umstande dürfte ich es wohl zuzuschreiben haben, daß auch von dort her meinem Buche über „Horde und Familie“ ein besonderes Interesse entgegengebracht worden ist.

Mit dem zuletzt genannten Buche steht das vorliegende im engsten Zusammenhange; der Hauptsache nach wurde dieses früher als jenes verfaßt. Denn was ich in der folgenden Abhandlung biete, geht in seinen ersten Anfängen auf meine früheste Jugendzeit zurück, worüber ich mich schon im Vorwort zu „Horde und Familie“ ausgesprochen habe, indem ich daselbst erwähnte, daß „von frühester Kindheit an meinen Geist die eigenthümlichen Gestalten der Dörfer und der Bau der Wohnungen beschäftigten.“ Wenn

ich als Knabe meinen Vater auf seinen Geschäftsreisen begleitete und wir Berge, Thäler und Ebenen durchmaßen, so entging mir nicht, daß die Dorfanlagen verschiedene Gestalten hatten, und ich habe theils allein, theils in Begleitung meines Zeichenlehrers an der Bürgerschule zu Pirna eine stattliche Mappe solcher Zeichnungen angefertigt. Dazu trat ein zweiter Umstand. Zu den Nebenzweigen des Hauptgeschäftes meines Vaters gehörte auch die Agentur einer Hagelschädenversicherung: aus weiten Umkreisen kamen Bauern herbei, ihre Felder zu versichern. Sie thun es zumeist erst dann, wenn irgendwo bereits ein Hagelschlag eingetroffen ist und kommen alsdann in größerer Zahl. Bei solchen Gelegenheiten mußte ich im Geschäft mit einspringen; wenn ich die Declarationen der Bauern entgegennahm, hatte ich sie nach der Aussaat der Frucht, der Lage ihrer Felder, den angrenzenden Nachbarn und dergl. mehr zu fragen. Auf diese Weise gewann ich sehr bald ein Bild der Feldlagen im weitesten Umkreise meiner Heimath, das um so klarer vor mir stand, als ich außerdem noch während mehrerer Sommer hintereinander nach eingetretenem Hagelschlag den Taxationscommissar bei der Abschätzung begleitete. Während meiner Gymnasialzeit wurde meine Aufmerksamkeit, wenn auch nicht ganz, doch immerhin von diesen Bildern abgelenkt. Da ich aber als Student der Rechtswissenschaft schon von meinem zweiten Semester ab landwirthschaftliche und nationalökonomische Vorlesungen besuchte, gewann ich sehr bald ein weiteres Verständniß für Agrarverhältnisse; und da ich nach Absolvirung meiner Universitätsstudien mich ganz der Nationalökonomik widmete und in dieser Wissenschaft den Lehrberuf ergriff, konnte ich über das, was ich in der Kindheit selbst beobachtet hatte, weiter nachdenken. Größere Reisen in fernere Länder erweiterten zugleich mein Beobachtungsgebiet.

Bis Ende 1883 in Deutschland Professor der Nationalökonomik, folgte ich damals einem Rufe als Professor der Geographie, Ethnographie und Statistik an die Universität Dorpat mit der Verpflichtung, auch fernerhin Specialvorlesungen über Nationalökonomik, insonderheit auch über Agrarpolitik zu halten. Diese Verbindung mehrerer Wissenschaften nöthigte mich, auch die wirthschaftlichen Zustände primitiver Völker mehr als bisher beim Unterricht ins Auge zu fassen. Hatte ich als *Nationalökonom* gefunden, daß die Wohnlagerreihen im innigen Connex zu den Agrarverfassungen standen, so entdeckte ich als *Ethnograph*, daß die Wohnlagerreihen auch

andere Verhältnisse beeinflußten; und nachdem ich viele Jahre hindurch aus alten historischen Berichten die verschiedensten Lagerordnungen in Kriegs- und Friedenszeiten studirt hatte, galt es für mich, den aufgesammelten großen Stoff systematisch zu durchdringen, was mir in meiner Stellung als Statistiker leicht ermöglicht wurde. Da nämlich unter den vielen jungen Statistikern, welche in meinem statistischen Cabinet obligatorisch arbeiteten (1889 z. B. waren, die Ethnographen nicht mitgerechnet, 78 für Statistik inscribirt), sich eine Anzahl derselben auch für ethnographische Erscheinungen interessirte, konnte ich ihnen mit Hülfe meines aufgesammelten Materials zeigen, wie man auch am primitiven Völkerleben mit der in der Statistik angewandten Individualkarten-Methode eine sog. „systematische Massenbeobachtung" anzustellen vermöge, wenn man die völkerkundlichen Berichte ihres subjektiven Inhalts entkleide, um auf den Karten reine Thatsachenmerkmale zu erhalten. Diese Anregung, die ich meinen Schülern bot, reizte mich selbst zu unzähligen Combinationen, deren Resultate ich für eine Serie von Schriften bestimmt habe, von denen „Horde und Familie" die erste und die vorliegende „Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht" die zweite Abhandlung bildet.

Wie jene, so weicht auch diese in ihrem Ergebniß von der herrschenden Meinung ab. Nach althergebrachter Ansicht bilden seit Dikäarch's Zeiten Jäger, Ackerbauer und Viehzüchter drei Entwickelungsstufen. Ich meinerseits suche in diesem Buche nachzuweisen, daß Ackerbau und Viehzucht unabhängig von einander entstanden und daß sie erst in späterer Zeit in Wechselbeziehung zu einander getreten sind. Der von mir untersuchte Thatsachenzusammenhang ergiebt, daß man in den feuchten Niederungen, wo die Bedingungen dazu geboten waren, d. h. wo oasenartig waldlose Ebenen bestanden, Ackerbau ohne Viehzucht trieb, während man auf dem Höhenlande sich mit Viehzucht ohne Ackerbau beschäftigte. Beide von einander unabhängige Bevölkerungen sind sich erst später begegnet und haben sich nicht ohne Kampf mit einander gegenseitig befruchtet. Insofern ich diesen Kampf an einigen Beispielen aus dem Völkerleben mit Einschluß der Mythologie, z. B. an den alten Germanen, den Bewohnern Irlands und Altindiens illustrire, liefere ich nicht blos einen Beitrag zur Urgeschichte der genannten Völker, sondern beantworte gleichzeitig damit die Frage, was wir unter den sog. „Ariern" zu verstehen haben. Vor Allem aber

versuche ich den großen Einfluß der menschlichen Wohnreihenlager auf die Beschäftigungsart, insonderheit auf die Agrarverfassungen zur Veranschaulichung zu bringen und damit zugleich zu zeigen, wie die Lehre von der angeblichen Unordnung im Urleben der Menschheit auch an den nachweisbar ältesten Wirthschaftseinrichtungen eine Stütze nicht findet.

Wenn ich mir die Frage vorlege, wem ich diese Schrift von der „Ordnung der Dinge" wohl widmen dürfte, so muß ich dabei in erster Linie der altberühmten Stätte meiner Vorbildung, der Königlich Sächsischen Fürstenschule St. Afra zu Meißen gedenken, da ich in ihr die ersten Anregungen erhalten habe, über das Wesen der Ordnung und ihre hohe Bedeutung für das menschliche Leben nachzudenken. Ein solch inniges Zusammenleben mit seinen Mitschülern, wie es auf St. Afra stattfand, erforderte strenge Wahrheitsliebe nicht nur gegen sich selbst, sondern auch gegen Andere; das minutiöse Einhalten der Arbeitszeit innerhalb der klösterlichen Mauern war eine gute Vorschule zum Fleiß und zur Selbstständigkeit im Denken. Grade Wahrheitsliebe, inneren Fleiß und Sinn für Ordnung bedarf der Statistiker in besonders hohem Grade, weshalb der nunmehr verstorbene Altmeister der Statistik, Ernst Engel, den richtigen Ausspruch that: „Wer nicht von rücksichtslosem und unerschrockenem Streben nach Wahrheit beseelt ist, in wem nicht Ordnung und Fleiß zu Fleisch und Blut geworden sind, der lasse ab vom Studium der Statistik. Er hilft ihr nichts und sie hilft ihm nichts."

Indem ich mich unterfange, der Stätte meiner Vorbildung diese Schrift, deren Unvollkommenheiten mir wohl bewußt sind, aus dem angegebenen Grunde zu widmen, erinnere ich mich des oft vernommenen Ausspruchs meiner früheren Lehrer, daß man nicht nach dem, was man geleistet, sondern nach dem, was man erstrebt hat, zu schätzen sei. Über der inneren Eingangspforte zur heiligen Afra prangen die Worte: „Sapere aude!", die zugleich das Losungswort aller alten Afraner sind und uns daran erinnern, daß alles menschliche Wissen nur Stückwerk ist. „Wage, weise zu werden" characterisirt den Wissenschaftsforscher; weise zu sein ist Privilegium des Thoren, der allein „unzweifelhafte Sätze" seiner Wissenschaft kennt und lehrt.

Weihnachten 1897.

Dr. **Richard Mucke.**

Inhaltsübersicht.

Erster Abschnitt.

Über die Behandlung urgeschichtlicher Probleme auf statistischer Grundlage.

Die Kenntniß der Vergangenheit bis in ihre ersten Anfänge ist wegen der unter allen Zuständen bestehenden Continuität bedeutsam für Gegenwart und Zukunft. Die urgeschichtliche Forschung wird durch die moderne Ethnologie geschädigt (1). Die vergleichende Völkerkunde setzt urgeschichtliche Erkenntniß voraus. Die Urgeschichte bedarf, wie die Ethnologie, völkerkundlicher Berichte (2). Zusammenhangslose Notizen sind für beide Wissenschaften werthlos, was an einem Beispiel illustrirt wird (3). Gefährlich für die Erkenntniß der Urzeit ist die Verquickung der Ethnologie mit der Urgeschichte (4). Die Ethnologie muß, so lange uns die urgeschichtliche Erkenntniß fehlt, vorerst noch beschreibende Völkerkunde sein (5). Der Methodenstreit in der Ethnologie ist ein Symptom der Unklarheit über ihre Aufgabe (6); einige Ethnologen setzen voraus, was des Beweises bedarf und bauen auf bloßen „Annahmen" ein luftiges Gebäude auf (7), indem sie die unvollkommene Erkenntniß der Zustände des klassischen Alterthums zur Construction von Entwickelungsgesetzen im Menschheitsleben verwerthen (8) und sogar rückwärts rein apriori aus Zuständen des heutigen Völkerlebens die geschichtlichen Verhältnisse des Alterthums deuten wollen (9). Ein annähernd richtiges Bild der Urzeit kann nur mittels Durchforschung aller Erscheinungsformen des Völkerlebens gewonnen werden. Dazu ist Einheitlichkeit der Beobachtung das allererste Erforderniß (10), wie sie die Statistik, welche eine systematische Erkenntniß des Thatsächlichen erstrebt, vorschreibt und anwendet (11). Denn die Statistik, deren Zielpunkt die von allem Subjectiven losgelöste Erkenntniß eines bestimmten Objectes ist (12) und keineswegs durch Zählen und Rechnen characterisirt wird (13), stellt Thatsachen dadurch fest, daß sie die Totalität eines Objects in allen seinen einzelnen Untheilbaren mittels scharf abgegrenzter Terminologien systematisch beobachtet, weil eben nur in der Gesammtheit aller Einzelerscheinungen die Causalität eingeschlossen gedacht werden kann (14). Auch die historische Statistik abstrahirt nicht von der Einheit der Vielheit (15); nur sammelt sie die Einzelerscheinungen so lange, bis sie aus dem Zusammenhange des Verursachungssystems die Totalität erkennt (16). Doch wird die Statistik trotz ihres einheitlichen Zieles nicht durch ein einziges Verfahren characterisirt; vielmehr hängt die Wahl der Methode von den jeweilig zu überwindenden Hindernissen bei der Forschung ab (17). Die Statistik ist wegen des ihr eigenthümlichen Apparats von Methode und Technik am besten geeignet, urzeitliche Zustände zu reconstruiren (18). Letztere können blos aus bekannten Mittheilungen

späterer Zustände gewonnen werden. Derartige Mittheilungen liegen nur in subjectiver Form vor und behandeln Complexe, welche in ihre untheilbaren Elemente (Individuen) aufzulösen sind (19). Die Statistik faßt nur die Merkmale der Dinge ins Auge, die urgeschichtliche Statistik insbesondere das Grundmerkmal, weil es das Merkmal einer Sache in ihrem Urdasein kennzeichnet (20). Merkmale erhält man dadurch, daß man die Mittheilungen ihres subjectiven Inhalts entkleidet. Die dadurch gewonnenen reinen Thatsachenmerkmale sind auf Karten (sog. Individualkarten) zu übertragen (21), aus denen zunächst die Urmerkmale d. h. die den Dingen in allen Entwickelungsformen gleich bleibenden Merkmale zu erkennen sind (22). Zu diesem Behufe werden alle Karten mit gleichem Merkmale gesondert gehäufelt (23). Das einer Gruppe von Erscheinungsformen gleiche Merkmal ist deren Grundmerkmal (24). Die dieser Gruppe mit gleichem Grundmerkmale zustehenden übrigen Merkmale sind dem Grundmerkmal gegenüber unwesentliche Merkmale, obwohl sie selbst einem bestimmten Dinge wesentliches Merkmal sind. Da die Dinge durch ihr gegenseitiges Einwirken Merkmale erzeugen, erhält man durch die Combination der Merkmale einen Einblick in die Beziehungen der Erscheinungen unter einander (25) und auf tabellarische Reihen gebracht, ein Bild des Grundes der Erscheinungen mit ihren Bedingungen und eine wahrscheinliche Gewißheit über die Sachen in ihrem Urdasein und die Entwickelung ihrer Zustände (26). Eine Thatsache ist erst dann erkannt, wenn man sie in ihrem Grund und ihren Bedingungen kennt. An einem Beispiel wird erläutert, wie man oft Thatsachen mit Berichten verwechselt (27) und welch sträfliche Manier angewandt wird, um kritische Gewißheit über völkerkundliche Mittheilungen dadurch zu erhalten (28), daß man nicht den objectiven Inhalt der Berichte, sondern die subjective Persönlichkeit des Berichterstatters zum Gegenstand der Kritik macht (29). Die nothwendige Folge einer solchen Mißachtung der Thatsachenmerkmale ist die Entstehung von Ergebnissen, welche durch fremdartige Factoren gewonnen sind (30). Die Kenntniß von Grund und Bedingungen der Erscheinungen ermöglicht es dem Statistiker auch zu experimentiren (31). Versetzt man den Grund in die entsprechenden Bedingungen, kann man aus Bekanntem Unbekanntes reconstruiren und dadurch eine systematische Erkenntniß, eine Theorie, gewinnen (32). Aus den einzelnen Grundmerkmalen erlangt man die Hypothese, die alle Erscheinungen aus einem einzigen zureichenden Grunde erklärt (33) und es ermöglicht, an Stelle der rein subjectiven Deutung der Erscheinungen uns eine objective Erkenntniß über den Zusammenhang der Einzelerscheinungen unter einander zu verschaffen (34).

Die aus einem statistischen Untersuchungsproceß gewonnene Theorie muß zum Zwecke der Consumtion im entsprechenden Volumen dargestellt und in genießbarer Form mitgetheilt werden (35). Alle Fortschritte in der Wissenschaft erfolgen durch Umdeutung der Erscheinungen aus einem zureichenden Grunde (36), welcher aus der statistischen Durchforschung der Totalität aller Merkmale der Erscheinungen gefunden, auch die Totalität der Erscheinungen selbst zu erklären im Stande ist (37). Der Beweis für die Richtigkeit der Theorie liegt in der Möglichkeit, alle Erscheinungen aus der Grundhypothese zu deuten (38). Im Interesse des Lesers ist neben der neuen Deutung die bisherige Deutung mitvorzuführen und es sind möglichst solche Beispiele aus solchen Büchern zu wählen, die dem Leser leicht zugänglich sind (39). Zur Verständigung des Lesers mit dem Darsteller muß der anzuführende Thatsachenzusammenhang auch psychologisch begründet werden (40). Dazu ist nur derjenige Theil der Psychologie

geeignet, welcher sich auf die Entstehung und Entwickelung der Vorstellungen bezieht, die Individualpsychologie giebt allein über die Entwickelung des individuellen Bewußtseins Rechenschaft (41), nicht aber die Völkerpsychologie. Alle in ihrem Grundmerkmal erkannten Sachen bedürfen einer Wortbezeichnung (42). Dieselbe ist einer bereits vorhandenen Sprache zu entnehmen, welche das Wort in der dem jeweiligen Sachverhalt entsprechenden Bedeutung hat (43). Nicht aus den Trümmern der Wörter ist das Bild der Urzeit wieder herzustellen (44), da die Bedeutung eines Wortes wechseln kann (45). Die Bedeutung eines Wortes hängt von der Vorstellung des Dinges ab, dem das Wort dient (46). Die Verkehrtheit der Methode, aus bloßen Wörtern Thatsachen festzustellen, wird an dem Beispiel des Wortes Leib demonstrirt (48) und gezeigt, zu welcher Willkür ein solches Etymologisiren ohne zuvorige Feststellung des Thatbestandes hinführt (50). Die Urgeschichte auf statistischer Grundlage muß von der auf linguistisch-paläontologischer Grundlage aufgebauten Urgeschichte in ihren Ergebnissen abweichend sein (51), weil jene auf einer Hypothese, diese dagegen auf einer Fiction beruht (52). Die sog. Indogermanische Sprachverwandtschaft beruht nur auf Fiction (53). Deshalb darf der sich nur an das Thatsächliche haltende Statistiker von den auf jener Fiction beruhenden Ergebnissen der Sprachvergleichung keinen Gebrauch machen (54).

Zweiter Abschnitt.

Das menschliche Wohnreihenlager im Allgemeinen unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung.

Es bestehen über den menschlichen Urzustand zwei entgegengesetzte Lehren, (55), die aber in Bezug auf das allmähliche Emporarbeiten zu immer Höherem übereinstimmen. Die Sage vom Paradies und die Lehre der ursprünglichen Ordnung der Dinge bilden ein wissenschaftliches Problem (56), dessen Lösung von weittragender, auch practischer Bedeutung ist (57). Die Lehre einer angeblichen Unordnung im Urleben der Menschheit, insbesondere in sexueller Hinsicht, ist Sympton eines ungeordneten Denkens der Vertreter dieser Lehre, welche einen falschen Begriff vom Wesen der Entwickelung haben (58). Zum Begriffe Entwickelung gehört ebensowohl Continuität wie Modificirung, weshalb es für die Darstellung der Entwickelung einer Sache unumgänglich nöthig ist, ihr wesentliches, die Continuität aufrechterhaltendes Merkmal ebenso hervorzuheben, wie die Merkmale aller derjenigen Subjecte, welche die Modification bewirken (59). Es wird an einem der Hauptvertreter der Promiscuitätslehre gezeigt, auf welche methodische Art er das prius und das posterius in der Entwickelung eines jeden Instituts festzustellen sucht (60), welch merkwürdige Zerfahrenheit des Denkens seine Methode kennzeichnet (61), und wie eine solch wilde Speculation ihm die Möglichkeit raubt, mit Erfolg über die Urgeschichte der Ehe zu schreiben (62). Der Werth seiner Arbeiten über vergleichende Rechtswissenschaft wird damit zugleich gekennzeichnet (63). Es wird an der Hand der Merkmale gezeigt (64), was das Grundmerkmal oder Wesen der Familie sei, und ebenso, worin das Wesen der Ehe begründet (65) und was an ihr unwesentlich ist; auch wird dargethan, wie einerseits die Ehe durch die Familie und wie anderseits die Familie durch die Ehe eine Modification erleiden konnte, ohne daß beide ihre Grundmerkmale verloren (66). Die Ehe war in der Urzeit Bestandtheil eines größeren Ganzen, einer Lagerordnung, in der entsprechend der Stellung aller Einzelnen

zu einander eine gegenseitige Destination stattfand (67). Die in den sog. Verwandtschaftsbezeichnungen zum Ausdruck kommende gegenseitige Bestimmung der Verehelichung, der Blutrache, Sühnung, Theilhaftigkeit an der Beute ꝛc. weist auf eine bestimmte Ordnung hin (68), die nicht von dem im unterschiedslosen Geschlechtsverkehr lebenden Urmenschen, wie ihn die Morgan'sche Schule schildert, erfunden sein kann (69). Da die leiblichen Organe des Menschen im Wechselproceß mit der ihn umgebenden Außenwelt stehen, so sind unsere Vorstellungen von dieser abhängig (70). Bei Unordnung und Promiscuität würde das Vorstellungsbereich des Urmenschen diesem Zustande entsprochen und so lange angedauert haben, bis die Außenwelt sich abänderte (71). Auch der Urmensch war an das Entwickelungsgesetz der Vorstellungen gebunden (72), und nichts konnte in seinem Intellect sein, was die Sinnesorgane nicht von Außen ihm zuführten (73). Um zur Erkenntniß einer Ordnung zu kommen, mußte der Mensch eine Ordnung schauen (74). Diese Ordnung konnte nicht der Lebensraum schlechthin, sondern nur der Wohnraum sein (75). In festgewordenen Reihen haben alle Gewohnheiten ihren Sitz (76). Das Sociale kann dem Territorialen nicht vorangegangen sein (77), weil dies nicht nur dem reinen Denken, sondern auch der Erfahrung widerspricht (78). Der den sog. Verwandtschaftsbezeichnungen zu Grunde liegende objective Thatbestand (79), sowie dessen bisherige Deutung wird vorgeführt (80) und das Irrthümliche derselben aufgedeckt (81). Die Thätigkeiten zur Erfüllung eines Zweckes sind unabhängig von der Erkenntniß des Zweckes (82). Um sich gegenseitig kennen zu lernen, war für die Urmenschen eine Permanenz im Wohnraum erforderlich (83). Die uns überkommenen Verwandtschaftsnomenclaturen tragen deutlich das Merkmal von Entfernungsbezeichnungen an sich (84). Die primitive Erkenntniß knüpft an das Örtliche an (85). Die Verwandtschaftsgruppennamen können nicht Benennungen für Altersschichten schlechthin sein (85), weil sie den objectiven Thatbestand nicht voll erklären (86); ihre richtige Deutung ist nur durch einen Inductionsproceß an den Gesammterscheinungen möglich (87), während jede bloß subjective Meinung zu einer Verhöhnung des Gegners führt (88), was an einem Beispiel gezeigt wird (89). Die Verwandtschaftsnomenclaturen sind auf eine Lagerordnung zurückzuführen (90); es wird dies noch psychologisch begründet (91) und gezeigt, daß die Urmenschen unter einander räumlich verbunden sein mußten, damit gleiche Empfindungen gleiche Lautgeberden hervorrufen konnten (95). Der den Verwandtschaftsbezeichnungen zu Grunde liegende Sachverhalt muß auf seine Bestandtheile untersucht werden (93), um die Entwickelungszustände der Wohnlager beurtheilen (94) und eine richtige historische Perspective gewinnen zu können (95). Nur die in den ethnologischen Berichten enthaltenen reinen Thatsachenmerkmale ermöglichen eine solche (96), während in den Stoff hineingetragene Fictionen davon entfernen (97). Nicht alles Nebeneinanderstehende steht in einem Zusammenhang mit einander (98); somit kann auch die allgemeine Kulturumgebung nicht schon an sich ein besonderes sociales Gebilde beeinflussen (99); denn jedes Einzelne hat sein Dasein für sich (100). Die Wohnlagerung konnte nur durch eine andere Wohnlagerung modificirt werden (101). Die Reihenlagerung kann nicht aus einem Zustande vorheriger Isolirung entstanden gedacht werden (102). Die bei primitiven Völkern beobachtete Ordnung ist nicht als das Resultat einer zuvorigen Unordnung anzusehen (103). Die von Morgan construirten Entwickelungsepochen sind ein willkürlicher Aufbau, erzeugt aus einer unklaren Vorstellung vom Begriffe Entwickelung (104). Der

Satz, daß der Mensch von Natur ein Heerdenthier sei (105), ist nur durch eine richtige Vorstellung vom Wesen der Horde zu erklären (106). Wie etwa hat man sich die natürliche Reihenlagerung zu denken? (107) Auch die Lagerung der Heerdenthiere scheint sich auf Raumbilder zurückführen zu lassen (108). Es giebt verschiedene Reihenlager (109), deren Reconstruction in diesem Buche versucht werden soll (110).

Dritter Abschnitt.

Das Reihenlager der Bewohner der Ebene und die dadurch begründete Organisation des Ackerbaues.

Nahrung und Wohnraum sind die Hauptbedingungen des Lebens. Genügt der Wohnraum nicht, so müssen sich Reihen ablösen (111). Von der Ernährungsweise der Urmenschen haben wir keine Kunde (112); die Frage, worin sie bestanden, darf nicht Ausgangspunkt einer Untersuchung sein (113). Stand die Wiege des Menschengeschlechts dort, wo die Bedingungen zu seiner Ernährung geboten waren, so lag keine Veranlassung zum Wandern vor (114). Auch Neugier konnte den Urmenschen nicht dazu bewegen (115). Ihm war die Wohnung anfangs nur Ruheplatz (116). Die erste Wohnung der seßhaften Horde ist zweireihig und schiffsförmig (117). Der schiffsförmige Reihenbau ländlicher Wohnstätten ist noch heute zu beobachten (118). Wo ist das Urmodell derselben zu suchen (119) und wie zu erklären? (120). Schiffsdörfer haben eine von andern Dörfern abweichende Agrarverfassung, nämlich „Gewanne "(121). Im Ausdrucke Vicus kommt das Characteristische der Gewanndörfer besser zur Geltung (132). Der Grundplan des polynesischen Hauses läßt ein Schiff erkennen; ein Vicus ist eine wechselreihige Wohnung (123). Seine eigentliche Heimath ist die Ebene (124). Auf ihr wurde der bessere Boden zuerst in Besitz genommen (125). Die Entdeckung des Ackerbaues ist weder Jägern noch Hirten zuzuschreiben (126); nur die konnten den Ackerbau erfinden, denen die Halmfrucht Hauptnahrungsmittel war (127). Um den Vorgang der Entwickelung des Samenkorns bis zur Fruchtreife beobachten zu können, mußte man seßhaft sein (128), doch konnte die Wohnstätte nicht inmitten eines Getreidefeldes stehen (129). In Amerika bestand vor dessen Entdeckung durch Europäer ein ergiebiger Getreidebau (130); auch hier findet man schiffsförmige wechselreihige Häuser (131) neben Hüttenreihen (132). Die Irokesen hatten keine Gentilorganisation, sondern Vicusverfassung (133). Morgan hat diese Erscheinung mißverstanden. Auch in Form von Pfahlbauten (134) finden wir schiffsförmige und wechselreihige Ansiedelungen (135), aus deren Befunden im Innern nicht voreilige Schlüsse gezogen werden dürfen (136). Auch das sog. irische Clanhaus ist eine wechselseitige Wohnung (137). Aus dem zweireihigen Einheitshaus ist das moderne Schiffsdorf abzuleiten (138). Die dem letzteren eigenthümliche Agrarverfassung schildert Tacitus in Germania c. 26 (139). Der bisherigen Auslegung dieser Stelle wird Erwähnung gethan (140); eine neue Übersetzung der Worte des Tacitus wird gegeben (141), insbesondere die Bedeutung von invices erklärt (142); es wird gezeigt, was spatia camporum bedeutet (143), daß spatium nicht Raum, sondern Abstand heißt (144), warum beim germanischen Vicus die Häuser in Abständen liegen (145) und wie sich der römische Vicus entwickelt hat (146). Im Vicus erfolgte die Occupation der Äcker von Allen gegenseits in Abständen (147), wodurch Theilstücke in einer Gewanne entstanden,

welche die Vertheilung des Ackerlandes erleichterten (148). Aus fortgesetzter gleichartiger Besitznahme erwuchs die „Gemengelage" (149), welche also Folge der Occupation nach der Methode ab universis in vices pro numero cultorum ist (150). Die bisherige Deutung der Gemengelage wird zur Vergleichung gegenübergestellt (151); man glaubt in ihr einen vorrausberechneten Besiedelungsplan im Interesse der Gerechtigkeit erblicken zu müssen (152). Nicht die aus einem Gemeingeist entsprungene Feldgemeinschaft hat die Dörfer geschaffen (153), sondern die Wohnlagerung war der Grund einer solchen Ackerverfassung (154). Die Zweckmäßigkeit einer Einrichtung liegt in der Einheit des Resultats (155) und ist nicht an sich das Ergebniß vorausbedachter Handlungen (156). Der Schlüssel für die Planmäßigkeit der Gewanneintheilung ist nicht in der Technik der Messung zu suchen (157); die Germanen des Tacitus wußten den Werth des Ackerlandes noch zu wenig zu schätzen (158), da sie Ackerland überließen (159). Das arva per annos mutant bezieht sich nur auf den Bestellungswechsel (160). Tacitus darf nicht aus mittelalterlichen Quellen interpretirt werden, sondern es ist zunächst aus den objectiven Merkmalen seiner Schilderung der Sachverhalt festzustellen (161). Die Bewohner des heutigen Deutschland sind zur Zeit ihres Bekanntwerdens kleine, sich befehdende Völkerschaften; nur wandernde und seßhafte Horden kämpfen um Raum (162). Zu den seßhaften Horden gehören auch noch andere, die nicht Vicusverfassung haben (163). Es giebt Horden, die an Seen und Flüssen wohnen, deren Pfahlwohnung Wanne heißt (164). Sie sind den Vicuswohnern in Bezug auf ihre Wohnung ähnlich (165). Sie betrachten sich unter einander als örtlich Verwandete (166). Bei ihrer Berührung mit Wanderhorden entstehen auf ihren Pfahlbauten Einzelhütten (167). Außer ihnen bauen andere Horden direct auf das schlammige Land (168) und werden bei Familiengründungen genöthigt, ihre Häuser in Entfernungen von einander anzulegen (169); sie verbinden sich unter einander durch Brückenwege (170), deren einer auf Grund einer Schilderung aus Westfalen dem Leser beschrieben (171) und in zweifacher Deutung vorgeführt wird. Diese Anlagen führen zu einer schlangenreihigen Ansiedelung (172) und zu einer besonderen Ackerverfassung, bei welcher jeder Einzelne sein Ackerland in einem einzigen regelrecht verlaufenden Streifen hinter dem Hofe hat (173). Characteristisch für diese Slandörfer ist die Einhegung des Ackerlandes (174). Sie siedeln später nach dem Höhenlande über (175). Ihr Befund in Irland ist nicht aus einem Übergang von Viehzucht zum Ackerbau zu erklären (176). In Irland sind aus dem 6. Jahrhundert deutliche Spuren von Ackerbau ohne Viehzucht vorhanden (177), worauf schon Seebohm hingewiesen hat (178). Die Bewohner des ebenen Landes waren Ackerbauer ohne Pflug, die man Arier nennen kann (179). Ihr Schiffshaus war ihrer Ausbreitung günstig (180). Die Geschichte von der schwimmenden Arche kann sich unzählige Male wiederholt haben (181). Die Verfassung der Arche wurde durch die Familiengründung sowohl auf der Männer- als auch der Weiberseite modificirt (182); man zählt in ihr sieben Männer und sieben Frauen. Die Sieben spielt im Völkerleben eine Rolle (183). Die siebartige Verwandung im Hordenhause hieß Sept oder Sippe bezw. Sabba (184); die Insassen der sabba bezw. des Vicus wurden von den die Arbeit verrichtenden Famels als sapientes bzw. Weise angesehen. Später wird die Arbeit gegenseits verrichtet (185) und Einer hat die Woche. Im Sept sind auch sieben Sifen (186). Diese sprachliche Mystik zeigt sich auch in Indien (187). Die Arier differenziren hordenweise (188).

Vierter Abschnitt.

Die Reihenlager der Bewohner des Hochlandes und die dadurch begründete Berufsorganisation.

Den Bewohnern des ebenen Landes [Hera] entgegengesetzt sind die beweglichen Horden des Hochlandes [Gaea] (189). Jene waren seßhaft, diese wandernd (190). Die Entstehung der Wanderhorden läßt sich nicht bestimmt erklären (191). Da kammernartige Wohnungen, wie in der Ebene, sich auch in Berg-Höhlen (192), beispielsweise Phrygiens und Amerikas (193) finden, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Bewohner der Gaea aus den Urbewohnern des Niederlandes infolge verschiedener Ereignisse hervorgegangen sind (194). Es giebt keinen angeborenen Wandertrieb (195). Die Wanderhorden der Gaea heißen Genneten oder Gentes (196). Ueber Ursprung und Wesen der Gens konnten die Schriftsteller des Alterthums keine Auskunft geben (197). Moderne Gelehrte haben über die Gens mannigfache Hypothesen aufgestellt (198). Das die Gens betreffende Problem wird formuliert und vorläufig beantwortet (199). Die γεννῆται sind der Gegensatz zu ὀργεῶνες; erstere sind Gewanderte, letztere Ureinwohner der Ebene (200). Das Wort γεννῆται erlangt später die Bedeutung von ὁμογάλακτες (201). Orgeonen und Genneten feiern in Griechenland im Feste der sog. Apaturien ein Versöhnungsfest, dessen einer Tag Kureotis heißt (203). An ihm erfolgte die Eintragung der Kinder in die Liste der Phratoren (204) und für die Gens insbesondere die Scheidung ehelicher und unehelicher Kinder (205). Durch diese Scheidung erkannte der Gennete das Kind als das Seinige an; so erst erlangt γενεῖν die Bedeutung von kennen (206). Die Scheidung von Ehelichen und Unehelichen wurde durch die Wohnlagerung der Genneten nothwendig, als diese fremde Weiber raubten und mit ihnen Umgang nahmen (207). Der über der menschlichen Zeugung schwebende Schleier wurde erst nach der Berührung der Gens mit der seßhaften Horde gelüftet (208). Das Wort Gens hat vor dieser Erkenntniß bestanden (209). Der deutsche Genote ist nicht der Genießende (210), sondern ist sachlich identisch mit dem griechischen Genneten (211). Der ursächliche Keim der Gens lag nicht in der Einsicht in die Nothwendigkeit einer Zähmung der geschlechtlichen Begierde (212). Das sog. Mutterrecht ist nicht der Gens, sondern dem Vicus eigen (213) und eine Folge der Hordenlagerung desselben (214). Die Gens lagerte rund um den Feuerplatz (215) und hatte eine natürliche Umhordung, die verschieden benannt wird (216). Sie hat den Trieb sich abzusondern, wodurch ein Zustand der Idiosynkrasie entsteht (217); sie hat einen communistischen Haushalt, in welchem Männer, Frauen und Kinder beisammen wohnen (218), die sogar am Kampfe mittheilnehmen; auch hat sie keinen Pater, sondern einen Genitor (219). Eine Eigenthümlichkeit der Gentes sind die Hundertschaften (220). Die Menschen haben nicht an den Fingern zählen gelernt (221). Hundertschaft ist ursprünglich keine abgezählte Menge, sondern eine räumlich abgeschlossene Einheit (222). Das Wesen der Hundertschaften wird an der mongolischen Horde Chingis-Chan's veranschaulicht (223). Dehe, Sfabe, Hefare und Toman waren Raumeinheiten; das Heer wurde nicht gezählt, sondern räumlich abgemessen (224). Die Benennungen für hundert sind in vielen Sprachen gleich (225); man unterscheidet sprachlich das Raumhundert vom gezählten Hundert (226). Characteristisch für die Hundertschaft ist, daß das Lager im größten wie im kleinsten seiner Gebilde dieselbe Organisation hat (227). Sie ist eine aus der Wechselbeziehung der

Dinge unter einander hervorgegangene Sache und kein Kunstproduct (228). Scheiden kriegerische Wanderhorden Frauen und Kinder aus, so zieht sich die Horde in $^5/_{12}$ als Quincunx zusammen (229). Die Keilrotte ist eine Folge der Rundlagerung (230). Das in Halbe und Viertel eingetheilte Rundlager wird an einer Figur erklärt (231). Die Viermänner und Zwölfmänner spielen im Kreislager eine Rolle (232). Das bis ins Kleinste geviertelte Kreislager ermöglicht es der Wanderhorde sich im Kleinen niederzulassen (233), wie an einer Figur veranschaulicht wird. Tribus ist im kleinsten wie im größten Rundlager ein Quatuor (234). Der Feuerplatz oder Pur zerfällt in zwei Halbkreise oder Pol (235); letzterer dient zur Fangstelle des Viehs und heißt capistrum oder Halfter. Der den Wanderhorden characteristische Ring (236) dient in seiner Nachbildung verschiedenen Zwecken (237). Das den Wanderhorden eigenthümliche Aufsuchen der Einsamkeit in abgeschlossenen Wohnlagern führt den Gestaltungstrieb zu Sonderbeschäftigungen (239). Woher kam bei den großen Welteroberern der plötzliche Reichthum und wie ist die Entstehung der Sclaverei zu erklären? (240) Die Entstehung der Berufskasten ist auf das abgesonderte Wohnlager der Horden der Gaea zurückzuführen (241). Die Genneten wurden wegen ihrer Kunstfertigkeit geraubt (242) und wurden entweder Einzelsclaven oder reihenweise eingegliedert oder es entstanden Unterordnungsverhältnisse in Kastenform (243). Arbeitstheilung und Berufsgliederung sind ihrem Ursprung und Wesen nach verschieden (244). Die Familie ist durch Einstellung fremder Arbeitskräfte entstanden (245). Auf niederen Stufen besteht Einseitigkeit in der Beschäftigung (246); sie ist in der Geschichte des Völkerlebens nicht als Hochmuth oder Trägheit, sondern als ein Entwickelungsstadium anzusehen (247). Zur Bestimmung der Verwandtschaft der Völker sind zweierlei Hauptelemente erforderlich (248). Beim Gebrauch von Völkernamen ist Vorsicht geboten (249). Auch die Entwicklung des Völkerlebens beruht auf der Verschmelzung relativer Gegensätze, die überall deutlich zu erkennen sind (250). So lange der Verschmelzungsproceß nicht abgeschlossen ist, sind Spott und Hohn als Begleiterscheinung bei denen anzutreffen, welche den Werth ihrer gegenseitigen Leistungen noch nicht erkennen (251).

Fünfter Abschnitt.

Das Reihenlager der Viehzüchter in Wechselwirkung zum Reihenlager der Ackerbauer.

Die Zähmung der Thiere ist nicht auf einen bewußten Vorgang menschlicher Reflexion zurückzuführen (252). Es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß das Thier ursprünglich scheu war und daß es der Mensch verfolgte (253). Kinder sind den Thieren freundlich. Thiere kamen der Nahrung wegen freiwillig in die umhordeten Wohnlager (254). Ihre Zähmung war ein friedlicher Act (255). Um die Bedeutung der Milch für die menschliche Ernährung erkennen zu können, mußte das Thier bereits gefangen sein (256). Die Construction eines wirthschaftlichen Urzustandes auf Grund eines summarischen Werthurtheils führt die Wirthschaftsgeschichte in falsche Bahnen (257). Jäger konnten weder Ackerbauer noch Viehzüchter werden (258). Das umzäunte Rundlager wurde für seine Bewohner der bestimmende Grund, Viehzüchter zu werden (259). Durch die Heerdenhaltung wurde die Gens nur noch beweglicher und reißt Ackerbauer mit sich fort (260). Diese Erscheinung wird am Volke der Sueven exemplificirt (261). In ihrem Lager sind Viehzüchter mit Acker-

bauern vereint (262); sie bilden zusammen eine gens cognatioque qui una coierunt (263). Der suevische Ausdruck dafür ist Hunda-Härad (264), der im Völkerleben weit verbreitet ist (265) und zu dem Gerücht Veranlassung gegeben hat, die Sueven hätten centum pagos gehabt (266). Durch solches Zusammenleben entsteht nach und nach der Semming (267). Bei der ersten Begegnung heterogener Horden erkennt man häufig in sich nicht das Menschliche (268). Die Anthropophagie tritt erst spät auf und besteht in Verkennung des Menschenthums (269); sie verschwindet durch das Erkennen desselben (270). Die Unterscheidung von Endo- und Exokannibalismus ist methodisch falsch (271). Der Kannibalismus ist kein psychologisches, sondern ein ethnologisches Problem (272), welches in der Lösung des Widerspruchs zwischen solidarischem Verbundensein und gegenseitiger Tödtung besteht (273). Jedes dem Kannibalismus huldigende Volk besteht mindestens aus zwei Horden (274). Auch die Semnonen sind ein Gemisch, in welchem Standesunterschiede bestehen (275) wegen der beiden darin befindlichen Berufe. Ackerbauer und Hirten sind in der Urzeit getrennt (276). Cäsar hat nicht behauptet, daß alle Germanen sehr wenig Ackerbau treiben (277) und berichtet ausdrücklich, daß die Bewohner der Ebenen dem Getreidebau oblägen (278). Cäsar erklärt nur, daß keineswegs alle Germanen Ackerbau treiben (279). Zu den sich nicht des Ackerbaues befleißigenden Germanen rechnet Cäsar die Sueven, deren Zustand er schildert (280). In ihren Hunda-Härads giebt es magistratus ac principes, Zeltordner und Landanweiser als Organe, daß Alles glatt vor sich geht (281). Diesen civitates ist es größte Ehre, möglichst weit um sich herum Ackerlandschaften zu zerstören, um Einsamkeit zu haben (282). Es gab zur Zeit des Cäsar noch keine großen, von den Indogermanen abgezweigte Stammesstaaten (283). Alle Hunschaften lösen sich schnell auf und ziehen sich schnell zusammen (284). Sie haben kleine Häupter und nur in Kriegszeiten ein gemeinsames Oberhaupt (285); es besteht im Hunda-Härad ein zweifaches Principat, (286); seine äußere Gestalt ist ein mit einem Quadrat verbundener Kreis (287). Der Härad bestand aus 42 Mann. Von einem inneren Suevenreich haben wir keine Kunde (288). Der Name Sueven ist eine allgemeine Bezeichnung für Wanderhorden, denen characteristisch ist, daß sie in Abtheilungen gegliedert sich vorwärts bewegen (289). Der von Tacitus beschriebene Ackerbau in den Vicis kann nicht aus der von Cäsar geschilderten mit Ackerbau verbundenen Viehwirthschaft hervorgegangen sein (290). Ueber die Urgeschichte der Germanen bestehen große Meinungsverschiedenheiten (291). Da Meinungen subjektive Deutungen sind (292), muß die von Tacitus ausgesprochene Meinung einer einheitlichen Abstammung der Germanen auf ihre Thatsachenmerkmale untersucht werden (293). Beispielsweise sind sich Katten und Tenchtherer heterogen (294). In Germania stehen Seßhafte Wandernden gegenüber und zwischen beide treten die Römer (295). Diese Sachlage ist der Verschmelzung der heterogenen Horden günstig (296). Vom Widerstand auf jeder Seite hängt das Resultat der Vermischung ab (297). Eine durchwirkende Vermischung ist nur in kleinen Gebilden möglich (298). Wir besitzen keine directen Beweismittel für die älteste Besiedelung Irlands (299). Die beiden aus dem 7. Jahrhundert stammenden Sagen widersprechen sich (300). Doch läßt sich der Widerspruch heben, wenn man in Irland in jener Zeit eine Ueberschwemmung der Ebenen mit Viehzüchtern annimmt (301). Es wird gezeigt, was ein Dorf ist und wie es entsteht (302). Das Dorf hat 12 Einzelhöfe und ist ursprünglich ein Viertelkreis (303). Mit dem Ausdrucke Clan wird in der Wissenschaft Unfug ge-

trieben (304). Um das irische Clanhaus erblickt man auch Rundhütten (305). Der Wald war zwar Grenze, doch auch der Berührungspunkt für Ackerbauer und Viehzüchter (306). Wir begegnen im Scheerenland einem Vieräckersystem (307), das durch vier Männer eines Rundlagers entsteht (308). Die Eintheilung in 16 Haushaltungen ist etwas anderes als die Eintheilung des Townlandes in 12 Seisrighs (309). Die in der Feldeintheilung Irlands zu beobachtenden unregelmäßigen Grundstücke von verschiedener Größe deuten auf Vermischung von Ackerbauern und Wanderhorden hin (310). Zum Verständniß des Clan sind die Rundhütten um das oblonge Haus mit zu beachten (311). Die zweierlei Bezeichnungen für ein und dieselbe Sache in dem letzteren weisen auf eine Verbindung von Ackerbauern und Viehzüchtern hin (312). Das oblonge Haus dient dem Ackerbau, die Rundhütten der Viehzucht (313). Aus der Verschmelzung beider Einrichtungen entsteht der kultorische Ackerbau (314). Clanland ist gerodetes Waldland (315). In Irland bemerken wir einen Vermischungsproceß von Ackerbauern mit Viehzüchtern und umgekehrt (316). Die Clanverfassung wird durch die von den letzteren übernommene Viertheilung characterisirt (317), weshalb acht auf jeder Seite des Vicus anzutreffen sind (318). Der Tanaist im Clan ist als der neunte anzusehen (319) und als später hinzugekommen zu betrachten (320). Es bestehen Gesetzmäßigkeiten, aber auch große Verschiedenheiten im Völkerleben (321). Die Wirthschaftsgeschichte darf nicht mit der Geschichte der Nationalitäten verquickt werden (322). Meitzen's Deutung des Ortes Geusa (323) ist auf eine unrichtige Interpretation von Tacitus zurückzuführen (324); Geusa ist eine aus heterogenen Bestandtheilen zusammengeflochtene Ortschaft, ein Flecken, wie seine einzelnen Bestandtheile erweisen (325). Vicus, Turba und Flecken sind Ortschaften im Gegensatz zu Weiler (326). Das Dorf ist ursprünglich Anlage der Viehzüchter (327). Es ist im Interesse eines gemeinsamen Verständnisses eine neue Nomenclatur zu schaffen (328). Die Viehzucht aufnehmenden Ackerbauer pflügen mit acht Zugthieren (329). Das Verloosen der Grundstücke ist eine Eigenthümlichkeit der Ackerbau annehmenden Viehzüchter. Bei den Ariern besteht der Einzelbesitz vor dem Gemeinbesitz, bei den Genoten der Gemeinbesitz vor dem Einzelbesitz (330).

Sechster Abschnitt.

Der Kampf der Ackerbauer mit den Viehzüchtern in der Sage und Mythologie.

Was in den vorausgegangenen Abschnitten festgestellt und was nicht festgestellt werden konnte (331). Fragen der wissenschaftlichen Forschung sind von dem zu untersuchenden Material abhängig (332). Wanderhorden werden nur durch seßhafte Horden seßhaft (333). Es giebt Horden, die vom Holz- zum Steinbau und andere, die vom Stein- zum Holzbau übergegangen sind (334). Ein Übergang aus der ursprünglichen Vereinzelung zur Reihengliederung bedeutet eine grandiose Revolution (335). Die Urgeschichte ist nicht blos eine Geschichte der Wanderungen (336). Die Annahme, daß die Griechen aus einer nationalen Einheit sich in selbständige Stämme zergliederten, widerspricht dem Entwickelungsgesetz und der historischen Erfahrung (337). Die in Griechenland vorgefundenen Dialekte können nicht geographischen Einflüssen zugeschrieben werden (338). Daß die Griechen als ein Zweig der sog. arischen Völkerfamilie anzusehen sind, ist in Zweifel zu ziehen (339), zumal man von dem Volke der

Indogermanen nichts Thatsächliches weiß (340). Durch Berührung der seßhaften mit den Wanderhorden entstanden Kämpfe, die in Mythen zum Ausdruck kommen (341); man muß sich in der Mythologie zunächst nach thatsächlichen Begebenheiten umsehen (342) und die Deutung eines Mythos von dem gedeuteten Sachverhalt ausscheiden (343). Die unpersönlichen Auffassungen der Naturerscheinungen repräsentiren nicht die ersten Zeiten der Mythen (344); vielmehr sind die Thaten der Menschen die Grundlage der Mythen (345). Die Deutungen der Mythen durch Kuhn und Schwarz widersprechen der psychologischen Erfahrung (346). Man muß in der Mythologie die Entstehung der Sagen und die spätere Ausbildung derselben unterscheiden (347). Dämonen sind Bewohner des hochgelegenen Landes; sie werden in Dan repräsentirt (348). Das erste Hordengemisch personificirt der Inachide Gelanor (349), der Begründer des cultorischen Ackerbaues, ein Ingemann (350). Die altindischen Veden stammen aus verschiedener Zeit (351). In ihnen begegnen wir zwei Gegensätzen, den Arya und Dasyu (352). Die Deutung der Arya als die Ehrenvollen ist unhaltbar, weil auch die Dasyu ehrenvoll sind (353). Der den indischen Veden zu Grunde liegende Stoff fordert zu einer Analyse desselben auf (354). Ein einheitlicher altindischer Staat ist aus denselben nicht zu erweisen (355). Die Arya sind die eingesessenen Ackerbauer (356), deren sehnlichstes Verlangen auf der Dasyu Rinderheerden gerichtet ist (357), weil sie infolge ihrer Einengung genöthigt sind, zur Viehzucht überzugehen (358). Die Ansicht, die vedischen Arya seien Halbnomaden gewesen, die von Viehzucht zum Ackerbau übergingen, ist unhaltbar (359). Grama bedeutet nicht Dorf, sondern ist der Platz innerhalb des Vicus (360). Wie die Puru entstanden (361), wozu sie ursprünglich dienten (362) und in welcher Stellung sie sich den Arya gegenüber befanden (363). Weitere Zeichen, daß die Arya seßhaft waren (364). Warum die seßhaften Ackerbauer keine Ringmauern dulden (365). Der Kampf der Arier mit den Gentes zeigt sich an verschiedenen Orten (366). In der griechischen Mythologie findet er seinen Ausdruck im Kampfe der Heroen mit den Giganten (367). Die Giganten sind Abkömmlinge der Gaea (368). Der Kampfplatz sind die fruchtbaren Gefilde der Niederungen (369). Warum die Giganten Schlangenfüße haben (370) und wieso die äußere Naturumgebung in den Mythos mit hereingezogen wird (371), ohne daß doch das eigentlich Wesentliche an jenem Kampfe darin untergeht (372). Die Arier werden durch Ares repräsentirt (373). Herakles ist der Cultor im Clan, Amphitruo der um das Clanhaus herumwohnende Viehzüchter (374); letzterem verdankt Herakles seine Stärke. Die Stellung der Athene (375) und der Hera zu Herakles und das Verhältniß der Hera zu Zeus (376); bei diesem erkennt man drei Entwicklungsstadien (377). Apollon vertritt die nomadisirenden Hirten (378). Hermes ist nicht in erster Linie Gott der Diebe und Kaufleute, sondern Ackerbauer, der durch die Lage der Umstände Rinderentführer wird (379). Dadurch vermittelt er den Ackerbau mit der Viehzucht (380). Was wir unter der Lyra des Hermes zu verstehen haben (381), was die Schildkröte im Mythos für eine Bedeutung hat (382) und wie der Mythos bisher erklärt wurde (383). Die Verschiedenheit des Ares bezw. Mars bei Griechen und Römern (384). Warum die Jo als die ärgste Feindin der Hera angesehen (385) und wie durch das Auftreten der Jo das Land der Hera verändert wurde (386). Auch die Einzelhöfer rufen mythologische Gestalten hervor (387), aus denen ihre agrare Bedeutung noch erkennbar ist (388). Neben den Schlangenreihen-Bewohnern treten auch mythische Repräsentanten des Scheerengebietes auf (389), die eben-

falls theilweise nach dem Oberland ziehen müssen (390). Die naturwissenschaftliche Beleuchtung dieser Gestalten deckt uns nicht ihr Grundmerkmal auf (391). In den Mythen treten handelnde Personen auf (392). Durch die oft willkürlichen Zusammenstellungen der Mythen ist der urgeschichtlichen Erkenntniß viel verloren gegangen (393). Der Kampf der Seßhaften mit den Wanderhorden kommt in der schwedischen Mythologie in einer besonderen Form zur Erscheinung (394). Es sind in ihr Merkmale wiederholten Auftretens verschiedener Wanderhorden vorhanden (395); die Hauptrepräsentanten sind die Asen und Jätten (396). Oden und die Asen sind Einzelhöfer (397). Zu ihnen kommt in die Ebene Thor mit seinen Böcken (398). Oden verläßt seine Brüder We und Wile und geht nach dem Oberland (399). Thor und Oden werden von den Mythologikern oft verwechselt (400). Letzterer erlangt gegenüber dem ersteren im Mythos eine bevorzugtere Stellung (401). Warum die Inga in Schweden häufiger auftreten (402). Die Mythologien aller Völker enthalten kostbare Schätze, die noch gehoben werden müssen (403). Die irdische Harmonie ist unvollkommen (404).

Abbildungen.

		Seite
Fig. 1.	Der Vicus von Trebnitz	118
„ 2.	Die Entstehung der spatia camporum durch Arbeiten in Abständen	147
„ 3.	Gemengelage der Grundstücke mit Vicus	149
„ 4.	Das schlangenförmige Frankenau im Königreich Sachsen	175
„ 5.	Entstehung der Keilrotte	230
„ 6.	Das Rundlager in seinen einzelnen Bestandtheilen	231
„ 7.	Rundlager in Korallenform	232
„ 8.	Ein kleinster Viertelkreis	234
„ 9.	Eine Hunda-Herad	287
„ 10.	Die Turba Witzeetze im Drawehn	303
„ 11.	Vieräckersystem	307
„ 12.	Der Flecken Geusa im Kreise Merseburg	323

Erſter Abſchnitt.

Ueber die Behandlung urgeſchichtlicher Probleme auf ſtatiſtiſcher Grundlage.

Unſer Nachdenken über das Leben der Menſchheit erſtreckt ſich der Hauptſache nach auf die Beantwortung der drei Fragen: was war? was iſt? und was wird ſein? So wenig als wir die Zukunft ohne Kenntniß der Gegenwart zu ahnen im Stande ſind, ſo wenig können wir die Gegenwart richtig beurtheilen, ohne die Vergangenheit bis in ihre erſten Anfänge erforſcht zu haben. Denn zwiſchen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beſteht eine Continuität dergeſtalt, daß jeder Einzelzuſtand der Folgezeit immer nur eine Modification des Urzuſtandes iſt. Die Nothwendigkeit *geſchichtlicher* Forſchung in ihrer Bedeutung für zukünftige Maßnahmen wird heutzutage ſelbſt von denen gewürdigt, die der ſtrengen Wiſſenſchaft im Allgemeinen fern ſtehen. Skeptiſcher ſteht man dagegen dem Werthe *urgeſchichtlicher* Forſchungen gegenüber, bei denen uns das „Archiv“ fehlt, welches der ſchlechthin „Geſchichte“ genannten Forſchung zu Gebote ſteht. Daß ſo Viele von der Urgeſchichte nicht viel halten, verſchuldet nicht zum Wenigſten die ſog. *moderne* Ethnologie, die, über das Ziel ihrer Aufgabe ſelbſt noch im Unklaren, ſtatt ſich auf das Erforſchen der heutigen Naturvölker zu beſchränken, urgeſchichtliche Probleme in einer Weiſe in ihr Gebiet zieht, die geradezu gefährlich iſt.

Wenn ſich die Völkerkunde, wie es ja auch durch eine Anzahl von Gelehrten noch immer geſchieht, mit einer rein ſachlich beſchreibenden Darſtellung der heutigen Naturvölker unter Berückſichtigung ihrer natürlichen Lebensbedingungen und phyſiſchen Eigenſchaften begnügt, ſo kann ſie für viele Wiſſenſchaften großen Nutzen ſtiften. Die letzteren erhalten ein werthvolles Material, das uns der Mühe enthebt, auf die große Maſſe älterer und neuerer Reiſebeſchreibungen zurückzugehen, und wir können mit einem bereits geſichteten Material viel bequemer einen urgeſchichtlichen Aufbau unternehmen. Aber eine ſo rein ſachlich beſchreibende Darſtellung ſcheint einigen Ethnologen offenbar nicht vornehm genug zu ſein: als ob eine

sachliche Schilderung nicht ebenfalls ein Kunstwerk wäre, das man mit leichter Hand bieten könnte! Man will würzen, weil man eine objective Schilderung für zu trocken hält. Doch wer je ein Buch aus der Feder z. B. von der Steinen's zur Hand hatte, weiß, daß man Beides sehr wohl vereinigen kann, ohne daß das rein Sachliche darunter leidet.

Bedauerlicher Weise bemächtigen sich einige Ethnologen des ethnographischen Materials in einer Weise, die mehr zertrümmert, als conservirt. Man will vergleichende Völkerkunde schaffen, ahnt aber nicht, daß man, um Gegenstände mit einander vergleichen zu können, zuvor sowohl den Grund als auch die Bedingungen derselben in einer Entwicklungsreihe vor sich haben muß. Der Grund oder das Urmerkmal völkerkundlicher Erscheinungen kann nun aber nur in der Urzeit gesucht werden. Deshalb muß die letztere ergründet werden, bevor man die Modificationen der Urmerkmale einander vergleichend gegenüberstellen kann. Die vergleichende Ethnologie setzt urgeschichtliche Erkenntniß voraus; die Urgeschichte ist aber eine besondere Wissenschaft, die mit der Ethnologie durchaus nicht zusammenfällt, sich, wie diese, zwar auf völkerkundliche Materialien stützt, aber eine Reihe anderer Wissenschaften als Hilfswissenschaften hat.

Es ist nicht zu billigen, daß einige Ethnologen entweder die völkerkundlichen Berichte zerzausen oder aber mit rein speculativ gewonnenen Anschauungen über angeblich bestandene Urzustände das heutige Völkerleben beleuchten und seine Einrichtungen zu erklären versuchen. Und in beiden Fällen werden die auf solche Art gewonnenen Erzeugnisse als das Ergebniß einer besonders exacten Untersuchungsmethode mit einer Sicherheit vorgetragen, die den Urgeschichtsforscher geradezu zu einer Polemik reizt. Glaubt man an die vorgetragenen Meinungen nicht, so wird man mit Hohn überschüttet, und sucht man gar an ihre Stelle etwas anderes zu setzen, so kann man erwarten, daß einige von diesen Ethnologen zur Verleumdung und Entstellung der Wahrheit greifen.

Die, welche in wilder Weise die einheitlichen Berichte zerpflücken, bieten Sammelsurien dar, die Niemand gebrauchen kann, weil sie in weiter nichts als in zusammenhangslosen Notizen bestehen. Man nehme nur ein Buch von Bastian zur Hand und wird dies bestätigt finden. So liest man beispielsweise in dem mir gerade zur Hand stehenden Buche von Bastian, „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde, Berlin 1872", wofür ich ebenso gut ein anderes Buch und eine andere Stelle desselben Autors hätte wählen können, auf S. 370 wie folgt: „Wenn sich die Seelen der Otomaken nach Westen begeben, wo sie ohne Arbeit und Beschwerden leben werden, begegnet ihnen der Vogel Tighitighi, der die nicht Wehrhaften beim Angaffen auffrißt (Gilii) [Polynesien]. Am Tage ihrer Erscheinung sehen wir die Tannen-Wälder, die Kräuter-

Haiden, die Bienen Schwärme, die Herings Bänke, die Büffel Heerden, die Menschen Nationen (Agassiz).[1]) Der emancipirte Sohn, als aus dem Sclavenband der Familie herausgetreten, hatte kein Theil am Erbe (in Rom). Aus Luoguo's Nabel und aus seinem Schenkel, worin er einen Einschnitt machte, entsprang der erste Mensch (de la Borde) bei den Caraiben. Die Völker von Guinale beten (wie die Kasanger) ein Bündlein Stöcke (China genannt) als Abgott an (s. Dapper) . . . Die Männer (in Kalabrien) haben den Kopf ihres männlichen Gemächts mit einem Bast verbunden, auch wohl in einer langen Kalabasse stecken (Dapper). Der in Wirbeln wohnende Vogel Jungo nimmt die in den Böden Umkommenden zu sich herunter, ihnen Medicin zu lernen (in Sofala). Wer auf die Eier des Vogel Jawo tritt, ist zu reinigen (an der Westküste). Das gelbliche Volk der Mathola, im Norden der Kaffer, windet das schlichte Haar in Zöpfen um den Kopf (1801). Wenn bei den Mazikonegern ein Ehemann oder eine Ehefrau stirbt, so wird die Schuld allezeit auf den Längstlebenden gelegt (Dapper). Der paterfamilias hat das jus vitae ac necis, und kann den Sohn als Sclaven verkaufen oder noxae geben."

Ich breche ab, weil das Wenige genügt, um zu erweisen, wie selbst ein Mann in der Stellung Bastian's, dessen Verdienste um die Sammlung und Sichtung ethnographischer Gegenstände ich voll zu würdigen verstehe, die ethnologische Aufgabe sich stellt, die er noch neuerdings[2]) dahin zusammenfaßt: „In ethnologischer Forschungsweise wird man jeder Hirnquälerei allmählich überhoben sein, in Grübeln (über Mögliches und Unmögliches) und Voraussetzungen (zum hypothetischen Aufthürmen), da es sich einzig um genügende Ansammlung richtig constatirter Thatsachen handelt. Dann genügt objective Zuschau, um vor sich entfaltet zu sehen, was die Gesetzlichkeiten aus sich selbst zu sagen und zu lehren haben. Und so ergiebt sich das (im Völkergedanken nachgefragte) „Wie" aus dem „Was" selber, wenn die Gesetze selbst sich aussprechen (ohne subjectiv hineingetragen zu sein)."

Wie man aus der Lectüre einer solchen „Ansammlung" von Notizen „bei objectiver Zuschau vor sich entfaltet sehen" kann, „was die Gesetzlichkeiten aus sich selbst zu sagen haben", vermag ich selbst beim reiflichsten Nachdenken nicht einzusehen. Solchen Büchern dürfte man, wenn man consequent sein will, gar keinen Titel geben, sondern müßte es ebenfalls der objectiven Zuschau des Lesers überlassen, sich einen zu wählen. Daß das citirte Buch „die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde" benannt wird, ist geradezu eine Beschränkung der objectiven Zuschau.

[1]) Ich bemerke, daß ich wörtlich abdrucke.

[2]) Bastian, Controversen in der Ethnologie, Berlin 1894, II, S. 9.

Aber diese „ethnologische Forschungsweise", die man merkwürdiger Weise „inductiv" nennt, ist keineswegs das schlimmste in der modernen Ethnologie; sie ist ungefährlich, und zwar schon deshalb, weil Niemand eine Nutzanwendung in andern Wissenschaften davon machen kann. Diese Darbietungen bleiben gewissermaßen aufs engste Haus der Ethnologen selbst beschränkt; sie werden ausschließlich von den letzteren consumirt, unter einander besprochen und beweihräuchert. Wenn diese für andere Wissenschaften ungenießbare Speise von den Ethnologen selbst verdauet werden kann und ihrem Geschmack entspricht, so werden sich die übrigen Wissenschaften darüber nicht grämen. Nur mögen Jene sich fernerweit nicht mehr beklagen, daß Diese vornehmer Weise von den Forschungen der modernen Ethnologie zu wenig Notiz nehmen, und sich auch nicht, wie es u. A. Vierkandt thut, darüber wundern, daß „ein so gründlicher und vielseitiger Denker, wie W. Wundt, nirgend und auch nicht in dem jüngst erschienenen Schlußbande seiner neu aufgelegten Logik, welcher sich mit den Principien und Methoden aller Geisteswissenschaften, darunter auch der Sociologie, Völkerkunde, Völkerpsychologie u. s. w. eingehend befaßt, der Leistungen Bastian's Erwähnung thut". Soll man einer „Forschungsweise" Erwähnung thun, deren Endziel im Ueberhobensein von jeder Hirnquälerei liegt?

Viel schlimmer, weil geradezu gefährlich, ist eine andere Forschungsweise, die, wenn ich Bastian richtig verstehe, er gerade bekämpfen will und die ihn in späteren Jahren zu seiner Einseitigkeit in dem an sich gerechtfertigten Kampfe hingeführt haben dürfte. Es ist die Verquickung der Ethnologie mit der Urgeschichte. Sowie der Knabe in der Meinung, daß die Blumen nur ihm allein gehören, sich über ein Blumenbeet mit ausgebreiteten Armen und Händen hinwirft, um die Spielgenossen zu verhindern, daß diese am Beete Antheil haben, so umfangen ähnlich einige Ethnologen das völkerkundliche Material mit der Behauptung, daß nur sie allein berufen seien, es für die Wissenschaft auszunutzen. Jede urgeschichtliche Forschung stempeln sie zu einer ethnographischen. Sie übersehen, daß sich die Aufgabe einer Specialwissenschaft niemals mit dem Studium ihres Objectes deckt, daß diese vielmehr bald enger ist, insofern sie das Object nicht von allen Seiten studirt und daß sie zugleich bald weiter ist, insofern sie auch andere zu ihrem Spicialobjecte in naher Beziehung stehende Objecte herbeizieht.

In der ganz irrigen Voraussetzung, alles auf primitive Völker bezügliche Material hätten sie allein zu verwerthen, meinen einige Ethnologen, die urgeschichtliche Forschung, weil auch sie auf diesem Material sich aufbaut, gehöre zu ihrer wesentlichen Aufgabe. Sobald sich ein Historiker, Statistiker, Nationalökonom und überhaupt ein Specialforscher mit urgeschichtlichen Entwicklungen beschäftigt, so kann man von einer ge-

wissen Sorte von Literaten, die sich von eigenen Gnaden und vielleicht sogar ohne jemals in ihrer Wissenschaft einer Staatsprüfung sich unterworfen zu haben, das Prädicat „Ethnolog" zulegen, hören, man sei incompetent, in „ethnologischen" Dingen mitzureden. Es soll, da mit einer Wissenschaft sich beschäftigen darf, der den Beruf dazu in sich fühlt, diesen Herren unbenommen sein, sich Ethnologen zu nennen, aber das Recht, Andere davon auszuschließen, steht ihnen nicht zu. Ebenso ist es ihnen gestattet, von ihrer Ethnologie als der ungeheuren Wissenschaft, die alle bisherigen Wissenschaften dermaleinst noch in Schatten stellen wird, zu träumen was sie wollen und es sogar, wie Post[1]) „für leicht möglich halten, daß später einmal alle Socialwissenschaften nur noch als Zweiggebiete der Ethnologie erscheinen werden." Aber man darf es uns nicht verargen, wenn wir kleinen Geister in den übrigen Wissenschaften, die wir bescheidner sind und uns engere Grenzen ziehen, als die Ethnologen von eigenen Gnaden, uns nicht einschüchtern lassen, unsere eigenen selbständigen Wege zu gehen und, soweit wir der völkerkundlichen Materialien für unsere Sonderzwecke bedürfen, uns auch nicht scheuen, an ihnen Kritik zu üben. Noch weniger aber werden wir an die urgeschichtlichen Dogmen glauben, mit denen seit Jahrzehnten die ethnologischen Literaten uns bereichert haben, auch wenn sie unsere eigenen Forschungen deshalb für falsch halten, weil sie mit den ihrigen in Widerspruch stehen.

Die Ethnologie wird als junge Wissenschaft gut thun, zunächst beschreibend aufzutreten und uns als „Völkerkunde" vorerst ein reichhaltiges Material von Beobachtungen darzubieten und somit den Weg beizubehalten, den unter Anderen Friedrich Ratzel noch immer einschlägt. Dann mag sie es den Sonderwissenschaften überlassen, von verschiedenen Seiten aus das Material zu bearbeiten, damit wir allmählich zu einer theoretischen Erkenntniß gelangen; und wenn dies geschehen ist, dann mögen jene Ethnologen mit Hülfe einer solchen Erkenntniß sich anschicken, sie zu jener Universal-Wissenschaft, von der sie träumen, zu erheben.

Es geht der jungen Wissenschaft der Ethnologie, wie es der Jugend überhaupt geht. „Kinder wissen so Vieles ganz bestimmt und gewiß, was der reife Mann zweifelnd betrachtet." Die Auffassung des gereiften Mannes geht weiter in die Breite und Tiefe, die Jugend streift an der Oberfläche. Denn „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort", weil sie nur von einseitigen beschränkten Standpunkten aus appercipirt und bei jeder Appercipation nur zwischen völliger Aufnahme und Abweisung schwankt. Daher dieses hochmüthige Wesen so mancher Ethnologen gegenüber den Lehren der alten Wissenschaften, insbesondere der Philosophie und Rechtswissenschaft, die sie aus den Angeln heben möchten, weil sie ihnen

[1]) Im Globus 59. Band 1891. S. 289.

„zu langsam vorschreitet". Alles Beobachtete gilt ihnen schon als Thatsache und die Eigenthümlichkeiten des Gegebenen übersehen sie, weil sie bereits Alles fertig im Sinne haben, noch bevor sie an die Untersuchung der Erscheinungen des Völkerlebens herantreten.

Im Unklaren über ihre Ziele, hört man sie von „den strengen und ergiebigen Methoden" sprechen, deren die Ethnologie bedürfe und die diese „zum Range einer echten Wissenschaft erheben" würden. Ich sollte meinen, daß man über den Weg erst dann sprechen dürfte, wenn man genau weiß, wohin man eigentlich gehen will. Der Methodenstreit ist fast immer ein Symptom der Unklarheit über die Aufgabe, und eben deshalb lehrt die Erfahrung, daß meist angehende junge Gelehrte und überhaupt solche, welche ihre Wissenschaft noch garnicht beherrschen, sich in Expectorationen über die Schlechtigkeit der Methoden ergehen und über Methoden schreiben. Dem Schwimmer gleich, der nicht eher ins Wasser gehen will, bis er das Schwimmen gelernt hat, stellen sie nutzlose Raisonnements über die beste Methode ihrer Wissenschaft an; und wenn sie ja ins Wasser steigen, betreten sie dasselbe in einer Seichtheit, daß sie gar nicht zum eigentlichen Schwimmen kommen können. Gustav Schmoller that noch vor einigen Jahren den sehr zutreffenden Ausspruch, daß über den Werth oder Unwerth der Methoden nur sprechen dürfe, wer Jahrzehnte lang mit der einen oder anderen Methode gearbeitet habe. Das beste Kriterium für die Brauchbarkeit der Methode, mit der der Verfasser ein Buch schrieb, ist immer der durch sie vermittelte Reichthum und die Originalität der gewonnenen Gedanken und deren Brauchbarkeit für die Anregung der Fachgenossen. Hat er das Letztere erreicht, so ist es geradezu kindisch, die Resultate zu loben, die Methode aber „außerordentlich niedrig" zu finden.

Gerade der Methodenstreit beweist uns, daß es mit der hohen Bedeutung der Ethnologie für die übrigen Wissenschaften noch recht im Argen liege und daß die ethnologischen Literaten gut thun würden, die angeblich von ihnen bereits gefundenen Gesetzmäßigkeiten im Völkerleben nicht vorschnell mit Emphase den anderen Wissenschaften zu empfehlen. Wie sind denn, müssen wir fragen, die Gesetzmäßigkeiten, von denen man so wohlfeil spricht, eigentlich gefunden? Durch rein apriore Annahme! Man glaubt, daß sich das Menschengeschlecht in einer geraden Linie bewege und überall eine streng gesetzmäßige Gleichartigkeit sich zeige. Ich sollte meinen, daß man dies erst aus dem Zusammenhange der Thatsachen beweisen müsse, aber nicht umgekehrt von einer solchen „Annahme ausgehen" dürfe. Man construirt sich a priori Entwicklungsgesetze, um hinterher nach rein äußerlichen Merkmalen die Erscheinungen im Völkerleben in diese angeblichen Gesetze hineinzuzwängen. Daß die Ethnologie von einer „Annahme" ausgehen solle, räumt sie übrigens selbst ein. So sagt neuer-

dings Heinrich Cunow[1]): „Die moderne Ethnologie geht von der Annahme einer streng gesetzmäßigen Gleichartigkeit der menschlichen Entwicklung aus." Thut sie dies, so verfährt sie speculativ, indem sie voraussetzt, was erst des Beweises bedarf, und auf bloßer „Annahme" ihr Gebäude aufbaut. Ob eine „streng gesetzmäßige Gleichartigkeit" in der Entwicklung des Völkerlebens bestehe und wie sie bestehe, ist ein erst zu lösendes urgeschichtliches Problem; erst wenn das Problem gelöst ist, haben wir das Recht von einer „streng gesetzmäßigen Gleichartigkeit" zu sprechen.

Der Weg der wissenschaftlichen Forschung muß vielmehr die umgekehrte Richtung nehmen als ihn Cunow betritt: erst müssen die vorliegenden Daten der Völkerkunde einem Inductionsprozeß unterworfen werden, indem man aus der bunten Mannigfaltigkeit der Merkmale (Prädicate), in welcher die Dinge zur Erscheinung kommen, die Subjecte festzustellen sucht und alsdann von dem so erkannten Wesen der Subjecte aus ihre Wechselbeziehungen unter einander nach Anleitung der Prädicate deductiv abzuleiten versucht. Dadurch erhält man, weil ja die differenten Subjecte nur durch ihre gegenseitige Einwirkung Prädicate erzeugen, einen Einblick in die verschiedenen Richtungen, welche die Subjecte durch die gegenseitigen Beziehungen zu einander genommen haben und zugleich einen Erklärungsgrund für die Formen, in welchen sie erscheinen. Dabei stellt es sich heraus, ob und wie „eine streng gesetzmäßige Gleichartigkeit der menschlichen Entwicklung" statthat. Das letztere darf also nicht die „Annahme" sein, von der man „ausgeht", weil es ja eben unbekannt ist; vielmehr muß dieses Unbekannte erst mit Hülfe von Bekanntem gesucht werden.

Bekanntlich sind wir noch heute über das Wesen der griechischen und römischen Institutionen der Familie, Gens, Phratrien und Hundertschaften, der deutschen Markgenossenschaft und wie die Gebilde sonst noch heißen, im Unklaren; sie bieten uns Probleme dar, an deren Lösung man sich seit Jahrhunderten bemüht und an der sich zahlreiche Gelehrte betheiligt haben, ohne daß wir sagen könnten, die bisherigen Resultate seien erschöpfend. Nun treten plötzlich einige Ethnologen auf, ergreifen diese Resultate, um sie zu einem Bestandtheil ihrer aprioren Erkenntniß bei der Beobachtung primitiver Völker zu erheben. So wird das, was man bisher noch nicht oder nur unvollkommen weiß, ohne Weiteres als Wissen betrachtet, und es werden auf eine sehr leichte Art die eben aufgezählten Institute bei den Naturvölkern entdeckt.

In diesem Sinne definirt z. B. Morgan auf Grund der alten Forschung die Gens als „eine Gesammtheit von Blutsverwandten, die alle von einem gemeinsamen Urahnen abstammen, durch einen Gentilnamen be-

[1]) In E. Pernerstorfer's „Deutsche Worte" 16. Jahrg. Nr. 96. S. 509

zeichnet sind und durch Bande des Blutes zusammengehalten werden." Dabei kommt er rein etymologisch zu dieser Definition, da seiner Ansicht nach „gens, γένος und ganas in Latein, Griechisch und Sanskrit sämmtlich die ursprüngliche Bedeutung von Blutsverwandtschaft haben." Mit dieser unerwiesenen Voraussetzung begiebt er sich unter die „Wilden", und da bekanntlich das Resultat der Beobachtung stets von derjenigen aprioren Erkenntniß mit abhängig ist, welche die jeweilige sinnliche Wahrnehmung begleitet, so kommt er zu der Ueberzeugung: „Die griechischen Gens, Phratrie und Stamm, die römischen Gens, Curia und Stamm finden ihre Analogien in der Gens, der Phratie und dem Stamm der amerikanischen Ureinwohner. Ebenso sind die irische Sept, der schottische Clan, die Phrara der Albanier und im Sanskrit die Ganas, ohne den Vergleich weiter auszudehnen, durchaus identisch mit der amerikanischen Indianer-Gens, die gewöhnlich als ein Clan bezeichnet wird."[1])

Da nun eine Reihe anderer Beobachter vor, mit und nach ihm gleiche Wahrnehmungen mit derselben aprioren Erkenntniß machten, so wurde die Völkerkunde fortan mit diesen Terminologien bereichert und ein System von Folgerungen aufgebaut, an deren Richtigkeit zu zweifeln nicht blos als Ketzerei, sondern geradezu als Unverstand gilt. Daß man ohne die Forschungen an der griechischen und römischen Gens niemals die für die Beobachtung an heutigen Naturvölkern nothwendige apriore Erkenntniß hätte erlangen können, bekümmert man sich nicht; und daß die an den gegenwärtigen niedern Völkerschaften angestellten Beobachtungen nur dann richtig sind, wenn die von der Gens des Alterthums gewonnene Erkenntniß richtig ist, wird vollkommen übersehen. Man ist stolz auf die moderne Ethnologie, die so Großes erreicht hat!

Aber der Dusel wird noch toller! Wenn Jemand heutzutage sich anschickt, die griechische oder römische Gens zu studiren, ohne dabei die „wichtigen Errungenschaften der modernen Ethnologie" zu beachten, so trifft ihn der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, weil er unberücksichtigt lasse, was die vergleichende Völkerkunde darüber festgestellt habe. Da nämlich diese einfach deshalb, weil sie mit der unvollkommenen Erkenntniß der Gens des Alterthums an die Zustände der heutigen primitiven Völker herantrat, garnicht im Stande war, bei diesen Völkern das Gesuchte vorzufinden und sich unmöglich das, was man dem Alterthum zuschrieb, mit dem decken konnte, was man unter den heutigen „Wilden" fand, so bedurften die starken Abweichungen beider Zustände einer besonderen Erklärung. Und da „die moderne Ethnologie", wie sie willig einräumt, „von der Annahme einer streng gesetzmäßigen Gleichartigkeit ausgeht" und

[1]) Morgan, Die Urgesellschaft, Aus dem Englischen. Stuttgart 1891. S. 53.

speculativ verfährt, so lag es natürlich nahe, jene Abweichungen als Entwicklungsstadien der Gens zu betrachten. So entstand beispielsweise „die mutterrechtliche Gens, eine Gesammtheit von Blutsverwandten, die alle von einer gemeinsamen Urmutter abstammen". Nun abermals zurückgreifend auf die Gens des Alterthums, wo nur sog. „vaterrechtliche" Zustände constatirbar sind, mußte nolens volens diese Mutter-Gens in der Entwicklungsreihe vor die Vater-Gens gestellt und als Vermuthung ausgesprochen werden, daß auch die Griechen ehemals eine Mutter-Gens hatten. Sich gar nicht mehr bewußt, wem eigentlich die moderne Ethnologie ihre Erkenntniß verdankt, ist sie naiv genug, jetzt zu verlangen, daß man ihre angeblich unumstößlichen Wahrheiten als Thatsachen bei der Beurtheilung der griechisch-italischen Gens mit in Kauf nehmen soll. Denn man solle bedenken, wie Morgan sagt, „daß die letztere um viele, viele Jahrtausende vor jener bei primitiven Völkern entdeckten mutterrechtlichen Gens zurückliege."

Ganz ähnlich wie mit der Gens verhält es sich mit den übrigen Institutionen, wie beispielsweise mit der Familie, die nach der modernen Ethnologie aus der Gens sich entwickelt haben soll, obwohl es doch jedem Unbefangenen in die Augen springen muß, daß die römische Familie, welche die unter der Gewalt eines pater familias stehenden Personen umfaßt und ein rein herrschaftliches Verhältniß darstellt, ganz unmöglich aus der Gens, wie sie die Ethnologen als „vater- und mutterrechtliches Verwandtschaftsverhältniß" annehmen, hervorgegangen sein kann.

Nicht viel anders steht es um die Markgenossenschaft, der ernsthafte deutsche Forscher in großer Zahl von verschiedenen Seiten aus ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben, ohne daß wir sagen könnten, wir seien auch nur annähernd zu einer Gewißheit ihres Wesens gelangt und die Forschung könnte als beendet hingestellt werden. Auch hier benutzen sog. Ethnologen diese unvollendete Erkenntniß, um beispielsweise die peruanische Marca zu erklären, wobei ihnen Alles so leicht wie Wasser von der Hand läuft. Die altperuanische Marca ist eine Hundertschaft, ayllu und pachaca sind gleichbedeutend! Aber wo eigentlich die Probleme liegen, bleibt diesen Herren völlig unbekannt. Die alte apriore Erkenntniß genügt, um Alles, was man sucht, leichthin zu gewinnen. Und sobald wieder ein ernster Forscher sich mit der germanischen Markgenossenschaft beschäftigen wird, ohne die „Wahrheiten" des Ethnologen über die Verfassung des Incareiches anzuerkennen, so wird ihn der Vorwurf treffen, daß er mit der Wissenschaft nicht Schritt halte.

Diese Falschmünzerei birgt große Gefahren in sich, wenn wir uns nicht klar vor Augen halten, auf welche Weise jene Ethnologen zu ihren vermeintlichen Forschungsresultaten gelangt sind. Achten wir stets

darauf, daß zu jeder Beobachtung immer apriore Erkenntniß erforderlich iſt, weil wir durch bloße ſinnliche Wahrnehmung niemals faſſen können, was ein Gegenſtand iſt, ſo haben wir für die Beurtheilung alles Deſſen, was jene Ethnologen als baare Münze ausgeben, ſchon viel gewonnen. Es wird uns dann leichter fallen, einen Weg zu finden, der uns aus dem Labyrinthe, in welches uns jene Forſchungsmethode gebracht hat, wieder glücklich hinausführt. Man muß wohl unterſcheiden, was Erkenntniß iſt von Dem, was Thatſache iſt.

Das rein Thatſächliche liegt nicht offen zu Tage, ſondern kann nur durch einen Denkproceß aus der großen Maſſe der Einzelerſcheinungen, in der einzig und allein das Thatſächliche erkannt werden kann, zu Tage gefördert werden. Was ein Ding ſeinem Weſen nach iſt, kann nicht aus der Beobachtung einer Einzelerſcheinung deſſelben, ſondern immer nur aus der Durchforſchung *aller* Formen, in welchen das Ding erſcheint, gewonnen werden. Daher müſſen zunächſt die Erſcheinungsformen der Dinge geſammelt werden, um ſie ſodann auf beſtimmte Reihen zu bringen, aus denen wir die Veränderungen des Dinges mitſammt den Factoren, durch welche die Veränderungen erfolgen, erkennen. Dabei ſtellt es ſich heraus, welche Erſcheinungen in einer Entwickelungsreihe und welche außerhalb derſelben liegen.

Wollen wir dem erſt noch zu löſenden Problem, ob es in der That eine Geſetzmäßigkeit und Gleichartigkeit der menſchheitlichen Entwicklung giebt, und wie ſich dieſelbe vollzogen, näher kommen, ſo müſſen wir über die bunte Mannigfaltigkeit völkerkundlicher Erſcheinungen zuvor ein gemeinſames Beobachtungsnetz derartig ausſpannen, daß wir planmäßig nach ſcharf abgegrenzten Terminologien die *Elemente* ins Auge faſſen, aus denen die compleren Erſcheinungen, die wegen der fortgeſchrittenen menſchlichen Entwicklung uns bei der Forſchung allein noch zu Gebote ſtehen, zuſammengeſetzt ſind. Was aus der Notizenkrämerei des vorigen Jahrhunderts Wiſſenſchaft und Leben für Gewinn gezogen haben, weiß Jeder, der mit der Geſchichte der Statiſtik vertraut iſt. Und jetzt will man uneingedenk deſſen, was man mühſam beſeitigt und durch ein exacteres Beobachtungsverfahren glücklich erſetzt hat, in neuer unveränderter Auflage in der Ethnologie wieder einführen? und auf einer ſo gewonnenen „Wiſſenſchaft“ ſogar Urgeſchichte aufbauen?

Einheitlichkeit der Beobachtung iſt das allererſte Erforderniß für jede Feſtſtellung von Thatſachen. Es giebt zwar wohl kaum zwei Statiſtiker, die in der Definition (Umgrenzung) ihrer Wiſſenſchaft übereinſtimmen, weil ſie in der Regel das Object und die Methode der Behandlung gleichzeitig in die Definition mit aufnehmen, was meines Erachtens falſch iſt, weil nach der allgemeinen Wiſſenſchaftslehre nicht das

Object, sondern das Problem die Selbständigkeit der Wissenschaft bestimmt, und die Methode stets von der Eigenartigkeit des Problems abhängig, also wechselnder Natur ist. Aber darin herrscht keine Meinnngsverschiedenheit unter allen Statistikern, daß ihre Wissenschaft nach Objectivität strebt und die untersuchten Erscheinungen so zur Darstellung bringen will, wie sie sich aus dem Sachverhalte wirklich ergeben, d. h. ganz kurz gesagt: man erstrebt eine systematische Erkenntniß des Thatsächlichen.

Das Thatsächliche besteht vor aller Erkenntniß, kann aber freilich nur mittels der Erkenntniß angeeignet werden. Demnach entsteht die Frage: wie kann man das rein Thatsächliche erkennen, wo man doch nur mittels Erkenntniß dazu überhaupt gelangen kann? wie ist es möglich, die eigene Subjectivität preis zu geben, um reine Objectivität dafür einzutauschen? Dieser Frage nach dem status der Dinge verdankt die Statistik als Wissenschaft ihr Leben, und in der Entwickelung dieses Grundprincips besteht ihre Geschichte, und zwar ihre innere Geschichte, die leider noch immer nicht geschrieben ist, obwohl sie interessanter ist, als die häufig behandelte äußere Geschichte der Statistik, die nahezu zu einer Geschichte (Biographiensammlung) der Statistiker geworden, gerade Dasjenige in den Vordergrund stellt, was man seit Achenwall's Zeiten als eine Ausartung zu betrachten hat.[1])

[1]) Nicht im Bedürfniß nach Schilderung der Länder und Völker an sich lag der Entstehungsgrund der Wissenschaft „Statistik", sondern in dem Verlangen nach Objectivität solcher Schilderungen. Länder- und Staatsbeschreibungen an sich waren seit Langem zahlreich vorhanden, als gleichsam als Reaction gegen die subjectiv gefärbten Kosmographieen u. dgl., die „nicht das Interesse der Potentaten verstehen" lehrten, weil sie in philosophischer und subjectiver Form erschienen, das Bedürfniß erwuchs, ungefärbte rein thatsächliche Berichte ohne subjectiven Beigeschmack an Stelle jener zu verfassen. Nicht ohne Verschulden Achenwall's, den man mit Unrecht und nur deshalb zum „Vater der Statistik" erhoben hat, weil er zuerst das Wort „Statistik" gebrauchte bezw. nach dem bereits längst vorhandenen, von statista abgeleiteten Adjectivum statisticus bildete, ist das eigentliche Princip der Statistik wieder in den Hintergrund gedrängt worden, indem man aus der Wissenschaft vom status eine Staatenkunde machte, das Wort statista mit Staatsmann übersetzend. In dem oft citirten Satze Philander's von Sittewald (Frankfurt 1649): „Ihr seid ein Statist, der ihr das Interesse des Potentaten versteht", hat aber das Wort „Statist" keineswegs, wie allgemein gelehrt wird, die Bedeutung Staatsmann (Politiker), sondern die eines Berichterstatters. Der Statista hatte nicht, wie der Politicus, handelnd oder auch nur rathend einzugreifen, sondern war dem selbstherrlichen Potentaten gegenüber eine stumme Person, welche ihm nur als Darleger des objectiven Sachverhalts zur Seite stand. In diesem Sinne hat sich ja auch das Wort bis heute z. B. auf der Theaterbühne erhalten, wo jede nicht activ auftretende Person diese Bezeichnung führt. Der Bote, der nur

Noch Hermann Conring, bei dem man, wie bei jedem Polyhistor, scheiden muß, was er in Bezug auf die eine und was er in Bezug auf die andere der von ihm beherrschten Wissenschaften dachte, erkannte ziemlich klar, daß das eigentlich Thatsächliche nur aus dem ursächlichen Zusammenhang der Dinge (quibus de causis res illae hunc aut illum in modum se habeant) zu erkennen sei; und welche Irrwege die Statistik auch bis in die Neuzeit hinein gegangen ist und wie sehr sie sich einerseits durch die Achenwall'sche Staatenkunde und anderseits durch die politische Arithmetik auch zu Einseitigkeiten hat hinreißen lassen, das Eine ist ihr als Hauptcharacteristicum selbst von Denjenigen, welche die arithmetische Calculatur in den Vordergrund stellen, zugesprochen worden, daß sie die Aufgabe hat, zu zeigen, wie das Thatsächliche sich aus dem Zusammenhange aller zu einem Ganzen gehörenden Erscheinungen ergründen läßt. Der Zielpunkt der Statistik ist die von allem Subjectiven losgelöste Erkenntniß eines bestimmten Objects. Sie betrachtet das Object als Object, d. h. eine Sache in ihrer Objectivität. Obwohl die Objectivität das Moment des Erscheinens in sich trägt, so ist sie doch nicht Erscheinung schlechthin, sondern vielmehr die quantitative Vielheit der Erscheinungen. Die auf eine Einzelerscheinung gelenkte Beobachtung kann immer nur ein einseitiger subjectiver Eindruck sein, der uns das Wesen der Erscheinung niemals erkennen läßt, wogegen die Vielheit der Erscheinungen, weil in ihr alle Gegensätze und Modificationen des Wesens vorhanden sind, dieses nothwendig in sich schließt.

Aber Vielheit ist an sich die noch unbestimmte Quantität; sie wird zu einer bestimmten erst dadurch, daß man sie als Einheit faßt. Die Einheit einer Vielheit bildet das Ganze, und jede Einheit ist daher das Ganze einer Vielheit, das, wenn man es sich im Gegensatz zu seinen Theilen denkt, das Quantum ergiebt, so daß also das Quantum ein Ganzes von Theilen und zugleich ein Theil eines Ganzen ist. Jedes Quantum ist an sich ins Unendliche theilbar und enthält insofern in sich die unendliche Zahlenreihe. Daraus ergiebt sich, daß das Zählen, weil es

---

einen Bericht überbringt, der Officier, der die hinter den Coulissen geschlagene Schlacht meldet oder ihre Einzelheiten beschreibt, ist im eigentlichen Sinne nur „Statist" im Gegensatz zum Acteur, der mitten in der Handlung steht und in die Verwickelung und Lösung des dramatischen Knotens als selbständiger Character subjectiv eingreift. Der Statist vermittelt nur objectiv, was außerhalb der dramatischen Handlung liegt. Macht der Dichter jene Figur zu einem falschen Berichterstatter, der durch Intrigue in die Handlung eingreift, so ist sie nicht Statist, sondern Acteur. Der Statistiker, wofür der internationale statistische Congreß die Wieder-Einführung des Wortes „Statist" empfohlen hat, hat die Aufgabe, das Thatsächliche aus dem Zusammenhang der Einzelerscheinungen festzustellen.

ja auf dem Bewußtsein einer Vielheit beruht, deren Erfassen eben Zählen ist, vollständig abhängig ist von dem analytischen Acte, durch welchen man das Ganze in Theile zerlegte.

Nicht jede Gewinnung des rein Thatsächlichen braucht mit einer Zählung verbunden zu sein, weil dies ganz von dem durch das Object selbst bestimmten Zwecke der Forschung abhängt. Und das ist gerade ein wesentliches Moment des Objectiven, daß man sich bei seiner Untersuchung nicht durch eine einseitige subjective Maßnahme binden, sondern allein durch die Natur des Objects bestimmen läßt. Daß eine Gruppe von Erscheinungen mit ganz gleichen Merkmalen gezählt werden müsse, wenn es gilt, sie gegenüber einer zweiten oder dritten Gruppe von Erscheinungen abzumessen, ist selbstverständlich. Aber eine in solchem Falle geradezu nothwendige Zählung ist nicht Selbstzweck, sondern ein nothwendiges Mittel zur Feststellung des Thatsächlichen, dem es untergeordnet ist. Nicht daß ich gezählt und gemessen habe, hat mich zum Statistiker gemacht; sondern daß ich das in Maß und Zahl jetzt Ausgedrückte in seiner reinen Thatsächlichkeit aus dem Zusammenhang der Gesammtheit der Erscheinungen durchforscht habe. Habe ich außerhalb der Totalität der Erscheinungen nach subjectiver Willkür Gruppen gezählt und gemessen, so habe ich mich vom Thatsächlichen entfernt und war Calculator, aber nicht Statistiker.

Das Object kann eine Zählung gebieten, braucht sie aber nicht zu gebieten. Somit sind Zahl und Zählen gar kein Essentiale der Statistik, wenn sie ihren Character als die das rein Thatsächliche erforschende Wissenschaft nicht preisgeben soll. Man darf solide Erfahrung nicht einer leeren Form opfern und darf nicht, wie Thomas Chalmers[1]) schon vor 50 Jahren hervorgehoben hat, zu Ungunsten der Objectivität ein Interdict auf die Erforschung von Thatsachen legen, die den höchsten Anspruch erheben, mit in Ziffern ausdrückbaren Thatsachen im Zusammenhang betrachtet zu werden. „Es steht statistisch fest" heißt nicht: es steht ziffernmäßig fest, sondern will ausdrücken: „der Zusammenhang der Thatsachen ergiebt."[2]) Die Betrachtung der Erscheinungen im Zusammenhang zur Ergründung des Thatsächlichen ist das Wesentliche der

[1]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für deutsche Statistik, hrsg. von v. Reden. Erster Jahrgang, Berlin 1847. S. 290.

[2]) Der etwa zu machende Einwand, daß der Sprachgebrauch unter „statistisch" etwas ziffernmäßiges verstehe, trifft nicht zu; er ist sehr jungen Datums und ein Sprachmißbrauch, genährt durch die Berührung der Laien mit den Volkszählungen, weil diese den statistischen Aemtern zugewiesen werden. Wer da glaubt, daß deren Director mit seinen wissenschaftlichen Räthen nur calculatorische Arbeiten macht, würde sie beleidigen. Ihre Hauptaufgabe ist auf die Erkenntniß objectiver Thatbestände gerichtet. Ich habe so manches Actenstück des vorigen Jahrhunderts durchgelesen — immer wird darin das Wort „statistisch"

statistischen Forschung; und deshalb stellt man systematische Beobachtung an, indem man die Totalität eines Objects in allen seinen einzelnen Untheilbaren unter scharf abgegrenzte Terminologien bringt, wodurch eben die Masse, d. h. die noch unbestimmte Vielheit, „der ungestaltete Stoff" in einen inneren Zusammenhang gebracht wird. Die älteren (namentlich deutschen) Statistiker sprachen daher ganz richtig von einer Beobachtung der „Masse" (Masse-Beobachtung) als der noch wirren, d. h. noch nicht im Zusammenhang erkannten Totalität; moderne (namentlich französische) Statistiker haben daraus (seit etwa 40 Jahren), das sog. Gesetz der großen Zahl der Arithmetik entlehnend, eine „Massenbeobachtung" im Sinne einer großen Zahl von Fällen gemacht, was zu der irrigen Ansicht verleitet, als ob die Statistik von der Totalität abstrahire, während doch gerade die als Vielheit gedachte Einheit, das Ganze, in welchem allein die ganze Causalität eingeschlossen gedacht werden kann, von der Statistik untersucht werden muß. Dabei ist es ganz gleichgültig, ob das Ganze groß oder klein ist.

Wenn der Statistiker beispielsweise eine Bevölkerung auf ihren thatsächlichen Inhalt untersuchen will, so erreicht er seinen Zweck nur, wenn er dieselbe als eine Totalität ins Auge faßt und sie eben deshalb je nach dem Zwecke der Untersuchung begrenzt. Alles was er an der Bevölkerung feststellt, hat nur Bezug auf die umgrenzte Bevölkerung, mag es sich um Millionen oder um ein bloßes Dutzend von Individuen handeln. Will ich feststellen, ob die 20000 Individuen zählende Stadt X mehr männliche als weibliche Individuen hat, so genügt es nicht, daß ich 15000 auf dieses Merkmal untersuche und mich an die große Masse halte, sondern ich muß meine Beobachtung eben auf diese 20000 erstrecken. Entgegengesetzten Falls muß ich auf die Messung Verzicht leisten. Ist es mir un-

---

im Sinne von thatsächlich gebraucht und entweder als Gegensatz zu „politisch" oder zu „wahrscheinlich" verwendet. So heißt es beispielsweise im vierten Antrag, welchen der Bürgerstand von Kurland gegen den dortigen Adel beim Herzog am 12. Juli 1790 stellt (Sammlung dieser Schriften Mitau S. 5): „Eine Verdrängung hat dabei der Adel von Seiten des Bürgerstandes nicht zu besorgen. Es ist nicht nur sehr unwahrscheinlich, sondern auch wohl statistisch unmöglich, daß viele Güter von Bürgerlichen werden angekauft werden pp." Da drei Zeilen vorher „vom jetzigen Geldmangel und Creditverfall" gesprochen wird, so soll mit statistisch ausgedrückt werden, daß der thatsächliche Zusammenhang ergiebt, es könnten in Folge des Geldmangels die Bürgerlichen gar nicht viel Güter ankaufen. Statistisch heißt also: was einer Sache zusteht, d. i. was sich aus ihrem Zusammenhange im Gegensatz zu dem, was sich durch einen Wahrscheinlichkeitsschluß ergiebt. Darin liegt zugleich der Unterschied der Statistik von der politischen Arithmetik, ein Unterschied, welcher der sog. französischen Schule nie klar ins Bewußtsein getreten, aber gleichwohl hochwichtig ist.

möglich, die noch fehlenden 5000 meiner Beobachtung zu unterziehen und ich will trotzdem auf die Messung nicht verzichten, so muß ich wenigstens einen Apparat von Anhaltspunkten entdecken, durch die ich mittels Calcüls mich der Wahrheit nähere. Hier greift die sog. politische Arithmetik in die Statistik ein und wird für diese eine Hülfswissenschaft. Aber auch in einem solchen Falle hat der Calcül nur den Zweck, das der directen Beobachtung unzugängliche Manco zu ersetzen, damit die Totalität des zu untersuchenden Objects hergestellt werde. Die sog. politische Arithmetik ist eine Hülfswissenschaft der Statistik, die in der Entwicklungsgeschichte der letzteren eine große Rolle spielt und deren Verhältniß zur Statistik in der „Theorie der Statistik" voll gewürdigt werden muß, ohne daß man die beiden in ihrem Grundmerkmal heterogenen Wissenschaften mit einander verquickt, wie es wiederholt zum Schaden beider Wissenschaften versucht worden ist.

Daß die sog. historische Statistik von der Einheit der Vielheit abstrahire und nur die große Zahl der Fälle berücksichtige, ist nur scheinbar. Bei einer ad hoc angestellten systematischen Beobachtung, wie beispielsweise der Eigenschaften einer Bevölkerung, kommt uns die Bestimmung der Totalität kaum ins Bewußtsein, weil sie von vornherein gegeben ist, und daher kommt es, daß einige Bevölkerungsstatistiker die Bestimmung und Begrenzung des Ganzen, was einer der wichtigsten Acte der statistischen Untersuchung ist, beim Lehrvortrag der statistischen Technik übersehen. Aber schon mehr tritt uns das ins Bewußtsein, wenn sich unsere Untersuchung nicht, wie bei der Durchforschung der ortsanwesenden Bevölkerung, auf ein von vornherein gegebenes Ganzes erstreckt, sondern wenn wir die Consumtionsbevölkerung für unsere Zwecke gebrauchen. Diese in ihrer Einheit zu bestimmen, ist bekanntlich nicht leicht, aber doch beispielsweise für die Berechnung der Consumtionsziffer ($\frac{Q}{B}$=X) hoch wichtig, weil diese nicht blos vom Consumtionsquantum (Q), sondern zugleich auch von der Consumentenmenge (B) abhängig ist. Die Consumtionsbevölkerung als Totalität kann nur durch eine scharfsinnige Methode gefunden werden. Durchaus eingedenk muß man sich des Umstandes werden, daß nur in der Einheit der Vielheit (dem Ganzen) der Causalnexus eingeschlossen liegt, wenn man historische Objecte behandelt, die immer erst gesammelt werden müssen und worüber oft ganze Jahrzehnte vergehen, bevor man das Depouillement (die Aufbereitung) zum Abschluß bringen kann, weil sich eben hier, sobald man sich einmal anschickt, die Thatsachenzusammenhänge zu erforschen, die Lückenhaftigkeit des Materials herausstellt. Denn dasselbe muß so lange als lückenhaft hingestellt werden, als noch Glieder fehlen, welche den Zusammenhang der Thatsachen unter einander erkennen lassen, und erst dann kann man zur Darstellung des Sachverhalts übergehen, wenn das Material den Beweis liefert, daß die Einheit der Vielheit

gewonnen ist. Es ist also nur Schein, als ob die sog. historische Statistik nur auf die große Zahl der Fälle (Massenbeobachtung im unrichtigen Sinne[1]), nicht aber auf die Einheit der Vielheit Gewicht lege. Das Ergebniß würde auch bei Darstellung von Zuständen längst vergangener Zeiten ein trügerisches Wahrheitsbild enthüllen, wenn die Thatsachen keinen inneren Zusammenhang in einer Einheit fänden. Der Unterschied beider Arten von „Masse"-Beobachtung besteht nur darin, daß bei der Behandlung historischer Zustände die Einheit der Vielheit durch Sammlung erfolgt, während bei der Durchforschung gegenwärtiger Zustände die Totalität in der Regel von vornherein gegeben ist und die in ihr liegende Vielheit durch Analyse hergestellt wird.

Die als Vielheit gedachte Einheit (Totalität) eines bestimmten Objects in Bezug auf die in ihm liegende Zusammengehörigkeit aller Einzelerscheinungen unter eine planmäßige Beobachtung so bringen, daß jede Einzelerscheinung (als solche oder als Gruppe gedacht) ihre Sonderstellung und ihre Erklärung in und aus der Gesammtheit aller übrigen Erscheinungen empfängt, ist der einzige Weg, die eigene Subjectivität zu besiegen und reine Objectivität zu erlangen. Da ich der Wissenschaft „Statistik" ihrer Entstehungs- und *inneren* Entwicklungsgeschichte gemäß diese Aufgabe zuweisen muß und infolge dessen dieselbe nicht auf zählbare Erscheinungen, die die Statistik bekanntlich sogar erst später in sich aufgenommen hat, beschränke und ich nicht glaube, daß man berechtigt sei, bei der Begrenzung einer Wissenschaft sich vom Boden der allgemeinen Wissenschaftslehre, wonach, wie schon oben bemerkt, eine Wissenschaft ihre Selbständigkeit nicht durch Object und Methode, sondern durch die Eigenartigkeit ihres Problems empfängt, zu entfernen; — so nenne ich jede Untersuchung statistisch, welche bestrebt ist, das rein Thatsächliche, das Objective, den status der Dinge zu erkennen.

Insofern alle Sonderwissenschaften der Erkenntniß des Thatsächlichen bedürfen und weil die Statistik als selbständige Wissenschaft insbesondere durch ihr aus ihrem Problem sich ergebendes methodologisch-technisches Verfahren die Grundsätze dafür angiebt, wird sie zu einer Hülfswissenschaft und „dienenden Magd" für alle übrigen Wissenschaften. Trotz ihres einheitlichen Zieles und ihrer einheitlichen Logik wird die Statistik aber doch nicht durch ein *einziges* Verfahren characterisirt, sondern je nach den Umständen erweisen sich sehr verschiedene Verfahren als nothwendig, weshalb man gar nicht berechtigt ist, von „einer statistischen Methode" schlecht-

[1]) Auch sprachlich versteht man unter Masse den noch „ungestalteten Stoff", d. h. den noch nicht aufbereiteten Klumpen, der erst noch in seine Elemente zerlegt werden muß, damit in der Einheit die Vielheit derselben erkannt werde.

hin zu sprechen.[1]) Die Wahl des Weges zu einem bestimmten Ziele hängt immer von den Hindernissen, die man zu überwinden hat, ab. Die Methode ist immer nur der Weg zum Ziele. Es ist z. B. ein großer Unterschied, ob ich ein Beobachtungsnetz über bequem liegende gegenwärtige Verhältnisse auszuspannen oder ob ich mich an die Feststellung der Thatsachen längst vergangener Zeiten zu machen habe; ob ich es mit einem von mir selbst geschulten und genau instruirten Hülfspersonal oder mit Beobachtern zu thun habe, deren einheitliches Verfahren zu regeln oder zu überwachen gar nicht in meiner Macht steht, wie bei historischen Objecten, insbesondere auch bei Gegenständen des primitiven Völkerlebens. Denn ist schon meine eigene subjective Erkenntniß, mit welcher ich den Erscheinungen gegenübertrete, ein Hemmniß für das Verständniß des objectiv Thatsächlichen, so thürmen sich geradezu Hindernisse auf, wenn man es mit Mittheilungen fremder Beobachtungen aus verschiedenen Zeitläuften zu thun hat, wobei das den Beobachtungen anhaftende Subjective außerdem noch sehr verschiedenen Persönlichkeiten von einem sehr verschiedenen Bildungsgrade entstammt. Dieses Subjective offenbart sich insbesondere in den verschiedenen Nomenclaturen, deren zuvorige genaue Definirung die allererste Vorbedingung jeder planmäßigen Beobachtung ist. Wenn eine, zur Gewinnung einer Berufsstatistik vorgenommene amtliche Erhebung es den einzelnen Registratoren überlassen wollte, von sich aus zu entscheiden, ob der Verfertiger von metallenen Körben mit dem Weiden-Korbmacher oder dem Verkäufer von Blumenkörben in eine Rubrik falle, so würde das Resultat nutz- und werthlos werden. Nicht besser kann aber das Ergebniß ethnologischer und urgeschichtlicher Untersuchungen sein, wenn es dem Einzelnen vollständig frei steht, ganz beliebig von sich aus Hundertschaft, Markgenossenschaft, clan, gens, pagus und wie die Wörter alle heißen, in ein und dieselbe Rubrik zu bringen.

---

[1]) Beim Gebrauch solcher Ausdrücke wie „statistische" Methode muß man vorsichtig sein. Verbindet ein Nicht-Statistiker damit den Sinn, daß er das Thatsächliche nach Art der Statistik erforscht, so ist der Ausdruck zulässig, insofern eben das, was einer Wissenschaft als immanente Aufgabe characteristisch ist, in einer anderen Wissenschaft methodische Verwerthung finden kann. So gebrauchten die Statistiker bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein den Ausdruck „ethnographische" Methode im Gegensatz zur vergleichenden Methode, weil jene nur beschreibender Natur war. Auf solche Weise kann der Ethnograph von statistischer, der Statistiker von ethnographischer Methode sprechen, ebenso wie der Nationalökonom von juristischer und historischer, und umgekehrt der Jurist und Historiker von nationalökonomischer Methode sprechen kann. Ich vermeide es, solche Bezeichnungen wie statistische, naturwissenschaftliche pp. Methode zu gebrauchen, weil es den Anschein erweckt, als ob die Statistik nur eine einzige Methode schablonenhaft verwende. Ich gebrauche statt dessen den Ausdruck „auf statistischer Grundlage", weil dies den Gedanken einer einheitlichen Methode nicht aufkommen läßt.

Wer der Statistik nahe steht, weiß, daß gerade diejenigen Arbeiten, welche der eigentlichen planmäßigen Beobachtung vorangehen, nicht blos die zeitraubendsten sind — haben doch dieselben beispielsweise bei der deutschen Gewerbestatistik von 1875 ganze Jahrzehnte Vorbereitung gekostet —, sondern auch zu den allerschwierigsten Aufgaben der Thatsachenforschung gehören. Diese Aufgaben, welche zu demjenigen Theile der statistischen Arbeit zu rechnen sind, die Boeckh und (wir) seine Schüler mit „Analyse zur Findung der äußeren Wahrheit des Thatsächlichen" bezeichnen, sind Keinem erspart, der sich anschickt, „die innere Wahrheit des Thatsächlichen" zu ergründen; also auch demjenigen nicht, der ethnologische, historische uud prähistorische Stoffe längst vergangener Zeiten im Zusammenhange behandeln will. Deshalb muß Jeder, der in die Urzeit hinabsteigt, mit der Methodologie und Technik vertraut sein, die dazu erforderlich ist. Meiner langjährigen Erfahrung nach erlangt man die erforderliche Kenntniß am besten durch Behandlung geschichtlicher Stoffe, namentlich wirthschaftsgeschichtlicher Stoffe längst vergangener Zeiten, weil es sich hierbei zugleich, ähnlich wie bei urzeitlichen Erscheinungen, um die Feststellung unbekannter, nur aus Grund und Bedingungen zu construirender Thatsachen handelt.

Wenn, wie G. F. Knapp sagt, die Statistik „eine exacte Beobachtungswissenschaft im Dienste der Gesellschaftswissenschaft" ist, „die von bekannten Thatsachen im Wege der Folgerung zum Unbekannten fortschreitet, so ist sie so recht geeignet, die unbekannten urzeitlichen Thatsachen aus den bekannten Thatsachen des Völkerlebens zu ermitteln; und ich wüßte in dieser Beziehung keinen Vertreter irgend einer anderen Wissenschaft, der der Urgeschichtsforschung in Bezug auf den dazu erforderlichen Apparat von Methode und Technik so nahe stände, wie der historische, namentlich der wirthschaftshistorische Statistiker.

Die socialen Thatsachen des urgeschichtlichen Menschen sind uns unbekannt und daher nur auf dem Wege der Folgerung zu gewinnen. Nach den genauesten Befunden aller heutigen Naturvölker ist vollkommen festgestellt, daß keines derselben den Urmenschen repräsentire. Deshalb sagt der Baron von Eckstein[1]) sehr richtig: Den Urmenschen kennen wir nirgends aus natürlicher Erfahrung. Er ist nicht der wilde Waldmensch, der wilde Jäger, der wilde Fischer, mit rohem Beginne irgend einer Technik, mit leisen Anfängen spärlichen Ackerbaues, spärlicher Viehzucht im Walde. Wo auch wir diesen Menschen begegnen, in Amerika, in Sibirien, im Dekan, in Hinterindien, in Südchina, in der australischen Inselwelt, in Afrika,

[1]) Geschichtliches über die Askesis der alten heidnischen und der alten jüdischen Welt als Einleitung einer Geschichte der Askesis des christlichen Mönchthums. Mit einem Vorwort von v. Döllinger. Freiburg 1862. S. 140.

welcher auch der Grad seines Geistes, welcher auch der Zustand seines Gemüthes, welche auch die Verfassung seiner Gesellschaft, welche auch seine Sitte sein mögen, überall setzt er in Sagen, in Sprache und sonst ein Jahrtausende Vorangegangenes voraus, von dem er zähe Erinnerungen mehr oder minder sich angeeignet hat und die er entwickelungslos fortbehauptet, aber auf das Evidenteste nicht mehr den Sinn und die eigentliche Natur seiner Sagen, seiner Traditionen erkennend. Er ist das vielfach eingeschlafene Murmelthier und liegt seit Jahrtausenden in seinem Winterpelze vergraben."

Treffen wir urzeitliche Zustände nicht mehr an, so müssen sie, wenn wir nicht überhaupt auf urgeschichtliche Forschung Verzicht leisten wollen, als das Unbekannte und erst Zufindende reconstruirt werden aus bekannten Zuständen, wie sie uns vorzugsweise in Form von Schilderungen und Mittheilungen von Reisenden und Schriftstellern entweder über untergegangene oder noch bestehende Völker übermittelt worden sind. Beschreibungen blos heutiger Naturvölker genügen dazu nicht. Da nun aber, wie bereits oben erwähnt wurde, solche Nachrichten nicht blos subjective Urtheile enthalten, sondern zugleich auch in ihrer Gesammtheit nicht einheitlichen Ursprungs sind, so sind sie in dieser Form für die Reconstruction nicht unmittelbar zu gebrauchen. Auch stellen sie ja das Rein-Urzeitliche gar nicht dar, weil sie, wie beispielsweise die Schilderungen griechischer und römischer Autoren bereits complexe, der Urzeit entrückte Zustände behandeln; somit müssen diese complexen Erscheinungen mindestens erst in ihre Elemente zerlegt werden, da ja Complexe um so mehr Merkmale haben, aus je mehr Elementen sie zusammengesetzt sind.

Jede systematische Beobachtung, sie mag sich auf ein Object beziehen, wie immer es heiße, erfordert Elemente, Untheilbare oder wie sie die statistische Technik nennt, „Individuen"; ohne zuvorige Findung derselben ist überhaupt eine systematische Beobachtung nicht denkbar. Daß wir über verschiedene Thatsachenzusammenhänge bislang noch unaufgeklärt sind, liegt meist an der Schwierigkeit das „Individuum" zu finden. Ich erinnere mich einer interessanten Vorlesung Ernst Engel's im statistischen Seminar, in der er uns eingehend auseinander setzte, welcher Geistesarbeit es bedurfte, bevor man in der Gewerbestatistik den „Betrieb" als Individuum fand und wie erst durch die endgültige Feststellung desselben eine selbständige Gewerbestatistik und eine Trennung von der Berufsstatistik, deren Individuum der Beruf treibende Mensch ist, überhaupt möglich wurde.

Die in die Urgeschichte sich versteigenden Ethnologen haben von der Nothwendigkeit der Aufsuchung von Elementen offenbar gar keine Ahnung; sonst würden sie nicht so leichtsinnig mit Bezeichnungen, wie Ehe, Familie, Horde u. s. w. umspringen. Es verursacht weder großes Kopfzerbrechen,

noch irgendwelche Mühe nach unserer heutigen Anschauung eine Definition z. B. von Ehe zu geben und dann frivol zu erklären, weil man die ganz willkürlich darin aufgenommenen Merkmale bei gewissen primitiven Völkern nicht findet, die Ehe sei ein Product der Spätzeit. Solche Behauptungen sind nicht blos nicht statistisch, sondern geradezu unwissenschaftlich. Sage ich, die Familie sei „ein Vertrag zwischen Mann und Weib zur Begründung eines Hausstandes und zur Aufzucht von Kindern", so operire ich mit einem Erkenntnißinhalt, der mich nicht einmal befähigt, moderne, geschweige längst vergangene Zustände zu beobachten. Wer auf solche Weise Urgeschichte und Ethnologie treibt, möge nicht behaupten, daß er die mühsamen Wege eines Forschers wandele!

Mittels apriorer Speculation ergründet man das Wesen einer Sache nicht. Keine Sache bleibt unverändert, sondern wird durch die Wechselbeziehungen zu anderen Sachen verändert, wodurch sie zugleich andere Merkmale erhält. Somit hängt von den Wechselbeziehungen zu Anderem die Zahl der Merkmale der Sache ab. Jede Sache hat mehrere Merkmale, in ihrem Urdasein aber nur Ein Merkmal. Wer das Urdasein einer Sache erforschen will, hat deshalb nach dem Urmerkmal der Sache zu fragen. Das statistische Individuum zur Feststellung urzeitlicher Zustände muß demnach so beschaffen sein, daß es nur mit seinem Urmerkmal, d. h. mit einem Einzigen Merkmal auftritt.

Somit wird die Forschung urzeitlicher Zustände eine überaus schwierige. Denn weil diese nur gewonnen werden können aus Mittheilungen spätzeitlicher Zustände, diese aber selbst noch der Feststellung bedürfen, insofern sie auf heterogenen Mittheilungen verschiedener Reisenden beruhen und subjective Zuthaten mitenthalten, diese Mittheilungen aber zugleich selbst in ihrem objectiven Theile nicht so beschaffen sind, daß sie das Urmerkmal ohne Weiteres erkennen lassen, so wird ein logisch-technischer Apparat nothwendig, der geeignet ist, alle diese Schwierigkeiten zu beseitigen.

Ich hoffe, selbst dem Laien klar machen zu können, daß ein solcher Apparat leicht zu finden sei, wenn man die Schwierigkeiten des Problems kennt. Jeder Laie, der irgend einer Volks- oder Berufs- oder Gewerbezählung beigewohnt oder als Landwirth ein Ernteformular ausfüllte, weiß, daß die Behörde, welche ihm die Formulare zuschickte, die letzteren so einrichtete, daß ihm jede Möglichkeit benommen wurde, seine eigene persönliche subjective Meinung darin zur Geltung zu bringen. Denn die Behörde fragt ihn nur nach den Merkmalen des statistischen Individuum, z. B. bei der Gewerbezählung nach den Eigenschaften des „Betriebs", bei der Berufszählung nach den Merkmalen des Berufhabenden. Will man Thatsachen der Völkerkunde darstellen, so wird dies wohl nur auf ähnlichem Wege zu erreichen sein, d. h. man muß, nachdem man die Gesammtheit aller

zur Feststellung erforderlichen Berichte beisammen hat, diese *ihres subjectiven Inhalts entkleiden, so daß man zuletzt nur Merkmale der betreffenden Erscheinungen übrig behält.* Erfüllt man diese Aufgabe auf lauter Zetteln, so gelangt man zu einer Masse von Blättern, die ganz ähnlich denjenigen sind, wie sie die amtliche und private Statistik zur Erforschung von Thatsachen gebraucht, und wie sie wohl jedem meiner Leser bekannt sind. Diese Blätter nennt man in der Statistik „Individualkarten".

Wer etwas mehr als von der Eintragung der Merkmale gehört hat, dem wird es nicht unbekannt sein, daß diese dem Befragten oft lästigen und daher neuerdings sich im Rückgang befindenden Eintragungen auf „Karten", an deren Stelle das Publikum sich lieber Listen wünscht, ihren Hauptnutzen erst beim sogenannten Depouillement (der „Aufbereitung", wie man neuerdings nach *Engel's* Vorgang sagt) dadurch abgeben, daß sie durch die „Aufhäufelungen" eine große *Combination der Merkmale gestatten.*

Die Verwerthung der Individualkarten hängt selbstredend von dem Zwecke und dem Stoffe der Untersuchung ab: wo es zu zählen giebt, werden sie Zählblätter, wo es zu subtrahiren giebt, Subtractionskarten, wo man messen will, Meßzettel u. s. w. Auch bei der Erforschung urzeitlicher Zustände sind sie unentbehrlich, sei es zur Findung von Begriffen, sei es zu Combinationen. Denn, wie schon oben bemerkt wurde, hat Derjenige, welcher urzeitliche Zustände feststellen will, an all den verschiedenen Merkmalen, welche den in Frage stehenden Erscheinungen anhaften, außerdem noch dasjenige Merkmal besonders aufzusuchen, welches ein Gegenstand als einziges Merkmal in seinem Urdasein hatte. Als ich meine urgeschichtlichen Untersuchungen über Horde und Familie, der gegenwärtigen Schrift und der ganzen Serie der in Vorbereitung befindlichen Arbeiten begann, lagen vor mir nichts als eine große Masse *von ihres subjectiven Inhaltes entkleideten Mittheilungen in Form reiner Merkmale*, aus denen ich vorerst die Gegenstände festzustellen hatte, denen sie zugehören. Oder wenn ich mich des besseren Verständnisses wegen in der Sprache der Logik ausdrücken darf: lauter Prädicate, durch welche die Subjecte zu begreifen sind.

Ein Ding (Subject) wird als das, was es ist, durch seine *Merkmale* (Prädicate) erkannt: es giebt kein Ding ohne Eigenschaften. Aber damit ist nicht gesagt, daß das „Wesen" eines Dinges in der Summe seiner Eigenschaften bestehe, wie man so oft behauptet, und sich dadurch einen Riegel zur Eingangspforte der Erkenntniß vom Wesen eines Dinges vorschiebt. Jedes Ding hat vielmehr wesentliche und unwesentliche Eigenschaften, in seinem Urdasein aber, wie bemerkt, nur eine *einzige wesent-*

liche Eigenschaft, die ihm so lange es ist (sprachlich richtiger „weset"), immer verbleibt. Eigenschaften sind Zustände eines Gegenstandes, die ihm nicht immer zustehen, vielmehr nur als der Veränderung unterworfen gedacht werden können, die nie für sich selbst bestehen, sondern immer nur Beziehungen zu einem anderen Gegenstande ausdrücken. Von den (immer wechselnden) Beziehungen zu anderen Gegenständen hängt der (deshalb ebenfalls immer sich verändernde) Zustand eines Dinges ab. Das Merkmal, das ein Gegenstand in seinem Urdasein hat, ist sein Urmerkmal, sein Grundmerkmal; es ist das Einzige, was dem Dinge inhärent ist, während alle andern Eigenschaften nur accidentell sind.

Den Urzustand einer Sache erforschen heißt somit sein urwesentlichstes Merkmal aufsuchen, und da in diesem Merkmal der Grund der Erscheinung liegt, so können wir dieses Merkmal geradezu den Grund der Erscheinung nennen. Der Grund ist Ursache von allem Möglichen und zugleich die Möglichkeit der Ursachen, weshalb von ihm der ganze Nexus von Ursache und Wirkung abhängt und auf ihn (den Grund) als die letzte Möglichkeit die ganze Causalreihe zurückführt. Daraus ergiebt sich, wie außerordentlich wichtig für die Erforschung des Urzeitlichen die Aufsuchung des Grundmerkmals einer Erscheinung ist. Ich werde versuchen, dies an einem Beispiel zu erläutern.

Eines der wichtigsten urgeschichtlichen Probleme bildet die Feststellung der sog. Urfamilie. Sagt man: „Familie ist ein aus Mann, Frau und Kindern bestehender Verband", so zählt man Merkmale auf, läßt aber ununtersucht, welches das Urmerkmal dieses Verbandes ist und erhebt ohne Weiteres eine subjective Vorstellung zu einem Begriff. Verbindet man nun gar die Vorstellung mit einer anderen Vorstellung, um auf beiden ein Urtheil zu begründen, indem man zu Obigem hinzufügt: „wo Mann und Frau in geschlechtlichem Verkehr stehen", so ist der Schluß, daß die Familie auf Ehe begründet sei, sehr nahe liegend. Aber man wird mir zugestehen müssen, daß man sich damit schon um ein Bedeutendes vom objectiven Sachverhalt, der einzig und allein nur in den Merkmalen liegen kann, entfernt hat. Vom Standpunkte des Statistikers aus ist überdies die Beobachtung zu kurz gemessen, da seine Wissenschaft die Totalität der Erscheinungen, möge es sich um ein Neben- oder Nacheinander handeln, unter sein Beobachtungsnetz stellt. Denn der Statistiker erstrebt als seinen Hauptzweck Objectivität; die Beobachtung einer Einzelerscheinung kann die Objectivität niemals gewährleisten, da die Einzelbeobachtung immer nur ein blos subjectiver Eindruck sein kann. Objectivität ist ebensosehr erscheinende Quantität als quantitative Erscheinung. Erschiene die Quantität nicht, so wäre ein Ding nicht gegenständlich, und erschiene es nicht quantitativ, so wäre es eben Einzelerscheinung und wäre

nur subjectiv zu erfassen. Als quantitative Erscheinung ist das Ding Vielheit und in seiner Qualität mannigfaltig; beobachtet man das Ding in seiner mannigfaltigen Vielheit, so erlangt man ein Bild von den verschiedenen Modificationen, in welchen das Wesen des Dinges erscheint, und da das Ding in der Vielheit und Mannigfaltigkeit seines Erscheinens eine Anzahl von Merkmalen zum Inhalt hat, kann man durch Untersuchung aller dieser Merkmale das allen Erscheinungen zu Grunde liegende gemeinsame Merkmal, das Urmerkmal, durch Induction gewinnen.

Hat der Statistiker über alle im Menschheitsleben vorkommenden Verbände ein Beobachtungsnetz ausgespannt und dazu Individualkarten mit objectiven Merkmalen ausgeschrieben, dann hat er zugleich auch die Merkmale der Familie aller Zeiten, und hat er diese Karten gesondert („gehäufelt"), so wird ihm z. B. der die Familie betreffende Haufen zeigen, daß auch Haus und Hof, Ackerland und Vieh, Dienende oder Sclaven u. s. w. familienhafte Merkmale sind, und daß mancherwärts Familien bestehen, in denen von Ehe und Kinderzucht keine Rede ist. Nebenbei bemerkt weiß übrigens auch die practische amtliche Statistik, und zwar mittels der dargelegten Technik längst, daß eine Familie in dem zuerst erwähnten Sinne (einer Blutsgemeinschaft) keine „statistisch erfaßbare Erscheinung" ist, weshalb sie, wie auch der Laie weiß, seit langer Zeit schon mit „Haushaltung" bei ihren Erhebungen operirt.

Der für den heutigen Zweck der amtlichen Statistik geeignete Begriff „Haushaltung" kann natürlich der historischeu und prähistorischen Statistik nicht genügen, und sie hat deshalb mittels desselben Verfahrens, durch welches jene zum Begriffe „Haushaltung" gelangte, nämlich des Eliminationsverfahrens, noch einen Schritt weiterzugehen.

Es ist einleuchtend, daß die Scheidung des Wesentlichen von dem Unwesentlichen nie dem Tacte oder Instincte des einzelnen Forschers überlassen werden kann, weil ja alsdann der subjectiven Willkür, die die Statistik, wo jene vorhanden ist, gerade beseitigen will, Thür und Thor geöffnet würde. Daß freilich, wie sich der Statistiker V. John einmal ausdrückt, eine „Uebertragung unserer subjectiven Empfindung auf das Object stattfinden muß", ist natürlich, weil eben ohne dieselbe gar keine Erkenntniß zu Stande kommen könnte. Wir müssen also bei der Untersuchung der Merkmale stets mit einer Vermuthung an den Gegenstand herantreten. Aber diese Vermuthung ist in der Statistik deshalb kein leerer Einfall, weil die Vermnthung hier eine fest umgrenzte ist; denn sie erstreckt sich nur auf die in den vorliegenden Karten verzeichneten Merkmale. Wenn diese z. B. zwölf Merkmale aufweisen, so sind auch nur zwölf Vermuthungen über das Grundmerkmal der betreffenden Erscheinung möglich; die „Uebertragung unserer subjectiven

Empfindung auf das Object" wird somit von dem Objecte selbst bestimmt und in Schranken gehalten. Denn der Reiz, welcher die „Empfindung" verursacht, geht nur von der Mannigfaltigkeit der einem Dinge in seiner Vielheits-Erscheinung zustehenden Merkmale aus, und somit ist die statistische Vermuthung gleichsam nur die Reaction der motorischen Nerven jenem Reize gegenüber. Von allen jenen Merkmalen kann aber nur ein Einziges das Grundmerkmal sein, zu dem ich aufgestiegen bin, indem ich in der bunten Mannigfaltigkeit derjenigen Erscheinungen, welche eine Anzahl gleicher Merkmale hatten, die Unterschiede gradweise aufdeckte, das Verhältniß der Eigenschaftsreihen gegen einander abwog und dadurch die unwesentlichen von den wesentlichen schied und schließlich zuletzt das alleinige wesentliche Merkmal auffand.

Bei diesem ganzen Verfahren habe ich mich also nicht einen Schritt vom Thatsächlichen entfernt; ich habe, da ich, nachdem ich das rein Subjective des Berichterstatters ausgeschieden hatte, von lauter Merkmalen ausging, von vornherein nur Thatsächliches gehabt, und da meine „subjective Empfindung" in Form einer Vermuthung nur durch die Merkmale hervorgerufen wurde, mich dabei ebenfalls nur im Thatsächlichen bewegt. Finde ich nun durch das beschriebene Eliminationsverfahren, daß z. B. in dem Haufen A nur Karten vorhanden sind, die als gemeinsames Grundmerkmal hausherrlicher Zustand bezw. „häusliches Dienstverhältniß", im Haufen B „geschlechtliche Destination", im Haufen C das Grundmerkmal „örtliches Reihenverhältniß usw." tragen, so habe ich drei Grundmerkmale gefunden, die nur auf dem Boden des rein Thatsächlichen stehen. Sie harren nur noch einer Bezeichnung, einer gemeinsamen Benennung. Hier kommt allerdings scheinbar meine Subjectivität zum Ausdruck, indem bei den verschiedenen Völkern, deren Verbände meine Karten umschließen, auch viele Bezeichnungen bestehen. Aber wenn ich davon eine derselben und zwar diejenige wähle, die in meiner Muttersprache bezw. in der Wissenschaft am gebräuchlichsten ist, so wird wohl kaum Jemand diese Wahl ernstlich eine Entfernung vom Thatsächlichen nennen und ich habe mich in Bezug darauf nur mit den Sprachforschern abzufinden. So kann ich also A mit Familie, B mit Ehe, C mit Horde und die ganze Zahl der übrigen gefundenen Grundmerkmale mit einem passenden Ausdruck bezeichnen. Da die Benennung einer Sache mehr zur Aufgabe der Darstellung als zur Findung des Thatsächlichen gehört, so werde ich weiter unten (S. 42 ff.) nochmals darauf zu sprechen kommen.

Schon beim Sortiren der Karten ist mir selbstverständlich aufgefallen, daß ich sie nicht sämmtlich gleichzeitig aufhäufeln konnte, weil dasjenige Merkmal, welches für eine Gesammtheit von Erscheinungen das Grundmerkmal ist, sich für die übrigen Erscheinungen als unwesentliches

Merkmal herausstellte. Wesentlich und unwesentlich sind die Merkmale nicht an sich, sondern nur in Beziehung zu einem bestimmten Subject. Somit bedürfen die unwesentlichen Merkmale dem jeweilig wesentlichen Merkmale gegenüber noch ihrer Berücksichtigung. Insofern aber eine Erscheinung neben dem Grundmerkmal mehrere Nebenmerkmale hat, so gilt es, die letzteren zu jenem in Relation zu bringen. Und so entsteht nun eine große Mannigfaltigkeit von allen möglichen Combinationen, ein langdauernder Proceß, der so lange fortgesetzt wird, als überhaupt Möglichkeiten der Combination durch das Material gegeben sind. Diese Combinationen sind der zeitraubendste, aufregendste aber auch der interessanteste Theil jeder statistischen Arbeit, weil diese Combinationen, wie beim Lottospiel, die Erwartung auf das Höchste spannen. Sie sind aber auch das einzige Mittel, den Causalnexus aller Erscheinungen und zugleich den Entwicklungsgang jeder Sache für sich kennen zu lernen. Denn ich erlange durch das Combiniren einen Einblick in die Beziehungen der Erscheinungen unter einander und erfahre, welche Einwirkung die eine Sache auf die andere ausübt, und wie so die eine gerade das wurde, was sie geworden ist und warum die andere das nicht werden konnte, was sie hätte werden können, weil eine bestimmte Einwirkung auf sie nicht erfolgte. Ich erfahre daher, warum eine mit einem gewissen Grundmerkmale versehene Sache wegen der verschiedenen Einwirkung, die sie in dem einen Lande erfuhr, aber in einem andern Lande nicht erfuhr, in zwei ganz verschiedenen Erscheinungsformen zu beobachten ist.

Da der Grund einer Sache die Sache selbst ist, herausgelöst aus dem wechselnden Zusammenhange der sie begleitenden Umstände und alles Das identisch ist, was sich auf einen und denselben Grund zurückführen läßt, so muß das technische Verfahren bei der Combination so eingerichtet werden, daß alle Einzelerscheinungen nach ihrem Grundmerkmale in je einem besonderen Haufen sortirt werden, weil dieses als das den Grund der Mannigfaltigkeit Kennzeichnende das Gleichbleibende ist. Denn man will ja durch die Combinationen die Veränderungen mit ihrer Ursache kennen lernen, die eine Sache erleidet. Nun kann aber das Grundmerkmal, weil es eben das bleibende Merkmal ist, niemals die Ursache der Veränderungen sein. Folglich ist diese in den andern (unwesentlichen) Merkmalen zu suchen. Man schlägt also jetzt den gerade umgekehrten Weg des früheren Verfahrens ein. Dort richteten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Mannigfaltigkeit der Merkmale und entdeckten durch Eliminirung aus dieser Mannigfaltigkeit das sich ewig gleichbleibende Grundmerkmal; nunmehr halten wir an letzterem als dem sich nie Verändernden fest und spüren den Veränderungen nach. Dadurch erhalten wir tabellarische Reihen, die uns in den vorhin als unwesentlich gesetzten Merkmalen die

Beziehungen darlegen, in welchen jede Sache zu einer anderen Sache steht und wodurch wir zugleich die Bedingungen erfahren, die nöthig waren, um eine Sache so zur Erscheinung zu bringen, wie sie erscheint.

Wir erblicken also auf der einen Reihe der Tabelle die Veränderungen einer Sache, auf der anderen die begleitenden Umstände; je mehr die Reihe jener mit der Reihe dieser übereinstimmt, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß zwischen den Sachen und ihren Bedingungen ein innerer Zusammenhang besteht. Wechselt nur ein Umstand, so wird dieser die wahrscheinliche Bedingung sein und die Wahrscheinlichkeit ist eine bestimmte; wechseln mehrere Umstände, so ist das eigentlich Wirksame weniger bestimmt und daher auch die Wahrscheinlichkeit eine weniger bestimmte. Durch die ununterbrochen fortgesetzte Combination aller unwesentlichen Merkmale zum Urmerkmale wird aber die Wahrscheinlichkeit wenigstens eine annähernd bestimmte werden. Absolute Gewißheit werden wir freilich niemals erlangen; und deshalb wird auch die Feststellung urzeitlicher Thatsachen sich immer nur im Bereiche von Wahrscheinlichkeiten halten.

Kennt man den Grund einer Sache und kennt man zugleich die Bedingungen, welche dieselbe modificiren, so kennt man nunmehr das ganze Thun und Leiden der Sache: die Thatsache. Ist Thun die spontane, Leiden die receptive Seite der That und bilden Thun und Leiden in absoluter Identität den Zustand, so hat man jetzt den „Zustand" (status) der Sache, die That als Sache, die Thatsache.[1]) Im Zustand (in der Thatsache) liegt sowohl das „Werden", als auch der „Stand", weshalb die Statistik in ihrer höchsten und letzten Vollendung diese beiden Bestandtheile „état"

---

[1]) Wie leicht eine Wissenschaft in Folge einer unrichtigen Etymologie, bezw. Deutung eines Wortes in falsche Bahnen gelenkt werden kann, zeigt auch das Wort Thatsache. Der vortreffliche Jonák, der in seiner „Theorie der Statistik in Grundzügen (Wien 1856)" das Wesen der Statistik richtig erkannt und namentlich auch das Verhältniß der ziffermäßig ausgedrückten Thatsachen zu den übrigen Thatsachen im Interesse eines einheitlichen Thatsachenzusammenhangs gut bestimmt hat, definirt: „Jede Erscheinung, insofern sie den Gegenstand der menschlichen That bildet, heißt Thatsache und gehört als solche in das Bereich der Statistik . . . Erscheinungen jedoch, an welchen sich gar kein Moment der menschlichen That, sondern nur jenes der Natur erkennen läßt, sind von dem Gebiete der Statistik ausgeschlossen." (S. 128). Diese sonderbare Auffassung vom Wesen der Thatsache, die auch Engel hatte, hat letzteren offenbar zu seiner „Demologie" (Lehre von den menschlichen Gemeinschaften) geführt und Andern zu der irrigen Anschauung verholfen, die Statistik sei eine „exacte Gesellschaftswissenschaft." „That" ist, wie oben im Text bemerkt, Thun und Leiden zugleich und kann im ganzen Kosmos in absoluter Identität verknüpft gedacht werden. Sowie im vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts durch eine falsche Deutung des Wortes „Zustand" status, so ist neuerdings durch eine falsche Deutung des Wortes „Thatsache" die Statistik irre geführt worden.

und „mouvement" in sich zu vereinigen sucht. Jede wirklich statistische Thatsache erfordert beide Bestandtheile und im streng wissenschaftlichen Sinne ist erst dann eine Thatsache erkannt, wenn man sie sowohl in ihrem Stand, als auch in ihrem Werden erforscht hat. Eine Sache „wird" durch ihre Wechselbeziehung zu anderen Dingen; sie „ist" für mich, wenn ich sie von den Einwirkungen derselben losgelöst denke.

Jeder, der mir ohne Vorurtheil bis hierher gefolgt ist, wird mir zugestehen, wie wichtig für die urgeschichtliche Erforschung das Aufsuchen von Grund und Bedingungen ist, und wie wir erst dadurch in den Stand gesetzt werden, uns Einsicht darüber zu verschaffen, welche Erscheinungen im Völkerleben gleichartig oder verschieden sind, was an ihnen bleibend oder nur zufällig mit ihnen verknüpft ist. Was bleibend ist, ist der Sache inhärent, in ihm ist sie begründet, es ist ihr Grund; was dagegen der Sache accidentell ist, ist das Veränderliche, was ihre Entwicklung bedingt. In ihrer Vereinigung bilden sie die Thatsache.

Mit dem Ausdruck Thatsache wird oft geradezu Unfug getrieben; nach einigen „modernen" Ethnologen ist fast jeder völkerkundliche Bericht eine „Thatsache". So finde ich beispielsweise in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (XXVI. Band, 1. Heft Wien 1896) eine in §§ eingetheilte Abhandlung von Rudolf S. Steinmetz, betitelt „Endokannibalismus". Daselbst überschreibt der Genannte die §§ 2—11 mit „Thatsachen"; z. B. „§ 2. Die Thatsachen. Classisches Alterthum", § 3. Die Thatsachen. Festland von Asien, § 4. Die Thatsachen. Indonesien und so auf 23 zweispaltigen Seiten fort bis einschließlich § 11. Schaut man sich diese „Thatsachen" an, so sind dies nur die bekannten dürftigen Berichte, die in viel ergiebigerer Weise bereits von Anderen, z. B. von Richard Andree gesammelt worden sind. Steinmetz verwechselt hier „Berichte" mit „Thatsachen". Berichte enthalten Urtheile und Thatsächliches zugleich. Das erstere muß meiner Methode zufolge ausgeschieden werden, um es in Form reiner Merkmale zu behandeln.

Nachdem Steinmetz diese seine „Thatsachen" vorgeführt, bildet er einen § 12 mit der Ueberschrift: „Zusammenstellung der Thatsachen und ihrer kritischen Werthe", in welchem er schreibt: „Nachdem ich jetzt so viele Fälle unserer Erscheinung, als mir nur möglich war, vorgeführt und, soweit die mir zugängliche Literatur gestattete, kritisch erörtert habe, will ich jetzt unsere Ergebnisse (?) tabellarisch zusammenstellen, damit eine schnelle und bequeme Uebersicht über die Zahl und die ethnographische Stellung der betreffenden Völker, sowie über die Motive der Sitte möglich werde; hieran möchte ich aber das Resultat der kritischen Schätzung unserer Angaben knüpfen."

Es ist zur Beurtheilung der Steinmetz'schen Arbeiten hochinteressant

zu erfahren, von welchem Standpunkte aus er die „kritische Schätzung" vornimmt. Es geschieht dadurch, daß er den einzelnen Berichten (seinen „Thatsachen") eine Censur ertheilt (1. 2. 3. 4. und 5.), und zwar nach einer eigenthümlichen Manier, die sich aus den Sätzen ergiebt, welche Steinmetz den oben citirten Worten unmittelbar folgen läßt: „Die Ziffer 1 soll die höchste auf unserem Gebiete erreichbare kritische Gewißheit andeuten, welche ich (!) da annehme, wo die Angabe von einem anerkannt guten Beobachter, der in der Lage war, gute Wahrnehmungen zu machen, nach längerer Bekanntschaft mit dem betreffenden Volke herrührt und sich mit unserer sonstigen Kenntniß des Volkes nicht in Widerspruch befindet; oder aber von mehreren Forschern einstimmig und ohne jede Opposition bestätigt wird. Die Ziffer 2 weist darauf hin, daß die Nachricht von einem relativ guten Forscher unter Durchschnittsbedingungen stammt, Zweifel aber nicht erhoben wurden. Die Ziffer 3 aber sagt, daß die Mittheilung zwar aus sehr guter, eventuell sogar aus vorzüglicher Quelle kam, aber dennoch bestritten wurde, also controvers genannt werden muß. 4 bedeutet die nicht weiter prüfbare Möglichkeit, wo wir eigentlich keinen Grund zum Zweifeln haben, aber doch die einzelne Mittheilung keine besondere Gewähr bietet. 5 aber bedeutet große Unwahrscheinlichkeit aus irgend einem Grunde innerer oder äußerer Kritik. Unsere ganze Umschau beweist aber, daß wir keinen Grund haben, die Möglichkeit der Erscheinung an sich bei irgend einem Volke anzuzweifeln."

Nach dieser eigenthümlichen Manier der „kritischen Schätzung" von 161 Fällen bleiben Steinmetz nach Abzug der mit 5 bemerkten 155 übrig, von denen wieder 30 mit der Censur 4 versehen abgelehnt werden u. s. w. Die Censur 1 erhalten 17 Fälle. Die so gewonnenen Resultate nennt Steinmetz (S. 31) „Statistik". Ich meinerseits möchte dieses ganz merkwürdige Verfahren Steinmetz's eher mit dem Ausdruck „statistisches Ballspiel" belegen. Mag man die 161 Mittheilungen als Thatsachen bezeichnen oder nicht — nie und nimmer kann es erlaubt sein, von einem rein subjectiven Standpunkt aus eine „kritische Schätzung" derselben nach Art von Steinmetz vorzunehmen. Nicht dadurch ist für eine Thatsache „kritische Gewißheit erreichbar", daß man die Person, welche den Bericht liefert, einer Kritik auf ihre Glaubwürdigkeit unterwirft, und ebensowenig kann dafür der Standpunkt maßgebend sein, daß eine Erscheinung „von mehreren Forschern einstimmig und ohne Opposition bestätigt wird." Es ist dies, und mag man seiner oder anderer Menschen Urtheilskraft noch so viel zutrauen, immer ein rein subjectiver Act. Das subjective Moment darf nicht nur nicht von Außen an den Bericht herangetragen, sondern muß im Gegentheil da, wo es vorhanden ist, entfernt werden. Es müßte eine nette amtliche Statistik entstehen, wenn der Director eines

statistischen Bureaus zum Maßstab der „kritischen Gewißheit“ und Glaubwürdigkeit der amtlich eingegangenen Berichte die Ansicht erheben wollte, welche er sich über die Qualification des betreffenden Beamten gebildet hat, der den Bericht einreicht. Nur der objective Inhalt desselben darf zum Anhaltspunkte für eine etwaige Kritik genommen werden. Aber ein einzelner Bericht als solcher ist dafür nicht zureichend, weil die Objectivität nur in der Gesammtheit der Erscheinungen zu finden ist.

Nicht an einer einzelnen Erscheinung, wie sie uns durch eine Einzelbeobachtung geboten wird, darf Kritik geübt werden, sondern die Totalität der Erscheinungen selbst, welche durch ihre objectiven Merkmale zu uns spricht, muß die Entscheidung über die Brauchbarkeit der Berichte fällen. Aber um eine solche Objectivität zu erlangen, genügen die wenigen Merkmale, die Steinmetz in seinen „Tabellen“ darbietet und die er ebenfalls schon Thatsachen nennt, keineswegs, weil sie das Wesen des Endokannibalismus, den Steinmetz, wie die Ueberschrift seines Aufsatzes meldet, doch eben darstellen will, gar nicht erkennen lassen. Wenn er solche Fragen wie beispielsweise die, ob der Endokannibalismus vor dem Exokannibalismus bestanden habe, d. h. ob der Urmensch zunächst die Glieder seiner nächsten Umgebung aufgefressen und sich erst später entfernteren Feinden zugewandt habe, behandeln will, ist es absolut nothwendig, bis in die elementarsten Bestandtheile der menschlichen Gebilde aller der Völker, die er namhaft machte, zurückzugehen. Daß selbst in der Familie des primitiven Menschen, mag man sie als ein sexuelles oder als wirthschaftliches Verhältniß auffassen, durch die Verheirathung zwei heterogene Elemente verschiedener Herkunft anzutreffen sind, ist eine allzu bekannte Beobachtung. Wenn ein Mann seine Frau, die nicht zugleich seine Schwester ist, auffrißt, so liegt doch die Frage nahe, ob man das als Endo- oder Exokannibalismus aufzufassen habe. Da auch diese Frage nicht willkürlich nach eigenem subjectivem Ermessen, sondern nur durch die Merkmale der Erscheinungen zu beantworten ist, so hätte Steinmetz es nicht unterlassen dürfen, zunächst nach dem Grundmerkmal der Erscheinung zu forschen und zu diesem Behufe die Totalität der erforderlichen Merkmale vorher sammeln müssen.

Indem er dies unterläßt und sich um das rein Thatsächliche derselben gar nicht kümmert, kann selbstverständlich ein brauchbares Ergebniß aus den dürftigen Berichten von ihm auch nicht gewonnen werden. Und wenn er trotzdem auf die Darstellung des Gegenstandes nicht Verzicht leistet, so bleibt ihm nicht anderes übrig als Dinge bezw. Fragen in die Abhandlung, wie „§ 16 ob der Urmensch omnivor war“, „§ 17. Sind die Affen omnivor?“ u. s. w., die mit den in den Berichten vorhandenen Merkmalen in absolut keinem inneren Zusammenhang stehen, aufzunehmen. Auf

diese Weise entsteht nothwendiger Weise durch ein rein speculatives Verfahren ein Ergebniß, das, wenn man die Sache näher besieht, gar nicht aus dem in den Berichten vorhandenen Thatsächlichen hervorgegangen ist und im Widerspruch mit ganz nahe verwandten Erscheinungen steht. Auf das Nähere der rein speculativ gewonnenen Ergebnisse des erwähnten Aufsatzes über den „Endokannibalismus" einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es kam mir, weil ich hier nur das Methodologische hervorzuheben habe, nur darauf an, zu zeigen, wie Steinmetz Berichte mit Thatsachen verwechselt, welch ein geradezu sträfliches Verfahren der Genannte anwendet, um „kritische Gewißheit" über das Thatsächliche zu erhalten und wie er endlich noch über einen Gegenstand schreibt, dessen Wesen er aus den Merkmalen gar nicht erforscht hat. Wenn auch die Arbeiten von Steinmetz in methodologischer Hinsicht zu den haltlosesten Erzeugnissen derjenigen modernen Ethnologen, die Urgeschichte und Ethnologie verwechseln, gehören, so haftet doch recht vielen urgeschichtlichen Arbeiten in kaum weniger starkem Maße der Fehler an, daß ihre Autoren die in den Reiseberichten enthaltenen Urtheile nicht von dem darin ebenfalls vorhandenen Thatsächlichen trennen, um allein das Letztere zum Gegenstande der Durchforschung zu machen.

Es ist ganz unmöglich, aus bloßen völkerkundlichen Berichten und Mittheilungen irgend eine Erscheinung zu erklären und zu deuten, ohne zuvor diese Berichte auf ihre beiden Bestandtheile (thatsächliche) Merkmale und Urtheile zu analysiren. Erst wenn die letzteren ausgeschieden sind, kann man die objectiven Merkmale einem Inductionsprocesse unterwerfen, wobei aber als Vermuthung immer nur ein Merkmal dienen darf, welches in der großen Masse der Beobachtungen wirklich vorhanden ist, während jede andere Vermuthung, die außerhalb der Merkmale liegt, ausgeschlossen werden muß. Nur auf diese Weise ist es möglich, den Grund der Erscheinung zu finden und den thatsächlichen Zusammenhang, in welchem alle einzelnen Erscheinungen unter einander stehen, zu entdecken. Auch dies will ich noch an dem von mir gewählten Beispiele, der Familie bezw. Ehe, illustriren.

Finde ich, daß das hausherrliche Verhältniß der Grund der Familie ist und bemerke ich, daß in der einen (die ich androkratisch nenne) ein Weib, in einer anderen Familie (die ich mit gynäkokratisch bezeichne) ein Mann, in einer dritten eine Anzahl Brüder, u. s. w., die Bedingungen sind, den Grund zu verwirklichen, so lerne ich die Manigfaltigkeit der Familienformen kennen. Es wird mich nicht im Geringsten wundern, wenn mir die Völkerkunde berichtet, daß bei vielen Völkern eine Frau herrscht und deren Mann zu ihr in keiner geschlechtlichen Beziehung steht, und daß bei anderen Völkern ein Mann seine Frau als Dienstmagd behandelt,

in sexueller Beziehung aber ihr gleichgültig gegenübersteht, weil mir eben der Grund der Familie bekannt ist. Es wird mich, wenn ich aus den Merkmalen der Ehe gefunden habe, daß ihr Grundprädicat „geschlechtliche Destination für das ganze Leben" ist, ebenso wenig wundern, daß mir völkerkundliche Berichte sagen, daß mancherwärts die Kinder nicht dem Vater, sondern dem mütterlichen Oheim folgen, weil ich eben weiß, daß die Folge der Kinder auf das Engste mit der ehelichen Destination zusammenhängt und daß die Ehe ein ganz anderes Grundprädicat als die Familie hat. Ich weiß, vermöge des Grundprädicats, daß eine Ehe vollständig denkbar ist nicht nur ohne häusliches Zusammenleben, sondern sogar ohne geschlechtlichen Umgang, weil eben nur die Destination an dem ganzen ehelichen Verhältniß der Grund des Urdaseins der Ehe ist, deren Consequenzen nur deshalb nicht zur Wirklichkeit werden, weil entweder die Bedingungen fehlen oder wegen des Hinzutritts einer anderen Sache so verändert werden, daß auch die Ehe modificirt erscheint. Nimmermehr aber werde ich mich zu so kühnen Speculationen verleiten lassen, wie sie die moderne Ethnologie mit ihrer angeblichen „mutterrechtlichen Gens", in der die Kinder der Mutter gefolgt sein sollen, weil der Vater wegen der furchtbaren promiscuen Beziehungen unbekannt bleiben mußte, der Welt sensationell verkündet. Und da ich die ganze zu einer Grunderscheinung gehörige Reihe aller späteren Entwicklungsphasen vor mir habe, so werde ich zugleich auch im Stande sein, nachzuweisen, daß das sog. Mutterrecht gar nicht in die früheste Urzeit, sondern in eine recht, recht späte Zeit gesetzt werden muß.

Aber die Erkenntniß von Grund und Bedingungen der Erscheinungen hat noch einen anderen, sehr großen Werth für die Erforschung urgeschichtlicher Erscheinungen. Ist uns nämlich der Grund einer Erscheinung durch Aufsuchen ihres Grundmerkmals bekannt geworden und kennen wir zugleich die vollständige Reihe der analogen Bedingungen, welche die Erscheinung bewirken oder verändern, so sind wir im Stande, ganz selbständig neue Thatsachen zu erzeugen, indem wir den wahren Grund der Erscheinung in die entsprechenden Bedingungen versetzen. Diese Operation, das sog. Experiment, ist das einzige Mittel, überhaupt zu neuen Ergebnissen in der Wissenschaft zu gelangen.

Mit vollem Rechte wird einer Wissensdisciplin, die noch auf dem Standpunkte der Beschreibung steht und noch nicht vermittels des Experimentes die ihr zugehörigen Thatsachen selbständig erzeugen kann, der Character einer selbständigen Wissenschaft abgesprochen. Seitdem „die Statistik nicht mehr malen und schildern, sondern neue Erkenntniß zu Tage fördern will" (Knapp) und sich dazu des Experimentes bedient, ist sie selbständig geworden, und somit auch befähigt, nicht blos zukünftige That-

sachen vorauszubestimmen, sondern auch Zustände längst vergangener Zeiten, darunter auch urzeitliche Zustände, zu reconstruiren. Da das Experiment auf Grund und Bedingungen beruht, diese aber etwas rein Thatsächliches sind, so kann auch das Ergebniß des Experiments — natürlich vorausgesetzt, daß sich nicht Irrthümer eingeschlichen haben, die bei der Unvollkommenheit menschlichen Denkens und Forschens niemals und in keiner noch so exacten Wissenschaft zu vermeiden sind, — ebenfalls nur etwas Thatsächliches sein. Eine vollendete Erkenntniß der menschlichen Urzeit werden wir niemals erlangen können, aber wenn wir exact arbeiten, wenigstens eine solche, die eine große Wahrscheinlichkeit für sich hat. Diese kann uns zu Theil werden, wenn wir die Erscheinungen nicht in ihrer Vereinzelung, sondern *als unter einander zusammenhängende* betrachten, d. h. eine mehr systematische Erkenntniß zu gewinnen suchen, wodurch eben dasjenige Wissen entsteht, was man mit „*Theorie*" bezeichnet. Letztere wird, wie gezeigt, dadurch gewonnen, daß man von der Totalität der thatsächlich gegebenen Erscheinungen ausgeht, diese je auf ihren gemeinsamen Grund zurückführt, um welchen sich alsdann Thatsachengruppen bilden, sodaß also der jeweilige Grund die ihm zugehörigen Thatsachen erklärt, und endlich wird noch alles, was dabei unerklärt bleibt, mittels Experimentes zu ergänzen versucht.

Somit ist eine Theorie im streng wissenschaftlichen Sinne nicht auf apriorer Speculation, sondern nur „*auf statistischer Grundlage*" d. h. auf dem Zusammenhange alles in der Totalität der Erscheinungen enthaltenen Thatsächlichen aufzubauen. Sie ist unmöglich, wenn man nicht die *Gesammtheit* aller zusammengehörigen Erscheinungen berücksichtigt; und ihre Vollständigkeit und Gültigkeit ist somit abhängig von der Totalität der Erscheinungen, die man untersuchte. Demgemäß kann auch der sog. historischen Perspective, die der modernen Speculation, die immer mit Aeonen von Jahren rechnet, nicht weit genug geht, in einer Theorie der urzeitlichen Zustände nur ein so großer Spielraum eingeräumt werden, als es der Urgrund der in Betracht kommenden Thatsachen gestattet. *Das Unbekannte kann nur so weit construirt werden, als das Bekannte es zuläßt.*

Man wird mit Recht die Frage aufwerfen, wieso man denn die zur Theorie erforderliche Grundhypothese findet. Denn die „Theorie ist" ja — wie *Wundt* sagt — „die Hypothese sammt der Deduction der Erscheinungen, zu deren Erklärung die Hypothese gemacht wurde . . . Sie verknüpft die Thatsachen auf der Grundlage der Hypothese und bringt so erst den Zweck, zu welchem die letztere gebildet wurde, zur Ausführung". Wie gelangt der Statistiker also zur Hypothese, die alle Einzelerscheinungen erklärt?

Wir haben oben gesehen, wie man das Grundmerkmal der Er-

scheinungen in ihrer Mannigfaltigkeit dadurch findet, daß man das Uebereinstimmende und Gleichbleibende durch Eliminirung des Veränderlichen und Wechselnden zu gewinnen suchte. Hat man nun mehrere Grundmerkmale, so ist wegen des Zusammenhanges aller Erscheinungen die Vermuthung naheliegend, daß auch unter allen Grundmerkmalen wieder Ein Merkmal vorhanden sei, welches Urgrundmerkmal und Grundurmerkmal aller Grund- bezw. Urmerkmale der Totalität der Erscheinungen ist. Somit wird dieselbe Procedur, die wir oben beschrieben, noch weiter fortgesetzt, bis dieses Grundurmerkmal, in dem alle andern Grundmerkmale sich vereinigen, gefunden ist. Soll eine Synthese (ein Zusammensatz) aller Thatsachen erfolgen, so ist jenes zuletzt gefundene Grundurmerkmal die Hypothese (der Untersatz), auf welchem das ganze Thatsachengebäude zu errichten ist.

Also ist die Hypothese, wie sie der Statistiker gewinnt, nicht eine Fiction, sondern etwas durch das Thatsächliche selbst Bestimmtes. Und auch hier sagt Wundt[1]) sehr richtig: „Hypothesen sind nicht nur erlaubt, sondern nothwendig, aber sie sollen nicht willkürliche Fictionen sein, sondern Voraussetzungen, welche auf das strengste durch die Thatsachen selber bestimmt sind. Auch hat niemals die Wissenschaft der Hypothesen entbehren können, und wenn diese zu Zeiten verpönt gewesen sind, so beruhte dies darauf, daß man sich einen falschen Begriff von der Hypothese gebildet hatte".

So lange es eine exacte wissenschaftliche Forschung geben wird, wird man der Hypothesen niemals entbehren können. Daß Diejenigen keine Hypothesen brauchen, welche mit Pinsel und Kleistertopf Mittheilungen an Mittheilungen zu ethnographischen Parallelen anreihen und daß auch Diejenigen keine Hypothesen nöthig haben, die, wenn zwei Autoren Bücher über einen Gegenstand geschrieben haben, sofort mit dem Anliegen kommen: „ich sei, gewährt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte", ist selbstverständlich. Beiden Gattungen von Schriftstellern kommt es gar nicht ins Bewußtsein, daß sie selbst mit Stoffen ein Buch anfertigen, die ebenfalls mittels Hypothesen, wenn auch vielleicht nur mit halbfertigen Hypothesen, gewonnen wurden. Es hat bei diesen Herren das Wort „Hypothese" eine so verächtliche Bedeutung, daß sie es bisweilen sogar als Schmähwort gebrauchen, um einen Schriftsteller zu ärgern, der eine andere neue Hypothese aufgestellt hat, die ihre eigenen Leistungen in ein schiefes Licht zu stellen geeignet ist. Jede Wissenschaft bedarf der Theorie; es giebt keine Theorie ohne Hypothese, aber auch keine Hypothese in wissenschaftlichem Sinne ohne eine zuvorige Erforschung des Thatsächlichen aus dem Zusammenhang der Erscheinungen.

---

[1]) Wundt, Logik I (Erkenntnißlehre. 2. Aufl. Stuttgart 1893. S. 453.

Im Zusammenhange ist Alles nothwendig so, wie es ist; denn es ist ja durchaus von dem Zusammenhange bestimmt. Indem Alles im Zusammenhange steht, negirt sich Alles gegenseitig und bringt sich auf die Einfachheit zurück, in welcher es eine Continuität von reinem Sein bildet. Indem der Zusammenhang die Vielheit des Anundfürsichseienden zur Einheit verknüpft, erfahren wir dadurch die Relativität der Einzeldinge zu einander, sie mit einander vergleichend. So erhalten wir einerseits das Allgemeine und anderseits das Besondere: in jenem erkennen wir das in allen für sich seienden Dingen enthaltene Grundmerkmal, welches eben den Zusammenhang herbeiführt, in diesem dagegen sehen wir, wie durch die Vermittelung des Einen mit dem Andern das Dritte entsteht und dadurch der Zusammenhang gewahrt bleibt. Und indem wir so das Allgemeine und Besondere erschauen, finden wir, wie in jedem Einzelnen ebenso Allgemeines und Besonderes enthalten ist, und wie auch darin sich der Zusammenhang zeigt. Denn das Einzelne erhält seine Besonderheit nur durch den Zusammenhang mit dem Allgemeinen, zu dem es in einem relativen Gegensatz steht. Doch sind das Besondere und das Allgemeine nicht für sich existent, sondern beide kommen nur an dem Einzelnen in dessen Existenz zur Erscheinung. Nur das Einzelne ist wirklich. Aber man kann das Einzelne in seiner Erscheinung nicht deuten, wenn man nicht das ihm zukommende Allgemeine und Besondere kennt, und da diese beiden Eigenschaften des Einzelnen nur aus dem Zusammenhang der Einheit mit der Vielheit des Anundfürsichseienden erkannt werden können, so ist eben eine Betrachtung der Erscheinungsformen des Einzelnen im Zusammenhange erforderlich. Und durch diese Betrachtung im Zusammenhang *erheben wir unsere Forschung über das bloße Aneinanderreihen von Erscheinungen mittels einer rein subjectiven Deutung* und nähern uns, soweit es Menschen überhaupt möglich ist, der Erkenntniß des objectiven Sachverhaltes, welches die wesentlichste Aufgabe der Statistik, der Lehre vom Thatsächlichen, eben ist.

Eine Theorie kann niemals Selbstzweck sein, so wenig als es die Production im Allgemeinen ist; denn alles was wir produciren, führen wir vor (pro-ducere) zum Zwecke der Consumtion. Und da, was wir erzeugen, wegen der Wechselbeziehungen, in denen wir zu Anderen stehen, nicht uns zu vollem Eigenthume angehört, und da selbst die uns scheinbar ureigensten Gedanken doch zugleich auch durch die Gedanken unserer Mitforscher, die uns theils mit Methode, theils mit thatsächlichem Stoff unterstützt haben, herbeigeführt worden sind, so erwächst uns die Pflicht, unsere Erzeugnisse Anderen *mitzutheilen*, um sie zu einem allgemeinen Consumtionsgute zu machen. Was als Consumtionsgut dienen soll, muß genießbar sein und in einer Form dargereicht werden, welche den Genuß

erleichtert: es geschieht dies durch Darstellung. Sowie jede marktgängige Waare dem Bedürfnisse des Consumenten gemäß zur Darstellung gebracht werden muß, so muß auch das geistige Verkehrsgut, wie es in der Theorie zur Erscheinung kommt, zwecks Mittheilung in genießbarer Form vorgeführt werden. Darstellung und Mittheilung einer Theorie sind überaus schwierige Aufgaben.

Bei der Darstellung muß das Volumen im entsprechenden Verhältniß zu seinem Inhalt stehen, da der ökonomische Nutzeffect um so größer ist, je geringer die Belastung durch die Materialienmasse auf die Consumtionsthätigkeit des zu Belehrenden wirkt. Ein allzu großer Ballast ruft leicht Störungen in den Verdauungsorganen des Consumenten hervor und vermindert den Reiz des Genießens, was gerade bei einer Theorie besonders gefährlich wirkt, weil diese wegen des inneren Zusammenhanges aller Einzelthatsachen, die sich selbst gegenseitig erklären und beweisen müssen, eine andauernde Consumtionskraft und Consumtionslust erfordert. Nie darf eine Theorie zugleich eine Materialiensammlung sein. Eine allzugeringe Beigabe von Einzelmittheilungen erschwert aber den Genuß ebenfalls, nicht sowohl weil sie Würze sind, sondern weil sie das Verständniß des allgemeinen Inhalts erleichtern. Auch erweisen sich bei der Vorführung einer neuen Theorie öfter Wiederholungen als nothwendig, um den Leser an sich zu fesseln und es ihm zu ersparen, nochmals rückwärts zu blättern, wenn es gilt, den Zusammenhang der Erscheinungen zu überblicken.

Die Mittheilung einer Theorie ist schwierig, weil ihr Erfolg beim Leser nicht blos vom Darsteller selbst, sondern zugleich auch von der bereits vorhandenen Erkenntniß der Consumenten selbst abhängt. Es ist der schlimmste Vorwurf, der einen Schriftsteller treffen kann, daß er in unverständlicher Form das Ergebniß seiner Arbeit darbietet, und es ist eine der traurigsten Entschuldigungen eines Autors, er habe wegen Zeitmangels oder weil er ja für Fachleute schreibe, auf die künstlerische Durcharbeitung keine Zeit verwenden können. Gedanken, die eines einheitlichen Gedankenfadens entbehren, also Dasjenige, was der Volksmund mit „Kraut und Rüben durcheinander" bezeichnet, wirkt immer verwirrend und hat für die Wissenschaft absolut keinen Nutzen. Damit ist nicht gesagt, daß man populär und in einer Form schreiben müsse, die den Leser des Nachdenkens überhebe. Eine Theorie ist schon wegen des inneren Zusammenhanges der Einzelgedanken schwer zu lesen. Da nun auf ein Verständniß beim consumirenden Leser nur zu rechnen ist, wenn dieser an der Mittheilung auch wirklich mit theilnehmen kann, so muß man an die bisherigen Vorstellungen des Lesers anknüpfen, was, wie leicht begreiflich, deshalb besonders schwierig ist, weil die betreffenden Vorstellungen bei einem größeren Leserkreis außerordentlich verschieden und außerdem nicht sogleich präsent sind, um im gegebenen Augenblicke die bisherigen Theorien mit der neu vorzuführenden Theorie zu vergleichen.

Letzterem Umstand kann man nur gerecht werden, wenn man dem Leser, sei es auch nur in großen Umrissen, die bisher herrschende Theorie am geeigneten Orte zugleich zur Mittheilung bringt und wenn man bei Mittheilung von Einzelbeobachtungen nicht blos die neu zu Grunde gelegte Erkenntniß, sondern auch diejenige apriore Erkenntniß vorführt, welche der frühere Beobachter zur Deutung der Erscheinung benutzte. Denn alles Wirkliche befaßt bekanntlich zwei Momente in sich: das Wesen des Dinges und die Erscheinung des Dinges. Die Erscheinung bleibt unerklärt ohne die Erfassung des Wesens oder, wie man auch anders sich ausdrücken kann, des (ewigen) Grundes mitsammt den Bedingungen der Erscheinung. Ob die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde kreist, ist der Erscheinung nach ganz dasselbe, aber nicht dem Wesen nach; es kommt bei letzterem auf die Deutung an.

Alle Fortschritte in der Wissenschaft liegen in der Erweiterung und Vertiefung unserer Erkenntniß, und alles Neue in derselben erfolgt durch Umdeutung der Erscheinungen. Umdeutungen sind aber nur möglich durch Aufstellungen neuer Theorien, weil, wie oben gezeigt wurde, nur die Theorie im Stande ist, systematisches Wissen zu erzeugen, indem sie alle Einzelthatsachen aus einem einzigen zureichenden Grunde (der causa sufficiens) zu erklären unternimmt. Eine Einzelerscheinung kann man nie und nimmer umdeuten, ohne zuvor den zureichenden Grund für die gesammten Erscheinungen erforscht zu haben, weil ja eben eine Einzelerscheinung im streng wissenschaftlichen Sinne gar keine Deutung zuläßt. Eine Einzelerscheinung, sie mag einem Gebiete angehören, wie es auch heiße, kann bei ihrem Beobachter nur einen subjectiven Eindruck hinterlassen und wenn er sie gleichwohl zu deuten versucht, so geschieht dies, ohne daß sich der Betreffende dessen vielleicht bewußt wird, auf Grund einer Hypothese, die ihm schon manches Andere vorher erklärt hat. Es wird gut sein, wenn wir uns das „Umdeuten" der Erscheinungen an einem Beispiele klar machen, das uns zeigt, wie man die Einzelerscheinung nie an dieser selbst, sondern nur im Systeme der Gesammterscheinungen erklären kann.

Nicht ob die Erde sich bewegt oder ob sie ruht, war bei Kopernikus die Frage, sondern welche Bewegungen muß man der Erde beilegen, damit die Erscheinungen am Himmel sich uns so darstellen, wie wir sie sehen. Es handelte sich also um folgende Gruppen von Erscheinungen: 1) der regelmäßige und gleichförmige Wechsel von Tag und Nacht; 2) der ungleichförmige jährliche Sonnenlauf um das Rund des Himmels; 3) die Schiefe der Ekliptik; 4) der Wechsel der Jahreszeiten; 5) das langsame Vorrücken der Nachtgleichen; 6) die verschlungenen und in sich zurückkehrenden Wanderungen der Planeten am Himmelsgewölbe, ihre Stationen

und Rückgänge im Zodiakus.[1]) Alle diese Erscheinungen und Vorgänge mußten aus der Bewegung der Erde abgeleitet werden und es war daher die Frage, worin das Wesen der Bewegung der Erde bestehe, in erster Linie zu beantworten. Diesen ganzen Prozeß des Kopernikus zur Erforschung des Tatsächlichen möchte ich im besten Sinn des Wortes als einen statistischen bezeichnen, weil es dasselbe Verfahren ist, dessen sich die Statistik bedient; sie erklärt und deutet nicht a priori Einzelerscheinungen, sondern beobachtet die Totalität der Erscheinungen, um alle Erscheinungen aus ihrem bereits festgestellten Zusammenhange zu erklären. Hat sie den Zusammenhang gefunden, dann deutet sie allerdings auch Einzelerscheinungen, aber nur wie es das System der Thatsachen gebietet und verlangt. Da jede wissenschaftlich wahre Hypothese und jede durch sie begründete Theorie auf einem statistischen Processe beruht, der das rein Thatsächliche feststellt, so muß Derjenige, der seinem Leser eine neue Theorie zur Darstellung bringen will, sich bei der ganzen Darstellung selbstverständlich von seiner Theorie leiten lassen und alles nur „nach den Bedürfnissen der Theorie deuten", weil er sonst sich gegen die Wahrheit des Thatsächlichen versündigen würde.

Um der Umdeutung willen baut man ja neue Theorien auf. Denn die Theorie will eine neue Erkenntniß für zukünftige Beobachtungen an Stelle der bisherigen schaffen, und deshalb tritt sie mit jener an die Einzelerscheinungen heran und deutet den Sachverhalt anders als die bisherige Erkenntniß, ohne jedoch die Erscheinung selbst zu verändern. Was ist denn die Behauptung des Kopernikus, daß sich die Erde um die Sonne bewege, anders als eine Umdeutung der unverändert gebliebenen Erscheinung der Bewegung beider Himmelskörper zu einander, und wodurch anders war die Umdeutung möglich als durch die Aufstellung einer neuen Theorie? Und kann Jemand allen Ernstes glauben, man könne eine Theorie aufstellen, ohne zuvor das rein Thatsächliche aus dem Zusammenhang aller Erscheinungen festgestellt zu haben?

Es verräth eine geradezu bodenlose Unwissenheit, wenn der Holländer Rudolf Steinmetz, augenscheinlich um mich zu verspotten,[2]) sagt: Außerordentlich gefährlich ist seine (Mucke's) eigenthümliche Manier, die Mittheilungen der Ethnographen in voller Freiheit nach den Bedürfnissen seiner Theorie umzudeuten; ja freilich, dann läßt sich alles beweisen. Ob das aber auch statistisch heißen soll?" Dieser Spott fällt auf Herrn Steinmetz zurück, indem er beweist, wie ihm alle Vorkenntnisse der

[1]) Vergl. darüber E. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde, Jena 1852, S. 128 ff.

[2]) In der Besprechung meines Buches „Horde und Familie". Im Globus 1895, Nr. 19.

Methodenlehre fehlen, ohne die man weder ethnologische, noch urgeschichtliche, noch überhaupt Probleme lösen kann. Glaubt Steinmetz etwa, ich hätte mich Jahrzehnte lang hingesetzt, eine neue Theorie aus den Tausenden von Beschreibungen mühsam zu erwerben, um dann bei der Darstellung keine Anwendung und keinen Gebrauch von ihr zu machen? „Ja, lieber Kopernikus, wenn Du die eigenthümliche Manier hast, die Mittheilungen der biblischen Tradition, wonach, was jeder dumme Bauer tagtäglich vor sich sieht, die Sonne um die Erde kreist, nach den Bedürfnissen Deiner Theorie umzudeuten; ja freilich dann läßt sich Alles beweisen. Deine Methode ist »außerordentlich niedrig«!

Wer seinem Leser eine neue Theorie mittheilen will, dem erwächst, wie bemerkt, die Aufgabe, immer die beiden Deutungen neben einander zu stellen und scharf hervorzuheben, was an den Mittheilungen Urtheil (subjective Zuthat) und was objectiver Thatbestand ist. An letzterem darf man nie ändern, muß ihn aber umdeuten, wenn der Zusammenhang der zu einander gehörenden Erscheinungen auf Widersprüche in der bisherigen Deutung hinweist. Alle Meinungsstreitigkeiten sind nutzlos, wenn sie sich in vagen Redensarten ergehen, die unwesentlichen Merkmale der Erscheinungen in den Vordergrund stellen, statt an das Grundmerkmal anzuknüpfen, in dem die Gesammtheit der Erscheinungsformen ihren Vereinigungspunkt findet.

Wenn sich die verschiedenen Merkmale, welche man einer Sache beilegt, nicht aus einem gemeinschaftlichen Grunde ableiten und sich somit mit ihm nicht vereinigen lassen, so liegt darin ein Widerspruch; und sehr oft lösen sich scheinbar große Widersprüche ganz plötzlich auf, weil es eben möglich ist, in dem gemeinsamen Grunde die Widersprüche zu vereinigen. Wenn man sich gegenseitig die Erkenntniß mittheilen und Streit über Meinungsverschiedenheiten beilegen will, so kann das nur durch Beweis geführt werden. Bewiesen wird eine Sache nur dann und nur dadurch, daß man ein bestimmtes Urtheil auf seinen Grund zurückführt. Wenn sich keine Widersprüche der aufgestellten Behauptungen mit dem erkannten Grunde nachweisen lassen, so ist der Beweis richtig geführt; wenn sich aber die Behauptungen widersprechen, so „wimmelt es von unerwiesenen Behauptungen". Das einzige Kriterium für die Beurtheilung einer Theorie liegt also im Nachweise der Widersprüche.

Wer sich als Kritiker einer Theorie geriren will, dem erwächst die Pflicht, das System der vorgeführten Thatsachen auf ihren inneren Zusammenhang zu prüfen; um dies vorurtheilsfrei thun zu können, muß er seinen eigenen Standpunkt fallen lassen. Erfüllt er diese Pflicht nicht und beurtheilt er das vorgeführte Thatsachensystem von seinem eigenen Standpunkte aus, so stellt er sich selbst das Zeugniß der Unfähigkeit eines

Recensenten aus. Und wenn er absichtlich das in der Theorie niedergelegte Gedankensystem eines Autors verwirrt, so macht er sich der Fälschung schuldig.

Das Urtheil besteht in der Deutung der Thatsache; handelt es sich also um eine Umdeutung des objectiven Thatbestandes, so müssen, wie bemerkt, in der Darlegung der Theorien beide Deutungen neben einander Platz finden. Wenn ich also beispielsweise in meinem Buche über „Horde und Familie" die Polyandrie behandelte, so mußte ich, um nachzuweisen, daß das ihr zukommende Grundmerkmal nicht, wie die alte Theorie behauptet, ein sexuelles Verhältniß, sondern ein Dienstverhältniß darstellt, erst die Mittheilungen Derer dem Leser vor Augen führen, welche sie für ein sexuelles Verhältniß halten, und dabei zeigen, was subjective Erkenntniß des Berichterstatters ist, und sodann mit meiner eignen theoretischen Erkenntniß den übrig bleibenden objectiven Thatbestand neu beleuchten, was eben „Umdeutung" ist.

Damit im engsten Zusammenhang steht das didactische Erforderniß, möglichst solche Beispiele zu wählen, die dem Leser bekannt sind oder die er wenigstens ohne allzu große Mühe aus leicht zugänglichen und daher bekannten Büchern nachlesen kann. So wie der Universitätslehrer aus pädogogischen Gründen seinen Zuhörern nicht unerreichbare oder solche Quellen nennen wird, von denen er voraussetzen kann, daß sie der größte Theil seiner Zuhörer niemals benutzen wird, so muß sich auch der Darsteller einer Theorie bewußt sein, daß er die Quellen nicht für sich, sondern für die Leser namhaft macht. Diese Quellen dienen bei der Darstellung nicht zur Bestätigung der eigenen Meinung des Schriftstellers, sondern zur Widerlegung der fremden Meinung, da ja der Beweis der Richtigkeit einer Theorie gar nicht aus den benutzten Quellen, sondern durch den Zusammenhang der Erscheinungen geführt wird. Es kann also den Vorführer seiner Theorie nie der Vorwurf treffen, daß seine Quellen nicht gut gewählt seien; denn es sind eben Quellen für die Darstellung, nicht Quellen für das Depouillement. Die Quellen für die statistische Aufbereitung der Materialien haben für den Consumenten absolut kein Interesse und sind technisch schon deshalb nicht vorzuführen, weil sie, wegen der vorgenommenen Entkleidung ihrer Subjectivität, in nichts als in lauter Merkmalen bestehen. Denn wollte man den ganzen statistischen Proceß vorführen, dann müßte man folgerichtig auch die vielen, vielen Irrfahrten mit zur Darstellung bringen, die man auf dem mühsamen Wege der Forschung gewandelt ist. Es ist ja überdies gerade der Zweck der Theorie, dem Leser die vielen mißlungenen Versuche, die bei der Aufsuchung der Hypothesen nothwendig im Gefolge waren, zu ersparen und ihn auf einem kürzeren Wege zur Erkenntniß zu führen, als der Weg war, der durch die Aufbereitung des Materials zur Erkenntniß hinführte.

Die Theorie will abkürzen, und ihr hauptsächlicher Zweck besteht darin, die Leser zu befähigen, die große Mannigfaltigkeit der Thatsachen aus einem einheitlichen Gesichtspunkte übersehen zu können; sie soll der zukünftigen Forschung von Einzelerscheinungen ein Licht sein, das selbstverständlich immer wieder überstrahlt wird, wenn sich ein anderer Zusammenhang von Thatsachen einfindet, der eine hellere Beleuchtung erfordert.

Handelt es sich um die Darstellung einer urgeschichtlichen Theorie und bezieht sich dieselbe nicht nur auf leblose Dinge, wie beispielsweise auf Funde in Wohnungen und Gräbern, sondern auf Handlungen und Bethätigungen der Menschen, wie sie in Sitten und Gebräuchen zur Erscheinung kommen, so würde die Darstellung als unvollkommene zu betrachten sein, wenn sie von einer psychologischen Begründung des Thatsachenzusammenhangs Abstand nehmen wollte. Ein Bild der menschlichen Urzeit würde schon an sich ohne eine gleichzeitige Reconstruction der menschlichen Urseele leblos sein. Aber bei gleichzeitiger Vorführung eines Entwicklungsprocesses würde dasjenige Substrat fehlen, welches bei der Mittheilung einer urgeschichtlichen Theorie allein im Stande ist, den Standpunkt des Darstellers mit demjenigen des Lesers zu vermitteln. Insofern ist die Psychologie gleichsam der neutrale Boden, auf dem sie sich verständigen können und das geeignetste Mittel, einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt für die gemeinsame Wanderung zu finden. Von der Wahl eines richtigen Ausgangspunktes hängt in erster Linie die Verständigung zwischen Darsteller und Leser ab.

Steht ja doch der Leser dem ganzen Aufbereitungsprocesse, durch welchen der Inhalt der Theorie gefunden wurde, für alle Zeiten fremd gegenüber, weil es, wie eben bemerkt, technisch gar nicht möglich ist, vor seinen Augen jene Procedur mit allen ihren Irrwegen und Rückgängen, die bei der Aufbereitung unvermeidlich waren, nochmals zu wiederholen. Der Darsteller einer Theorie kann immer nur, wie der Verfertiger eines Kunstproductes, das fertige Erzeugniß vorführen. Niemals fällt bei systematischen Arbeiten der Proceß der Aufbereitung der Materialen mit dem Proceß der Darstellung zusammen. Vielmehr gilt von jeder systematischen Arbeit, was Volkmann[1]) vom System der Psychologie sagt: „Denkt man sich das Problem durch die methodische Bearbeitung der Principien gelöst, so tritt als neue Aufgabe die Frage nach der Form der Darstellung des gewonnenen Gehaltes hervor. Die Punkte, von denen die Darstellung ausgeht, fallen in der Regel nicht mit den Punkten zusammen, von denen die Auffindung des Darzustellenden ausgegangen ist."

[1]) Lehrbuch der Psychologie, 4. Aufl. (Cornelius) Cöthen 1894, I. S. 14 ff.

Deshalb habe ich auch schon in meiner Schrift über „Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung“ an der Stelle (S. 5 und 6), wo ich nach dem Hinweis auf die Methode meiner Aufbereitung zur Darstellung der Theorie übergehe, wo ich das „Ich“ mit dem „Wir“ vertausche, zur Kennzeichnung, daß ich mit dem Leser fortan mich verbinde, und mich nach einem bestimmten, zum gegenseitigen Verständniß geeigneten Ausgangspunkte umsehe, hervorgehoben: „Die Thatsachen der Seele sind Jedem unmittelbar zugänglich und begleiten uns zu aller Zeit und durch alle Verhältnisse, weshalb denn auch Jeder zu einem Urtheil über Seelenthatsachen bis zu einem gewissen Grade befähigt ist.“

Es liegt in der Natur der Sache, daß, wenn der Darsteller das Leben der Seele zum Ausgangs- und Vermittelungspunkte für die Verständigung zwischen sich und dem Leser machen will, er alsdann nur diejenige Betrachtungsweise der Psychologie wählen kann, die jedem wirklich unmittelbar zugänglich ist. Das sind aber einzig und allein die Selbstbeobachtungen an uns und unserer menschlichen Umgebung, nicht aber die „Reiseberichte“ über einzelne intellectuelle Äußerungen primitiver Menschen, die wohl der Darsteller heranziehen kann, aber nicht zugleich auch der Leser. Wenn die psychologischen Erörterungen bei der Darstellung der urgeschichtlichen Theorie in allererster Linie den Zweck verfolgen, den Uranfang des menschheitlichen Lebens zu bestimmen und dessen Entwickelungsstadien zu beweisen, so kann also selbstverständlich nur derjenige Theil der Psychologie in Betracht gezogen werden, welcher sich auf die Entstehung und Entwickelung der Vorstellungen bezieht. Es ist eitel Phrase, wenn ich bei einem sog. Ethnologen lese, man müsse die Seele des Urmenschen aus den socialen Institutionen, Rechtsordnungen, Religionssatzungen u. s. w. reconstruiren, nicht aber aus der sog. empirischen Psychologie. Hat sich dieser Herr, der solches ausspricht, wirklich klar gemacht, ob dies möglich ist? Die Institutionen können uns bestenfalls aussagen, daß sie bestanden haben, aber über das Wann ihrer Entstehung und Aufeinanderfolge können sie uns keine Auskunft geben, wenn wir nicht die Materialien auf ihre Grund- und Nebenmerkmale einer statistischen Untersuchung unterziehen. Doch auch daraus ersehen wir nur die Aufeinanderfolge der Institute, aber nicht die Entwickelung des Seelenlebens und die Aufeinanderfolge der Vorstellungen. Diese beiden Erfordernisse müssen vielmehr bei der Darstellung verbunden werden. Was die psychologische Begründung in ihrer Zeitfolge betrifft, so kann dies nur durch die Individualpsychologie geboten werden, welche allein, wie Wundt[1]) richtig bemerkt, „über die Entwickelung des individuellen Bewußtseins Rechenschaft giebt.“

[1]) Wundt, Logik II. 2, S. 232.

Man kann es nur als Phrase bezeichnen, bei der sich jener Ethnolog nichts denkt und nichts denken kann, wenn er an Stelle der Individualpsychologie für die Urgeschichte schlechthin die Völkerpsychologie verlangt. Diese sind zwei verschiedene Seiten einer einzigen Wissenschaft, was übrigens schon von den Begründern der Völkerpsychologie als Wissenschaft ausgesprochen worden ist[1]): nach Lazarus behandelt die letztere nur Probleme, welche nicht sowohl Verhältnisse im Menschen als zwischen den Menschen zum Gegenstande haben. Wenn ich also in der Darstellung meiner Theorie, sei es um zu bejahen, sei es zu verneinen, daß der Mensch befähigt gewesen wäre, etwas zu erkennen, zu empfinden oder zu wollen, psychologische Erörterungen der Darstellung einverleibe, so kann ich dazu nur die Erfahrungsthatsachen des individuellen Bewußtseins wählen. In dieser Hinsicht sagt Wundt ebenfalls ganz richtig: „Da es ein geistiges Gesammtleben außer des individuellen Bewußtseins nicht giebt, so ist von vornherein ausgeschlossen, daß in der Völkerpsychologie allgemeine Gesetze des geistigen Lebens zum Vorschein kommen, die nicht in den Gesetzen des individuellen Bewußtseins vollständig enthalten sind." Aus den besagten Gründen werde ich auch in dieser vorliegenden Theorie, welche nur als ein zweiter Theil meiner Gesammttheorie zu betrachten ist, der Darstellung psychologische Erörterungen beifügen.

Es ist ferner selbstverständlich, daß der Statistiker, weil jedes Ding benannt werden muß, in seiner Darstellung auch diejenige Wortbezeichnung beifügt, die sich ihm bei der Feststellung des jedesmaligen Thatbestandes aufdrängt; und sofern er Entwickelungsreihen vorzuführen hat, gehört es ebenfalls zu den Obliegenheiten des Darstellers, auf die Modificationen hinzuweisen, denen die Bedeutung der Wörter unterliegt, wenn sich der Sachverhalt ändert. Schon oben (S. 24) habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß es unumgänglich sei, für irgend eine Sache, die in ihrem Grundmerkmal erkannt wurde, eine solche Wortbezeichnung zu wählen, welche dem Grundmerkmal wirklich entspricht, weshalb ich z. B. für die älteste Reihenlagerung die Bezeichnung orda empfohlen habe. Und zwar nicht ohne Begründung. Die Wurzel ord- bezeichnet in einer Anzahl von Sprachen thatsächlich „Reihe". Da aber die Reihenlagerung, welche die Menschheit bis auf diesen Tag noch immer beobachtet, durch Berührung mit Gegensätzen in ihrem Wesen modificirt worden ist und sich für diese Modificationen sprachliche Unterscheidungen nothwendig machen, so bedürfen wir eben für die Urzeit eines allgemeinen Wortes, welches alle Kategorien umfaßt, und ich wüßte in dieser Beziehung keinen passenderen Ausdruck, der dem Sachverhalt mehr entspricht als der gewählte, zumal in der sog. mongolischen

[1]) Lazarus und Steinthal, Zeitschr. für Völkerpsychologie I, S. 1 ff. vergl. mit XVII, S. 333 ff.

Horde der Ausdruck ordu für die beiden Hauptarten des Reihenlagers, welche den Hauptgegenstand des vorliegenden Werkes bilden werden, in Gebrauch gewesen ist. Sowohl das mitwandernde zweiseitige Reihenlager als auch das Rundlager wurden bei ihr ordu genannt.

Das Wort dient zur Bezeichnung der Sache und die Sache ist früher als der für die Sache gewählte Ausdruck. Allerdings kann ein Wort, das als Laut schon besteht, ehe die Sache bekannt ist, vorhanden gewesen sein, um später der Sache zugelegt zu werden. Aber auch im letzteren Falle ist, wenn man das hierbei allein in Betracht kommende Verhältniß zwischen der Sache und ihrer Wortbezeichnung ins Auge faßt, jene früher vorhanden als diese. Wenn ich das Instrument aus Stahl, welches mir gegenwärtig zum Schreiben dient, mit „Feder" bezeichne, so ist allerdings der Ausdruck Feder früher vorhanden gewesen, als das stählerne Schreibwerkzeug; aber man würde das letztere nicht so benannt haben, wenn nicht die Thatsache bereits erkannt worden wäre, daß jenes beim Schreiben dieselben Dienste leistete, welche früher die zugespitzte Feder eines Vogels besorgte. Immer ist also die Sache in ihrem Verhältniß zu ihrer Bezeichnung das Vorangehende.

Wenn der Statistiker Thatsachen aus ihren Merkmalen feststellt und, um die Thatsachen in ihrem inneren Zusammenhange zur Darstellung zu bringen, nothwendig nach einer Bezeichnung suchen muß, so wird kein Besonnener verlangen, daß er zu diesem Behufe sich selbständig Laute zusammensetzt und beispielsweise irgend eine Sache kika, eine andere laulu nennt. Man würde ihn in solchem Falle höchstens für einen Narren halten. Vielmehr wird er ein in articulirten Sprachen bereits vorhandenes Wort dazu wählen und zwar ein solches, welches dem gefundenen Sachverhalt bereits entspricht. Will einer meiner Leser, besonders ein Linguist, mir in der Wahl dieses Ausdrucks nicht zustimmen, so ist ihm dies nicht verwehrt, zumal wenn er den Beweis liefert, daß der Ausdruck unrichtig gewählt ist, weil er den Sachverhalt nicht genügend kennzeichnet. In dieser Hinsicht muß der Statistiker dem Sprachforscher den Vorzug einräumen, und jener wird diesem nur dankbar dafür sein. Der Statistiker hat ja an seinem Sachverhalt nichts zu ändern, wenn er ein anderes Wort zur Bezeichnung desselben einsetzt. Ob ich z. B. für das älteste Reihenlager orda (Horde) oder „Gereihte" sage, ist für den Thatbestand an sich nebensächlich.

Mir ist sehr wohl bekannt, daß einige Linguisten in Bezug auf die Etymologie auf dem geradezu entgegengesetzten Standpunkt stehen, wie ich. Während ich in meiner Eigenschaft als Statistiker zu allererst aus dem Zusammenhange der Erscheinungen im Völkerleben das Thatsächliche festzustellen mich bemühe und erst dann, wenn ich diese Arbeit vollendet habe,

nach den Bezeichnungen suche, welche in dem mir bekannt gewordenen Völkerleben möglicher Weise dafür gebraucht worden sind, versuchen Linguisten und sog. Sprachvergleicher umgekehrt aus bloßen Wörtern ein Bild der Urzeit zu reconstruiren. So sagt beispielsweise O. Schrader[1]): „Wie der Archäologe mit Hacke und Spaten in die Tiefe hinabsteigt, um in Knochen, Splittern, Steinen die Spuren der Vergangenheit zu enthüllen, so hat der Sprachforscher den Versuch gemacht, aus den Trümmern der Wörter, welche aus ungemessener Zeiten Ferne an das Gestade der Überlieferung gerettet worden sind, das Bild der Urzeit wieder herzustellen. Es giebt mit einem Worte eine linguistische Paläontologie."

Mag der moderne Sprachforscher von seinem Standpunkte aus protestiren, daß der Statistiker vorerst aus den Massenerscheinungen des Völkerlebens sich ein Bild der Urzeit reconstruirt und erst dann, wenn er das Bild gewonnen hat, sich nach Wörtern umsieht, die geeignet sind, die einzelnen Striche des Bildes zu benennen — der Statistiker wird von seinem Standpunkte aus es nicht zu billigen vermögen, wenn der Sprachforscher „aus den Trümmern der Wörter" einen Sachverhalt zu gewinnen strebt, weil der Statistiker der Überzeugung leben muß, daß die Sache vor ihrer Benennung bestanden hat und das Wort seine Bedeutung nur im Zusammenhang einer einen Sachverhalt schildernden Rede erhält. Der Statistiker würde seine Wissenschaft vollständig mißverstehen, wenn er der modernen Sprachforschung in ihren Bestrebungen folgen wollte, welche aus der bloßen Vergleichung von Wörtern und Wortwurzeln ihre Bedeutung ableiten will, — übrigens Bestrebungen, die die streng wissenschaftliche Philologie immer verurtheilt hat, welche ebenso wie der Statistiker der Meinung lebt, daß „nur an der Hand eines zusammenhängenden Stückes menschlicher Rede man in den Gang und Geist und in den inneren und äußeren Bau einer Sprache eindringen könne" (Adelung).

Der philologische Standpunkt scheint mir der „linguistischen Paläontologie" gegenüber der richtigere zu sein. An dem bloßen Worte kann man nichts erkennen, weil ein bloßes Wort gar keine bestimmte Vorstellung erwecken kann. Das Wort „Zug" kann z. B. in mir alle möglichen Vorstellungen erzeugen; was dieses Wort aber jeweilig bedeutet, kann nur der Sachverhalt ergeben, wie er durch „ein zusammenhängendes Stück menschlicher Rede" mir übermittelt wird. Wenn ich Jemandem erzähle, daß ich ein geschwollenes Gesicht habe, weil ich gestern zwei Stunden im Zuge gesessen habe, so weiß jener, daß ich bewegte Luft meine; wenn ich ihm aber mittheile, daß ich mich bereits zwei Stunden im Zuge be-

[1]) O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte. Linguistisch-historische Beiträge zur Erforschung des Indogermanischen Alterthums. 2. Aufl. Jena 1890 Vorwort. S. V.

fand, als derselbe entgleiste, so entnimmt jener, daß ich vom Eisenbahnwagen spreche; berichte ich ihm, daß ich zwei Stunden im Zuge marschirte und dabei die Fahne trug, so erräth er, daß ich weder den Luftdruck, noch den Waggon, sondern eine Procession ins Auge fasse. Sage ich ihm endlich, daß wir auf einen Zug einen Zentner Fische fingen, daß Mildthätigkeit ein Zug unseres Monarchen sei, daß ich auf das Wohl der „linguistischen Paläontologie" mein Glas auf einen Zug geleert habe, so wird mich ein Anderer auch in solchen Fällen verstehen, weil eben nur durch eine zusammenhängende Rede in ihm dieselbe Vorstellung eines bestimmten Thatbestandes erzeugt werden kann, welche ich als der Sprecher in jenem erwecken will.

Ein Wort kann im Laufe eines Jahrtausend hundertfache Bedeutungen erlangen und erlangt haben und es hängt ganz vom Zufall ab, wieviel Bedeutungen durch die Schriftsprache den zukünftigen Geschlechtern überliefert worden sind. Hierbei kann nicht der Satz Gültigkeit haben: Quod non est in actis, non est in mundo, weil uns gar nicht alle Bedeutungen überliefert sind. Es liegt also in der Natur der Sache, daß bei den beiden entgegengesetzten Standpunkten, welche der linguistische Paläontolog einerseits und der Statistiker anderseits einnehmen, auch die Resultate der Forschung wesentlich von einander abweichen müssen, wenn es gilt, urzeitliche Zustände zu reconstruiren.

Bekanntlich haben die älteren Forscher auf dem Gebiete der Linguistik die Verwandtschaftsverhältnisse der Sprachen in Mischungsverhältnissen gesucht, welche die betreffenden Völker in vorhistorischen und historischen Zeiten durchgemacht hätten. Man hat diesen Standpunkt seit langer Zeit wieder verlassen, trotzdem die exacte Naturwissenschaft durch den überaus fruchtbaren Begriff der „Entwickelung", wonach eine Sache nur durch eine Berührung mit einer andern Sache sich verändern kann, den andern Wissenschaften einen Fingerzeig für die Forschung gegeben hat. So ist es gekommen, daß die Naturwissenschaft mit Hilfe dieses Begriffes zu einer exact vergleichenden Wissenschaft geworden ist und überraschende Resultate gefunden hat, während die Linguistik vielfach in Träumereien verfallen ist, indem einige ihrer Vertreter — durchaus nicht alle — anfingen, in einer Art Halbschlaf uns Bilder von den Indogermanen zu entrollen, die einstmals irgendwo in der Welt in ungetrennter Einheit existirt und sich dann in verschiedene Völkerschaften getrennt hätten; es habe eine indogermanische Sprache gegeben, die in ihrer vorhistorischen Zeit die gemeinsame Mutter einer ganzen Reihe anderer Sprachen gewesen sei. Wie sich eine solche Lehre von der Trennung eines einheitlichen Volkes in seine Theile mit dem Begriffe der Entwickelung vereinbaren läßt, hat bisher Niemand untersucht. Ein Theil der Linguisten geht noch

viel weiter: er schildert uns nicht blos die Abzweigungen der Völker vom alten Urvolke, sondern weiß auch aus angeblich „sprachlichen Entlehnungen" zu berichten, wie beispielsweise gewisse Kulturgegenstände von einem Volke auf das andere übertragen worden sind. Das Verfahren zu einer solchen Erkenntniß zu kommen besteht darin, die in einer Anzahl Sprachen vorhandenen Wörter mit einander zu vergleichen, ihnen irgend eine Bedeutung, in der sie irgendwo angetroffen worden sind, gleichsam als etwas dem Worte oder der Wurzel Immanentes, ihnen stetig Verbleibendes, ganz willkürlich beizumessen. So glaubt man, wie sich O. Schrader (Linguistisch-historische Forschungen zur Handels- und Waarenkunde, Vorwort) ausdrückt, „mit Hilfe der vergleichenden Sprachforschung die vorhistorische Gesittung unserer indogermanischen Vorfahren zu erschließen."

Auf diese Weise entsteht ein Gemisch urgeschichtlich-linguistischer Speculationen, die, wenn man genau zusieht, gar nicht auf untersuchten Thatsachen, sondern auf einer Fiction aufgebaut sind und wobei es vollständig in das willkürliche Belieben des betreffenden Forschers gestellt ist, das Bild der Urzeit nach Bedarf zu schildern. Diese vergleichende Sprachwissenschaft unterscheidet sich in methodologischer Hinsicht ganz wesentlich von der vergleichenden Naturwissenschaft, die ihren Beweis rein aus dem Thatsächlichen selbst liefert, was die vergleichende Sprachwissenschaft nicht thun kann, da ihr ganzes Gebäude auf einer Fiction beruht.

Man muß sich bei jedem Vergleich klar werden, was man mit einander vergleichen will. So also in der Sprachwissenschaft, ob man das Ding oder das Wort vergleichen will. Beides darf man nicht mit einander vermengen. Steinthal[1]) (und ähnlich Lazarus) sagt einmal ganz richtig: „dem Ungebildeten ist das Wort das Ding; für ihn ist das Ding nichts anderes als das Wort; denn nur im Wort hat er Bewußtsein". Das Wort dient nur zur Bezeichnung des Dinges und seine Verwendung hängt von der Vorstellung ab, welche man von dem Dinge hat. Demnach kann ein Ding mit verschiedenen Wörtern bezeichnet und ein Wort verschiedenen Dingen beigelegt werden. Kann schon in ein und derselben Sprache ein Wort zur Bezeichnung verschiedener Dinge dienen, so kann dasselbe erst recht in zwei verschiedenen, äußerlich verwandten Sprachen eine verschiedene Bedeutung haben. Will man die Wörter mehrerer verwandter Sprachen mit einander vergleichen, so ist man verpflichtet, da das Wort nur zur Bezeichnung der Sache dient, den jedesmaligen Sachverhalt bei der Vergleichung mit vorzuführen. Denn das Wort an sich sagt nichts aus und läßt alle möglichen Vorstellungen zu.

[1]) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft II. Berlin 1892. S. 100.

Gehe ich an einen bergmännischen Schacht, an welchem sich gleichzeitig ein Jäger mit seinem Hund und ein Bergmann mit seinem Bergwerkskarren befinden, so wird, wenn ich nach dem Preise des Hundes frage, der Bergmann an seinen Karren (den Hunt, auch Hund geschrieben), der Jäger an sein Thier denken, weil beide eine gleichlautende Bezeichnung führen un jeder zunächst in seinem Vorstellungsbereiche lebt. Kann man die Bedeutung eines Wortes nur aus dem zeitweiligen Sachverhalt erkennen, so kann also nicht aus den „Trümmern der Wörter", sondern nur aus zusammenhängenden Thatsachen die Etymologie eines Wortes gefunden werden.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß entschieden dagegen Einspruch erhoben werden, daß einige Sprachvergleicher urgeschichtliche Thatsachen aus Vergleichung von Wörtern ableiten wollen, wie es z. B. durch O. Schrader geschieht, der ganz nach Bedürfniß oder wie es ihm gerade beliebt, einem Worte eine Grundbedeutung beilegt und, wenn er das Wort in einer zweiten Sprache wiederfindet, nicht blos ohne Weiteres erklärt, das Wort habe auch in ihr dieselbe Bedeutung, sondern sogar — und das ist es, wogegen man protestiren muß — die Folgerung zieht, daß das Ding, welchem das Wort gilt, von dem einen Volk auf das andere übertragen worden sei. Es wird dem Leser deutlicher werden, wenn ich diese ganz unwissenschaftliche Art, urgeschichtliche Thatsachen aus bloßen „Trümmern von Wörtern" darzustellen, nachdem man ihnen willkürlich eine Bedeutung untergeschoben hat, die man für die Grundbedeutung ausgiebt, an einem Beispiel ausführlich erläutere.

O. Schrader schreibt[1]): „Ein altes Beiwort des Königs und Fürsten ist im englischen hlâford (woraus engl. Lord), das heißt hlâf-weard, ‚warder of bread', ‚Brotherr'. Der erste Teil dieser Zusammensetzung entspricht etymologisch dem gotischen hlaifs ‚Brot', unserem Laib, zu dem wir in ein ‚Laib Brot' (vgl. pain [panis] de sucre) erst mißverständlich das gleichbedeutende Brot hinzugesetzt haben. Dieses Wort heißt in den slavischen Sprachen chlebŭ; da aber nach den deutsch-slavischen Lautgesetzen niemals ein germanisches h slavischem ch etymologisch entsprechen kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die slavischen Sprachen das germanische Wort durch Entlehnung übernommen haben, daß mithin auch die wichtige Kunst des Brotbackens erst in späterer Zeit von dem Westen nach dem Osten vorgedrungen ist".

Hier sucht also O. Schrader auf Grund einer ganz willkürlichen Etymologie eines Wortes eine urgeschichtliche Thatsache festzustellen, während doch umgekehrt erst die Thatsache festgestellt werden müßte, daß das Brotbacken von Westen nach Osten vorgedrungen ist. Seine Folgerung beruht

[1]) O. Schrader, Die älteste Zeiteintheilung des indogermanischen Volkes. In Virchow' und Holtzendorff's Sammlung pp. XIII. Ser. Heft 296 S. 5.

nur auf der Fiction, daß die slavischen Sprachen das Wort chlěbŭ von den Germanen überkommen haben. Aber was uns hier hauptsächlich interessirt, ist, daß dem Worte „Laib“ ganz willkürlich die Bedeutung „Brot“ gleichsam als eine ihm von Urzeiten an immanente Eigenschaft zugeschrieben wird, eine Bedeutung, die Schrader gar nicht aus dem Sachverhalt gewonnen, sondern ganz willkürlich ihm beilegt, nur weil er aus dem Lexikon weiß, daß der Slave auch sein aus Getreide hergestelltes Brot jetzt mit jenem Worte bezeichnet.

Da der Statistiker den umgekehrten Weg wie O. Schrader einschlägt und aus dem Sachverhalt etymologisirt, so kommt er selbstverständlich zu andern Resultaten in der Urgeschichte, im vorliegenden Falle auch zu der Bedeutung der oben angeführten Wörter. Aber deshalb liegt noch nicht das Richtige auf seiner Seite, auch wenn er sog. linguistischer Paläontolog ist. „Die Kunst des Brotbackens“ ist uns genau überliefert. Dasselbe wurde ursprünglich in „Formen“ gekocht bezw. (später) gebacken. Auch über diese „Form“ sind wir nicht unaufgeklärt geblieben. Es war ein thönernes oder ehernes Gefäß mit breitem Boden, das unten mehrere Löcher hatte, um das Feuer hineindringen zu lassen; nach oben zu war es enger. Das Gefäß wurde über dem Feuer hin und hergedreht und auf diese Weise der darin befindliche Teig gebacken, der mit der Form selbst heiß aufgetragen wurde. Eine solche Form hieß z. B. bei den Römern clib-anus, bei den Griechen κλίβ-ανος. Das Wort Laib, lat. libum, angels. hlaf, engl. loaf, mlat. leibo, schwed. lef, finl. leipa, lappl. leabe, böhm. chleba, poln. chleb, wend. chlieb, klib, kroat. hlib, russ. chleb pp. hat die Bedeutung eines „geformten“ Getreide-Brotes angenommen, obwohl es ursprünglich nur die Bedeutung von „Form“ und zwar einer nach oben schmäler zulaufenden Form, etwa in der Gestalt eines Zeltes, dessen Spitze wegen des Rauchfanges fehlt, hatte. Auch unter Laib verstand man ursprünglich nur die Form, weshalb es z. B. noch bei Pictorius heißt: „man muß dem Dinge einen rechten Laib geben“, d. h. eine rechte Form geben.

Bekanntlich hat eine ganze Anzahl von Gebäcken ihre Bezeichnung von der Form, nicht aber von ihrem Inhalt erhalten, z. B. Kuchen, Kringel (Gringel), Torte, Brezel, Bäbe, Stolle und dergl. Der Inhalt, d. i. der Teig war dabei ein unwesentliches Merkmal; er konnte aus Getreide oder aus anderem Material bestehen. Wissen wir doch z. B. vom römischen Laib, dem lib—um, daß dieses aus geriebenem Käse, Weizenmehl, Eiern und Öl bereitet wurde, wenn man die Götter damit „labte“, d. h. kosten ließ.[1]) Die Annahme Schrader's, daß ein Laib Brot eine Tauto-

[1]) Ich bemerke für diesen und andere Fälle, daß mir die entgegengesetzten Etymologien der Sprachvergleicher sehr wohl bekannt sind, da ich selbstver-

logie sei, ist selbst für die heutige Zeit noch irrig, da ich mich genau erinnere, recht oft vom Gastwirth befragt worden zu sein, wenn ich mir Butter und Brot bestellte, ob ich ein Stück (eines größeren Brotes) oder ein (für sich geformtes) Laibchen Brot haben wolle. Laib bedeutet die Form, in der das Brot gebacken wurde, und so lange als man den Teig noch in der Form aß und man das Kneten des reinen Fruchtteiges noch nicht verstand, um das Gebäck ohne Form aufzutragen, hatte Laib die Bedeutung eines Gefäßes. Will man also statistisch feststellen, ob die Slaven von den Germanen das Brotbacken gelernt haben, was Schrader leichtfertig behauptet, so kann dies nicht aus einem bloßen Worte gefolgert werden, sondern es ist zuvor festzustellen, in welcher Weise bei beiden Völkern das Brot gebacken wurde.

Wir haben übrigens eine ganz analoge Erscheinung an dem Worte „Pfanne" (ndl. und engl. pan), was ebenfalls die Bedeutung von Brot (panis) erhält. Man ißt nicht die Pfanne, sondern nur den Teig, der darin gebacken wird, obwohl man sagt, „Pfanne", häufiger „Pfännchen essen". Wer jemals einem Commers Dorpater Corporationsstudenten beigewohnt hat, der denkt mit Vergnügen auch an den warmen leckeren Teig, der ihm unter der deminutiven Bezeichnung „Pfännchen" präsentirt worden ist. Das „Pfännchen essen" fehlt hier bei keinem Commers. Sobald man diesen Teig schärfer bäckt, kann man ihn auch ohne Pfanne auftragen; aber auch dann heißt er „Pfännchen". Bei den Römern hat nicht blos das gebackene Brot, sondern sogar eine Getreideart (Panicum italicum d. i. wälscher Fench) hierher seinen Namen erhalten. Daß auch panis

---

ständlich — was ja keine große Mühe verursacht — die Lexica zur Hand genommen und mir außerdem bei Specialisten vielfach Rath geholt habe. Es würde aber meiner Untersuchung nicht entsprechen und den Umfang meines Buches zu sehr anschwellen lassen, wollte ich die entgegengesetzten etymologischen Ansichten meiner Darstellung miteinverleiben. Mein Buch soll für diejenigen Sprachgelehrten, die wissenschaftlich arbeiten und denken, nur anregend wirken. Für das vorliegende Wort „laben" möchte ich bemerken, daß sich dasselbe mit dem latein lavare (waschen) sachlich nicht in Verbindung bringen läßt, wohl aber mit libo, in welchem das „ein wenig von einer Sache wegnehmen" liegt. Man muß sich nämlich den ursprünglichen Sachverhalt des „Laib"-(clib-lib-), bezw. „Pfannen"-Essens vergegenwärtigen: man sitzt um die Pfanne herum und kostet gemeinschaftlich in ‚Häppchen'; libare ist stückweise aus dem libum nehmen. Eben deshalb erlangt es die Bedeutung opfern. Die Libation, die man den Göttern bringt, ist immer nur ein „Kostehäppchen", das die Götter nicht sättigen, sondern nur erquicken und erfreuen soll. Man goß einem Gotte etwas vom Teige aus der Pfanne heraus, weshalb eben libo auch die Bedeutung hingießen erhalten hat. Durch das häppchenweise Herausnehmen aus der Pfanne wird der Inhalt vermindert, weshalb bekanntlich libo sogar die Bedeutung von „vermindern" annimmt.

einen Namen von der Form und nicht vom Inhalt hat, kann man aus Zuſammenſetzungen wie panes aerei und dergl. erkennen.

Doch kehren wir zu dem Worte „Laib“ zurück, deſſen Grundbedeutung nicht Brot, ſondern die den Teig aufnehmende, bezw. zugleich geſtaltende Form iſt. Daß auch dem lateiniſchen Worte clib- dieſe Grundbedeutung zuſtand, lehrt das Wort clib-anarius, das man richtig mit Küraſſir überſetzt, weil dieſer Kriegsmann einen Küraß um ſeinen Oberkörper in der Geſtalt einer unten breiter, nach oben ſchmäler zulaufende Rüſtung trug, welche eben clib- hieß. Wir könnten ſagen: einen „Laib“. Bezeichnen wir ja noch heute dieſe Form mit Laib und ſprechen von „Laib an einem Hemd“, von Schnürlaib und dergl. Das Wort clib-anarius (Mann mit dem Küraß) entſpricht zugleich dem „Laib“gardiſt, worunter man einen bepanzerten Krieger verſtand. Und genau daſſelbe drückt hlâford (Lord) aus: er iſt nicht „Brotherr“, ſowenig es der römiſche clibanarius war, ſondern der mit einem Laib Bepanzerte. Ob aber Lord überhaupt aus hlâf-ord oder nicht vielmehr aus Law-ward abzuleiten iſt, will ich, weil Etymologiſiren ohne nähere Darlegung eines zuſammenhängenden Sachverhaltes werthlos iſt, hier ununterſucht laſſen.[1])

Erſt wenn der Urſprung und Entwickelungsgang eines Wortes wegen der veränderten Sachlage in Vergeſſenheit geräth und wenn insbeſondere die Schriftſprache neben die Lautſprache tritt und ſich verſchiedene Schreibweiſen (latein. clib und lib, deutſch Laib und Leib) je nach der Brauchbarkeit einer Unterſcheidung nöthig erweiſen, tritt das Deuten der Wörter ein und wird oft „bis ins Aſchgraue“ fortgeſetzt. Was ſoll ein „warder of bread“, ein „Brotherr“ für einen Sinn abgeben? Soll man ſich darunter einen Mann denken, der ſeinen König ernährt? oder einen Herrn, der von dieſem ernährt wird? oder einen Wächter über ſein eigenes oder ſeines Königs Brot? oder iſt er ſelbſt der Ernährer unter ihm ſtehender Leute? Dieſe und ähnliche auftauchende Fragen müſſen willkürlich oder können nicht beantwortet werden, wenn man ſich nicht an die Entwickelung des Sachverhaltes macht, wie er einzig und allein durch eine ſyſtematiſche Beobachtung der reinen Thatſachenmerkmale erkannt werden kann.

An dem angeführten Beiſpiel möge der Leſer die beiden entgegengeſetzten Methoden, um zur Bedeutung der Wörter zu gelangen, erkennen. Ich meinerſeits muß für ein ſolches Etymologiſiren, wie es der linguiſtiſche

[1]) Es würde mich zu weit führen, wollte ich an dieſer Stelle und in dieſem Buche die weitere Entwickelung der Leibgarde und deren Entſtehung hier vorführen, weil eben je nach den Umſtänden (Dingen), welche die Entwickelung herbeiführen, eine große Verſchiedenheit obwaltet. Verändert ſich eine Sache, ſo wird auch die Vorſtellung von derſelben modificirt, trotzdem das ihr zukommende Wort daſſelbe bleibt und alsdann tritt das Deuten des Wortes ein.

Paläontolog Oscar Schrader betreibt, der aus den Wörtern ihre Bedeutung erforschen will, ohne zuvor aus den Merkmalen den Thatbestand festgestellt zu haben, welchem das Wort seine Bedeutung verdankt, und wobei in der Regel garnichts herauskommen[1]) kann, wenn man nicht etwas rein Subjectives hineinlegt, als Statistiker ganz entschieden danken, und noch weit mehr muß ich die urgeschichtlichen Folgerungen, die Schrader aus „den Trümmern der Wörter" herausgräbt, um „das Bild der Urzeit wieder herzustellen", von vornherein abweisen. Unsere beiderseitigen Resultate werden niemals übereinstimmend sein. Das steht von vornherein fest, weil wir die Probleme der Urgeschichte ganz anders formuliren und infolge dessen einen geradezu entgegengesetzten Weg der Forschung einschlagen. Wer von uns beiden den richtigen Weg geht, kann nur ein Dritter entscheiden, der unsere beiderseitigen Forschungsresultate sine ira et studio so mit einander vergleicht, daß er vor Allem berücksichtigt, bei welchen von uns Beiden der Thatsachenzusammenhang schärfer bewiesen ist.

Was den, urzeitliche Verhältnisse reconstruirenden, Statistiker von dem ebenfalls Urgeschichte behandelnden linguistischen Paläontologen unterscheidet, ist also in erster Linie ihre Stellung, die sie dem rein Thatsächlichen gegenüber einnehmen. Jener arbeitet mit einer Hypothese, die er aus den Merkmalen der Erscheinung gewinnt, dieser dagegen bedient sich einer Fiction. So nenne ich z. B. das sog. Indogermanenthum eine Fiction, weil bisher noch Niemand erwiesen hat, wo dasselbe gewohnt, welches die Ursachen waren, die die Trennung in Völker veranlaßten, ja weil Niemand bisher den Beweis geführt hat, daß es ein solches Urvolk gegeben hat, von welchem andere Völker angeblich abstammen. Ohne diese Fiction würde die ganze Sprachvergleichung den Boden unter den Füßen verlieren. Das

[1]) Ich verstehe kaum, für wen eigentlich O. Schrader unter dem Titel „Handelsgeschichte und Waarenkunde" seine „linguistisch-historischen Forschungen" geschrieben hat. Etwa für den Nationalökonomen? Er will „Bausteine zu einer Kulturgeschichte der indogermanischen Völker auf linguistischer Grundlage zusammentragen" und bietet nichts als Zusammenstellungen von Wörtern, denen er ganz willkürlich ohne Ergründung des Sachverhaltes eine Bedeutung giebt. Was für einen Gewinn zieht beispielsweise die Kulturgeschichte daraus, wenn Schrader in dem angeführten Buche (S. 148), wo er „Maß und Gewicht" behandelt, bei dem Worte στάδιον in Verwandtschaft mit spatium zu dem Resultate kommt, „daß der griechische Ausdruck soviel wie „Ausgedehntes" bezeichnen würde?" Ist man nicht so klug wie zuvor? Kommt bei diesem Etymolosiren nur irgend etwas Greifbares für die menschliche Erkenntniß heraus außer daß ein Buch entsteht, welches höchstens zu neuen derartigen Etymologien führt, wobei ebenfalls nichts herauskommt. Man versuche beispielsweise die Stelle des Tacitus, Germ. 26. mit Schrader's Etymologie zu interpretiren. Darüber weiter unten im dritten Abschnitt.

fühlt die vergleichende Sprachforschung augenscheinlich wohl selbst. Sollte es mir in dem vorliegenden Werke gelingen, nachzuweisen, wer die „Arier" gewesen sind und wer das in den indischen Veden geschilderte Volk war und woraus sich die Verwandtschaft der „Indogermanen" genannten Völker erklärt, so dürfte die Fiction des ungetrennten Indogermanenthums hinfällig werden. Der ehrliche Forscher, dem die Wahrheit höher steht als seine eigene Meinung, dürfte sich darüber freuen, wogegen Derjenige, der selbst vor Entstellungen der Forschungsmethode Anderer nicht zurückschreckt, einem solchen Ergebniß betrübt entgegensehen wird.

Wer ehrlichen Sinnes ist, muß eingestehen, daß „aus den Trümmern der Wörter" ein „Bild der Urzeit" garnicht herzustellen ist. Was es überhaupt ermöglicht, einen äußeren Zusammenhang der späteren Völker mit dem Urvolke der Indogermanen zu gewinnen, ist einerseits jene Fiction und anderseits die Kulturgeschichte der einzelnen Völker. Eine Fiction unterscheidet sich von einer Hypothese dadurch, daß diese aus den thatsächlichen Merkmalen der Erscheinungen durch einen Inductionsproceß an diesen Merkmalen selbst eine solche Vermuthung schöpft, welche alle Erscheinungen erklärt, während die Fiction auf einer nebelhaften Vorstellung eines wahrscheinlichen Zusammenhangs gewisser mehr oder weniger bekannter Erscheinungen mit einer unbekannten Erscheinung beruht. Bei der Verquickung von Sprachvergleichung mit Urgeschichte, wie sie z. B. O. Schrader treibt, handelt es sich mehr um ein Taschenspielerkunststückchen: scheinbar sind es die „Trümmer der Wörter", welche das Bild der Urzeit liefern, in Wirklichkeit aber ist es die Kulturgeschichte, welche das Bild hervorzaubert. Aber sind denn die Ergebnisse der letzteren als so sicherstehend zu betrachten? Müssen die kulturgeschichtlichen Erscheinungen nicht vielmehr selbst erst noch in ihrem inneren Zusammenhange untersucht werden? Ein kulturhistorisch-linguistischer Versuch, die Urzeit zu ergründen, ist eben ein Unding.

Es kommt so oft in der Wissenschaft vor, daß der Gedanke eines großen Geistes seinen Werth dadurch verliert, daß kleine Geister ihn mißverstehen und ihm eine falsche Anwendung geben, weil sie zu träge sind, den angefachten Gedanken ganz zu durchdenken und weil sie auf leichte Weise in der Litteratur bekannt werden wollen. Auch in der Form einer Fiction kann ein Gedanke großartig sein, wie ja überhaupt eine Fiction überall da am Platze ist, wo sich eine Hypothese nicht finden läßt. Ich verkenne durchaus nicht, daß die Fiction eines ehemals bestandenen Indogermanenthums wohl geeignet sein kann, verwandtschaftliche Beziehungen unter den Sprachen einer stattlichen Reihe von Völkern nachzuweisen und zu vermitteln; auf das rein Linguistische beschränkt, hat jene Fiction unzweifelhaft ihren Werth. Aber dieser Werth wird herabgesetzt, wenn man Sprachvergleichung

mit Urgeschichte verbindet und sich anschickt, auch ein Bild der Urzeit der Indogermanen selbst herzustellen unter Zuhülfenahme kulturhistorischer Fragmente von Völkern, von denen man wähnt, daß sie sich von jenem Urvolke einst abgezweigt haben. Wer in der Gegenwart noch etwas Neues in der Urzeit ergründen und der Wissenschaft damit einen Dienst erweisen will, muß, weil er überhaupt alles Subjective und alle bisherige Erkenntniß abzustreifen verpflichtet ist, auch die mehrfach erwähnte Fiction mitsammt den willkürlichen Etymologien, die darauf gegründet sind, fallen lassen, weil sie gar nicht auf erwiesene Thatsachen sich zurückführen lassen.

Erst dann ist man berechtigt, von Thatsachen zu sprechen, wenn man sich in der Lage fühlt, eine Entwicklungsreihe bis auf ihren Ursprung zurückzuführen. Sollte es der Sprachforschung einst gelingen, „aus den Trümmern der Wörter" „das Bild der Urzeit" der Indogermanen uns so vorzuführen, daß sie uns angiebt, wie so und durch welche Factoren die Völkertrennung derselben bewirkt wurde, in welcher Richtung die Völker sich bewegten und durch welche Umstände sie veranlaßt wurden, sich auf den von den Sprachforschern bezeichneten Ortspunkten niederzulassen, dann werden wir die Urzeit der Indogermanen nicht als eine Fiction, sondern als Thatsache anerkennen. So lange dieser Beweis nicht geliefert ist, wird es den übrigen Forschern der Urgeschichte unverwehrt sein, eine neue Theorie aufzustellen, welche von den Errungenschaften der Sprachvergleichung keine Notiz nimmt, soweit es sich nicht um rein Thatsächliches handelt.

Was die Sprache Thatsächliches bietet, kann die Darstellung einer urgeschichtlichen Theorie berücksichtigen, ja muß sie berücksichtigen. Dahin rechne ich die aus zusammenhängender Rede gewonnenen Wortbedeutungen. Aus diesem Grunde werde ich auch in diesem Buche es nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie die aus dem Zusammenhange der Erscheinungen sich ergebenden Thatsachen in der Sprache ihre Stütze finden. Da ich jedoch nicht selbst Sprachforscher bin, so kann ich mich nur auf die Resultate von Sprachforschern stützen. Insofern diese aber unter einander vielfach uneins sind, kann ich nur Demjenigen von ihnen den Vorzug geben, dessen Ansicht mit meinen eigenen Resultaten übereinstimmt. Überall da, wo ich in sprachlicher Hinsicht selbstständig vorgegangen bin, was sich bis auf wenige Einzelheiten nur auf Interpretationen einer zusammenhängenden Rede bezieht, trifft mich allein die Verantwortung, und es wird alsdann auch hier Aufgabe der Kritik sein, nicht mit einer wohlfeilen Redensart mich „abzuthun", sondern mir nachzuweisen, daß mein Thatsachenzusammenhang lückenhaft und falsch ist. Nur auf solche Weise kann der Wissenschaft ein Dienst erwiesen werden. Das Kriterium des echten Gelehrten besteht ja darin, in der Wissenschaft nicht Herr, sondern Diener zu sein.

Alle Sonderwiſſenſchaften ſind immer einzelne Seiten der Einen einzigen Wiſſenſchaft und beſtehen nur als ſolche im Intereſſe der durch Arbeitstheilung zu erlangenden Vertiefung der Einen Wiſſenſchaft. Die Erkenntniß, welche jede Einzelwiſſenſchaft erſtrebt, kommt durch die Eine Wiſſenſchaft allen übrigen zu Gute. Wenn auch die Statiſtik zur Urgeſchichte Stellung nehmen will und wenn ich dazu einen erſten Verſuch mache, ſo bin ich mir wohl bewußt, daß ich mich in Einzelheiten vielleicht geirrt haben werde. Aber eine unbefangene Kritik wird mir auch bei der Aufdeckung eines bisher noch nicht dargebotenen Zuſammenhangs von Erſcheinungen des Menſchheitlebens das einräumen, daß ich mittels ungezählter, Geiſt und Körper aufreibender Combinationen, worüber faſt ein Menſchenalter vergangen iſt, einen Erkenntnißſtandpunkt zu gewinnen verſucht habe, der für eine Reihe von Wiſſenſchaften Anregungen bieten dürfte. Nicht das allein iſt eine Unterſuchung werth, was ſie bietet, ſondern auch das, was ſie anregt.

Zweiter Abschnitt.

Das menschheitliche Wohnreihenlager im Allgemeinen unter dem Gesichtspunkte der Entwickelung.

Bis in die neueste Zeit herein stehen sich über den menschlichen Urzustand zwei Lehren gegenüber. Nach der einen beginnt das Menschheitleben mit kleinen familienartigen Gebilden, in denen man eheliche Treue kennt, die in seliger Unschuld dahinleben und deren Glieder mit zwar einfachen, aber richtigen und erhabenen Ansichten von Gott, Wahrheit, Tugend und Recht ausgerüstet sind. Nach der andern dagegen geht die Menschheit aus Rohheit und Wildheit hervor, weil sie nichts der Familie Entsprechendes besitzt und überhaupt in einem ganz ordnungslosen Zustande sich befindet, wo man sich wohl begattet, aber nicht in Form dauernder Verbindungen der entgegengesetzten Geschlechter. Die Vertreter der ersterwähnten Lehre führen jenen Zustand auf eine unmittelbare Offenbarung Gottes zurück, der ihnen das Licht der Einsicht gab, um jener „goldenen Zeit" eines sanft bewegten Lebens sich zu erfreuen; die Anderen verwerfen eine solche Offenbarung und behaupten, daß sich der Mensch aus jener Unordnung durch eigenes Streben und mit eigener Kraft herausgearbeitet habe, den Zustand der Wildheit und Rohheit also selbst beseitigend. Da die erstgenannte Lehre wohl erkennt, daß jener Zustand seliger Unschuld nirgends besteht, daß man im Gegentheil bei einer Anzahl von Völkern einen mit dem Maßstab unserer eigenen sittlichen und religiösen Anschauungen gemessenen tiefen Stand antrifft, der auch schon bei den Vorfahren des heutigen Menschengeschlechts im grauen Alterthum beobachtet worden ist, so nimmt diese Lehre an, daß durch der Menschen eigene Schuld und Sünde einst jener Zustand der Unschuld verloren gegangen ist, und da sie zugleich wohl erkennt, daß die Menschheit vorwärts schreitet, so erklärt sie das aus einer abermaligen göttlichen Erbarmung als der Ursache und Bedingung eines allmählichen Fortschrittes.

In diesem letzteren Punkte berühren sich also beide Lehren, indem

beide für die gegenwärtig bestehende Menschheit ein allmähliches Emporarbeiten zu immer Höherem annehmen, jene unter der Leitung eines höheren Wesens, diese dank ihrer eigenen Kraft. Der Unterschied beider Lehren besteht nur darin, daß die eine dem Emporarbeiten einen Zustand vorausgehen läßt, in welchem Rohheit und Wildheit dem Menschen unbekannt war, während die zweite Lehre die Wildheit geradezu als eine Vorstufe der Civilisation betrachtet. Jene stützt sich dabei auf Sagen eines anfänglichen paradiesischen Zustandes, der nicht blos in der sogen. biblischen Tradition niedergelegt ist, sondern der Hauptsache nach mehr oder weniger ausgebildet bei einer großen Anzahl weit von einander abgelegener Völker als Sage vorgefunden wird; die zweite Lehre bedarf einer solchen Stütze nicht.

Wer gewohnt ist, an Allem gleichgültig vorüberzugehen und in den Sagen der Völker nichts anderes erblickt, als ein albernes Geschwätz und eine dumme Kinderfabel, die irgend Jemand ausgeheckt hat, um Andere zu amüsiren, wie etwa der Jägersmann sein „Latein" zum besten giebt, wird sich auch bei der Sage vom Paradies keine „Hirnquälerei" zu schulden kommen lassen. Wen dagegen nichts gleichgültig läßt und wer in dem scheinbar Unbedeutendsten doch ein Glied im großen Ganzen alles Lebenden erblickt, der wird, weil im Zusammenhang alles so ist, wie es ist, nach den Factoren suchen, die das, was ist, bewirkt haben. Es dürfte der wissenschaftlichen Würde nicht entsprechen, wenn wir die Sage vom Paradies als „albernes Pfaffengeschwätz" und die Lehre einer ursprünglichen Ordnung der Dinge als „Phantasma der Philosophen aller Zeiten" betrachten, ohne zugleich den Beweis zu führen, warum es ein „Pfaffengeschwätz" oder „ein Phantasma der Philosophen" ist. Durch eine bloße Negation wird in der Wissenschaft kein Beweis geführt; denn dieser kann immer nur aus dem Zusammenhang der Thatsachen geführt werden. Wir müssen uns stets daran erinnern, daß jede Reception einer Erscheinung, jedes Auffassen eines Einzelbildes nur ein subjectiver Act ist, durch welchen wir den Zusammenhang des Ansichseienden nur für unsere Erkenntniß zerreißen. Der Zusammenhang, wie er in der Einheit des vielen Ansichseienden thatsächlich gegeben ist, bleibt trotzdem in seiner Objectivität bestehen. Das Wesen an der Einzelerscheinung ist gar nicht durch einen rein subjectiven Act zu erkennen, sondern immer nur aus der Totalität aller Einzelerscheinungen zu gewinnen, weil eben nur in ihr der Causalnexus liegen kann. Meinung gegen Meinung hat in der Wissenschaft keine Gültigkeit; es gilt den Beweis zu führen, der nur durch eine systematische Erkenntniß zu gewinnen ist.

Die Sage vom „Paradies" und der „natürlichen Ordnung der Dinge" ist ein wissenschaftliches Problem so gut als jedes andere, wie

beispielsweise die Ordnung und Regelmäßigkeit der Bewegungen der Himmelskörper zu einander. Nur weil die Naturwissenschaften gegenüber den sog. Socialwissenschaften, in denen die subjective Meinung noch immer die Oberhand hat, seit Langem sich exacter Methoden bedienen, hat die Astronomie ihr Problem, so weit man überhaupt bei menschlichem Wissen von lösen sprechen kann, bereits befriedigend gelöst. Die meisten Vertreter der Socialwissenschaften dagegen erkennen kaum, daß „die Ordnung der Dinge" im Leben der Menschheit ein hochwichtiges Problem von weittragender, auch practischer Bedeutung ist, was übrigens schon Euripides ahnte, wenn er (in einem Fragment) sagte:

„Glücklich, wer der Geschichte
Kenntniß besitzt
Und nicht zu der Bürger Unheil,
Nicht zu ungerechten Thaten stürmt,
Sondern durchschauend der unsterblichen Natur
Alterlose Ordnung, worin sie besteht,
Wo und wie;
Solchen Menschen nahet nie
Böser Thaten Beginn."

Es ist kein Zufall, daß die Lehre einer angeblichen Unordnung im Leben der Menschheit, in der es nur „Wilde" gab, die anfänglich blos „Gewalt und List" kannten und dann aus eigener Kraft sich zu Höherem entwickelten, gerade bei Solchen Eingang gefunden hat, die sich berufen fühlen, die „alterlose Ordnung" nach freiem Ermessen und nach einem Ideale ihrer eigenen subjectiven Erkenntniß umzugestalten. Waren es „Gewalt und List", was so Großes hervorbrachte, war es möglich, aus eigener Machtvollkommheit nach einem aus dem eigenen Innern entsprungenen Ideale seit undenklichen Zeiten das Leben der Menschheit von Stufe zu Stufe höher zu führen, warum sollte es uns nicht auch gelingen, mit Gewalt und List die unsern Köpfen entsprungenen Bilder einer besseren glücklichen Zeit in der Zukunft zu verwirklichen? Was kümmert uns die Geschichte? „Die Geschichte machen wir selbst und haben die Geschichte in unserer eigenen Hand." Es ist kein Zufall, daß die Lehre einer angeblichen Unordnung im Urleben der Menschheit auch in den Köpfen von Leuten spukt, denen jeder Begriff von dem fehlt, was eigentlich Entwickelung bedeutet. Sich selbst über die Lehre Anderer erhaben dünkend und nicht beachtend, daß unsere geistige Entwickelung immer nur ein Assimilationsproceß ist, ein beständiges Aufnehmen anderer verwandter Gedanken, denken sie an eine geheimnißvolle Kraft („Gedankenkeime"!), die ihnen inne wohnt und der sie es zu danken haben, daß sie selbst es „so herrlich weit gebracht". Es ist auch bei diesen Leuten der Aberglaube

vorhanden, man könne aus eigener Machtvollkommheit „der Weisheit letzten Schluß" ergründen. Ein falscher Hochmuth erzeugt in ihnen alsdann den Haß gegen alles ihnen Fremde und Neue in der Wissenschaft, weil sie sich selbst gar nicht kennen und gar nicht erkennen, daß das, was sie für richtig halten und lehren, gar nicht bei ihnen Eingang hätte finden können, wenn nicht in ihrem Innern bereits etwas dem Aehnliches vorhanden gewesen wäre, dem sie so willenlos Aufnahme gewährt haben. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß die Lehre einer angeblichen Unordnung im Urleben der Menschheit, insbesondere die Lehre von den urzeitlichen geschlechtlichen Extravaganzen ihren Nährboden überall da gefunden hat, wo eine ähnliche, in der Gegenwart zu beobachtende geschlechtliche Extravaganz die Phantasie der Beobachter in besonders hohem Maaße bereits belebte. Wir würden es sonst phychologisch unbegreiflich finden, wie eine Lehre, die in sich nicht widerspruchsvoller gedacht werden kann, wie sie es in Wirklichkeit ist, in gutem Treu und Glauben sich eine Heimstätte hat erobern können. Es ist jedem Kenner des Seelenlebens bekannt, daß nichts die Phantasie so erhitzt und für das geordnete logische Denken so gefährlich ist, wie ein sinnliches Hingeben an promiscue Bilder.

Halten wir Umschau in der Litteratur dieser Lehre von der Unordnung, so finden wir in der That, daß ihre Begründer und Hauptvertreter im logischen Denken nicht gerade Meister sind und daß die Epigonen derselben nur abergläubisch aufgehoben haben, was ihnen leichtfertig hingeworfen wurde, ohne sich auch nur im Geringsten darüber klar zu werden, ob in den angeblichen Stufen der Entwickelung aus den promiscuen Zuständen bis zur Einzelehe, wie man sie sich apriori construirt hat, auch wirklich Entwickelung nachweisbar ist. Es kann doch unmöglich genügen, nach eigener Willkür dergleichen Entwickelungsstufen aufzustellen, ohne zugleich die Factoren anzuführen, welche die Entwickelung hervorriefen. Dazu ist ein exactes Erkenntnißverfahren erforderlich, welches aus den Merkmalen der Erscheinungen die Grundmerkmale aufsucht und deren jeweilige unwesentliche Merkmale in abgestufter Reihenfolge zu jenen in Relation setzt, wodurch man eben erkennt, was die Continuität aufrecht erhält und was die Modificationen herbeiführt. Es bleibt so lange nur hohle Phrase, daß die menschliche Erkenntniß jene angeblichen Entwickelungsstufen herbeigeführt habe, so lange man nicht die thatsächlichen Factoren namhaft macht, durch welche jedes Mal die menschliche Erkenntniß und Willensthätigkeit in eine andere Richtung geleitet wurde; denn die menschliche Erkenntniß war abhängig von ihrer äußeren Umgebung.

Man kann, ohne einen richtigen Begriff von Entwickelung zu haben und ohne Gebrauch einer klar erkannten Methode gar nicht zur Kenntniß der Entwickelungsgeschichte einer Sache gelangen.

Das Wesen der Entwickelung liegt bekanntlich darin, daß eine Sache trotz ihrer Veränderungen, die sie in Folge ihrer Berührung mit anderen Sachen erleidet, in allen ihren auf einander folgenden Zuständen ihrem Wesen nach immer dieselbe bleibt. Es gehört also zum Begriffe „Entwickelung" ebenso Continuität, wie Modificirung. Eine Sache entwickelt sich nicht, wenn sie nicht mit einer andern Sache in Berührung kommt und zu dieser in einen relativen Gegensatz gebracht und durch Verbindung mit ihr modificirt wird. Kommt eine Sache mit einer andern Sache nicht in Berührung, so kann sie niemals modificirt werden und bleibt für alle Zeiten dieselbe. Eine Sache entwickelt sich ebenfalls nicht, wenn sie ihr Wesen so vollständig verliert, daß nichts von ihr übrig bleibt; wir müssen vielmehr alsdann von Auflösung oder Untergang der Sache sprechen. In diesen überaus einfachen Sätzen liegt der Schlüssel zum Verständniß und zur Beurtheilung aller die Entwickelung betreffenden Verhältnisse. Wer sich diese einfachen Sätze nicht aneignet, vermag weder Stadien der Entwickelung festzustellen, noch versteht er Zustände mit einander zu vergleichen, noch ist er befähigt, eine richtige historische Perspective zu gewinnen.

Man mag die Entwickelung einer Sache, wie immer sie auch heiße, darstellen wollen — das unumgängliche Erforderniß ist, sie aus ihren Merkmalen so zu erkennen, daß man einmal ihr wesentliches Merkmal, durch welches die Continunität aller Erscheinungsformen gewahrt wird, aus diesen letzteren zu ergründen sucht und zum Anderen daß man an der Hand der übrigen (unwesentlichen) Merkmale alle diejenigen Subjecte aufsucht, welche zu jener Sache in relativen Gegensatz getreten und durch ihr Einwirken die Modificationen herbeigeführt haben. Der dazu einzuschlagende Weg, bezw. die dazu erforderliche Methode haben wir im vorigen Abschnitte kennen gelernt. Diese nicht von mir erfundene, sondern in der Wissenschaft längst bestehende, von mir nur in technischer Hinsicht abgeänderte Methode scheint mir der correcteste Weg zu sein, mit Erfolg Urgeschichte zu treiben.

Der Berliner Rechtsprofessor Joseph Kohler hält diese Methode für „keine Methode", und es ist somit, da Kohler einer der Hauptrepräsentanten der Lehre von den promiscuen Zuständen der Urzeit ist, hier dringend angezeigt, dessen Methode und Ansichten über das Wesen der Entwickelung kennen zu lernen, damit wir in Stand gesetzt werden, den Werth seiner urgeschichtlichen Arbeiten richtig zu würdigen und zugleich auch den Werth der angeblichen Entwickelungsstufen, auf denen nach Kohler die Menschheit aus dem ursprünglichen Frauencommunismus bis zur Einzelehe gewandelt ist, zu beurtheilen.

Obwohl Kohler in seiner neuesten Abhandlung „zur Urgeschichte der Ehe“ [1]), wobei ich ihm voll zustimme, sagt, „die Methode unterscheide den wahren Forscher von dem gelehrten Dilettanten“, so bekennt er doch: „allerdings giebt es bei einer so jungen Wissenschaft noch keine allgemein anerkannte Methode“. Er kann, weil er die Urgeschichte der Ehe behandelt, nur die Wissenschaft meinen, welche wir Urgeschichte nennen. Was er mit seinen Worten sagen will, ergiebt sich daraus, daß er auf eine Darlegung seiner Methode Verzicht leistet, um statt dessen „über die Methode einige Winke zu geben, die zur Verständigung führen können“. Man sollte meinen, daß Derjenige, der nach einer Methode arbeitet, die „den wahren Forscher von dem gelehrten Dilettanten unterscheidet“, auch im Stande sein müßte, dieselbe jederzeit darzulegen und nicht blos „einige Winke zu geben“. Wie sind nun aber die Winke beschaffen, „die zur Verständigung führen können“?

Kohler faßt diese Winke, „um das prius und das posterius in der Entwickelung eines jeden Instituts festzustellen“ in sechs in einander übergehenden Punkten zusammen; der Leser dürfte genug haben, wenn ich ihm die Hälfte derselben vorführe. Der Genannte sagt wörtlich: 1) „Wenn wir im Leben der Völker nachweisen können, daß sich das Institut a zum Institut b entwickelt hat, und wenn nirgends eine gegentheilige Entwickelung nachweisbar ist (oder doch unter ganz außerordentlichen Verhältnissen), so ist der Schluß methodisch zulässig, daß das Institut a das frühere ist.“ — 2) „Dieser Schluß kann noch verstärkt werden, wenn die Elemente, welche die Entwickelung hervorgetrieben haben, nachgewiesen werden können, und wenn sich darthun läßt, daß diese Elemente bei den verschiedensten Völkern wiederkehren; wenn insbesondere aus der menschlichen Natur und aus der Art und Weise der materiellen und idealen Kulturentwickelung gezeigt werden kann, daß das Streben der Völker mehr nach dem Institut b als a geht.“ — 3) „Damit ist noch nicht erwiesen, daß, wo wir das Institut b finden, es sich aus dem Institut a entwickelt hat; denn es wäre denkbar, daß ein Volk mit dem Institut b begonnen oder dasselbe aus einem anderen Institut (z. B. x) herausgebildet hätte.“

Der Leser, der diese Punkte aufmerksam durchzulesen versucht, wird glauben, es handele sich um das Vorwort zu einem sog. „Zauberbüchlein“, in welchem Fragen beantwortet werden: „wie verwandelt man eine Uhr in einen Kanarienvogel?“ oder „wie läßt man ein Taschentuch in einen Blumentopf sich entwickeln?“ Es ist unglaublich, wie Jemand solche methodische Winke bei voller Besinnung niederschreiben kann. Der erste Wink enthält etwas Selbstverständliches, der zweite Confusion, und der

[1]) Abgedruckt in der von Kohler mitherausgegebenen Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft XII. Band, Stuttgart 1897.

dritte — ich will den passenden Ausdruck der deutschen Sprache dafür zurückhalten, zu Gunsten Kohler's auf die Erörterung der bei jedem einzelnen Punkte eingeschachtelten Zwischensätze, die ein bloßes Gerede sind, Verzicht leisten und nur die Hauptsätze berühren, die allein schon beweisen, welche Rechenschaft sich Kohler vom Gang der Zustände giebt.

Wenn wir im Leben der Völker nachweisen können, daß sich a zu b entwickelt hat, so ist allerdings der Schluß nicht blos „methodisch zulässig", sondern geradezu geboten, daß a das frühere ist. Aber ich sollte meinen, das sei etwas so Selbstverständliches, daß man darüber gar kein Wort zu verlieren braucht. Denn auch der dümmste Bauer sieht ein, daß wenn sich seine Kuh nachweislich aus einem Kalbe entwickelt hat, das Kalb der Kuh gegenüber das frühere ist. Dazu braucht man nicht erst eines methodischen Winkes. — Ist es nun aber nachgewiesen, daß sich a zu b entwickelt hat, so braucht der ganz selbstverständliche Schluß, daß a das frühere ist, nicht „noch verstärkt zu werden". Denn um jenen Nachweis, daß a zu b sich entwickelt habe, zu führen, mußten bereits „die Elemente" nachgewiesen werden, „welche die Entwickelung hervorgetrieben haben". Ohne sie war der Nachweis gar nicht zu führen, da ja die Elemente nur in den Merkmalen derjenigen Subjecte erkennbar sind, durch welche a wegen seiner relativen Gegensätzlichkeit zu diesen modificirt wurde. Erst dann ist nachgewiesen, daß a zu b sich entwickelt hat, wenn dargethan ist, daß in dem neuen Entwicklungsstadium „b" erstens das a noch enthalten ist und zweitens als Entwickelungsmotor auch dasjenige Merkmal vorgefunden wird, durch welches eben a in b modificirt wurde.

Nun soll aber nach Kohler — und hier stoßen wir geradezu auf eine ganz merkwürdige Zerfahrenheit — das b sich auch aus x entwickelt haben können, wie er im dritten Punkte darlegt. Wollte man jenem „dummen Bauer" sagen, es sei noch nicht nachgewiesen, daß, wenn er in seinem Stalle eine zweite Kuh finde, sich auch diese aus einem Kalbe entwickelt habe, da es denkbar wäre, daß sich die Kuh auch aus irgend einem anderen Wesen (x), also z. B. aus einer Ziege oder einem Sauferkel herausgebildet hätte, so würde der Bauer ohne Zweifel die Erklärung abgeben, daß es unter seinen Standesgenossen heutzutage solche dumme Kerle nicht mehr gäbe, die solchen Unsinn glauben. Nach Kohler's „methodischem Wink" ist dies aber denkbar.

Wenn der Nachweis, daß sich a zu b entwickelt hat, einzig und allein dadurch geführt werden kann, daß man in b außer dem hinzugetretenen (a modificirenden) Merkmal a selbst nachweist, so kann niemals b sich auch aus x entwickelt haben. Die Annahme, daß irgendwo auf dieser Erde zwei b vorkommen, von denen das eine sich aus a, das andere aber aus x entwickelt habe, widerspricht dem gesunden Menschenverstande.

Wählen wir für a den Ausdruck Apfelblüthe, für b die Bezeichnung Apfelfrucht, so wird überall in der ganzen Welt, wo man einen Apfel vorfindet, nur gefolgert werden können, daß sich dieser aus der Apfelblüthe, niemals aus x, z. B. einer Kirschblüthe, entwickelt haben kann. Was würde ein Naturkundiger sagen, vor den irgend ein Fant mit der Eröffnung träte, nicht überall entwickele sich der Schmetterling aus der Puppe, es sei vielmehr denkbar, daß sich der Schmetterling auch aus irgend einem anderen Geschöpfe, z. B. einer Eidechse oder einem Sperling herausgebildet hätte?

Fragen wir, wie es möglich sei, daß Jemand, ohne einen schlechten Witz machen zu wollen, solche methodische Winke ertheilen kann, „die zur Verständigung führen können", so müssen wir kurz antworten, daß dies die wilde Speculation verschuldet. Was noch zu beweisen ist, wird als bewiesen angenommen. Man construirt sich a priori Begriffe, benennt sie mit irgend einem geeignet erscheinenden terminus technicus, und weil man zuvor die in den Erscheinungen vorhandenen thatsächlichen Merkmale auf ihre Bedeutung nicht untersucht hat, vergleicht man die Erscheinungen, blos weil sie in einigen Merkmalen übereinstimmen, oberflächlich mit einander. Da man sie außerdem noch auf eine Reihe bringen will, man aber die für die Reihenbildung erforderlichen Grundmerkmale gar nicht erforscht hat, so muß man sich ebenfalls wieder rein a priori Entwicklungsreihen bilden. Auf diese Weise muß ein ganzes System von Widersprüchen entstehen, welche den Befolgern eines so rein speculativen Verfahrens selbst dann noch nicht zum Bewußtsein kommen, wenn sie von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht werden. Werden sie sich der Widersprüche niemals bewußt, wie sollen sie alsdann im Stande sein, sich Andern klar zu machen und in Bezug auf die Methode „Winke zu ertheilen, die zur Verständigung führen können"? Bene docet, qui bene distinguit.

Wir sehen, daß sich Joseph Kohler über den Begriff „Entwickelung" Klarheit nicht verschafft hat und daß er selbst da, wo er methodische „Winke" ertheilen will, nur wohlfeile Redensarten darbietet. Es ist schon an sich eine ganz unklare Ausdrucksweise, „das Institut a könne sich zum Institut b entwickeln". Man kann nur sagen, ein bestimmt benanntes Institut habe sich entwickelt; dessen Entwicklungsstadien sind alsdann nur Erscheinungsformen des Wesens des betreffenden Instituts. Dieses Wesen muß, wie bereits hervorgehoben wurde, vor Allem festgestellt werden, weil es eben dasjenige in der ganzen Entwickelungsreihe ist, wodurch die Continuität der Reihe aufrecht erhalten wird. Wenn Kohler also beispielsweise eine Abhandlung „zur Urgeschichte der Ehe" schreibt, so wird man von ihm verlangen müssen, daß er aus den Erscheinungsformen der Ehe dasjenige (wesentliche) Merkmal feststellt, das in allen Erscheinungsformen wiederkehrt.

Indem Kohler auf die Erforschung des Urmerkmals hier, wie in allen andern Fällen, verzichtet, ist er gar nicht im Stande, zur „Urgeschichte der Ehe" einen Beitrag zu liefern. Wenn er es aber trotzdem wagt, so kann bei seiner rein speculativen Forschungsmethode das Ergebniß auch nur dem entsprechend sein. Seine Beiträge zur „Urgeschichte" und zur „vergleichenden Rechtswissenschaft" — wie will man ohne Urmerkmale vergleichen? — sind um so gefährlicher und werden von mir um so schärfer hier bekämpft, weil er sich nicht scheut, ohne allen Beweis die Forschungsmethode und die durch sie gewonnenen Resultate Anderer herabzusetzen und zu verdächtigen, dagegen seine eigenen als etwas so völlig Erwiesenes zu preisen, daß man geradezu als unwissend angesehen wird, wenn man ihm nicht zustimmt und seine aus einer ganz unklaren Vorstellung vom Wesen der Entwickelung erwachsenen Phantome für wahr hält. Wie unzweifelhaft feststehend ihm Alles ist, kann man beispielsweise aus folgendem Satze entnehmen:[1]) „Daß bei fast allen Völkern in einem bestimmten Stadium der Entwickelung (!) die Vaterschaft unberücksichtigt bleibt und nur das Verhältniß des Kindes zur Mutter und zu denen, welche mit ihm aus demselben Mutterschooße[2]) stammen, in seiner sittlichen und rechtlichen Bedeutung anerkannt wird, ist ein unzweifelhafter Satz der ethnologischen Jurisprudenz." Und wie äußert sich Kohler über den Ursprung der Ehe? In Bezug hierauf spricht er Folgendes aus: „Daß die Ehe ursprünglich Frauenraub war und zum Frauenkauf geworden ist, weiß jeder, der einmal ein Collegium vergleichender Rechtswissenschaft[3]) gehört hat; Raub und Kauf waren es, welche die Frau zuerst aus dem Communismus herausgeholt und zum Eigengut des Einzelnen gemacht haben; und wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß in der Entwickelung des Rechts das Unrecht eine große Rolle spielt, und daß das Unrecht häufig der Uebergangsmotor zu einem vollkommenen Rechtszustand gewesen ist, so bedürfte es nur des Hinweises auf die furchtbare Institution des Menschenraubes, aus welcher als höchste Frucht unsere Ehe mit der Treue des Weibes hervorgegangen ist."

Behauptet Kohler, die Ehe sei ursprünglich Frauenraub gewesen, so sagt er damit, daß das Urmerkmal (das Grundmerkmal) der Ehe

---

[1]) Kohler in der Zeitschrift für Vergl. Rechtswissenschaft IV. 1883 S. 266.

[2]) Stammt der mütterliche Oheim, der nächste männliche Verwandte der Kinder, etwa aus dem Mutterschooße seiner Schwester? Ich sollte meinen, daß ein solcher Widerspruch jeden Denkenden abhalten müßte, hier von „unzweifelhaften Sätzen" zu sprechen. Vgl. meine Auffassung in „Horde und Familie" 4. Abschnitt.

[3]) Kohler darf nur sagen: „weiß jeder, der einmal ein Collegium vergleichender Rechtswissenschaft bei mir gehört hat." Ich muß es bezweifeln, daß außer Kohler irgend ein anderer Jurist solche Dinge lehrt.

Frauenraub sei; es müßte also dem Begriffe Entwickelung gemäß dieses Urmerkmal als Continuum in allen Erscheinungsformen der Ehe wiederkehren. Das ist nun aber nicht der Fall. Will man es überhaupt als Merkmal der Ehe gelten lassen, so kann es nur als unwesentliches Merkmal derselben angesehen werden, d. h. als Merkmal, welches die Ehe durch Berührung mit einem andern Institute, welchem der Raub als wesentliches Merkmal zusteht, später erhalten hat. Die exacte Untersuchung verlangt demnach mit Hülfe dieses Merkmals dasjenige Institut aufzusuchen, welchem der Frauenraub wesentliches Merkmal sein könnte.

Liegen nun völkerkundliche Berichte vor, deren „Rein-Thatsächliches" ergiebt, „daß man", wie beispielsweise Oldfield von australischen Völkern berichtet, „zu einem behaglichen Leben unbedingt eines Weibes bedarf" und zu diesem Behuf „sich veranlaßt sieht, ein Weib aus einem fremden Stamme zu rauben", und erfährt man ferner, wie Eyre sagt, daß die Australier „den Werth eines Weibes nur nach den Dienstleistungen als Sclavin beachten", sowie auch noch durch Hecquard, „daß sie keinen Werth auf den geschlechtlichen Umgang legen", „die Frauen vielmehr anderwärts", wie Hovélacque sich ausdrückt, „ihr Vergnügen bei andern Männern suchen", — so gehört eine vollständige Leugnung des Sachverhalts dazu, zu behaupten, man habe die Frauen des Geschlechtsgenusses wegen geraubt. Es giebt nur zwei Standpunkte, die man völkerkundlichen Berichten gegenüber einnehmen kann; entweder man leugnet alles Thatsächliche an ihnen ab und verzichtet auf Urgeschichte, oder man glaubt dem in den Berichten enthaltenen Thatsächlichen und errichtet auf ihnen einen systematischen Aufbau, indem man dasjenige als zu einander gehörig betrachtet, was gleiche Grundmerkmale hat. Aber der dritte Standpunkt, den unter Andern hauptsächlich Kohler vertritt, sich rein a priori ein luftiges Gebäude von vormaligem Frauen-Communismus zu schaffen und sich die Erscheinungen so zurecht zu legen und so zu deuten, wie man sie brauchen kann, ist durchaus zu mißbilligen.

Nur durch die in völkerkundlichen Berichten enthaltenen rein thatsächlichen Merkmale kann man der Thatsachenkenntniß näher kommen, nie durch apriore Speculation. Es entsteht die Frage: giebt es überhaupt ein Institut, dem der Frauenraub wesentliches Merkmal ist? Man bedarf der Frau „zu einem behaglichen Leben"; deshalb raubt man sie. Man könnte sie aber auch kaufen. Der Raub ist Vorläufer des Kaufes. Der Kauf ist Vermitteler der Dienstleistung: man kauft Sachen, die Dienste leisten und giebt dafür Sachen hin, deren Dienste man entbehren kann. So lange man die Äquivalente des Tausches noch nicht kannte, war die Heimführung eines Dienstobjectes, ohne dasselbe dem Andern zu entgelten, das einzige Mittel zu einem solchen zu gelangen: man raubte. Raub und

Kauf sind nur Mittel, ein dienstherrliches Verhältniß herzustellen d. h. sich zum Herrn über eine Sache zu machen, die Dienste leisten soll. Das Institut selbst, das sich des Mittels bedient, nennen wir Hauswirthschaft, Haushaltung oder auch kurz Haus, wofür wir neuerdings (im Deutschen nachweislich erst seit 1741, Luther gebraucht den Ausdruck noch nicht) auch Familie sagen, ein Ausdruck, der sich für den internationalen Verkehr der Wissenschaft unzweifelhaft rechtfertigen läßt.

Sind wir berechtigt zu sagen, das Grundmerkmal der Familie sei Menschenraub? Mit nichten. Der Grund der Familie liegt im privaten Erwerb, der „Näherung" (proprietas) außenliegender Sachen, wir können gut deutsch sagen: der Heimführung (γαμεῖν in weitestem Sinne) von Gegenständen, die unserm Dasein dienen sollen. Demnach liegt in der Familie ein herrschaftliches Moment. Was der Gegenstand ist, der uns dienen soll, ist dabei gleichgültig; ob es eine menschliche oder thierische Arbeitskraft, ein Werkzeug oder Genußgegenstand ist, tangirt nicht das Wesen. Wenn wir die ganze Entwickelungsreihe des Hauswesens überblicken, so finden wir in ihr jenes Grundmerkmal. Auch der Menschen- und Frauenraub diente hauswirthschaftlichen Zwecken: er war die Heimführung einer Arbeitskraft.

Ganz anders steht es um das Grundmerkmal der Ehe. Ihr Grundmerkmal von Urzeiten an ist vielmehr — und darin ist ihr Continuum begründet — die öffentliche Destination zweier Personen entgegengesetzten Geschlechts zu einer geschlechtlichen Einheit. Zwei Menschen verschiedenen Geschlechts sind in der Ehe, wenn sie öffentlich für einander bestimmt sind. Wer sich heute für eine Frau öffentlich bestimmen läßt und unmittelbar nach diesem Acte sich von ihr trennt, sei es daß er stirbt oder nach einem fremden Erdtheile auswandert, hinterläßt, auch ohne daß er zuvor mit ihr geschlechtlichen Umgang hatte, im ersteren Falle eine verehelicht gewesene Frau, eine Wittwe, im letzteren Falle seine Ehefrau. Und wenn sich im letzteren Falle der Mann einer anderen Frau hingiebt, so begeht er einen Ehebruch, und wenn er sich im fernen Lande bei Lebzeiten der ihm zuerst bestimmten Frau mit einer anderen Frau öffentlich destiniren läßt, so macht er sich der Doppelehe, der sog. Bigamie schuldig, auch wenn er geschlechtlichen Umgang mit dieser zweiten Frau vermeidet.

Wie die Ehe in Wirklichkeit erscheint, ist für den „Grund" oder das Wesen der „Ehe" gleichgültig: es ist nur Erscheinungsform.[1])

[1]) Der Grund verschwindet aus dem Bereiche des Sichtbaren, aber nicht, weil er nicht an sich sichtbar wäre, sondern nur weil er nicht als Wirkliches sichtbar ist. Was wir beispielsweise am Wachsthum der Pflanzen bemerken, Boden, Wasser, Luft, Licht u. s. w. sind nur die Bedingungen; auch das Samenkorn selbst ist nicht durchweg der Grund, da ja auch die es umgebenden Hüllen, welche den Embryo schützen, sowie das Samenmehl, das der ersten

Daher tangirt es das Wesen der Ehe nicht im Geringsten, ob die Personen häuslich zusammen wohnen oder von „Tisch und Bett" getrennt sind; ebensowenig berührt es das Wesen der Ehe, unter welchen Umständen die Bestimmung verursacht wird — weil eben der Grund nicht die jeweilige bedingende Ursache ist — ob die Nächstbetheiligten sich selbst, oder ob ihre Eltern oder sonstige Verwandte oder irgend eine bestimmte (Lager-) Ordnung sie für einander bestimmen. Auch ist es für das Wesen der Ehe ganz gleichgültig, ob sich Mystik dabei in den Vordergrund drängt, wie es z. B. in Aussprüchen zu Tage tritt: „Was Gott zusammengefügt (für einander bestimmt) hat, das soll der Mensch nicht scheiden" oder „Ehen werden im Himmel geschlossen" und dergl.. Immer ist das Grundmerkmal der Ehe die öffentliche Destination zur Ergänzung der geschlechtlichen Einseitigkeit. Wenn also das Grundmerkmal der Ehe in der öffentlichen Bestimmung liegt, so kann der Raub nicht einmal ein begleitendes Moment der Ehe sein, weil darin ein Widerspruch liegt.

Da nach dem Begriffe „Entwickelung" eine Sache sich nur verändern kann, wenn sie durch Berührung mit einer anderen Sache eine Verbindung eingeht, so konnte auch die Ehe durch die Familie modificirt werden, wie anderseits auch die Familie durch die Ehe eine Abänderung erleiden konnte. Aber durch diese Modification verlor weder die Ehe, noch die Familie ihr Grundmerkmal. Es widerspricht dem Begriffe Entwickelung und zugleich dem Thatsächlichen in völkerkundlichen Berichten durchaus, wenn Kohler behauptet, „es sei aus der furchtbaren Institution des Menschenraubes als höchste Frucht unsere Ehe mit der Treue des Weibes hervorgegangen". Im Gegentheil hat die Familie bei ihrer Entstehung die eheliche Destination arg geschädigt, wie ich an der Hand völkerkundlicher Berichte unter genauer Darlegung einer bestimmten Entwicklungsreihe in meinem Buche über Horde und Familie bereits überzeugend nachgewiesen zu haben glaube, wo ich zugleich eingehend gezeigt habe, daß von dem angeblichen Frauencommunismus, den die Lehre von der Promiscuität in der Urzeit phantasirt, keine Spur eines thatsächlichen Merkmals zu finden ist.

Haben Ehe und Familie, jedes Institut für sich, ihr besonderes Grundmerkmal, so sind sie nicht identisch, sondern haben beide einen ganz

---

Nahrung dient u. s. w. selbst nur Bedingungen des Wachsthums sind. Obwohl wir den Grund dieser Erscheinung nicht sinnlich wahrnehmen können, so ist er doch vorhanden, weil wir ihn aus seiner Wirksamkeit nachzuweisen vermögen. Da jede Thatsache aus Grund und Bedingungen zugleich besteht, so kann man keine Erscheinung erklären, ohne auf die beiden Bestandtheile jeder Thatsache einzugehen. Hier zeigt sich, wie bedeutsam eine „Urgeschichte auf statistischer Grundlage" für die Erkenntniß auch der Gegenwart ist.

verſchiedenen Urſprung; aber ſie würden dem Begriffe Entwickelung gemäß niemals auf einander modificirend haben einwirken können, wenn ſie in *abſolutem* Gegenſatz zu einander ſtänden, da eben nur *relative Gegenſätze* abändernd auf einander einwirken können. Es iſt deshalb die Aufgabe der ſtatiſtiſchen Unterſuchung, dieſe Beziehung (Relation) beider Gegenſätze aus dem Thatſächlichen der völkerkundlichen Mittheilungen aufzuſuchen.

Da die Darſtellung im Intereſſe der Leſer zumeiſt den umgekehrten Weg einſchlägt, als ihn das Depouillement (die Aufbereitung) zur Findung des Thatſächlichen betrat, ſo will ich zunächſt, damit der Leſer nicht allzu mühſam ſich aus der zur Beweisführung erforderlichen breiten Darlegung den Zuſammenhang der Beſtandtheile ſelbſt zu ſuchen hat, ganz kurz Folgendes vorwegnehmen.

Würde die Ehe nicht Beſtandtheil eines größeren Ganzen und dieſes von einer ſolchen Beſchaffenheit geweſen ſein, daß es in ſeinem Grundmerkmal dem Hausweſen (der Familie) zwar entgegengeſetzt aber doch verwandt geweſen wäre, ſo hätten ſie ſich niemals modificiren können, weil abſolute Gegenſätze einander abſtoßen. Dieſes Ganze mußte vielmehr zu der Zeit, wo ſich die beiden relativen Gegenſätze berührten, in einem Punkte verwandt ſein. Wie wir alsbald ſehen werden, waren ſie beide in den Wohnraumverhältniſſen verwandt, indem die Ehe (mit der Gefolgſchaft der Kinder) ein Beſtandtheil einer großen Lagerordnung war, in der entſprechend der Stellung aller einzelnen zu einander eine gegenſeitige Deſtination (Beſtimmung) ſtattfand. Dieſe *wohnräumliche* Beſtimmung war das Relative, wodurch eine Wechſelwirkung ermöglicht wurde, daß die Familie einerſeits und die Lagerordnung anderſeits eine Modification erlitt. Denn die (nicht-räumliche) bloße eheliche Deſtination hätte nach dem Begriffe Entwickelung niemals das Hausweſen modificiren, d. h. das Dienſtweib oder den dienenden Mann in eine Ehefrau bezw. einen Ehemann umwandeln können, wie es anderſeits nicht möglich geweſen wäre, die eheliche Deſtination in der Weiſe zu ändern, wie ich es in meiner Schrift in einer Glied an Glied ſich fügenden Entwickelungsreihe nachgewieſen zu haben glaube.[1]) Dieſe ganze Lagerordnung, für die ich den Namen orda vorgeſchlagen habe, beweiſt, daß es in der menſchlichen Urzeit niemals ein Chaos geſchlechtlicher Ausſchweifungen und eine Unordnung gegeben haben kann, ſondern im Gegentheil eine „Ordnung der Dinge", von der die Ehe nur ein Glied im großen Ganzen war.

Gehen wir nach dieſer kurzen Vorwegnahme im Großen zum Beweiſe im Einzelnen über.

Es iſt ſchon ſeit Jahrzehnten von verſchiedenen Reiſenden und

[1]) Meine Schrift: Horde und Familie, fünfter Abſchnitt.

Forschern auf die interessante Erscheinung aufmerksam gemacht worden, daß bei niedrig stehenden Völkern eine genaue eheliche Destination in der Form angetroffen wird, daß Männer mit einem bestimmten Namen nur Frauen mit einem anderen bestimmten Namen ehelichen dürfen. So berichtet man,[1]) es sei „ursprüngliches Gesetz" gewesen, daß bei den Kamileroi

Ippai	kann heirathen	Kapota	und keine Andere		
Kumbo	„	„	Mata	„	„ „
Murri	„	„	Buta	„	„ „
Kubbi	„	„	Ipppata	„	„ „

Ob diese eheliche Bestimmung in obiger oder anderer Form erfolgt ist, lassen wir ununtersucht, weil dies für unsern Zweck vollständig gleichgültig ist. Die Hauptsache für uns liegt darin, daß dergleichen Destinationen bei verschiedenen primitiven Völkern überhaupt beobachtet worden sind, und zwar derart, daß die Träger gewisser Namen die Träger anderer Namen ehelichen müssen. Man rechnet diese Namen mit zu den sog. Verwandtschaftsnamen, über deren Bedeutung in der Ethnologie viel gesprochen und gestritten worden ist. Da Namen Ausdrücke für Sachen sind, so muß selbstverständlich diesen Nomenclaturen ein bestimmtes Sachverhältniß zu Grunde gelegen haben; denn das letztere geht immer seiner Benennung voraus und in ihm, aber nicht in den Bezeichnungen ist der Thatbestand zu erkennen. Es heißt die Beziehung von Benennung und Object der Benennung in sein Gegentheil verkehren, wenn H. Cunow[2]) die Nomenclaturen in den Vordergrund stellt und an ihnen das „Entscheidende" findet, indem er sagt: „Bei den Australiern sind diese Verwandtschaftsbezeichnungen niemals leere, nur zur Anrede benutzte Höflichkeits- resp. Respectstitulaturen, sie schließen vielmehr bestimmte rechtliche Relationen in sich. Sie entscheiden darüber, ob Jemand in einem gewissen Falle als Bluträcher aufzutreten hat, ob und welchen Antheil er an der Jagdbeute eines Anderen beanspruchen kann, ob er dieses oder jenes Weib heirathen darf, ob er eventuell für einen anderen zur Sühne einstehen muß u. s. w." — So wenig der Ausdruck ‚Scharfrichter' die „rechtliche Relation in sich schließt", Jemanden hinzurichten, sondern vielmehr die Stellung, in welcher sich Jener befindet, darüber entscheidet, ob er den Act ausführen darf, so wenig schließen auch diese sog. Verwandtschaftsbezeichnungen als solche rechtliche Relationen in sich. Sie sind vielmehr nur Ausdrücke für eine vor ihrer Benennung vorhanden gewesene Stellung, in welcher die Träger jener Bezeichnungen zu einander standen, bezw. noch stehen. Ich betone dies nur deshalb, weil uns die Stellung der Namensträger gegeneinander der Erkenntniß des Sachverhaltes näher führt.

[1]) Lewis Morgan, Die Urgeschichte. Aus dem Englischen übertragen von Eichhoff und Kautsky (Stuttgart 1891) S. 45.

[2]) H. Cunow, Die Verwandtschaftsorganisation der Australneger S. 176.

Die eheliche Destination ist nur als ein Theil der allgemeinen Destination, die bei primitiven Völkern angetroffen wird, zu betrachten. Was ist es denn anders als eine Bestimmung, wenn jemand als Bluträcher auftreten muß, oder für einen Andern zur Sühne einzustehen hat, wenn er an der Beute einen Theil zu beanspruchen hat und dergleichen mehr? es ist so gut eine Destination, wie es die eheliche ist.

Treffen wir nun solche genaue Bestimmungen im primitiven Völkerleben an, so sind sie ein Beweis einer bestimmten Ordnung, die bei ihnen statthat, und es entsteht die Frage, woher die niederen Völkerschaften diese Ordnung genommen haben, die man bei ihnen beobachtet hat zu einer Zeit, wo an eine Entlehnung von den erobernden civilisirten Europäern nicht zu denken ist. Wissen wir ja doch im Gegentheil, daß gerade diese vielfach störend in deren Ordnung eingegriffen haben, weil sie ihren Idealen nicht entsprach. Die Vertreter der Lehre von der Unordnung im Anfang des menschlichen Auftretens haben nur die Antwort, daß die bei diesen primitiven Völkern anzutreffende Ordnung sich aus der Unordnung entwickelt habe. Aber sie übersehen, daß die zum Begriffe Entwickelung erforderliche Continuität bei einer solchen Auffassung vollständig vermißt wird. Außerdem aber haben sie auch nicht einen einzigen Entwickelungsfactor bisher namhaft gemacht, der uns Kunde brächte, wie diese ursprüngliche Unordnung in der Welt in eine solche Ordnung mit genauen Destinationen verwandelt werden konnte.

Das Einzige, worauf sie sich bei ihrer angeblichen stufenweisen Kulturentwickelung berufen, ist das psychologische Moment der „Erfahrung". Morgan[1]) schildert uns den Urmenschen, der „kaum von den nicht mit Sprache begabten Thieren zu unterscheiden gewesen sein muß", wie folgt: „Ohne Ehe, wahrscheinlich hordenweise lebend, war er nicht allein ein Wilder, sondern auch arm an Geistesgaben und noch ärmer an sittlichem Gefühl. Seine Aussichten auf Erhebung aus diesem Zustand beruhten auf der Kraft seiner Leidenschaften, denn er scheint immer muthig gewesen zu sein; auf dem Besitz von Händen, die zum freiesten Gebrauch tauglich geworden waren und auf der Entwickelungsfähigkeit der Keime seiner geistigen und sittlichen Kräfte. . . Diesem primitiven Wilden und ihm allein läßt sich der unterschiedslose Geschlechtsverkehr zuschreiben. . . Derselbe dürfte höchst wahrscheinlich auf die Periode beschränkt gewesen sein, wo Menschen nur von Früchten lebten und innerhalb ihres ursprünglichen Wohnsitzes sich befanden; nachdem der Mensch Fischer geworden war und begonnen hatte, sich über die Erde zu verbreiten, . . mußten nothwendiger Weise blutsverwandte Gruppen sich bilden, innerhalb welcher alle Mitglieder Eheleute zu einander waren, Gruppen, die zur Bildung blutsver-

[1]) Morgan, die Urgesellschaft S. 427.

wandter Familien führten. . . Der Schritt von der in unterschiedslosem Geschlechtsverkehr lebenden Horde zur Blutsverwandtschaftsfamilie erfordert, obwohl er ein sehr großer war, doch keinen Zwischenzustand."

Was sind also nach Morgan die Factoren, die den Urmenschen dem unterschiedslosen Geschlechtsverkehr entrissen? „Die Kraft seiner Leidenschaften, der Besitz von Händen und die Entwickelungsfähigkeit der Keime seiner geistigen und sittlichen Kräfte." Ueber die merkwürdige Annahme, daß der Mensch bei seinem Uebergang vom Genuß der Früchte zur Fischnahrung — eine Fiction ohne jeden thatsächlichen Untergrund — nothwendiger Weise blutsverwandte Gruppen bilden mußte, will ich schweigen. Ist mit der Aufzählung jener drei Factoren auch nur irgend etwas Greifbares gewonnen? Morgan hat damit nicht viel mehr gesagt, als daß der Urmensch entwickelungsfähig war, aber warum der Urmensch gerade den Weg einschlagen mußte, von dem Morgan behauptet, daß er ihn eingeschlagen habe, vermag er nicht anzugeben. Und das ist es gerade, was wir wissen wollen.

Wir wissen von dem geistigen Zustande des Urmenschen auf Grund directer Beobachtungen absolut nichts, wohl aber können wir bestimmt schließen, daß und wie er sich entwickelt hat, weil wir aus der ganzen Organisation des Menschen in seinem Verhältniß zur Außenwelt entnehmen können, daß er mit ihr in einer beständigen Wechselwirkung sich befindet, indem die sensibeln Nerven von der Außenwelt berührt werden, dem Gehirn Sinneseindrücke zuführen, hier zum Bewußtsein gelangen und Vorstellungen entstehen lassen, die mittelst der centrifugalen, motorischen Nerven in Gestalt von Handlungen in die Außenwelt hervortreten. Dieser Wechselproceß der leiblichen Organe mit der Außenwelt vermittelt eben die Entwickelung der Seele, und deshalb hängt die Entwickelung gar nicht allein „von den Keimen seiner geistigen und sittlichen Kraft", um in Morgan's nicht ganz klarer Ausdrucksweise zu reden, sondern zugleich auch von der äußeren Umgebung ab. Die sensibelen Nerven können durch nichts berührt werden, was in der Außenwelt nicht vorhanden ist und die motorischen Nerven können keine Reaction dagegen ausüben, was die sensibelen Nerven dem Gehirn nicht zugeführt haben. Daraus ergiebt sich, daß die Entwickelung des Menschen aller Zeiten von der Berührung mit der Außenwelt abhängig ist.

Nehmen wir an, daß diejenigen Menschen, welche in jener geschlechtlichen Unordnung lebten, unsere Vorfahren gewesen sind — und das behaupten die entgegengesetzten Vertreter übereinstimmend —, so müssen wir folgern, daß jene Urmenschen, weil auch sie mit ihrem leiblichen Organismus in derselben Wechselwirkung mit der Außenwelt standen, wie der heutige Mensch, nur Vorstellungen von jener Unordnung gewinnen

konnten, weil eben nichts Anderes sie zu beseelen vermochte als was die Außenwelt ihnen durch die zuleitenden Sinnesnerven übermittelte. Nur bodenlose Unordnung und ein unterschiedsloser Geschlechtsverkehr konnten alsdann ihren Vorstellungsbereich bilden und dem Begriffe Entwickelung gemäß mußte dieser Zustand so lange anhalten, bis die Außenwelt sich abänderte. Man mag den Begriff „Erfahrung" definiren, wie man will, ihn eng oder weit fassen, — alle Erfahrung beruht auf Beobachtung, und es ist nichts zu beobachten, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist. So konnte auch der Urmensch die Erfahrung nicht machen, daß es besser wäre, wenn er die Unordnung abschaffte und an ihre Stelle ein mehr regelmäßiges Leben einführte, wenn er nicht in Wirklichkeit mit einer ganz anderen Außenwelt in Wechselwirkung trat als diejenige war, in deren Mitte er sich zur Zeit des unterschiedslosen Geschlechtsverkehrs und der Unordnung befand. Es ist die unabweisbare Pflicht der Vertheidiger der Promiscuitätstheorie uns die Factoren (die Entwickelungsmotoren) namhaft zu machen, welche die Außenwelt abänderten, damit das Vorstellungsbereich der Menschen ein anderes werden konnte. So lange sie das nicht gethan haben, müssen wir ihre Lehre als ein unerwiesenes Phantom verurtheilen.

Die Herren, welche beständig von der Unordnung im Uranfang des Menschheitslebens, in der der Mensch ein „Wilder" war, sprechen, sind die ärgsten Verspötter der eingangs berührten Lehre vom Sündenfall und der damit eng zusammenhängenden göttlichen Erbarmung, nach welcher die Menschen von einem höheren Ordner der Dinge wieder zur göttlichen Ordnung zurückgeführt werden. Sie ahnen aber gar nicht, daß sie derselben Lehre, die sie verspotten, vollauf in die Hände arbeiten. Denn wenn in der Urzeit Unordnung bestand und der psychologischen Erfahrung gemäß nichts im Intellect sein kann, was nicht die zuleitenden Sinnesnerven ihm zuvor zugeführt haben, und wenn trotzdem im spätern Leben des primitiven Menschen eine ganz bestimmte Ordnung angetroffen wird, so kann diese nicht als das Product des menschlichen Geistes jener primitiven Menschen, als der Nachkommen jener Urmenschen, angesehen werden. Bei logischem Denken müssen also die Vertreter der Lehre von der ursprünglichen Unordnung folgern, daß irgend ein Ordner, in dessen Intellect sich eine bestimmte Ordnung befand, der Schöpfer der bei den niederen Völkerschaften anzutreffenden Ordnung gewesen ist; und da dies kein Nachkömmling der in Unordnung lebenden Urmenschen, überhaupt kein Mensch gewesen sein kann, so müssen sie dies dem Eingreifen eines höheren Wesens, das wir eben „Gott" nennen, zuschreiben. So unterstützen also, ohne daß sie es beabsichtigen, diejenigen, welche die Lehre von der abermaligen göttlichen Erbarmung verhöhnen, diese Lehre selbst.

Nur zwei Annahmen sind richtig: entweder man schreibt dem Urmenschen dieselbe Intelligenz wie dem heutigen Kulturmenschen zu und spricht auch diesem Entwickelungsfähigkeit ab, oder man läßt den Urmenschen auf ganz ähnliche Weise sich geistig entwickeln, wie wir es am heutigen Menschen beobachten können. Aber von Entwickelung sprechen und trotzdem den Urmenschen bald als wild, bald als mit Erkenntniß ausgestattet hinstellen, ist ein durchaus verfehlter Standpunkt. Das sind Widersprüche!

Wenn wir sagen, daß sich der Urmensch auf ähnliche Weise wie der heutige Mensch entwickelt habe, so kann dies selbstverständlich nicht so aufgefaßt werden, als müsse man sich den Urmenschen in seinen Bewegungen und Aeußerungen als ein modernes Kind vorstellen. Das wäre geradezu kindisch. Ein solcher Vergleich kann nur Bezug nehmen auf die Entwickelung der Vorstellungen. Nur weil dieser Proceß beim erwachsenen Menschen schwerer zu verfolgen ist als beim Kinde, stellen Physiologie und Psychologie, die in dieser Beziehung Hand in Hand gehen, ihre Beobachtungen heutzutage an neugeborenen Kindern an, und in Bezug auf einzelne Sinnesorgane werden auch die Beobachtungen an Blindgeborenen hinzugezogen. In dieser Hinsicht spricht sich z. B. mein Freund und Dorpater College Eduard Raehlmann in seiner Abhandlung über die Rückwirkung der Gesichtsempfindungen auf das physische und psychische Leben folgendermaaßen aus[1]): „Am genauesten werden wir über die Art, wie das intellectuelle Urtheil auf den Erfahrungen der Sinne sich aufbaut, belehrt durch Beobachtungen an neugeborenen Kindern, und was speciell die vorwiegende Bedeutung des Gesichtssinnes angeht, so liefern auch Studien an operirten Blindgeborenen darüber ziemlich genauen Aufschluß. In beiden Fällen ist der Einfluß des Gesichtes auf die Gestaltung der Vorstellungen, z. B. von den Raumverhältnissen, ein direct zu messender; wir sehen gleichsam die Vorstellung entstehen auf Grund der einfachsten und nächstliegenden Relationen der neuen Gesichtseindrücke zu den bereits vorhandenen Vorstellungen auf den anderen Sinnesgebieten." Uns interessirt hier aus alsbald zu erörternden Gründen vorzugsweise die Entstehung der Raumvorstellungen.

Ist es wahr, daß alle unsere geistigen Vorstellungen sich in ihrem letzten Grunde auf sinnliche Anschauungen zurückführen lassen, und sich die Sinnesnerven erst nach und nach entwickeln, so kann der Urmensch nur in einer Beschaffenheit gedacht werden, wo er im Uranfang seines Daseins nichts besaß als wenn auch vollkommene,[2]) d. h. seinem damaligen

[1]) Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane Bd. VIII, S. 403.

[2]) Ich unterscheide sprachlich, wie ich schon in meiner Schrift Horde und Familie S. 9 hervorgehoben, „vollkommen" von „vollendet". Vollkommen ist etwas, wenn es der jeweiligen Zweckerfüllung genügt.

Zustande entsprechende, doch unausgebildete Leibesorgane, mit denen er sich selbst bewegend (d. i. lebend), der mechanisch bewegten Außenwelt gegenübertrat und durch diese Wechselwirkung den Grund zur Entwickelung seiner Seele legte. So wurde sein Leben gleichsam mit einem Inhalt versehen und er aus einem Lebe- ein beseeltes Wesen. Dieser Inhalt konnte nur nach und nach entstehen und konnte nur so beschaffen sein, wie ihn die allernächste Umgebung darbot. Diese war der alleinige Quell, aus dem seine leiblichen Organe schöpfen konnten, und daher konnte nichts in seinem Intellect sein, was nicht die Sinnesorgane aus der äußeren Umgebung, zu der auch seine Mitmenschen gehörten, zuführten.

Das Leben an sich ist nur Resultat mechanischer Bewegungen, das Leben der Seele dagegen ein Wechselproceß eigener Bewegung mit der mechanisch bewegten Außenwelt. Dieser Proceß wird, wie schon bemerkt, eingeleitet durch die zuleitenden Sinnesnerven, welche durch Vermittelung der Ganglienzellen die Sinneseindrücke dem Gehirn zuführen, wo sie zum Bewußtsein gelangen und Vorstellungen und Willensäußerungen erzeugen, welche mit Hülfe der centrifugalen (motorischen) Nerven in Form von Handlungen in die Außenwelt hervortreten. Somit entstehen ohne Anreiz von Außen keine Wahrnehmungen, und unsere Vorstellungen sind abhängig von Zuständen außer uns. Wenn bei uns Kulturmenschen die äußern Reize in ihrer Wirkung der Selbstbeherrschung und Selbstkritik des Menschen unterstehen, insofern er eine Reaction auf die äußeren Reize zu unterdrücken vermag, so kann dies beim Urmenschen in seinem Urdasein nur in kaum meßbarer Weise der Fall gewesen sein, weil alle Kritik bereits eine hohe Lebenserfahrung voraussetzt, die der Urmensch sich nur langsam erwerben konnte.

Hätte der Urmensch im Anfange seiner Geschichte die ihm angedichtete wilde Ordnungslosigkeit erschaut, so wäre seine Seele selbst verwildert und das menschliche Denken würde ein anderes sein, als es der thatsächliche Befund ergiebt. Lehrt uns doch die Erfahrung tagtäglich, daß Menschen, die von ihrer frühesten Jugend auf nur Zerrbilder des menschlichen Lebens erblickt haben, in ihrer ganzen Geistesrichtung das Verzerrte weiterbehalten, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Das gilt von jedem Stande, dem höchsten, wie dem niedrigsten. Auch in der Wissenschaft pflegen die verwirrtesten Köpfe allezeit die Verfechter der verwirrtesten Doctrinen zu sein, und sie sind in ihrem vorgerückten Lebensalter selbst dann unheilbar, ja nur noch beharrlicher, wenn ihnen von anderer Seite das Widersinnige ihrer Ansichten dargelegt wird, während von Jugend auf an klares geordnetes Denken gewohnte Köpfe sich bei Erkennung des Irrthums zum Zurückzug entschließen. Das

Gleiche gilt von Verbrechern, je nachdem sie von frühester Jugend auf oder erst im späteren Leben auf den abschüssigen Weg des Lasters geführt wurden.

Der thatsächliche Befund unserer heutigen Zustände, in denen Böses und Gutes, Unordnung und Ordnung bei einander wohnen, nöthigt uns zu der Annahme, daß von den beiden Bestandtheilen der vorhandenen Zustände, nämlich der Unordnung einerseits und der Ordnung anderseits die letztere vor der ersteren bestanden haben muß, und daß erst durch zwei Gegensätze die erstere bewirkt wurde, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß diese Gegensätze, jeder für sich betrachtet, ebenfalls Ordnung waren. Der Urmensch mußte eine Ordnung erschauen, die in sein Bewußtsein trat und als solche nachgeahmt wurde. Somit kann die Unordnung erst später hinzugekommen sein, doch ohne jene vollständig zu vernichten. Denn wäre die Unordnung der Ausgangspunkt gewesen, so hätte weder der Mikro- noch Makrokosmos diese Ordnung nachträglich herstellen können und eine Entwickelung gäbe es alsdann überhaupt nicht. Wir sind somit verpflichtet, so lange es eine Wissenschaft giebt, deren höchstes Ziel die Erforschung der Wahrheit ist, einer solchen Ordnung, die uns das logische Denken aufnöthigt und seit Jahrtausenden von den Philosophen geahnt wurde, nachzuspüren, indem wir das Material, welches uns die Wahrheit ergründen hilft, zunächst mit der uns aufgedrängten Vermuthung einer ursprünglichen Ordnung begleiten, um diese zuletzt zu einer befriedigenden Hypothese umzugestalten, die uns in Form einer Theorie die Entwickelungsformen des Menschheitslebens im Zusammenhang aller Einzelthatsachen erblicken läßt. Diese Vermuthung ist auch in diesem Falle etwas Thatsächliches, weil die Ordnung ebenso ein Merkmal in der Totalität der Völkererscheinungen ist, wie die Unordnung. Nur eins von beiden Merkmalen kann Grundmerkmal sein. Wir sind um so mehr verpflichtet, die Ordnung zu der bei jeder Induction nothwendigen Vermuthung zu erheben, weil die Vermuthung einer ursprünglichen Unordnung im Leben der Urmenschen keine befriedigende Hypothese, die alle Erscheinungen erklärt, zu Stande gebracht hat.

Empfängt der Mensch die ersten Sinnesreize von seiner nächsten Umgebung, so kann auch nur diese der Schauplatz seiner ersten Eindrücke sein. Wollten wir von der Erfahrung, daß auf einem und demselben Boden ganz heterogene Gebilde gezeitigt worden sind, abstrahiren, was uns das Thatsächliche nicht erlaubt, so würden wir diejenige Umgebung ins Auge fassen, wo der Mensch seine Nahrung findet. Es würde dies der sog. Lebensraum sein, den viele Forscher bedeutend überschätzen, weil sie eben die Erfahrung nicht beachten, daß auf demselben Lebensraum verschiedene sociale Gebilde entstehen können. Der Lebensraum kann

nicht die Umgebung gewesen sein, aus der der Urmensch seine Ordnung schöpfte. Infolge dessen müssen wir dem Schauplatze engere Grenzen ziehen.

Wie das Wild von den Feldern zu seiner Höhle, der Vogel von seinem Ausflug nach seinem Nest, so kehrt auch der Mensch, wenn er der Ruhe bedarf, nach seiner Wohnung zurück und nimmt hier den Lagerplatz ein, an den er „gewöhnt" ist. Es ist dies ein so allgemeiner Zug und universeller Drang in der gesammten Natur, der bei allen thierischen Lebewesen sich vorfindet, daß wir schon um des willen zu der Annahme berechtigt sind, auch der Urmensch habe keine Ausnahme davon gemacht. Es bleibt somit nur das Wohnlager als der Schauplatz übrig. Den Wohnraum dürfen wir uns in seiner ersten Zweckeigenschaft nur als Ruhelager denken.

Aber der Mensch lebt, weil er sich nachweislich durch Zeugung fortpflanzt, nicht isolirt, sondern mit Andern vereint, weshalb ein Nebeneinander im Wohnraum statthat. Wenn man sich Menschen neben einander lagernd denkt, so kann man es sich nur in Reihenform denken.[1]) Somit ist jedes Lager einer Anzahl von Menschen der Inbegriff einer oder mehrerer Reihen, deren Form von verschiedenen Umständen abhängen kann, die wir an dieser Stelle vorläufig bei Seite lassen müssen, zumal diese in ihren Hauptformen den Hauptinhalt des vorliegenden Buches bilden werden. Denken wir uns eine Anzahl von Menschen nach einander einen Raum erfüllen, so wird dieses Nacheinander von selbst die Reihenfolge im Nebeneinander herstellen, indem jedes neu hinzukommende Glied, will es jedes an seinem gewohnten Platze lassen und den bisherigen Zusammenhang nicht stören, sich an die vorigen anreiht. Was wir bisher gesagt haben, hat also nur Gültigkeit für die Annahme, daß der Urmensch nicht isolirt, sondern als ζῶον πολιτικόν lebte. Warum er nur als solches gedacht werden kann, soll weiter unten dargelegt werden.

Wenn das bewegliche Sehorgan, das feinste Tastglied des menschlichen Körpers, wegen des Reizes, den die Lagerreihe ausübt, mit dieser in Wechselwirkung tritt und unter Einfluß der motorischen Nerven diese Empfindungen ins Bewußtsein gelangen, so verschmelzen die einzelnen, von jedem besonderen Punkte aus durch Reiz entstandenen Empfindungen (Theilvorstellungen) in der Gesammtreihe zu einer (Gesammt-)Vorstellung,

[1]) Man mag sich eine Gesellschaft Menschen denken, welche man will: so lange sie auf den Beinen sind, bieten sie dem Auge ein wüstes Durcheinander. Sobald sie sich aber neben einander niederlassen, entstehen Reihen, entweder Längsreihen, (theils vis à vis Reihen, theils Schlangenreihen) oder Rundreihen (Kreise, Halbkreise, Viertelkreise). Diese Beobachtung kann Jeder machen, der auch für triviale Erscheinungen ein Auge hat.

die selbstverständlich für jedes einzelne Glied der Reihe, weil ihm ja innerhalb derselben je eine verschiedene Stellung zugewiesen ist, eine andere sein muß. Dadurch erklärt es sich, daß nach jeweiliger Auflösung der Reihe beim Wiederverbinden derselben jedes Glied immer wieder den Ortpunkt wählt, der genau dem Bilde entspricht, welches jeder Einzelne von der Gesammtreihe in seiner Erinnerung hat. Denn durch den Verschmelzungsproceß aller Einzelvorstellungen (Empfindungen) entsteht eben eine bleibende Gesammtvorstellung. Deshalb hat schon W. Volkmann[1]) sehr richtig bemerkt: „Jede Verschmelzung stiftet eine bleibende, nie mehr auflösbare Vereinigung der Vorstellungen in ein gemeinsames Vorstellen. Es dürfte wohl wenige Sätze der Psychologie geben, die an practischer Bedeutung diesem Satze gleich kommen. Jede Angewöhnung beginnt schon mit der ersten Gleichzeitigkeit der Vorstellungen, daher die Wichtigkeit des ersten Schrittes."

Wer sollte nie beobachtet haben, wie Kühe oder andere Thiere, wenn sie des Abends von der Weide oder der Arbeit nach der Stallöffnung zugetrieben werden, jede für sich den besonderen ihr zukommenden Platz von selbst aufsucht, oder wie noch ganz kleine Kinder in einer Spielschule, sobald es gilt, sich wieder reihenweise zusammenzusetzen, jedes derselben sein gewohntes Plätzchen sucht. Hätten Thier und Kind nicht jedes sein besonderes Reihenbild in sich erworben, so würde dies unerklärbar sein. Diese Erscheinungen sind nicht auf Reflexionen des Verstandes, sondern auf rein sinnliche Empfindungen zurückzuführen und daher im seelischen Zustande als durchaus primitiv zu betrachten. Mit dem Eintreten der Reflexion wird diese Ordnung eher gestört, statt erhalten, wie wir dies bei größeren Kindern beobachten können.

Bekanntlich wußte schon Aristoteles (de mem. 2), welchen Nutzen die strenge Ordnung in der Ökonomie des geistigen Lebens hat, und ebenso bekannt ist es, wie wichtig die Einstellung des Isolirten in die Reihenform nicht blos für die Mnemonik, sondern für die Psychagogik des Lebens überhaupt ist, wie Alles, was wir in Reihen schauen, unvergessen und bleibend für uns wird, während das isolirt außerhalb der Reihe Befindliche der Vergessenheit anheimfällt. Es trifft deshalb Volkmann das Richtige auch darin, wenn er sagt: „In festgewordenen Reihen haben überhaupt die täglichen Gewohnheiten ihren Sitz, deren Störungen eine Macht entfalten, die uns bisweilen in Staunen versetzt und die in der allmählichen Ansammlung sämmtlicher Energien der Reihenglieder an der Hemmungsstelle ihre Erklärung findet".[2])

Wenn alle unsere Gewohnheiten ihren Grund in festgewordenen

[1]) W. Volkmann, Lehrbuch der Psychologie vom Standpunkte des Realismus, 4. Aufl. Cöthen 1894 I. S. 364.

[2]) W. Volkmann, a. a. O. I. S. 465.

Reihen haben, sollten wir nicht alsdann zu der Vermuthung berechtigt sein, daß auch das Wohnen selbst einst in der Urzeit der Menschheit ein reihengemäßes gewesen sei? Sollten wir nicht gehalten sein, die vermuthete Ordnung ihres Urdaseins im Wohnlager zu suchen, zumal uns die Grundmerkmale der Dörfer noch in der Gegenwart zu der statistischen d. h. aus den thatsächlichen Merkmalen gewonnenen Vermuthung nöthigen, daß es sich hier um eine Continuität innerhalb zahlreicher Entwicklungsformen handelt? Wenn irgendwo, so wird ein Inductionsproceß in Begleitung jener Vermuthung uns hier aufgenöthigt. Lagerte man in Reihen, so schaute man Reihen an und gewann dadurch eine unauflösbare Gesammtvorstellung vom Wohnlager, in dessen Reihenordnung man seinen Platz hatte und festhielt, so daß also durch diese Wechselwirkung des Nervensystems mit der Außenwelt ein Zustand von Dauer begründet wurde, der nach dem Entwickelungsgesetz so lange anhielt und anhalten mußte, bis durch Berührung mit einem andern Zustand eine Modification eintrat.

Die moderne Ethnologie ist freilich entgegengesetzter Meinung. Indem sie das Urdasein der Menschheit mit geschlechtlichen Extravaganzen beginnen läßt, muß sie selbstverständlich den Wohnraum bei Seite schieben und die Zeugungsverhältnisse als den Grund der ersten menschlichen Verfassung betrachten. So soll nach Morgan[1]) „die Cultur der Menschheit zwei Grundformen der gesellschaftlichen Verfassung entwickelt haben. Die erste sei eine gesellschaftliche, auf Gentes, Phratrien und Stämme gegründete Organisation; die zweite und der Zeit nach spätere sei eine politische, auf Landgebiet und Eigenthum gegründete Organisation. Die Beziehungen der ersteren seien rein persönlich gewesen; die Beziehungen der letzteren dagegen rein territorial." In mehr oder weniger modificirter Form ist ihm dies von einer Anzahl anderer Gelehrten nachgesprochen worden, wobei ich allerdings nicht unerwähnt lassen will, daß auch schon vor Morgan, nur nicht so scharf betont, diese Behauptung, namentlich seit Dikäarch, eine gewisse Giltigkeit gehabt hat. Auch in den weit verbreiteten Schriften von Post kehrt diese Ansicht immer wieder, doch mit der Abänderung, daß Post in seiner letzten Schrift[2]) vier „sociale Organisationsformen" annimmt: „eine geschlechterrechtliche, eine territorialgenossenschaftliche, eine herrschaftliche und eine gesellschaftliche. Die geschlechterrechtliche Organisation stützt sich auf Ehe und Blutsgemeinschaft, die territorialgenossenschaftliche auf das gemeinsame Bewohnen, die herr-

[1]) L. Morgan. Die Urgeschichte. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation. Aus dem Englischen übertragen von Eichhoff und Kautsky, Stuttgart 1891. S. 52.

[2]) Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz. I. Oldenburg 1894. S. 14.

schaftliche auf das Schutz- und Treueverhältniß zwischen Herren und Hörigen, die gesellschaftliche auf einen vertragsmäßigen Zusammenschluß einzelner menschlicher Individuen." Inwiefern die Eintheilung Post's den wirklichen Thatsachen der Entwicklung der Menschheit noch viel mehr widerspricht, als die Morgan's, wird der Hauptinhalt des vorliegenden Buches näher nachweisen.

Schon vom Standpunkt des reinen Denkens aus betrachtet muß eine solche Construction verworfen werden, weil sie mit dem allgemeinen Entwickelungsgesetz, wonach trotz aller Modificationen doch immer die Continuität erhalten bleiben muß, in Widerspruch steht. Wo liegt für die vier angeblichen Organisationsformen der gemeinsam bestimmende Grund? Wie kann aus der Bluts- eine Territorialgemeinschaft und aus dieser ein Schutzverhältniß und endlich eine Vertragsgesellschaft entstehen? Aber zum Anderen auch vom Standpunkte der thatsächlichen Wirklichkeit aus betrachtet: wo sind diese Organisationsformen nachweisbar? War etwa der Hörige, der sogar mit dem ganzen Landbesitz verkauft werden konnte, nicht an das Terrain (die Scholle) gebunden? Und schwebt die heutige Gesellschaft in der Luft? oder wohnten die „Geschlechts-Genossenschaften", selbst wenn man sie sich nur auf Bäumen herumkletternd denkt, etwa nicht auch beisammen? Dieses auf einer rein aprioren Speculation beruhende Eintheilungsprincip ist, weil es im Widerspruch zum Entwickelungsbegriff steht, für die urgeschichtliche Betrachtung unbrauchbar.

Wohnen mußten auch die Urmenschen, und dazu bedurften sie eines Raumes, den wir Wohnung nennen. Dieser mußte alsdann nach der psychologischen Erfahrung das Allererste sein, mit dem die leiblichen Organe in Wechselbeziehung traten, wogegen der sinnlich nicht erkennbare Zusammenhang der Blutsverwandtschaft dem Menschen der Urzeit verborgen bleiben mußte, da dies einen Erkenntnißreichthum voraussetzt, zu dessen Werden augenscheinlich Jahrtausende gehört haben. Giebt es ja doch noch heute Völker, die diesen Zusammenhang noch immer nicht in vollem Maße besitzen. Oder sollten wir hier an eine rückschreitende Bewegung denken? Wenn das Territoriale alle die übrigen Organisationsformen beherrscht, so werden wir, wenn wir überhaupt von Entwickelungsformen reden wollen, genöthigt, es auch für die erste Periode des menschlichen Daseins anzunehmen, zumal die „geschlechterrechtliche Organisation" im Sinne Post's — sie hat jedoch nie existirt — mehr als alle übrigen in das ideale Bereich der Gedanken zu stellen ist, weil sie eben auf nicht-sinnlichen Anschauungen beruht.

Nicht nicht-sinnliche, sondern sinnliche Vorstellungen müssen der ersten menschlichen Verfassung zu Grunde gelegen haben, und zwar muß die erste Verfassung dem psychologischen Entwickelungsgesetze zufolge vorhanden ge-

wesen sein, bevor sich der Mensch ihrer vollbewußt wurde, weil eben nichts im Intellect sein kann, was nicht vorher in den Sinnen war. Betrachten wir deshalb zunächst das völkerkundliche Material, von dem die modernen Ethnologen behaupten, daß sich aus ihm der Beweis für ihre nichtterritoriale auf Blutsverwandtschaft begründete Organisation ergebe! Auch in dieser Beziehung müssen wir auf den eifrigsten Verfechter dieser Lehre, auf Morgan, zurückgreifen.

Auf Grund einer größeren Anzahl von Verwandtschafts-Nomenclaturen bei verschiedenen primitiven Völkern ergiebt sich, daß diese die Verwandtschaftsausdrücke nicht individuell von einer Person auf eine andere, sondern collectiv anwenden, nämlich so, daß die Glieder ganzer Gruppen für Glieder einer anderen Gruppe ohne Rücksicht auf die besondere individuelle Stellung der Einzelnen gegen Einzelne gemeinsame Verwandtschaftsbezeichnungen gebrauchen. So nennen sich z. B. auf Hawaii die nahezu gleichaltrigen Gruppen, je nach Geschlecht, Brüder und Schwestern, die nächsthöhere Gruppe nennen sie dagegen Väter und Mütter, und die noch höheren Großväter und Großmütter, wogegen sie die nächstniedere Gruppe mit Söhne und Töchter und die noch niedere mit Enkel und Enkelinnen bezeichnen. Dabei besteht außerdem der Gebrauch, daß der Mann für ein und dieselbe Person andere Bezeichnungen hat, als die Frau. Dies ist der objective Thatsachenbefund, der somit einer Deutung bedarf.

Von Seiten Morgan's wird er so gedeutet, daß diese Gruppenverwandten gruppenweise geschlechtlichen Umgang hatten; denn — so deducirt er — wie würden z. B. die Väter und Mütter auch ihrer Geschwister Kinder mit „Sohn" und „Tochter" angeredet haben, wenn der geschlechtliche Umgang monogamisch gewesen wäre? Es lägen hier Gruppenehen vor: Alle Brüder heiratheten alle Schwestern gemeinsam, und daher seien ihnen auch alle Kinder gemeinsam, gerade wie sie selbst auch Gruppenkinder ihrer Vorfahren gewesen seien.

Einmal auf dieser geschlechtsextravaganten Fährde, benutzte er die übrigen abweichenden Verwandtschaftsbezeichnungen außerdem dazu, sich fünf verschiedene Entwickelungsformen der Familie zu bilden; erstens Gruppenehen von leiblichen und collateralen Brüdern und Schwestern (Blutsverwandtschaftsfamilie); zweitens Gruppenehen meherrer, leiblicher und collateraler Schwestern bezw. Brüder mit ihren Ehemännern, bezw. Ehefrauen, wobei die gemeinsamen Ehegatten nicht nothwendig mit einander verwandt zu sein brauchten (Punaluafamilie); drittens Ehen zwischen einzelnen Paaren, jedoch ohne völlige Treue, wobei die Dauer der Ehe im Belieben der Einzelnen stand (Paarungsfamilie); viertens Ehen mit mehreren Frauen, die man streng abschloß (patriarchalische Familie); und endlich fünftens Ehen zwischen einzelnen Paaren bei vollständig ehelicher

Treue (monogamische Familie). Diesen fünf Familienformen läßt übrigens Morgan noch einen ganz tollen Zustand vorangehen, indem nach ihm die Blutsverwandtschaftsfamilie dadurch entstanden ist, daß in der ursprünglich promiscuen Horde, wo auch Verbindungen zwischen Eltern und Kindern und zwischen diesen und den Geschwistern der Eltern Verbindungen vorkamen, dieser geschlechtliche Verkehr untersagt wurde, wodurch sich nun aber in der früher geschlechtlich regellosen Gruppe ältere und jüngere Generationsreihen bildeten.

Es kommt mir bei der Aufführung dieser „Entwickelungsformen" nur darauf an, zu zeigen, welchen Mißbrauch Morgan mit dem Ausdruck „Entwickelung" treibt. Aus dem Befunde bloßer „Verwandschaftsbezeichnungen" baut er ein ganzes System von Entwickelungsformen auf, die durch kein Grundmerkmal verbunden sind. Was diese Formen hervorbrachte, wird nicht gesagt. Nach Morgan „lag es in der Natur der Sache, daß die Rechte und Privilegien (nämlich sich gruppenweise zu begatten) so tiefe Wurzeln schlugen, daß eine Emancipation von derselben nur langsam durch Bewegungen bewerkstelligt wurde, die unbewußt zu Umänderungen führten[1])". Das Unbewußte ist kein Entwicklungsmotor; nur etwas Thatsächliches kann eine Umänderung eines anderen Thatsächlichen herbeiführen. Diese Umänderung braucht dem davon berührten Menschen allerdings nicht zum Bewußtsein zu kommen. Aber wenn diese Umänderungen dem Menschen nicht ins Bewußtsein traten, so handelte es sich seinerseits auch nicht um eine Emancipation, da diese voraussetzt, daß man sich des Zustandes, den man verändern will, bewußt ist. Anderwärts nimmt Morgan an, es lägen im Gehirn des Menschen „Gedankenkeime", durch welche die Entwickelung herbeigeführt worden sei. So sagt er beispielsweise: „Aus wenigen Gedankenkeimen, die in früheren Zeitaltern ausgedacht (sic!) worden sind, sind alle hauptsächlichen Institutionen der Menschheit hervorgegangen. . . Die Entwickelung dieser Gedankenkeime hat unter der Leitung einer natürlichen Logik stattgefunden, die ein wesentliches Attribut des Gehirns ausmachte".[2])

Man sieht, auf welch unklaren Vorstellungen vom Begriffe der Entwickelung auch Morgan seine Entwickelungsformen aufgebaut hat und welche Unklarheit derselbe über die Entstehung der Vorstellungen und des Bewußtseins des Menschen hat. Jede Vorstellung (als Ganzes) ist die Verbindung einer Mehrheit von Empfindungen (sog. Theilvorstellungen) und ein in unserm Bewußtsein erzeugtes Bild eines Objectes (Gegenstandes oder Vorganges) der Außenwelt. Das Object ist entweder ein wirklich aufgenommenes oder ein blos gedachtes, je nachdem das Bild auf

[1]) Morgan, Die Urgesellschaft S. 41.
[2]) Morgan, Die Urgesellschaft S. 51.

äußeren oder inneren Reizungsvorgängen beruht. Es bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung, daß die Vorstellungen des Urmenschen zuallererst durch Reize von außen zu Stande kamen, bevor ein Bereich von Erinnerungs- und Einbildungsvorstellungen sich ansammeln, bezw. entstehen konnte. Und da die Einbildungsvorstellungen, zu denen auch die Traumbilder gehören, von den äußeren Sinneswahrnehmungen erst bei entwickelterem Selbstbewußtsein geschieden werden, so war ein sehr langer Zeitraum erforderlich, bevor der Mensch über den Zusammenhang der Erscheinungen eine klare Vorstellung gewann.

Wer auch nur oberflächlich versucht hat, sich darüber klar zu werden, welch mehrgliedrige Combination von Vorstellungen erforderlich war, um den Zusammenhang von Zeugung und Geburt und dem daraus sich entwickelnden Verhältniß von Eltern und Kindern und der gegenseitigen sog. Blutsverwandtschaft anderer zugehöriger Personen auch nur zu ahnen, wird es, gleich mir, als eine psychologische Naivität empfinden, wenn Kohler behauptet[1]): „Während die Zusammengehörigkeit der Kinder mit der Mutter sich von der Natur selbst dem ersten Blicke verräth, ist der Zusammenhang mit dem Vater in den tiefsten Schleier gehüllt, den erst die physiologischen Forschungen unserer Tage zu lichten verstanden." Es dürfte wohl schwerlich Jemandem gelingen, für irgend ein ausgesetztes Kind die Zusammengehörigkeit mit seiner Mutter auf den ersten Blick zu errathen, ohne eine Verbindung mit anderen Vorstellungen dabei zu Hülfe zu nehmen. Es ist nicht selten vorgekommen, daß man sehr wohl den Zusammenhang der Kinder mit dem Vater, aber nicht den mit der Mutter kannte; doch nicht infolge „der physiologischen Forschungen unserer Tage", sondern in Folge von Combinationen einer Anzahl von Vorstellungen. So einfach liegen die Dinge wahrlich nicht! Es ist ein ganz unrichtiger Standpunkt, vorgeschichtliche Zustände aus dem Gesichtspunkte spätzeitlicher Erkenntnißzustände zu beurtheilen.

Das Urweib, das ein Kind gebar, wird allerdings das Kind erschaut haben, aber über den Zusammenhang dieses Vorkommnisses wird es ebensowenig wie das Kind, wenn es herangereift war, eine Vorstellung besessen haben; es war der Mutter ein Ereigniß, wie jedes andere Ereigniß, und dem Kinde das Verhältniß zu seiner Mutter ein Zustand, wie jeder andere Zustand. Um zu erkennen, daß das Kind das Kind der Mutter ist, genügt nicht „der erste Blick", sondern ist ein langsamer Wechselproceß zwischen der sinnlichen Wahrnehmung, welche die Erscheinung nahe bringt und zwischen dem denkenden Bewußtsein, welches sich dieselbe aneignet und ausdeutet, indem es über die sinnlichen Eindrücke reflectirt und sie in Vorstellungen von Gegenständen umwandelt, um in ihnen den richtigen Zusammenhang der Dinge anzuschauen, erforderlich. Wir können

[1]) Kohler in der Zeitschrift für vergl. Rechtswissenschaft III. (1882.) S. 393.

auf den ersten Blick eine bereits erkannte Thatsache bei ihrer Wiederholung richtig deuten, aber niemals eine noch nicht erkannte Erscheinung, auch wenn sie sich wiederholt, schon beurtheilen. Um etwas auf den ersten Blick zu erkennen, muß man das Etwas bereits wissen. Daß das Urweib sich jenes Ereignisses bereits bewußt war, muß man bezweifeln, wenn man sich nicht zu der Ansicht bequemt, daß der Urmensch in seinem Urdasein ein vollendetes Wesen war, oder daß der Urmensch mit angeborenen Ideen ins Dasein trat.

Wenn es bei irgend einer Erscheinung unzweifelhaft festgestellt ist, daß es sich um keine angeborenen Ideen handelt, so ist es gerade beim Geschlechtstrieb der Fall. Deshalb führt z. B. auch Wundt[1]) zum Beweise, daß es keine angeborenen Ideen gäbe, gerade den Geschlechtstrieb ins Treffen, indem er sagt: „So sicher nun derselbe zu den angeborenen Instincten gehört, ebenso gewiß ist es, daß die sämmtlichen Vorstellungen, welche im Verlauf seiner Entwickelung zur Geltung kommen, aus der Erfahrung her stammen. Selbst die extremsten Anhänger der angeborenen Ideen werden nicht geneigt sein, dem Menschen eine angeborene Kenntniß der Geschlechtsdifferenz zuzuschreiben; und dennoch würde diese Annahme ebenso nothwendig sein wie die angeborene Vorstellung der Mutterbrust bei dem Säugling". Es heißt denn doch aller Erfahrung Hohn sprechen und an ihrer Stelle der wilden Speculation den Platz einräumen, wenn jene mit Urgeschichte sich befassenden Ethnologen die Entstehung der ersten verwandtschaftlichen Organisationsformen auf die Erkenntniß von den geschlechtlichen Erzeugungsverhältnissen zurückführen.

Daß die Thätigkeiten zur Erfüllung eines Zweckes unabhängig von der Erkenntniß des Zweckes und der ihr dienenden Thätigkeiten sind, lehrt die gesammte Natur; es begatten sich die Thiere und befruchten sich die Pflanzen, und wir sind berechtigt zu dem Zweifel, daß sie die Erkenntniß ihrer darauf bezüglichen Thätigkeit haben. Wir würden uns ein unermeßliches Labyrinth von Widersprüchen schaffen, wenn wir dem Urmenschen die Befähigung andichten wollten, daß er von Urbeginn seines Daseins an die Erkenntniß besessen habe, daß er der Urheber der Verbreitung des Menschengeschlechts sei. Auch müssen uns die in den Mythologien der Völker niedergelegten mystischen Vorstellungen über Zeugungsverhältnisse unverständlich bleiben, wenn sich „die Zusammengehörigkeit der Kinder mit der Mutter auf den ersten Blick verrathen hätte". Diese Mythologien sind sehr späten Ursprungs; sie sind nur zu verstehen, wenn man annimmt, daß große Zeiträume vergangen waren, in denen die Menschen die Vollstrecker einer von ihnen unabhängigen Ordnung der Dinge

[1]) Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie II. Band, 3. Aufl. Leipzig 1887, S. 232.

waren, über deren Zusammenhang ihnen zuvor jedes Verständniß fehlte, das sie vielmehr erst ganz allmählich durch Combinationen von Vorstellungen gewannen. Gerade diejenige Zeit, wo man anfing, den Zusammenhang aller, für die Erklärung des hier in Frage stehenden Vorgangs, erforderlichen Umstände zu erklären, wo die mystische Ahnung hervortritt, ist zugleich der Anfangspunkt der darauf bezüglichen Mythologien, die man als eine Rückbildung geistiger Erkenntniß betrachten müßte, wenn es auch dem Urmenschen schon klar gewesen wäre, in welchen physiologischen Beziehungen er zu seiner Umgebung stand.

Man bewegt sich auch hierbei in lauter Widersprüchen. Man sagt, der Mensch habe sich Alles erst mühsam erwerben müssen, und doch dichtet man ihm die Erkenntniß des Guten und Besseren an! Man behauptet, der Mensch habe vor der „rein territorialen" Organisation eine „rein persönliche" gehabt. Nun ist es aber bekannt, daß das Bewußtsein, in welches Dunkel uns auch seine ersten Anfänge gehüllt erscheinen mögen, sich nur nach und nach entwickelt, und daß es dabei streng an das dauernde Vorhandensein der Vorstellungen gebunden ist, deren man sich bewußt werden soll. Wissen wir doch, daß wir aus unserer ersten Kinderzeit deshalb so wenig wissen, weil zwischen unseren damaligen Vorstellungen und dem Bewußtsein ein nur loser Zusammenhang bestand. Wer seinen Großvater in seinen ersten vier Lebensjahren nur vorübergehend gesehen hat, wird sich seiner kaum erinnern. Dazu ist mindestens eine Permanenz im Wohnraum nöthig. Hätten die Urmenschen nicht eng bei einander gewohnt, und wären sie beständig, ohne sich im Lager immer wieder zusammenzufinden, umhergeschweift, so würden sie, ähnlich wie das Kind die Personen seiner täglichen Umgebung vergißt, wenn es sie Wochen lang nicht vor Augen gehabt hat, sich gegenseitig niemals kennen gelernt haben; und es würde ein Zustand eingetreten sein, wie wir ihn etwa bei unsern Hausthieren vorfinden, die sich, so lange man sie nicht gewaltsam von einander trennt, sehr wohl kennen, aber sobald der wohnräumliche Zusammenhang zerrissen wird, einander vergessen.

Auch wenn uns jeder völkerkundliche Bericht über die Verwandtschaftsbezeichnungen primitiver Völkerschaften fehlte, so würden wir auf Grund der mit der physiologischen Entwickelung der Raumvorstellungen parallel gehenden Entwickelung von Lautbezeichnungen bei dem bloßen Festhalten eines Reihenbildes von neben einander lagernden Menschen erwarten müssen, daß sie sich Bezeichnungen gaben, welche die räumliche Entfernung der Lagergenossen ausdrücken. Aber die Völkerkunde läßt uns dabei nicht im Stich. So dienten z. B. nach (Cunow[1]) den Quichua-

[1]) Im Ausland Jahrgang 64. Stuttgart 1891. S. 885. Ich setze selbstverständlich voraus, daß (Cunow die Bedeutung dieser Wörter nicht blos vermuthet und ersonnen hat.

peruanern zur näheren Beſtimmung des Verwandtſchaftsgrades der Collateralgeſchwiſter die Wörter cispa (nebenan), caylla (nahe, in der Nähe) und caru (entfernt). Des Vaters Bruderſohn (Couſin erſten Grades) hieß, wenn der Redende ein Mann war, Cispa huauquey (Nebenan-Bruder), desgleichen der Schweſterſohn der Mutter; des Großvaters Bruderſohnesſohn und der Großmutter Schweſtertochterſohn (Couſin zweiten Grades) hieße Caylla huauquey (naher Bruder) und alle weiter entfernten Collateralbrüder — ganz gleich ob dritten, vierten, fünften Gliedes — Caru huauquey (entfernter Bruder). Eine Frau hingegen nannte ihres Vaters Bruderſohn und ihrer Mutter Schweſterſohn Cispa tora, ihres Großvaters Bruderſohnesſohn und ihrer Großmutter Schweſtertochterſohn Caylla tora und alle weiter entfernten Collateralbrüder Caru tora. In gleicher Weiſe wurden auch die Schweſtern nach dem Grade ihrer Entfernung ſeitens des Mannes Cispa pana, Caylla pana und Caru pana, ſeitens der Frau Cispa nana, Caylla nana und Coru nana genannt... Seinen leiblichen Bruder nannte ein Mann Llojsimasi oder Llojsimasi huauquey, ſeine leibliche Schweſter Llojsimasi pana und umgekehrt nannte eine Frau ihren leiblichen Bruder Llojsimasi tora, ihre Schweſter Llojsimasi nana. Dieſer Ausdruck iſt durch eine einfache Überſetzung nicht zu verſtehen; llojsi (auch vielfach llocsi geſchrieben) hat die Bedeutung von „raus", „außerhalb" und es würde demnach Llojsimasi durch Außengenoſſe zu überſetzen ſein."

Ebenſo ſoll nach Morgan bei einem Volksſtamme der Mann den Sohn ſeiner Schweſter wae-sung benennen, wobei „wae" außerhalb, „sung" Kind bedeute. Desgleichen bezeichnet nach Morgan bei den Creek's Chu-hú-cho-wa „die Frau des Bruders meines Gatten" = meine jetzige Mitbewohnerin und Un-ka-pú-che „der Ehemann der Schweſter meiner Frau" = „mein kleiner Trennender".[1])

Wer unbefangen ſolche Mittheilungen hinnimmt und nicht, wie Morgan und Cunow,[2]) der dieſem einfach nachredet, ſich in eine rein ſexuelle Anſchauung verſtrickt hat, wird zugeben müſſen, daß wir es hier, wenn wir die Entſtehung der Verhältniſſe ins Auge faſſen, mit Wohn-

[1]) Morgan, die Urgeſellſchaft S. 370, fügt dem hinzu: „was auch immer dies bedeuten mag". Vielleicht iſt zu überſetzen: „mein klein d. h. wenig Getrennter".

[2]) Man kann allerdings in Zweifel ſein, ob Cunow nicht einen ſchlechten Witz machen will, wenn er, wie folgt, interpretirt: „z. B. Caimanta llojsi wegziehen (wörtlich: von hier raus); huasimanta llojsi aus dem Hauſe hinausgehen (wörtlich: aus dem Hauſe raus)" ... „Das Wort bedarf einer Ergänzung. Vervollſtändigt lautet dieſer Verwandtſchaftsausdruck huj huijsamanta llojsimasi, d. h. der aus demſelben Leib geborene Genoſſe (wörtlich: der andere aus dem Bauche raus Genoſſe)".

raumbezeichnungen innerhalb eines Wohnlagers zu thun haben, die von dem Ort-Standpunkte gegeben wurden, auf dem sich der Sprecher der zu bezeichnenden Person gegenüber dauernd befand. Die Wörter „nebenan", „nahe", „entfernt", „außerhalb" pp. sind Präpositionen, und alle wahren Präpositionen, sagt A. Bastian[1]) (nach Wüllner) sehr richtig, „haben das gemein, daß sie ursprünglich Raumanschauungen bezeichnen". Auch ist es eine durchaus bekannte Sache, die sowohl psychologisch begründet, als auch im Völkerleben oft beobachtet ist und daher auch von keinem gebildeten Ethnologen irgendwie bezweifelt wird, daß das Räumliche bei den sog. Naturvölkern im Vordergrunde ihres Vorstellungsbereichs steht. So sagt z. B. auch Bastian von den Naturvölkern: „sie leben in Raumanschauungen,[2]) und wie für die Zahl, werden sie erst spät empfänglich für die Zeit, deren continuirlichen Fluß auf einige Entfernungen hinaus deutlich auseinander zu halten ein Verdienst höherer Stufen ist. Dem Einzelnen ist seine Vergangenheit gegenwärtig und jeder Moment der Existenz schließt eine Reihe von Vor-Existenzen oder Vor-Momenten ein, aus denen er sich aufgebaut hat, aber das Bewußtsein der Gegenwart wird sich erst dann im Gegensatz markiren, wenn ein Abglanz aus den Verhältnissen der Vergangenheit durch Analogieschlüsse (nach Beobachtungen an sich und Andern im Gesellschaftskreis) in die Zukunft vorgeschritten und so die Zeit in ihrem Dreischnitt erfaßt ist".

Erst durch die Veränderung, bezw. Entwickelung des Erkenntnißstandpunktes bei gleichbleibender Sachlage nehmen die Präpositionen eine andere Bedeutung an; denn die Bedeutung hängt von der Deutung ab, und diese beruht eben auf der Erkenntniß. Die primitivste Erkenntniß knüpft an das Örtliche, das Räumliche an, weshalb man schon aus diesem Grunde auf den Raum zurückgehen muß, wenn man die Entstehung urzeitlicher Zustände erklären will.

Sehen wir uns alle in Frage stehenden Gruppenbezeichnungen näher an, so weist uns der objective Thatbestand der in Frage stehenden Nomenclaturen auf zweierlei Umstände hin: nämlich einerseits werden (mit einer gleich zu erörternden Ausnahme) durch sie nahezu gleichalterige Gruppen unterschieden, und anderseits gebrauchen Männer andere Ausdrücke als Frauen für ein und dieselben Personen. Man ist daher auch auf die sehr nahe liegende Vermuthung gebracht worden, daß die Eintheilung in Altersklassen für die Verwandtschaftsnomenclatur bestimmend gewesen sei. Aber diese Vermuthuug wird an den Merkmalen des objectiven Thatbestandes zu Schanden, weil sie nicht beide genannte Umstände zugleich zu er-

[1]) A. Bastian, Zeitschrift für Ethnologie IV. 1872. S. 212.

[2]) „Raum und Zeit". In Zeitschrift für Ethnologie Bd. V. Berlin 1873. S. 43.

klären im Stande ist, d. h. also die Frage unbeantwortet läßt, warum die Männer eine bestimmte Personengruppe anders bezeichnen, als die Frauen. Wenn eine Vermuthung nicht die ganze Mannigfaltigkeit der Erscheinungen erklären kann, so ist sie unbrauchbar, um den gemeinsamen Grund der Erscheinung zu erklären und ist also keine Hypothese. Wenn man sich den Vorwurf der Oberflächlichkeit nicht zuziehen will, ist man gehalten, eine solche Vermuthung, wenn sie als Hypothese unbrauchbar ist, preiszugeben. Dies haben denn auch gewissenhafte Forscher gethan, indem sie diese Nomenclaturen für bloße Titulaturen hielten. Aber damit ist die Entstehung der Erscheinung nicht im Geringsten gedeutet, und darauf gerade kommt es dem Urgeschichtsforscher an.

Daß nahezu Gleichalterige sich durch ihre Anreden unterscheiden, ist eine so auffallende Thatsache, daß man dieses Umstandes, auch wenn die Vermuthung, daß es sich um Benennungen von Altersschichten handelt, unrichtig ist, bei der Auffindung einer Hypothese eingedenk bleiben muß. Denn diese Vermuthung erklärt wenigstens einen Theil. So nennen sich beispielsweise bei den Rotumanen alle in der mittleren Altersschicht stehenden Personen sasigi d. i. Brüder; diese bezeichnen ihre Väter und deren Brüder gemeinsam mit oi fa und deren Väter pp. d. h. ihre Groß- und Urgroßväter uud deren Brüder mit mapiga fa; desgleichen nennen sie abwärts ihre Söhne und Bruders Söhne lee fa. Aber nunmehr versagt diese Vermuthung ihre Dienste. Denn deren Söhne d. h. ihre und ihrer Brüder Enkel und Urenkel nennen sie ebenfalls mapiga fa, d. h., sie gebrauchen ganz dieselbe Bezeichnung für diese, wie für ihre Groß- und Urgroßväter. Dabei haben wir in Betracht zu ziehen, daß der letztere Umstand sich nicht blos in Amerika, sondern auch in Australien bemerkbar macht, indem z. B. bei den Kurnai des Vaters Vater (Großvater) Wehntwin und des Sohnes Sohn (Enkel) ebenfalls Wehntwin heißt, oder bei den Kolor Kundit (Victoria) ebensowohl der Großvater wie der Enkel gemeinsam als Kukurni bezeichnet werden.

Am leichtesten kommt man über die Schwierigkeit hinaus, wenn man, wie es Heinrich Cunow thut, der ebenfalls die Verwandtschaftsbezeichnungen auf „Altersschichtungen" zurückführen will, solche und ähnliche Beispiele anführt und mit der sich daran schließenden Bemerkung, „es sei auffällig, daß vielfach die Enkel ihre Großeltern mit demselben Worte anreden, mit welchem sie von diesen angeredet werden", auf eine Untersuchung des Sachverhalts einfach verzichtet. Denn Cunow sagt: „Woher diese Eigenthümlichkeit kommt, vermag ich nicht zu ersehen; aus Wörtermangel ist sie schwerlich entstanden, da sie bei Stämmen vorhanden ist, deren Sprachen zu den wortreichsten Australiens zählen".[1]) Da es nicht

[1]) H. Cunow, Die Verwandtschafts-Organisation der Australneger. Stuttgart 1894. S. 46 und 47.

Jedermanns Sache ist, sich mit der wirklichen Erforschung des objectiven Sachverhalts der primitiven Organisationsformen und dem Grunde ihrer Entstehung zu befassen, so ließe sich an sich auf eine solche Verzichtleistung nichts einwenden, wenn nicht mit derselben die Anmaßung verbunden wäre, man besäße trotzdem die richtige Einsicht und sei berufen, Alle, welche die von ihm vertretene Meinung nicht theilen, „des Mangels an Kritik und Verständniß" zu beschuldigen, wie Cunow beispielsweise Westermarck (a. a. O. S. 123) gegenübertritt: „Beinahe könnte man geneigt sein anzunehmen, Herr Westermarck wolle absichtlich seine Leser täuschen, aber man würde ihm damit meines Erachtens etwas unterstellen, was ihm gänzlich fern liegt. Es ist ausschließlich sein Mangel an Kritik und Verständniß für die primitiven Organisationsformen, der ihn überall Bestätigungen seiner Theorie sehen läßt."

Kein Unbefangener wird in Abrede stellen, daß demjenigen das Verständniß für die primitiven Organisationsformen abgehen muß, der auch nicht den leisesten Versuch macht, aus dem Zusammenhang der Erscheinungen in ihrer Totalität dem Grunde einer Einzelerscheinung nachzugehen. Die in fremden Ländern weilenden Reisenden bieten uns ihre verdienstvollen Beschreibungen doch nicht um des Willen dar, damit wir das, was sie mühevoll sammelten, mühelos nach rein apriori aufgestellten Entwickelungsformen aneinander reihen und in diese Formen einzwängen, sondern damit wir, keine Mühe scheuend, aus der bunten Mannigfaltigkeit, in welcher die Gegenstände zur Erscheinung kommen, ihren Grund zu erforschen streben. Ihn aufzufinden, ist immer Sache der Vermuthung, die uns der Erkenntniß näher führt, was für eine Erscheinung gleichgültig ist oder was verursacht, daß sie so ist, wie sie ist. H. Cunow meint, man dürfe überhaupt keine Vermuthungen haben, was er gegenüber einem Recensenten,[1]) wie folgt, ausdrückt: „Es ist etwas billig, wenn mir ein Recensent . . . den Vorwurf macht, ich hätte nicht erklärt, aus welchen Gründen die Altersschichtung . . . erfolgt sei. Um diese Frage zu beantworten, hätte ich, da die jetzigen australischen Einrichtungen dafür keinen Anhalt bieten, mich lediglich mit Vermuthungen und Annahmen behelfen müssen, und was diese werth sind, das beweist die Geschichte der Ethnologie zur Genüge".

Man sieht daraus, welche naiven Vorstellungen Cunow von der Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung hat. Stellt man keine Vermuthungen auf, so kann man keinen Inductionsproceß anstellen, da eine Induction stets mit einer Vermuthung verbunden sein muß, wodurch man eben zu einer Hypothese gelangt, welche uns den Grund der Erscheinungen lehrt.

[1]) In einer „Selbstanzeige" seines Buches über die Verwandtschafts-Organisation der Australneger. Abgedruckt in Pernerstorfer's Deutsche Worte XIV. Jahrgang, Wien 1894, S. 547.

Nur darf die Vermuthung nicht von Außen in die Thatsachen hineingetragen, sondern muß aus den Merkmalen der Erscheinungen selbst gewonnen werden. Wer sich nicht mindestens zur Vermuthung erhebt, verharrt auf dem untersten Standpunkte des Glaubens, der Meinung, die, weil sie ein bloßes Festhalten eines durch das Denken noch unzergliederten Objectes und somit wesentlich von dem vorhandenen Vorstellungsbereich desjenigen abhängig ist, welcher das Object festhält, nothwendig zu Meinungsverschiedenheiten führen muß, da jeder Andere, der mit einem anderen Vorstellungsbereich sich das Ding zu eigen macht, auch eine entgegengesetzte Meinung hervorkehren wird. Das Verharren auf der bloß subjectiven Meinung und das Verschmähen der auf die Gesammtheit aller einem Dinge zustehenden Merkmale gerichteten Vermuthung, daß nur eins dieser Merkmale das Grundmerkmal sein könne, was eben zur Induction reizt, muß immer im Endresultat solcher Meinungsverschiedenheiten zu einer Verhöhnung und Verlästerung der Gegner führen. Sie ist für die Wissenschaft höchst gefährlich, da die größte Menge der Consumenten literarischer Arbeiten sich von solchen Meinungsäußerungen leider am meisten in die Irre führen läßt. Für die urtheilslose Menge hat alsdann das „ich vermag nicht zu ersehen" oder „ich vermag nicht mit Bestimmtheit anzugeben", bezw. „ich will keine bloße Vermuthung aussprechen" geradezu etwas Bestechendes, weil es den Anschein von Gewissenhaftigkeit erweckt, während dahinter nur eine unverantwortliche Denkträgheit, wenn nicht gar „eine absichtliche Täuschung seiner Leser" liegt.

Ist die Vermuthung, daß das Grundmerkmal der in Frage stehenden Nomenclaturen die Altersschichtung sei, zum Mindesten nicht erschöpfend, weil auch für Personen (Großväter und Enkel), die nicht ein und derselben Altersschicht angehören, ein und dieselbe Bezeichnung besteht, so ist aber auch zweitens noch aus dem Grunde die Vermuthung als Hypothese unbrauchbar, weil Personen, die zwar auf gleicher Altersstufe stehen, aber geschlechtlich verschieden sind, je nach ihrem Geschlecht eine andere Bezeichnung erhalten, bezw. daß der Mann für eine bestimmte Person andere Verwandtschaftsbezeichnungen gebraucht, als die Frau. Auch in dieser Beziehung ist Cunow nicht in Verlegenheit und spricht sich darüber wie folgt aus:[1] „Die theilweise veränderten Namen . . . sind lediglich die Folge davon, daß bei den Quichuaperuanern ebenso wie bei mehreren anderen amerikanischen Völkern, z. B. den Eskimo der Baffinsbai, den Dakota und Chibcha, die Frau für gewisse Verwandschaftsbeziehungen andere Ausdrücke gebraucht als der Mann; so nennt beispielsweise der Mann seinen Bruder Huauquey, die Frau ihn Tora; der Mann seine Schwester Pana, die Frau ihre Schwester Nana; der Mann seine Kinder

[1] In der Abhandlung über das peruanische Verwandtschaftssystem. Ausland 64. Band, Jahrgang 1891, S. 883.

Churi (Sohn) und Ususi (Tochter), die Frau die ihrigen Cari huahua (männliches Kind) und Huarmi huahua (weibliches Kind) u. s. w. Wie dieser Gebrauch entstanden ist, vermag ich mit Bestimmtheit nicht anzugeben; in einzelnen Fällen läßt er sich darauf zurückführen, daß in den von der Frau gebrauchten Verwandtschaftsbenennungen Anspielungen auf ihre Function als Gebärerin enthalten sind, die auf den Mann natürlich nicht passen. Das von einer Quichuaindianerin gebrauchte Wort Huahua ist z. B. nichts weiter als eine Verdoppelung des altperuanischen ‚hua', ich. Die Verdoppelung bezeichnet, wie sich dies an einer Reihe anderer Wörter nachweisen läßt, eine Vervielfältigung oder Vermehrung. Ursprünglich heißt demnach Huahua nichts anderes als ‚Vervielfältigung meines Ich'".

Selbst wenn wir Cunow diese ungeheuerliche psychologische Erklärung in Bezug auf die Kinder der Mutter zugeben könnten, so bleibt doch durch ihn die Frage in ihrer Allgemeinheit unbeantwortet, warum „die Frau für gewisse Verwandtschaftsbeziehungen andere Ausdrücke gebraucht als der Mann." Folglich räumt er, ohne daß er sich darüber klar wird, damit ein, daß die Altersschichtungen nicht der Grund der Entstehung dieser Erscheinung sein können. Vermag er nicht anzugeben, wie der Gebrauch „entstanden" ist, so kennt er den Grund der Erscheinung nicht, darf also in Folge dessen auch nicht sagen, daß die Verwandtschaftsorganisation der in Betracht kommenden niederen Völkerschaften auf Altersschichtungen beruhen. Er darf, wie auch dieser Umstand wieder zeigt, unmöglich Anderen „Kritik und Verständniß für die primitiven Organisationsformen" absprechen, wo er selbst es nicht für der Mühe werth erachtet, nach einer Grundhypothese zu suchen, die beide Erscheinungen, die er zugestandener Maßen nicht erklären kann, in ihre Erklärung mit aufnimmt.

Da ich bereits in meiner Schrift „Horde und Familie" auf diese Verhältnisse näher eingegangen bin und es mir hier mehr darauf ankam, auf das methodisch fehlerhafte Verfahren der bisherigen Forschung hinzuweisen, sowie in der vorliegenden Abhandlung nur das zum Verständniß ihres Hauptinhaltes zu wiederholen, was dazu unmittelbar erforderlich ist, so muß ich auf die nähere Ausführung hier verzichten und auf jene Schrift hinweisen. Dort habe ich zu zeigen versucht, wie durch die natürliche, durch die Geburt selbst herbeigeführte Anlagerung der Menschen nothwendig Gruppen entstehen müssen, die in einer größeren Gemeinschaft folgendes nach Geschlechtern getrennte Bild ergeben. Es lagern auf der einen Seite:

Großmutter nebst Schwestern und Muhmen	Mutter nebst Schwestern und Muhmen	Ego mit Schwestern und Muhmen	Töchter mit Schwestern und Muhmen	Enkelinnen mit Schwestern und Muhmen

Auf der anderen Seite lagern:

Großvater mit Brüdern und Vettern	Vater mit Brüdern und Vettern	Ego mit Brüdern und Vettern	Söhne mit Brüdern und Vettern	Enkel mit Brüdern und Vettern

Wollte der Urmensch jeder der einzelnen Raumgruppen je nach seinem Standort im Lager, entsprechend der Entfernung, eine gemeinschaftliche Bezeichnung geben, so mußte er Gruppennamen gebrauchen und für obiges Bild die Bezeichnungen wählen

Großmütter Großväter	Mütter Väter	Schwestern Brüder	(Sitz des Ego) (Sitz des Ego)	Töchter Söhne	Enkelinnen Enkel.

Waren, wie bei mehreren Völkern nachweisbar ist, Großmütter mit Enkelinnen und Großväter mit Enkeln in einer Gruppe vereint, so wurden auch die Großmütter wie die Enkelinnen und die Großväter wie die Enkel benannt, indem eben die Entfernung vom Standorte des Anredenden für die Großeltern und Enkel die gleiche war. Und insofern Männer nur mit männlichen Personen und Weiber nur mit weiblichen Personen vereint lagerten, so war es selbstverständlich, daß die Frauen von ihrem Lagerplatze aus für die Verwandtschaftsbeziehungen andere Ausdrücke gebrauchten als die Männer.

Kein Unbefangener wird in Abrede stellen können — und es hat mir in der That an der Zustimmung angesehener Gelehrten nicht gefehlt, daß meine auf den reinen Thatsachenmerkmalen aufgebaute Grundhypothese (die Wohnlagerung) alle Erscheinungen in ihrer Gesammtheit zu erklären im Stande ist. Die Gruppennamen bedeuten nichts Sexuelles, sondern Wohngruppen und somit fällt die Deutung, daß einstmals die Urmenschen in Gruppenehen gelebt haben. Die Verschiedenheit der Gruppennamen erklärt sich aus der Entfernung, bezw. den Abständen, in welchen die Gruppen von einander lagerten.

Meine Hypothese läßt sich aber auch außerdem noch psychologisch begründen, indem auf Grund der psychologisch-physiologischen Beobachtungen, die man an neugeborenen Kindern gemacht hat, es feststeht, daß die tastenden Bewegungen, namentlich mit dem Auge, zunächst mit der Messung der Entfernungen beginnen, weshalb die Tastversuche zur Entwickelung der Entfernungsvorstellungen zu den primitivsten Aeußerungen zu rechnen sind. In einer andern[1]) als der oben erwähnten Abhandlung zeigt E. Raehlmann, wie das Kind durch tastende Bewegungen unter Kontrolle des Gesichts den fixirten Gegenstand aufsucht, und fährt dann fort: „An der Hand der Erfahrung dieser Tastversuche entwickelt sich die Kenntniß der Tiefdimensionen und der Entfernungen, vorläufig aber nur mit Rück-

[1]) Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane Bd. II. S. 14.

sicht auf die allernächste, d. h. mit den Händen controlirbare Distanz. Die Vorstellung des weiteren Raumes wird erst gewonnen auf Grund der Eigenbewegung des Körpers, wenn das Kind sich selbst bewegen, d. h. sich selbst im Raum zu verschieben gelernt hat. Erst nachdem die Kenntniß von der Raumausdehnung dem Kinde zu eigen geworden ist, gelangen auch andere Eigenschaften bei der Betrachtung der Dinge und dem Vergleich derselben mit anderen, ähnlichen, zur Geltung."

Es ist schon oben hervorgehoben worden, inwiefern diese Analogien Gültigkeit für den Urmenschen haben und daß dadurch selbstverständlich nur die Entstehung der Vorstellungen verdeutlicht werden kann. Dies muß beim Urmenschen genau so gewesen sein, wie bei uns, und er muß in dieser Hinsicht an dasselbe Entwickelungsgesetz gebunden gewesen sein wie wir. Die bewegte Außenwelt ist anfänglich nur Widerstand gegen unsere eigenen Bewegungen, der wir mittels der motorischen Nerven tastend gegenübertreten. Unser Haupttastorgan, das Auge, das nur in einer bestimmten Entfernung deutlich sieht, weil nur in dieser die von einem Punkte ausgehenden Lichtstrahlen vermittelst der Linse auf der Netzhaut wieder in einem Punkte vereinigt werden, hat die Fähigkeit, durch eine Einwirkung auf die Gestalt der Linse sich in einem gewissen Spielraum verschiedene Entfernungen anzupassen. Indem es nun jeden fixirten Gegenstand so klar als möglich zu sehen sucht und danach sich jedesmal accommodirt, erscheinen nothwendig die Gegenstände in anderen Abständen undeutlicher und veranlassen so ein Urtheil über ihre verschiedene Entfernung.

Nun ist es aber ein allgemeiner Zug im Bereich der Vorstellungen, daß wir diese mit Zeichen, sei es mit stummen Bewegungen (Geberden, Mienenspiel) oder mit Sprachlauten begleiten, und zwar um so mehr, je lebhafter das momentane Gefühl ist, welches ein äußerer Eindruck hervorbringt. Es ist eine bekannte Erfahrungsthatsache, daß zur Unterdrückung der Geberden und Laute schon ein hoher Grad von Selbstbeherrschung erforderlich ist, der erst anerzogen werden muß, weshalb denn das gewöhnliche Volk viel lebhafter in Geberde und Lauten sich bewegt, als der vornehme Aristokrat. Auch ist die bekannte Beobachtung, daß die meisten Eindrücke äußerer Gegenstände beim Naturmenschen ihre Emotion in Lauten finden, durch deren Auflösung er sich gleichsam erleichtert, seines Affectes entladen und beruhigt fühlt, öfters hervorgehoben worden. Insofern wir die gleiche Beobachtung an Kindern machen können, dessen Empfänglichkeit für äußere Eindrücke eben weit stärker ist, als beim Erwachsenen, dürfen wir uns den Urmenschen nicht als stumm, wie man noch im vorigen Jahrhundert annahm, sondern als ein Laute hervorstoßendes Wesen vorstellen.

Der Laut an sich ist nichts mehr und nichts weniger als eine Ge-

berde, die die Folge einer Nervenerregung ist, von der erregenden Empfindung ausgeht, durch das erregte Gefühl und die Muskelempfindung fortschreitet und mit der Gehörsempfindung des Lautes schließt. Würde der Mensch isolirt leben, so würde er, da er nur allein diese Gehörempfinduug hat, aller Wahrscheinlichkeit nach sich an die Erregung des Vorgangs, in dessen Gefolge der Laut steht, nach und nach so gewöhnen, daß bei häufiger Wiederholung die Erregung an Stärke abnimmt, und der begleitende Laut nach und nach verschwinden würde. Dadurch könnte niemals eine Entwickelung der Sprache, sondern allenfalls eine vermehrte Anzahl von Lautgeberden entstehen. Hier greift nun die Socialpsychologie ein.

Der normale Mensch lebt nämlich nicht isolirt, sondern kann nur im Verein mit Andern gedacht werden. Durch diese Berührung mit Andern geschieht es, daß der Laut auf die Gehörsempfindung auch derjenigen einwirkt, von denen die Ausstoßung des Lautes nicht erfolgt. Aber er würde bei den Anderen unverstanden bleiben, wenn diese nicht die gleiche Empfindung mit demjenigen hätten, der den Laut von sich giebt; wenn sie den Laut hören, würden sie ihn allenfalls nachahmen, ohne jedoch die Vorstellung dessen zu gewinnen, der infolge derselben zu der Lautgeberde gelangt. Sollten die Anderen zugleich dessen Vorstellung reproduciren, wenn sie den Laut vernehmen, so mußten sie zuvor bereits die Vorstellung haben, welche den Laut repräsentirt. Dies setzt voraus, daß sie unter einander räumlich verbunden waren, da dies die wesentlichste Bedingung ist, daß gleiche Empfindungen gleiche Lautgeberden hervorrufen. Daß Laut und Vorstellung eine wesentliche Bedingung des Verständnisses werden, setzt also die Verkettung einer Gliedergruppe vereinten Zusammenseins voraus, wodurch vermittels gegenseitiger Nachahmung des Lautes dieser befestigt und fortgepflanzt wird: vernimmt Einer den Laut des Andern, so reproducirt es alsdann die Vorstellung, die der Andere als Empfindung hat und hat das Bild dessen, was der Andere wirklich empfindet.

Wenn man in Gruppen bei einander lagerte, die unter sich verkettet waren, so mußten bei den Wechselbeziehungen, in denen sie zu einander standen, Anschauungsbilder für diese Gruppen entstehen. Es ist bekannt, daß auch beim Kinde die meisten in seinem Sehbereich auftauchenden Gegenstände in ein Ganzes zusammenfließen: das Haus mit dem Platze, auf dem es steht, das Roß mit dem Reiter, der Kahn mit dem Fluß in ein untrennbares Bild, und daß sich der Sprachtrieb beim Kinde regt, wenn sich ihm die Objecte deutlicher zu sondern beginnen, so daß sich das Einzelne seiner Aufmerksamkeit aufdrängt[1]). Die Gruppenbilder, wenn

[1]) Vergl. darüber Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie 3. Aufl. Leipzig 1887, II. Band S. 258 und S. 524.

ich mich des Ausdrucks für jene „untrennbaren Bilder" bedienen darf, sind gegenüber Sonderbildern d. i. den „trennbaren Bildern" das psychologisch Primitivere. Würde einem Kind, das nie zuvor ein Pferd gesehen hat, zum ersten Mal sein König hoch zu Roß gezeigt werden und die schnelle Bewegung und das Getrampel dieses Thieres am meisten Eindruck auf das Kind gemacht haben, so würde es — das Beispiel ist übrigens eine selbsterlebte Begebenheit —, wenn es später einmal Pferdegetrampel vernehmen würde, den Ausruf thun: „der König"; aber den König, wenn ihm dieser ohne Pferd wieder begegnet, nicht erkennen, weil eben in seiner ersten Vorstellung „König und Pferd" noch ungetrennt sind.

Insofern die Gruppenbilder die primitivsten Vorstellungsbilder sind, sind auch die dafür gebrauchten Laute die primitivsten Sprachzeichen; und daraus erklärt es sich — worauf ich jedoch, um nicht den Zusammenhang meiner Erörterungen zu durchbrechen, hier nicht näher eingehen kann — daß viele sog. Sprachwurzeln bei der späteren Zergliederung der Gesammtbilder in Einzelbilder beim Uebergang auf diese eine verschiedene (weil Theil-) Bedeutung annehmen, was insbesondere bei der Verbreitung des Menschengeschlechts von hoher Wichtigkeit wird, indem gleichlautende Wörter ungleiche Bedeutung erhalten. Finden wir Gruppenbezeichnungen für Verwandtschaftsgruppen, so sind wir gehalten, sie als Uberbleibsel primitiver Wohnungszustände zu betrachten, und da Ausdrücke in primitivster Zeit für bereits vorhandene Dinge entstehen, und Lautbezeichnungen in Wechselbeziehung zu den Dingen selbst bestehen, so sind die Wohngruppen vorhanden gewesen, bevor man für sie Lautbezeichnungen fand.

Die Untersuchung des Thatsächlichen hat deshalb nicht an die Bedeutung der sog. Verwandtschaftsbezeichnungen, sondern an den ihnen zu Grunde liegenden Sachverhalt anzuknüpfen, und das ist in diesem Falle an die Wohnlagerung. Es entsteht die Frage, ob die Wohnlagerung in Gruppen mit mehreren Reihen in der Entwickelungsreihe der längsreihigen Ansiedelungen (nur um diese handelt es sich hier, wie der Verlauf unserer Untersuchung ergeben wird) als Anfangs- oder Schlußglied zu betrachten ist. Das vorliegende Werk wird den Beweis führen, daß der Thatsachenzusammenhang ergiebt, wie durch Lostrennung der Reihen das einheitliche zweireihige geschlossene Schiffshaus, daraus der doppelreihige schiffsförmige Vicus mit Einzelhöfen und zuletzt die schlangenartig gewundene einförmige Häuseranlage sich entwickelt haben und wie sich hier eine vollständige Continuität in den Wirthschaftseinrichtungen (den sog. Gewannen) nachweisen läßt. Doch dürfen wir unserer Darstellung hier nicht vorgreifen: das Thatsachenmaterial kann nur nach und nach im Zusammenhange vorgetragen werden.

Wird dieser Beweis im vorstehenden Werke noch geführt werden, so

haben wir hier vorläufig die Frage zu erörtern, ob diese Reihenlagerung in Gruppen aus einem zuvorigen Isolirtwohnen der Urmenschen in einem „Kunterbunt durch einander" entstanden gedacht werden kann. Dem Begriffe Entwickelung zufolge besteht zwischen allen einzelnen Zuständen trotz aller Modification immer Continuität, und eine Einrichtung kann erst dann eine Abänderung erleiden, wenn ein Entwickelungsfactor d. h. ein relativ gegensätzliches Element auf den bisherigen Zustand abändernd einwirkt. Dieser Factor muß in allererster Linie gesucht werden, weil er eben derjenige ist, welcher die Veränderung bewirkt. Auch hier kommt man mit dem wohlfeilen Behelf, es sei die menschliche Einsicht gewesen, nicht weit, weil eben zuvor die Vorstellung erwiesen werden muß, welche zu jener Einsicht hinführte. Dieser deus ex machina ist für die Erforschung des Thatsächlichen völlig unbrauchbar. Kommt man bei der Untersuchung der Erscheinungsformen an einem Zustand an, über den hinaus keine thatsächlichen Entwicklungsformen mehr nachweisbar sind, so muß dieser Zustand als Urzustand betrachtet werden, wenn man nicht der auf keiner Thatsache beruhenden Phantasie, der freigestaltenden im Gegensatz zu der (Thatsachen) combinirenden Phantasie, das Feld einräumen will. Jeder Urgeschichtsforscher muß sich sagen, daß der menschliche Urzustand nur bis zu der Entfernung reconstruirt werden kann, als es das Beobachtungsmaterial erlaubt.

Die menschliche Urzeit ist leider nur zu sehr ein Gegenstand phantastischer Einflüsterungen geworden, besonders seitdem geologische Forschungen uns den Schöpfungsact der Menschen in eine unberechenbare Zeit hinausgerückt haben. Diese verdienstlichen Forschungen haben für die sog. socialen Wissenschaften den unbeabsichtigten Nachtheil gehabt, daß auch die Behandler der sog. Urgesellschaft in den Einrichtungen, die wir bei primitiven Völkern noch antreffen, Producte einer sehr späten Zeit finden, weil sie eben nicht bedenken, daß die Veränderungen gar nicht aus sich selbst, sondern aus Berührungen von relativen Gegensätzen abzuleiten sind, daß also Einrichtungen ganze Äonen Jahre fortbestehen müssen, wenn nicht Factoren an sie herantreten, welche zu einer Abänderung geeignet sind. Dieses Mißachten des Wesens der Entwickelung verschuldet ihre falsche historische Perspective.

Wer wollte sich durch die oft beobachtete Erscheinung, daß die Getreidekörner alljährlich in der Erde keimen und zu Halmen sich ausbilden, die neue Getreidekörner bergen, zu der Behauptung verleiten lassen, auch die in den Gräbern der Mumien angetroffenen Halmfrüchte seien jungen Datums und könnten unmöglich Jahrtausende überlebt haben? und doch mußte ihr Zustand so lange Zeit unverändert bleiben, weil ihnen die Berührung mit solchen Gegensätzen fehlte, durch die allein sich das Samen-

korn zum fruchttragenden Halm entwickeln kann. Nicht anders kann es um die Erscheinungen im Völkerleben stehen, für die kein anderes als das allgemeine Entwickelungsgesetz gilt, was wir in der gesammten Natur, zu der das Völkerleben mitgehört, antreffen. Dort findet Stagnation statt, wo die Bedingungen für eine Sache dieselben bleiben, ohne daß relative Gegensätze sich einfinden, die geeignet sind, den Zustand zu modificiren.

Diese ganz falsche historische Perspective wird aber auch noch dadurch genährt, daß manche Gelehrte viele Einrichtungen, in denen sich eine gewisse Zweckmäßigkeit offenbart, für Producte vorausbedachter Handlungen halten, obwohl sie doch nur Resultate einer bestimmten Wechselwirkung sind, die uns nur deshalb so zweckmäßig erscheinen, weil wir sie als etwas einheitlich Abgeschlossenes betrachten können. Ich werde bei einer passenden Gelegenheit, wo ich zugleich an einem Beispiel (der Entstehung der Gemengelage der Grundstücke) diesen Satz erhärten kann, auf die daraus gewonnene, durchaus falsche Perspective ausführlich zurückkommen.

So lange man nicht in der Lage ist, die Gruppenlagerung der Urmenschen, wie sie sich klar aus den Verwandtschaftsbezeichnungen, die gegenwärtig eine andere Bedeutung angenommen haben, ergiebt, als etwas Spätzeitliches dadurch zu erweisen, daß man genau die Factoren angiebt, durch welche sie aus einem zuvorigen Zerstreutleben bewirkt wurde, müssen wir uns zu der Annahme bequemen, daß die Gruppenlagerung das denkbar Primitivste ist. Wir würden uns sonst von dem Boden des Thatsächlichen in das Bereich der Speculation verlieren. Eine richtige historische Prospective kann immer nur dadurch gewonnen werden, daß man die einem einzigen Grundmerkmal zugehörigen Entwickelungsformen in einer einzigen Reihe so festzustellen sucht, daß die Abstände vom Grundmerkmal nach den Factoren gemessen werden, welche die ursprünglichste Erscheinung modificirten.

Es ist deshalb hier der Ort, mit einem meiner verehrten Recensenten, dessen Namen von gutem Klang ich wohl zu errathen vermag, mich in Bezug auf die historische Perspective auseinanderzusetzen, in der Hoffnung, ihn, dem es in der Wissenschaft stets mehr darauf angekommen ist, die Wahrheit zu erforschen, als auf einer bisher vertretenen Meinung zu verharren, davon zu überzeugen, daß nicht mich, sondern ihn der Mangel der historischen Perspective in Bezug auf die Beurtheilung der Gruppenlagerung trifft.

Mein Herr Recensent, dem ich nur dankbar bin, daß er mir Gelegenheit giebt, mich im Interesse der reinen Wissenschaftsforschung ausführlicher über den eben berührten Punkt auszusprechen, als ich es wohl sonst gethan hätte, schreibt in Bezug auf meine Theorie:[1] „Die Zu-

[1] Im literarischen Centralblatt 1895 Nr. 42 (19. Oktober) Spalten 1515—1517.

rückweisung der Promiscuitäts- und Urfamilienhypothesen ist (dem Verfasser) ebenso gelungen, wie die Bestreitung der ganz und wörtlich in der Luft stehenden Annahme, daß das Urleben der Menschheit rein social, d. h. ohne Verbinduug mit der Erde gewesen sei. Ueberhaupt gelingt dem Verfasser die Bekämpfung der übereilten und schematischen Deutungen Lewis Morgan's sehr gut. Man fragt sich, wie dieser fleißige, aber seichte Schematiker die Geister so zu beherrschen vermochte. Aber stellt sich nun Mucke nicht fast auf denselben Boden in der Grundfrage nach dem Alter der uns erhaltenen Verwandtschaftsnamen? Man sieht mit Bedauern, daß er sich ebenso wenig Rechenschaft über die Tiefe der von den erhaltenen ethnographischen Thatsachen eröffneten geschichtlichen Perspective giebt, wie die Andern. Morgan erblickte in der Blutsverwandtschaftsfamilie der von indischen Kulturwirkungen tief durchtränkten Malayen die erste, primitivste Form der Gruppenehe und Mucke sieht in den hawaiischen Verwandschaftsbezeichnungen Stützen seiner Hypothese, daß Verwandtschaftsbezeichnungen ursprünglich Raumentfernungsbezeichnungen der in bestimmter Ordnung lagernden Horde waren."

Indem ich die Erscheinungsformen durch einen Inductionsproceß stets auf das ihnen gemeinsame Grundmerkmal zurückführe und von ihm aus mit Berücksichtigung der unwesentlichen Merkmale die Abstände der modificirten Formen von der Urform genau messe, bin ich mir stets bewußt, was ich thue, und gebe mir also „Rechenschaft über die Tiefe der von den erhaltenen Thatsachen eröffneten geschichtlichen Perspective". Es muß bei jedem statistischen Untersuchungsproceß Grundregel sein, einzig und allein sich durch das Thatsachenbereich selbst leiten zu lassen, sich dagegen die Ohren gegen alle Einflüsterungen von Außen zuzustopfen. Ob die Malayen von indischen Kultureinwirkungen tief durchtränkt sind, darf mich beim Untersuchungsproceß des rein Thatsächlichen nie und nimmer bestimmen. Selbst wenn es erwiesen wäre, daß sich die Gruppenlagerung der Malayen auf indische Kulturwirkungen zurückführen ließe, so bliebe doch immer noch die urgeschichtliche Frage zu beantworten, woher die Inder dieselbe haben. Ich beschäftige mich weder mit den Malayen, noch mit den Indern, sondern mit der Reconstruction der primitivsten Lagerordnung, welche in der Menschheit angetroffen wird, und dazu habe ich mich nur der in den ethnologischen Berichten enthaltenen reinen Thatsachenmerkmale zu bedienen, alle Fictionen aber über angebliche Mischungsverhältnisse auszuschließen. Ich habe nur die Namen der Malayen bei der Darstellung gewählt, um vor den Augen des Lesers eine Reconstruction vorzunehmen; das hat der Herr Recensent augenscheinlich ganz übersehen. Ich komme alsbald darauf zurück.

Weil das Hineintragen von Fictionen leider nur zu oft in urgeschicht-

lichen Forschungen Platz greift, so kann ich nicht umhin, so kurzer Hand von diesem methodischen Fehlgriff mich zu verabschieden, um so weniger, als ich dadurch zugleich dem Leser einen Einblick gewähren kann in die Stellung, welche ich für meine Person ethnologischen Vorurtheilen gegenüber einnehme.

Das Allerunbekannteste im Völkerleben sind bis heute die Wanderungen, Abstammungs- und Mischungsverhältnisse der Völker und folglich auch die gegenseitigen Beeinflussungen derselben in kultureller Hinsicht. Was wir darüber zu wissen behaupten, beruht auf Schlußfolgerungen aus vereinzelten Merkmalen, die wir übereinstimmend bei verschiedenen Völkern antreffen. Die Lehre von der Entstehung der Völker liegt geradezu noch in den Windeln, weil unsere Beobachtungen des Völkerlebens noch viel zu allgemein gehalten sind, indem wir, was vom Standpunkte der Statistik aus ganz unstatthaft ist, die Complexe als Individuen (Untheilbare) behandeln und infolge dessen auch nur an jenen die Merkmale aufsuchen, statt ein Völkchen, und sei es auch noch so klein, in seine Bestandtheile aufzulösen. Würden wir das thun, so würden wir finden, daß sehr häufig gerade da, wo wir die primitivsten Formen zu finden vermeinen, weil wir hier das roheste Benehmen antreffen, eine starke Mischung stattgefunden hat, während anderwärts, wo wir eine vorgerücktere Kultur annehmen, weil wir ein mehr geordnetes Leben antreffen, die Mischung nur eine geringe war. Die entlegensten, vom Winde verschonten Wiesen bieten sich unseren Augen in einer viel größeren Regelmäßigkeit dar als diejenigen Wiesen, über welche der Wind ein großes Gemisch von Samen ausgestreut hat. Jede Mischung heterogener Dinge ruft im Anfang Unordnung hervor, was uns aber nie zu der Folgerung verleiten darf, es handele sich um urzeitliche Verhältnisse, wo die Unordnung sehr groß gewesen sei. Dagegen muß überall da das geregelteste Leben hervortreten, wo nie zuvor starke Gegensätze auf einander geplatzt sind.

Erst durch die Berührung mit Gegensätzen entsteht Unordnung, und je nach dem Überwiegen der Kräfte auf der einen oder anderen Seite bildet sich beim Verschmelzungsproceß die neue Entwicklungsform. Ob die Völker durch Loslösungen von größeren Ganzen (Fiction des ungetrennten Indogermanenthums) oder durch Verbindungen kleinerer Gebilde entstanden sind und auf welche Weise? ist ein wichtiges Problem der Urgeschichte, das erst noch zu lösen ist und das zu lösen meine Theorie sich mit zur Aufgabe gestellt hat. Schon aus diesem Grunde habe ich weder mit Indern und Malayen, noch mit irgend einem Volke, weil sie für mich Complexe sind, ich aber als Statistiker nur mit urzeitlichen Individuen (Untheilbaren) zu thun habe, mich zu beschäftigen; und wenn ich Völkernamen erwähne, so geschieht es nur im Interesse der Verständigung mit

dem Leser, aber auch immer nur zu dem Zwecke, auf die in den Völkern liegenden heterogenen Bestandtheile hinzuweisen. Was dem Ethnographen im Völkerleben Gewißheit, Urtheil und Erfahrung ist, muß mir, dem Urgeschichte treibenden Statistiker, Ungewißheit, Vorurtheil und Nichterfahrung sein, weil eben unsere Standpunkte in Bezug auf das Thatsächliche entgegengesetzter Natur sind.

Wie nothwendig es ist, bei Feststellung von Thatsachen Urgeschichte und Ethnographie aus einander zu halten, zeigt sich gerade bei der Gewinnung der richtigen historischen Perspective für das Leben eines bestimmten Volkes. Ein Hauptfehler bei ihrer Beurtheilung liegt darin, daß man zwei oder mehrere heterogene Thatsachen nur wegen ihres zeitlichen Beieinanderliegens als zusammengehörend ansieht, und es verabsäumt, zu untersuchen, ob zwischen ihnen wirklich eine Relation statt hat. Deshalb weil bei einem Volke in seiner Kulturentwickelung eine Menge von Einzelerscheinungen gleichzeitig angetroffen werden, die in ihrer Gesammtheit uns zu dem Urtheil zu bestimmen geeignet sind, das betreffende Volk befinde sich auf einer vorgerückten Stufe, darf man nicht folgern, jede dieser Einzelerscheinungen stehe auch in Bezug auf ihre Zeitdauer den andern parallel, weil eben jede Sache ihrem besonderen Entwickelungsgesetze folgt und in ihrer Entwickelung nur von solchen andern Sachen abhängig ist, die wegen ihrer Gegensätzlichkeit geeignet sind, durch einen Wechselproceß mit jener eine Vermittelungs-Modification herbeizuführen.

Nicht alles Nebeneinanderstehende steht in einem Zusammenhange mit einander und was mit einander im Zusammenhange steht, läßt sich nicht a priori bestimmen, sondern kann nur durch eine exacte Untersuchung der Verwandtschaft der den Dingen zustehenden Prädicate statistisch festgestellt werden. Es ist deshalb auch ein großer Irrthum, wenn neuerdings Ernst Grosse[1]) sagt: „Wenn man ein besonderes soziales Gebilde, wie eine bestimmte Art der Familienorganisation, in seinem Wesen und in seiner Bedeutung begreifen will, so muß man es in seinem natürlichen Zusammenhange mit der allgemeinen (sic) Kulturumgebung, in der es wächst, lebt und wirkt, studiren. Aus diesem Zusammenhange herausgeschnitten, ist es ein unverständliches Fragment. Diese Wahrheit ist so offenbar, daß es überflüssig scheinen könnte, sie auszusprechen."

Was hier E. Grosse sagt, ist nicht eine „offenbare Wahrheit", sondern diejenige Form der Verkehrung der Wahrheit, welche man in der Psychologie Aberglauben nennt, d. h. die auf der Incongruenz zwischen Meinung und Vermuthung beruhende und daher falsche Ahnung, wonach ein Zusammenhang aufgefaßt wird, wo in der That keiner oder ein anderer

[1]) E. Grosse, die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft. Freiburg und Leipzig 1896. S. 7.

als der vermeinte vorhanden ist. Die „allgemeine Kulturumgebung" kann absolut keinen positiven Einfluß auf ein besonderes soziales Gebilde haben, wenn beide nicht in einem relativen Gegensatz zu einander stehen, durch den bei ihrer Berührung dieses eine Modification erleidet. Relative Gegensätze sind solche Gegensätze, die in verwandtschaftlicher Beziehung zu einander stehen, und die Verwandtschaft kommt nur durch die Prädicate, weil diese Thätigkeiten sind, zu Stande.

Ob die „allgemeine Kulturumgebung" oder nicht vielmehr nur ein Theil derselben und welcher Theil mit den betreffenden socialen Gebilden „im natürlichen Zusammenhange" steht, darf, wie wir alsbald zeigen wollen, gar nicht apriori angenommen werden, sondern ist nur aus der Entwickelung des betreffenden Gebildes festzustellen.

Grosse glaubt, indem er von seiner Arbeit sagt: „In dieser Beschränkung auf die thatsächlich gegebenen Formen besteht ihre Eigenart", eine objectiv statistische Leistung vollzogen zu haben und ahnt gar nicht, daß er sich selbst „in dem Nebel haltloser und trügerischer Speculationen verirrt", den er bei Denen anzutreffen vermeint, welche „vor Allem die Entwickelung zu ergründen suchten" (S. 6.) „Uns kommt es auf die Erkenntniß der Zustände an", ruft er aus und fügt hinzu: „die Entwickelung solcher Zustände aber läßt sich fast niemals unmittelbar beobachten, sondern sie läßt sich nur mittelbar erschließen".

Was sind die „Formen der Familie", die Grosse in Relation zu den „Formen der Wirthschaft" stellen will, anders als die Entwicklungsstadien der Familie bezw. Wirthschaft? Ohne auf das Wesen derselben einzugehen, kann er die Zustände garnicht erkennen. Der Zustand einer Sache sind die ihr zustehenden Eigenschaften mitsammt ihrem Grundmerkmal. Hat man das letztere, da ja der Grund der Anfang der Sache ist, ohne den sie nicht da wäre, nicht erkannt, so kann man ihre Formen, weil diese immer nur Modificationen derselben sind, nicht erfassen. Ja, die Dinge, welche die Modificationen bewirkten und somit den gegenwärtigen Zustand der betreffenden Sache bedingten, sind häufig gar nicht unmittelbar aus der allgemeinen Umgebung zu beobachten, und hinwiederum gehört sehr vieles zur allgemeinen Kulturumgebung, was nicht den geringsten Einfluß auf irgend ein bestimmtes Institut haben kann. Grosse wird nicht glauben, daß beispielsweise die Chausseen und Eisenbahnen, das Schießpulver, die Electricitätswerke und dergl. Dinge auf die Form der Familie von Einfluß gewesen sind, und doch gehören sie zur allgemeinen Kulturumgebung. Ständen die Familienformen im Zusammenhang mit der allgemeinen Kulturumgebung, so müßte, weil im Zusammenhang Glied an Glied sich fügt, der Zusammenhang zerrissen werden, wenn die allgemeine Kulturumgebung zerrissen wird. Will man wirklich beweisen, daß durch die Ab-

tretung einer eigenartigen Provinz, durch welche der Zusammenhang der allgemeinen Kulturumgebung zerrissen wird, weil sie ein wesentliches Glied aus der Kette entfernt, deshalb auch die Familienorganisationen eine Veränderung erleiden?

Freilich müssen wir — und darin liegt das richtige Ahnen Grosse's — nach dem Zusammenhang der Erscheinungen suchen, weil eben der Zusammenhang dasjenige Moment der Objectivität ist, welches die Einheit des vielen Anundfürsichseienden in ihrer Verknüpfung darstellt. Aber es muß im Zusammenhange, weil dieser Einfachheit ist, immer Continuität nachweisbar sein, und diese ist nur zu entdecken, wenn man auf die Entwickelung alles Anundfürsichseienden seine Forschung ausdehnt. Der Zusammenhang kann nicht aus dem gleichzeitigen Nebeneinander rein apriori angenommen werden, sondern ist etwas erst zu Findendes. Sowie in der Welt viele Dinge neben einander bestehen, die in absolut keinem Zusammenhange gedacht werden können, so ist auch die allerprimitivste Familienorganisation denkbar bei der allerhöchsten Ausbildung — sagen wir beispielsweise der mathematischen Wissenschaften, der electrischen Eisenbahn und Luftschiffahrtei, weil eben schlechterdings zwischen jener und diesen gar keine Verknüpfung als nothwendig zu denken ist.

Will der Ethnograph über das Bereich seiner eigentlichen Aufgabe, das Völkerleben so zu schildern, wie es sich seinem Erkenntnißstandpunkt gemäß darbietet, hinausgehen und die vorgeschichtlichen Verhältnisse zur Erklärung der gegenwärtigen mit in Betracht ziehen, so darf er nie vergessen, daß das Nebeneinander —, weil es in seiner Gesammtheit nie als in einem inneren Zusammenhang zu einander bestehend gedacht werden kann — schon von vornherein nicht als etwas, in seiner Totalität auswärtigen Einflüssen Zuzusprechendes sein kann; denn jedes Einzelne hat eben für sich sein Dasein in seinem Grundmerkmal. Somit kann immer nur ein bestimmter einzelner Kulturgegenstand durch fremde Einflüsse modificirt werden. Wenn man also beispielsweise über „die von indischen Kultureinwirkungen tief durchtränkten Malayen" ein Urtheil abgeben will, so kann dies nur dadurch geschehen, daß man zunächst erstens die einzelnen Elemente der Kultur der Malayen vor dem Eintreffen der indischen Kultur jedes für sich betrachtet und sodann zweitens auf der anderen Seite bei den Indern die verwandten Elemente feststellt, welche als Entwickelungsfactoren gedient haben; nur so dürfte man im Stande sein, die urgeschichtliche Thatsache eines Einflusses zu constatiren. So wenig als man glauben wird, daß die Luftschifffahrt auf die Reihenbildung unserer Dörfer jemals einen umgestaltenden Einfluß ausüben wird, so wenig darf man von vornherein das Vorurtheil haben, daß die Wohnlagerung der Malayen durch unbestimmte Kulturelemente der Inder modificirt worden sei. Um dies zu

zeigen, darf man nur die Wohnlagerung beider Völker vor ihrer Berührung in Betracht ziehen.

Sollten die Malayen vor dem Eintreffen der Inder dieselbe Wohnlagerung wie diese gehabt haben, so würde nach dem Begriffe Entwickelung eine Modification nicht einmal haben stattfinden können, weil eben gar keine relativen Gegensätze vorhanden gewesen wären, durch deren Ineinanderübergehen eine Entwickelung hätte ermöglicht werden können. Hatten sie aber eine entgegengesetzte Wohnlagerung, so konnte allerdings eine Beeinflussung stattfinden, und es kam in diesem Falle auf die gegenseitige Machtstellung an, die, wenn sie die malayische Wohnlagerung vollständig verdrängte, jedenfalls auf Seiten der Inder so groß gewesen sein muß, daß sie den Widerstand der malayischen durchbrach. Was Widerstand leisten soll, muß sich dem gegenüber, welchem es widerstehen soll, receptiv verhalten; es muß aber zugleich auch die genügende Kraft besitzen, um das Leiden zu ertragen, d. h. Spontaneität haben.

Mit der Ethnographie entnommenen Urtheilen, die für den Urgeschichtsforscher Vorurtheile sind und sein müssen, ist für die historische Perspective nichts zu gewinnen. Diese ist vielmehr einzig und allein in der Aufeinanderfolge der Entwickelungsformen gegeben. Daß bei den Malayen zwei ganz heterogene Wohnlagerungen genau zu erkennen sind, habe ich schon früher[1]) betont, indem ich zur Reconstruction der ursprünglichsten Reihenordnung die „Schwägerschaften" (hunai, hunona) ausgeschieden habe, was übrigens, wie schon erwähnt, mein verehrter Recensent im Literarischen Centralblatt übersehen haben dürfte. Nur aus den Verwandtschaftsbezeichnungen der von mir nicht ausgeschiedenen Elemente läßt sich dasjenige Reihenlager reconstruiren, welches ich für das allerälteste zu halten geneigt bin und von dem ich zeigen werde, daß es das Wohnlager der Bewohner des ebenen Landes gewesen und erst durch die Bewohner des Höhenlandes, die eine ganz andere Wohnverfassung gehabt haben, modificirt worden ist, was wir bis auf diese Stunde mit unsern Augen noch beobachten können.

Jenes mehrere Reihen enthaltende Lager kann nicht aus einem Zustande vorheriger Isolirung entstanden gedacht werden, weil ein Entwickelungsfactor, der die isolirt lebenden Menschen zusammengeführt hat, in den thatsächlichen Merkmalen aller Reihenlager nicht nachweisbar ist, wohl aber der entgegengesetzte Factor, wie der Verlauf der Untersuchung zeigen wird. Die bloße Behauptung, es sei doch so gewesen, genügt um so weniger, als auch die Erfahrung auf psychologischem Gebiete dagegen spricht. Würden die Urmenschen Mann und Weib mit ihren Kindern nur

[1]) Horde und Familie S. 49.

bis zu deren Großjährigkeit zusammengelebt haben, so würde, auch wenn solche kleine Gebilde bisweilen zufällig auf kurze Zeit sich irgendwo getroffen hätten, doch nie die Vorstellung eines bleibenden Zusammenschlusses haben entstehen können. Würde man nun gar jedes Zusammentreffen, auch das kurzwährende, für den Urmenschen in Abrede stellen, so würde niemals der Urmensch die Erfahrung haben machen können, es sei doch eigentlich besser, wenn man in Gruppen reihenweise bei einander wohne. Im Gegentheil würde ein Zustand eingetreten sein, den man kurz mit homo homini lupus bezeichnen kann, d. h. ein Zustand eines beständigen Kampfes als Folge dessen, daß man sich niemals kennen gelernt hat. Auch würden der Entwickelung der Sprache zu große Schwierigkeiten bereitet worden sein, wenn sich die Kinder bald nach der Großjährigkeit, ihre Eltern nachahmend, auf einen Isolirschemel gesetzt hätten. Eine gegenseitige Verständigung hätte, wenn auch nicht ganz, doch in dem Maaße unmöglich werden müssen, als durch die Berührung mit neuen Gegenständen, die ihre „Seitenverwandten" (in unserm Sinne) nicht kennen lernten oder doch nicht mit ihnen zugleich kennen lernten, immer neue Bezeichnungen hätten entstehen müssen, die den übrigen fremd bleiben mußten. Es gehört vor allem räumliches Beisammenwohnen dazu, um für ein und dieselbe Sache eine gleiche Bezeichnung finden zu können.

Blicken wir rückwärts auf das, was wir bisher aus den rein thatsächlichen Merkmalen des primitiven Völkerlebens gefunden haben, so ist es erstens das Vorhandensein einer genauen Destination, die sich nicht blos auf geschlechtliche (eheliche) Verhältnisse beschränkt, sondern sich auch auf andere Verhältnisse ausdehnt. Dies muß uns zu dem Urtheil bestimmen, daß es sich um eine ganz bestimmte Ordnung handelt, in der jedem seine Stellung zugewiesen ist. Daß eine solche „geordnete Stellung" nicht durch die Erfindung von „Verwandtschaftsbezeichnungen" entstanden sein kann, daß diese vielmehr umgekehrt nur als Bezeichnungen für eine bereits gegliederte Ordnung, d. h. für bestimmte Reihen ins Leben traten, liegt auf der Hand. Wir finden zweitens in den Merkmalen des völkerkundlichen Materials Bezeichnungen für bestimmte Gruppen. Daß auch diese sog. Gruppen-Verwandtschaftsnamen nur Bezeichnungen für bestimmte existente Gruppen sind und daß nicht die letzteren die Gruppen, sondern diese die Bezeichnungen zur Voraussetzung haben, bedarf in gleicher Weise keines besonderen Beweises, weil dieser in dem allgemeinen Beweise, daß die Dinge vor ihrer Bezeichnung vorhanden sind, bereits gegeben ist. (Geben uns schon sprachlich betrachtet diese Verwandtschaftsbezeichnungen (mein Nebenan-Bruder, mein entfernter Bruder pp.) einen Fingerzeig, daß es sich um ursprünglich örtliche Bezeichnungen handelt — doch auf bloße Etymologie lege ich, wie ich schon in meiner Schrift über Horde

und Familie (S. 167) betont habe, keinen großen Werth —, so werden wir — und das ist der Schwerpunkt, dem ich allein Bedeutung beimesse —, durch das Aufsuchen einer aus den Merkmalen dieser Erscheinung gewonnenen Hypothese, die alle einzelnen Bestandtheile aus einem einzigen Grundmerkmal zu erklären im Stande ist, auf die Erkenntniß hingeführt, daß auch diese Gruppenbezeichnungen Ausdrücke für die gegenseitige Stellung ganzer Gruppen von miteinander Wohnenden anzusehen sind.

Die sog. Verwandtschaftsbezeichnungen, welche wir bei primitiven Völkern antreffen, sind Bezeichnungen für die gegenseitige Stellung, in welcher die einzelnen Glieder zu einander stehen und zeigen uns die Ordnung, welche bei ihnen statt hat. Sie ist, wie jede Ordnung, als das Gesammtergebniß eines Bildungsprocesses anzusehen, welches durch Verkettung und Wechselwirkung gesetzmäßiger Ursachen zu einer historischen Einheit geworden ist. Da wir aus Erfahrung wissen, daß jede Ordnung als historische Einheit im weiteren Verlauf immer selbst wieder zur Ursache eines weiteren Bildungsprocesses wird, so dürfen wir folgern, daß auch alle Ursachen, welche jener bei primitiven Völkern angetroffener Ordnung vorausgegangen sind, in ihrer zuvorigen Einheit adäquat der Ordnung waren, welche wir im primitiven Völkerleben antreffen. Es ist somit undenkbar, daß die bei primitiven Völkern beobachtete Ordnung als das Resultat einer vormaligen Unordnung zu betrachten ist, und es ist geradezu widersinnig, beispielsweise als Ursache der genauen geschlechtlichen Destination den wilden unterschiedslosen Geschlechtsverkehr des Urmenschen anzunehmen. Die Ursachen sind immer nur aus den Wirkungen zu erkennen, und das, was erwirkt worden ist, kann immer nur von der Art der Ursachen sein. So wenig als ein klar durchdachter Gedanke das Ergebniß eines verwirrten Denkens sein kann, so wenig kann die Ordnung eines primitiven Volkes durch eine bodenlose Verwirrniß verursacht sein. Infolgedessen müssen wir uns zu der Ansicht bequemen, daß auch das Urdasein der Menschen kein wirres Durcheinander, sondern ein festgeordnetes, d. h. eine Ordnung gewesen sein muß, und daß alle Doctrinen, welche das Gegentheil behaupten, in Widerspruch zum Wesen der Entwickelung stehen.

Wollte ich vor dem Auge der Leser alle Vertreter der Lehre von der wilden Promiscuität Revue passiren lassen, so könnte ich ähnlich, wie ich es oben in Bezug auf Joseph Kohler nachgewiesen zu haben glaube, an Allen zeigen, daß sie eine ganz falsche Vorstellung vom Begriffe Entwickelung haben und infolge dessen auch eine rein speculative Forschungsmethode in Anwendung bringen. Es wird genügen, wenn ich mich auf den einflußreichsten geistigen Nährvater unserer Promiscuitätslehre, L. Morgan, und zwar zugleich im Interesse des Hauptthemas meiner vorliegenden Untersuchung auf ein wirthschaftsgeschichtliches

Beispiel beschränke, welches uns zugleich zeigt, mit welcher Leichtigkeit derselbe geradedie schwierigsten Probleme behandelt hat.

Es ist eine der kühnsten speculativen Constructionen, die L. Morgan in seinen angeblichen „Epochen der Kulturentwickelung" entfaltet, indem er von einer Unter-, Mittel und Oberstufe in den drei Perioden: der Wildheit, der Barbarei und der Civilisation spricht und rein apriori auf der Unterstufe der Wildheit die Menschen Früchte und Nüsse in beschränkten Wohnsitzen essen läßt; in der Mittelstufe soll man den Gebrauch des Feuers kennen gelernt und mit Verwerthung der Fischnahrung begonnen, auf der Oberstufe Bogen und Pfeil erfunden haben. Auf der Unterstufe der Barbarei habe man die Töpferei eingeführt, auf der Mittelstufe in der östlichen Hemisphäre die Züchtung der Hausthiere, in der westlichen die Kultur von Mais und anderen Pflanzen durch Berieselung kennen gelernt und den Gebrauch von Adoben und Steinen zum Hausbau eingeführt. Auf der Oberstufe der Barbarei habe man mit der Verarbeitung von Eisen begonnen und ein phonetisches Alphabet erfunden, womit die Civilisation ihren Anfang genommen habe, die bis zur Gegenwart durch den Gebrauch der Schrift anhalte.[1])

Ich frage: Wo liegen hier Entwickelungsepochen vor? Handelt es sich hier nicht vielmehr um eine ganz oberflächliche Zusammenstoppelung von Einzelerscheinungen, die in gar keinem Zusammenhange unter einander stehen? Wie soll der Urmensch, dadurch daß er Früchte und Nüsse verzehrte, den Gebrauch des Feuers kennen gelernt und alsdann die Fischnahrung beliebt haben, welchem Zustande die Erfindung von Bogen und Pfeil folgte? Und welchen Einfluß kann die Töpferei auf die Thierzucht oder den Pflanzenbau ausgeübt haben und diese wieder auf den steinernen Hausbau? Und wie soll die Eisenarbeit in ihrem Gefolge ein phonetisches Alphabet gehabt haben?

Zwischen den hier aufgezählten Erscheinungen, die man ebenso gut in anderer Reihenfolge aufstellen könnte, fehlt jeder Zusammenhang. Wo ist hier Continuität, wo sind die relativen Gegensätze, durch deren Aufeinanderwirken die Entwickelung herbeigeführt wird? worin liegt das Nothwendige der Aufeinanderfolge, ohne welches der Zusammenhang nicht gedacht werden kann? Es handelt sich hier um einen ganz willkürlichen Aufbau, wie er gar nicht durch die Thatsachen geboten wird. Wo man keine Uebergänge nachweisen kann, ist kein Zusammenhang, und wo kein Zusammenhang zwischen den einzelnen Zuständen nachweisbar ist, darf man nicht von Entwickelung reden, weil sie sowohl Continuität als auch Modification in sich schließt. Bei vielen Vertretern der sog. socialen Wissenschaften bildet das Wort Entwickelung, das bei den Vertretern der

[1]) Morgan, die Urgesellschaft S. 1 ff.

Naturwissenschaften heilig gehalten wird, geradezu ein bloßes Schlagwort, und man darf sich nicht wundern, wenn die niederen Volksklassen, durch ungebildete Agitatoren bethört, jede willkürliche Aneinanderreihung von Begebenheiten als einen Entwickelungsgang, als Fortschritte der Civilisation betrachten und damit zugleich eine ganz falsche Vorstellung von der nächsten Zukunft erhalten. Werden wir erst einmal anfangen, die menschliche Urgeschichte auf eine statistische Grundlage zu stellen, wozu mein Buch nur einen ganz schwachen Versuch bildet, so wird uns erst ein richtiges Verständniß dafür aufgehen, wie zwischen allen einzelnen Zuständen ein innerer Zusammenhang besteht und wie so wir das, was wir sind, im Hauptgrundmerkmal schon von Urzeiten an waren.

So werden wir auch befähigt, gewisse Sätze, die zur Zeit nur einen dogmatischen Character haben, auf ihren thatsächlichen Zustand zurückzuführen. Noch immer harrt z. B. der schon von Aristoteles hervorgehobene Satz, daß der Mensch „von Natur ein Heerdenthier" (φύσει ζῶον πολιτικόν) sei, des Beweises. Sollte es mir gelingen, nachzuweisen, daß der Wohnraum in der Urzeit des Menschen das schöpferische Gebilde gewesen sei, so dürfte jener Satz seines dogmatischen Characters entkleidet und an seiner Stelle eine erwiesene Thatsache gefunden sein.

Worin besteht das Grundmerkmal einer Heerde? Jeder Grund ist Wechselwirkung, indem eben das eine auf das andere ebenso wirkt, wie es von diesem eine Gegenwirkung erhält, und diese Wechselwirkung ist es eben, die das (noch unbestimmt) Wirkliche erst hervorbringt, das dann die Bedingung zu einem bestimmt Wirklichen macht. Beim Grund der Heerde besteht die Wechselwirkung in Raum (Ort) und Thiermenge. Denken wir zuerst beide Bestandtheile getrennt. Es wird selbstverständlich Niemandem einfallen einen bestimmten Raum mit dem Ausdrucke „Heerde" zu belegen. Anders ist es bei oberflächlichem Zuschauen mit der Thiermenge. Es wird dem Leser, wenn ich es ihm an einem Beispiel demonstrire, aber gleich klar werden, wie eine Thiermenge an sich noch keine Heerde ist. Eine bestimmte Anzahl von Sauen soll sechzig Ferkel geworfen haben, die bald nach ihrer Geburt in 15 Haushaltungen getrennt groß gezogen werden. Niemand wird diese von einander und von ihren Müttern getrennten Ferkel eine „Heerde" nennen. Was sie zur Heerde macht, ist vielmehr ihre Wechselwirkung mit dem Raum. Nur in der Wechselwirkung mit dem Raum wird die Thiermenge zur Heerde. Der Grund der Heerde ist also die Wechselwirkung von Raum und Thiermenge. Nur der mit Thieren erfüllte Raum in Einer Anschauung gewährt uns die Vorstellung einer Heerde. Das griechische πόλις, ursprünglich ein Ausdruck der Viehzüchter[1]), giebt dies sehr gut wieder; denn πολ- (pul-, plu-)

[1]) Ich werde weiter unten zeigen, daß die πολις ursprünglich ein Halbkreis war.

ist nicht der leere, sondern der er„füll"te, der ge„füll"te Raum; er vereinigt Raum mit Lebewesen in Einer Anschauung genau wie die Bezeichnung „Horde". Eine Horde ist weder ein Lager an sich, noch ist sie eine Menschenmenge, sondern die Horde ist die Wechselwirkung von Lager und Menschenmenge.

Wenn wir sagen, der Mensch sei von Natur ein Heerdenthier (φύσει ζῶον πολιτικόν), so kann das niemals heißen, der Mensch sei ein soziales Wesen, indem wir eben bei „social" gar nicht die Anschauung damit verbinden, daß die Menschen mit einem bestimmten Raum in Wechselwirkung stehen. Es hat deshalb Aristoteles mit Bedacht das φύσει d. h. seiner Entstehung (φύ-ω) nach hinzugefügt, bezw. betont (ὅτι ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικόν), d. h. weil der Mensch von Natur ein mit Anderen zum Raum in Wechselwirkung stehendes, ihn erfüllendes Lebewesen ist. Aristoteles will damit sagen, daß der Mensch es nicht erst geworden ist, bezw. sich dazu ausbilde, sondern daß er mit seines Gleichen von Anbeginn an in Wechselwirkung zu einem bestimmten Raum gestanden habe.[1])

Hat Aristoteles recht? Wie der erste Mensch entstanden ist, wird uns für unsere heutige Erkenntniß ein Rätsel bleiben, dessen Lösung wir unseren späteren Nachkommen überlassen müssen. Wenn wir das Bereich des rein Thatsächlichen nicht verlassen und uns nur an die Merkmale der Erscheinungen halten wollen, so ist der Mensch für uns ein durch Zeugung entstandenes Wesen, dessen Urzeuger uns nicht kümmert. Nur das Eine wissen wir, daß seit undenklichen Zeiten eine Generation nach der andern dem Worte „er„füll'et die Erde" practische Geltung verschafft hat. Es läßt uns hier auch gleichgültig, ob die Urerzeugung der Menschen in einem Acte oder mehreren, auf einem Ortpunkte oder an verschiedenen erfolgt ist. Das Eine dürften wir aber wohl als gewiß annehmen, daß zu der Zeit, wo die ersten Menschen in ihrer geschlechtlichen Differenz in Erscheinung traten, für einen Hüttenbau nicht gesorgt war und daß sie ähnlich, wie die ihnen zunächst verwandten Heerdenthiere ihre Wohnung unter freiem Himmel aufschlagen und sich erst später ein Obdach gründen mußten.

Wie haben wir uns die Er„füll"ung des Raums unter Berück-

[1]) Es ist falsch, wenn einige Ethnologen „vom Werden und Wachsen" des Menschen zum ζῶον πολιτικόν" sprechen. Der ganze Entwickelungsgang der Menschheit lehrt den umgekehrten Weg: sie entwickelt sich aus dem ζῶον πολιτικόν immer mehr zu einem socialen Wesen, indem die Wechselwirkung von Raum und Menge, wenn sie auch als Continuum für alle Ewigkeit besteht, bezw. bestehen wird, doch nicht allein mehr, wie in Urzeiten, das schöpferische Element ist, da das ideelle Bereich der Gedanken jetzt ebenfalls ein wichtiger Factor geworden ist.

sichtigung des universelle Bedeutung habenden Attractionsgesetzes, wonach Verwandtes Verwandtes anzieht, vorzustellen? Ich selbst stelle mir dieselbe wie folgt vor:[1])

Zwei Personen entgegengesetzten Geschlechts pflanzen sich in Nachkommen fort. Das erste Kind gewöhnt sich zur Mutter. Ihr gegenüber befindet sich im Lager der Vater. Es folgt ein zweites Kind. Dies muß die Stelle des ersten Kindes verdrängen und sich an die Seite des Vaters oder der Mutter anlagern. Es kommt auch noch ein drittes Kind. Diesem muß das zweite Kind weichen und die Stelle einnehmen, die bisher das erste Kind inne hatte. Folgt ein viertes pp. Kind so wird die Reihenlagerung weiter fortgesetzt. Die Kinder sind theils männliche, theils weibliche. In beiden Geschlechtern wirkt das Attractionsgesetz, wonach Verwandtes Verwandtes anzieht, was in der Sprache der Socialwissenschaften lautet: pares cum paribus congregantur d. i. zu deutsch: „Gleiches schaart sich um Gleiches" und frei übersetzt: „in der Heerde gehen Gleiche mit Gleichen." Es werden also die Knaben, wenn sie von der Mutter unabhängig sind, sich zum Vater, die Mädchen sich um die Mutter lagern.

Denken wir uns, daß die Kinder in das zeugungsfähige Alter kommen, so werden sich nach demselben Attractionsgesetz die nahezu Gleichalterigen unter einander mischen. In ihrem Gefolge sind wieder Kinder und es findet dieselbe Anreihung statt. Auch diese werden großjährig, zeugen wieder Kinder. Was ist also natürlicher, als daß jetzt mehrfache Reihen in der Form entstehen, wie ich es bereits auf S. 89 und 90 zur Veranschaulichung gebracht; habe, so daß also alle Männer mit ihren Vettern und die Weiber mit ihren Muhmen in Reihen lagen und zwar wegen des Attractionsgesetzes in Gruppen mit verschiedenen Reihen, doch so, daß die zu einem Elternpaare Gehörigen eine Linie, bezw. weil man sich geschlechterweise lagert, theils Männer-, theils Weiberlinien bilden.

In dieser meiner Auffassung liegt nichts Gekünsteltes; es drängt sich uns dieses Bild von selbst auf, sobald wir den Menschen als ein „Heerdenthier von Natur" betrachten.

Es ergiebt sich aus dem eben Dargelegten, daß auch ich die Horde — so will ich die menschliche Heerde nennen — als auf Zeugung entstanden und durch Zeugung unterhalten ansehe; aber nicht alles, was durch Zeugung hervorgebracht ist, ist eine Horde. Sondern die Zeugung ist nur die Grundbedingung, daß die Horde wirklich ist; das Wesen der Horde liegt vielmehr in der Wechselwirkung der durch Zeugung Entstandenen mit der Reihenlagerung im Raume. Das Wirkliche ist nichts Anderes als das Zusammenfassen der Bedingungen durch die Einheit des in ihnen wirkenden Grundes; die Bedingung ist

[1]) Ausführlicher habe ich diese meine Ansicht in meiner Schrift „Horde und Familie" S. 21 ff. dargelegt.

das Nothwendige, ohne welches der Grund nie das Wirkliche hervorbringen kann.

Die Reihenlagerung der Menschen ist etwas so Natürliches, wie es nur überhaupt gedacht werden kann. Mir will scheinen, daß eine entgegengesetzte Annahme, nach der sich die Urmenschen in weiten Abständen von einander niedergelassen hätten, geradezu unnatürlich erscheinen müßte, ganz abgesehen davon, daß ein solches Zerstreutwohnen in directem Widerspruch zu den späteren Zuständen der menschlichen Wohnlagerungen stehen würde. Es würde das Gesetz der Entwickelung, wonach zwischen allen Einzelzuständen Continuität besteht, alsdann geradezu zu Schanden.

Analogien zwischen der Menschen- und Thierwelt sind immer trügerisch und müssen deshalb mit größter Vorsicht zu Beweisen herangezogen werden, da wir die Entwickelungsfactoren viel zu wenig kennen, um darüber ein Urtheil abzugeben, warum einige Thiere in Heerden und Rudeln, andere dagegen isolirt wohnen.[1]) Aber das scheint wohl angenommen werden zu dürfen, daß Heerdenthiere nicht aus einem vormaligen Zustande der Vereinzelung, sondern von Natur Heerdenthiere geworden sind. Und finden wir bei aufmerksamer Beobachtung bei ihnen nicht auch bestimmte, vom Raum abhängige Reihenlagerungen, in denen jedes seinen bestimmten Platz beansprucht? Es ist mir schon als noch nicht schulpflichtigen Knaben aufgefallen und hat mein Interesse zu Beobachtungen geweckt, wie auf dem hohen meinem Geburtshause gegenüberliegenden Dachrücken namentlich beim Aufzug eines Gewitters in ganz eigenthümlicher Weise die Krähen sich niederließen: es findet ein beständiges Auffliegen statt, bevor alle zur Ruhe kommen; man vertauscht lange Zeit hindurch die Plätze, indem die auffliegenden Vögel sich zwischen andere eindrängen. Mir will scheinen, daß dieser Vorgang sich nur auf Raumbilder zurückführen läßt, welche diese Krähen durch gewohnheitsmäßiges Reihenlagern gewonnen haben. Wer hierüber exacte Beobachtungen anstellen will, wird freilich nicht außer Acht lassen dürfen, daß verschiedene Reihenlager zu beobachten sind, weil eben die Wechselwirkung von Raum und die ihn erfüllende Menge der Lebewesen, um bestimmt wirklich zu werden, auch noch von Bedingungen abhängig ist: denn jede bestimmt wirkliche Thatsache, jede Einzelthatsache, besteht aus Grund und Bedingung zugleich.

Auch das vorliegende Werk soll den Beweis erbringen, daß im Leben der Menschheit verschiedene Reihenlagerungen zu beobachten sind, die sich auf zwei Hauptformen zurückführen lassen. Es sind dies erstens die

[1]) Nicht wenig wird außer den gegenseitigen Einwirkungen der Thiere unter einander (Verfolgung) der Mensch im Laufe der großen Zeiträume, während deren er seine Umgebung sich unterthänig machte, auf die Wohnlagerung der Thiere eingewirkt haben.

Längsreihenlagerung, deren ursprünglichste Heimath, wie der Zusammenhang der Thatsachen ergeben wird, die mürbe Ebene des niederen Landes war; und sodann zweitens die Rundreihenlagerung, deren Urheimath der feste Boden des Hochlandes gewesen ist. Beide Wohnreihenlagerungen sind von einander nicht unberührt geblieben, sondern haben sich als relative Gegensätze berührt und dadurch eine große Mannigfaltigkeit von Entwickelungsformen zur Folge gehabt, von denen vorläufig die bemerkenswertheften den Hauptinhalt des vorstehenden Werkes bilden sollen. Insofern die Ebene die Wiege der Ackerbauer, das Hochland die Geburtsstätte der Viehzüchter ist, wird die Berührung der längsreihigen Wohnlager mit den rundreihigen zugleich zu einem Kampfe des Ackerbaues mit der Viehzucht, weshalb ich meinem Buche den Titel „Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht" gegeben habe.

Bevor wir an die Betrachtung beider Reihenlagerungen in ihrer Sonderung und Verschmelzung eintreten, möchte ich den Leser bitten, rückwärts zu blicken.

Während es mir in meinem Buche über „Horde und Familie in ihrer urgeschichtlichen Entwickelung" darauf ankam, diese beiden heterogenen Gebilde in ihrem urzeitlichen Getrenntsein zu zeichnen und die Entwickelungsreihe ihrer allmählichen Verschmelzung in derjenigen Hauptform aufzudecken, aus welcher die Vertreter der Promiscuitätslehre ihr sog. Mutterrecht und Vaterrecht als einander folgende Entwickelungsformen hervorgezaubert haben, so soll nunmehr in dem vorliegenden Buche gezeigt werden, welches einst die relativen Gegensätze gewesen sind, durch deren Berührung jene Männer- und Weiberseite in den Entwickelungszustand geführt wurde, den ich früher geschildert habe.

Während ich in dem Buche über „Horde und Familie" die verwandtschaftlichen Beziehungen, wie sie sich aus der Wohnreihenlagerung als etwas Natürliches ergeben, in den Vordergrund stellte, um zu zeigen, daß die Verwandten thatsächlich die Verwandeten, die in derselben Umwandung (septum) Wohnenden gewesen sind, so soll in dem vorliegenden Buche gezeigt werden, daß diese wohnräumlichen Beziehungen als das Continuum in der ganzen Entwickelungsreihe auch das schöpferische Element im wirthschaftlichen Leben, von dem ich vorerst die Gewerbe ausschließe und Ackerbau und Viehzucht vorwegnehme, gewesen sind.

Durch dieses neue Buch soll mein früheres Buch in seinem Inhalt eine neue Stütze finden, wie ich denn den Inhalt jenes unter gleichzeitiger Berücksichtigung desjenigen Materials, welches diesem Buche zu Grunde liegt, geschaffen habe. Denn mein urgeschichtlicher Aufbau ist eine systematische Reconstruction aus lauter einzelnen Stücken, die ich in ähnlicher Weise an einander zu fügen hatte, wie der Archäolog die Bruchtheile einer

verfallenen Statue, nicht nach einem apriori aufgestellten Plan mit Hülfe von ungeformtem Gyps, der jenen Bruchstücken etwas ganz fremdes ist, sondern durch ein versuchsweises Aneinanderpassen zu einem Ganzen wieder zu verbinden sucht.

Somit ergänzen sich meine beiden urgeschichtlichen Bücher gegenseitig, und auch diese beiden werden mit einem dritten und vierten Buche eine Einheit bilden, um — so Gott will — in einem abschließenden Werke auf Grundlage aller vorangegangenen Bücher in einer mehr präcisen Form meine Gesammttheorie zum Abschluß zu bringen. Ich hoffe dies um so mehr in einer mehr gedrungenen Form thun zu können, weil ich alsdann nicht mehr nöthig haben werde, nach links, rechts, vorwärts und rückwärts mit scharfen Waffen Gegner abzuwehren, die am Wege lagernd mir den directen Weg unmöglich machen. So lange es Vorurtheile zu besiegen giebt, sind vorerst diese zu beseitigen, und dies ist ohne Kampf nicht möglich. Da das, was mir in meinem Buche über Horde und Familie Hauptsache war, in diesem Buche Nebensache ist, so muß ich den Leser bitten, jenes bei solchen Darlegungen in die Hand zu nehmen, auf die ich als bekannt verweise. Ich werde jedoch, so weit es der Raum erlaubt, nicht unterlassen, dem Leser, wenn es unmittelbar erforderlich ist, den in jenem Buche dargelegten Sachverhalt kurz zu referiren.

Dritter Abschnitt.

Die Reihenlager der Bewohner der Ebene und die dadurch begründete Organisation des Ackerbaues.

Wenn wir sagen, die Menschheit habe sich über den Erdboden „verbreitet", so liegt es eigentlich schon in der Bezeichnung selbst, daß dieser Vorgang nicht so gedacht werden kann, als ob die Menschen ausnahmslos ohne Rast nnd Ruh über die Erdfläche fortgewandert seien. Wir wollen vielmehr damit ausdrücken, daß die Menschen seßhaft wurden und von den Einzelsitzen aus benachbartes unbesiedeltes Land besetzten und auf diese Weise den Erdkreis nach den verschiedensten Richtungen hin bevölkerten.

Nahrung und Wohnraum sind die beiden Hauptbedingungen nicht nur des animalischen, sondern auch des vegetabilischen Lebens; und daher hängt von Beiden in ihren Wirkungen der besondere Character jedes lebenden Geschöpfes ab. Wenn beide Bedingungen vorhanden sind, so liegt für eine Ortsveränderung keine Veranlassung vor. Die letztere kann nur dadurch hervorgerufen werden, daß wenigstens eine der beiden Bedingungen fehlt.

Genügt der Wohnraum nicht, weil sich der Verband in sich vermehrte, so wird es nöthig, daß ein Theil den bisher innegehabten Wohnraum verläßt, so daß durch Ablösung von Reihen ein neuer Wohnraum gegründet wird. Alsdann wird die Continuität trotzdem aufrecht erhalten; denn die neue Wohnlagerung wird immer nur, weil die Nachahmung der Menschen besonders in primitiven Zeiten eine große Rolle spielt, als ein Uebertragen der alten Einrichtungen zu betrachten sein. Nur der Wohnbau, weil er von ganz anderen Entwickelungsmotoren als die Reihenlagerung selbst abhängig ist, kann eine Modification erleiden. Es kann uns infolge dessen auch nicht wundern, wenn die Bezeichnungen für die Einrichtungen z. B. für die Reihen und dergl. mit übertragen werden. Wenn bei fortgesetzter Ausbreitung sich in Bezug auf die Articulation der Laute Aenderungen zeigen, so ist dies ebenfalls etwas von den Einrichtungen Unabhängiges, weil eben die Entwickelung der Articulation ihren

besonderen Gesetzen folgt, indem die Articulation von der besonderen Stellung der Mundhöhle, bei welcher das Geräusch und die Stimme erzeugt wird, abhängig ist. Es ist nach dem Vorausgeschickten zu erwarten, daß bis zu einer gewissen Anzahl von Generationen zwischen den abgelösten Reihen eine engere Verbindung bestehen bleibt, die um so fester sich gestalten muß, je mehr sprachliche Merkzeichen entstehen bezw. vorhanden sind, welche auf einen Zusammenhang hinweisen. Sobald man diesen zu erkennen beginnt, nimmt er, wie jedes Ahnen, zunächst ein mystisches Gewand an. So haben wir uns auch die Phratrien, die Träger gleichen Namens, die nur den Bewohnern der Ebene eigenthümlich sind und erst mit der Berührung der Gens, wie weiter unten gezeigt werden soll, eine besondere Stellung erlangen, zu erklären.

Von der Ernährungsweise der Urmenschen haben wir keine Kunde und sind infolge dessen ebenso berechtigt, anzunehmen, der Urmensch sei anfänglich frugivor gewesen, wie wir annehmen können, er sei zunächst carnivor aufgetreten; ja wir können an sich beides zugleich annehmen d. h. ihn für omnivor halten. In meiner Schrift über „Horde und Familie" habe ich mich deshalb in Bezug auf die Ernährung des Urmenschen vorsichtig dahin ausgesprochen[1]): „War sie animalisch, so konnten nur Thiere in Betracht kommen, die leicht zu überwältigen waren, weil der Mensch anfangs keine Werkzeuge zur Tödtung *größerer* Thiere hatte. Man wird vermuthen dürfen, daß der Urmensch der leichter zu erlangenden Pflanzenkost den Vorzug einräumte ... Aber da der Mensch sich allmählich zum Omnivoren ausgebildet hat, so ist wohl anzunehmen, daß er *frühzeitig* stufenweise mit der Ernährung von Würmern, Kerbthieren und Weichthieren begonnen, um zuletzt die gefährlicher und schwieriger zu erlangenden größeren Thiere in sein Ernährungsbereich einzuschließen."

Somit habe ich mich auf den neutralen Standpunkt derjenigen gestellt, die den Urmenschen für omnivor halten und den Schwerpunkt auf *die leichtere Erlangbarkeit der Nahrungsmittel* gelegt, weil eben der Urmensch so gut wie der heutige Mensch in erster Linie dem Hungergefühl Abhülfe schaffen mußte. Deshalb habe ich auch die Ansicht von v. *Schwarz*, daß „die Menschen ursprünglich Vegetarier gewesen sein müssen, weil dies aus der Länge der Gedärme und aus dem Bau des Gebisses hervorgehe, zurückgewiesen. Denn aus dem heutigen Organismus des Menschen können wir meines Erachtens keine Schlüsse auf den Urmenschen ziehen, also auch nicht aus der jetzigen Darmlänge auf die urzeitliche schließen, weil jene ebenso gut die Folge späterer als früherer vegetabilischer Lebensweise sein kann. Ich habe absichtlich damals diesen neutralen Standpunkt vertreten, weil mir scheinen will, daß die Frage, ob der

[1]) Horde und Familie S. 249.

Menſch frugivor (bzw. plantivor) oder carnivor war, in dieſer Form für die urgeſchichtliche Erkenntniß unrichtig formulirt und für den Erkenntniß-proceß ſelbſt zu frühzeitig geſtellt iſt.

Bei exact ſtatiſtiſchen Unterſuchungen ſind ſolche voreilige Fragen geradezu unſtatthaft, weil ſie den Unterſuchungsproceß nothwendig auf falſche Wege führen müſſen. Bekanntlich hängt zu einem großen Theil die Antwort von der Frageſtellung ab. Schon Jean Paul ſagt, „antworten ſei leichter als fragen, nichts ſei ſchwerer als fragen, d. h. im Ocean angeln, nichts leichter als zu antworten, weil die Antwort die Frage umkränze". Die Frage iſt immer etwas im Forſchen ſelbſt Gegebenes, weshalb bekanntlich der Römer für Frage und Unterſuchung auch nur ein Wort hatte (quæstio), ebenſo wie der Grieche mit ζητεῖν beides umfaßte.

Wenn ſich der Statiſtiker nur im Zuſammenhang des Thatſächlichen zu bewegen hat und aus ihm heraus Thatſachen feſtſtellen will, ſo darf auch die Frageſtellung immer nur aus der Totalität aller Einzelerſcheinungen überhaupt entnommen werden, und es iſt unzuläſſig mit Fragen von vornherein (a priori) an den noch garnicht analyſirten Stoff heranzutreten. Aprioriſtiſche Frageſtellung gehört der ſpeculativen Forſchung an. Der Statiſtik, deren Ziel auf die Erkenntniß des Objectiven, d. h. des nur in den Dingen (Sachen) Gegründeten gerichtet iſt, liegt jene Frageſtellung fern. Probleme und Fragen finden ſich erſt dann ein, wenn irgend eine Thatſache oder ein Complex von Thatſachen im Syſtem der übrigen Thatſachen keine Stellung finden kann und ſich Widerſprüche einſtellen, die beſeitigt werden müſſen.

Die Frage nach der ausſchließlichen Ernährung der Urmenſchen darf ſomit nicht Ausgangspunkt einer Unterſuchung des Thatſächlichen ſein, ſondern kann ihre Stellung nur im Syſtem der Thatſachen finden. Der einzige richtige Ausgangspunkt kann nur in der das Thatſächliche nicht trübenden Annahme liegen, daß der Menſch der leichter zu erlangenden Nahrung den Vorzug einräumte und daß er bei ſeinem erſten Auftreten in ein Ernährungsbereich geſtellt wurde, wo er die Bedingungen fand, ſich zu erhalten und fortzupflanzen. Ob das die an vegetabiliſchen Stoffen reiche fruchtbare Ebene oder das höher gelegene weniger fruchtbare Hochland geweſen ſein kann, muß ſich aus dem innern Zuſammenhang der Erſcheinungen ſelbſt ergeben.

Inſofern ich aber bei der Vorführung meiner Theorie als Darſteller auftrete und ich techniſch unmöglich beide Ernährungsbereiche, das ebene Land und das höher gelegene Land, gleichzeitig dem Leſer in Einem Acte vorführen kann, ſo bin ich ebenſo berechtigt, mit der Schilderung der Bewohner der Ebene, wie mit der der Bewohner des Hochlandes zu

beginnen. Ich beginne, weil mir durch den statistischen Untersuchungsproceß, welcher der Darstellung voranging, das System der Thatsachen schon bekannt ist, im Interesse der Darstellung mit der Schilderung der Bewohner des ebenen Landes.

Wo immer wir uns die Wiege des Menschengeschlechts denken, konnte sie nur dort stehen, wo die Bedingungen zur Ernährung geboten waren. Daß die Bedingungen der Ernährung urplötzlich aufgehört haben sollten und daß sich infolge dessen die ganze bis dahin entstandene Menschheit stromartig in fremde Gegenden ergossen haben sollte, ist wohl kaum anzunehmen, da selbst so gewaltige Katastrophen, wie die Eiszeitvergletscherungen, nicht von heute auf morgen zu erfolgen pflegen. Wenn also für die erste Urzeit der Menschen die Nahrungsbedingungen dieselben blieben — warum sollten sie gewandert sein? Man hat gesagt: aus Neugier. — Die Annahme einer angeblichen Neugier, wie wir sie wohl bei den uns näher stehenden sog. Naturmenschen antreffen, dürfte vom psychologischen Standpunkte aus etwas naiv sein. Man muß wohl unterscheiden das Herantreten des Neuen an uns von dem Aufsuchen des Neuen durch uns. Das letztere setzt bereits eine zeitliche Reihe von Vorstellungen voraus, durch deren Vergleich erst die Gier nach Neuem entstehen kann.

Es ist bekannt, daß der Erregung durch das Neue immer zugleich die Reaction des Alten folgt, d. h. daß mit der Ablenkung älterer Vorstellungen von ihrem natürlichen Hemmungsgesetze das Widerstreben derselben gegen die zugemuthete Bewegung beginnt. Die Reaction wird um so stärker sein, je weniger verwandt die ältere Vorstellung mit der neueren ist. Das, was wir Schüchternheit nennen, beruht auf der erwähnten Reaction; wir treffen sie bekanntlich meist bei Personen an, deren Vorstellungsbereich aus einer gewissen Einerleiheit erwachsen ist. Das Kind vornehmer Eltern wird, wenn es dem einfachen Bauersmann gegenübertritt, ebenso schüchtern sein, wie dessen Kind, wenn es jenen gegenübergestellt wird. Erst nach der Assimilation der alten mit der neuen Vorstellung entsteht die Neugier. Diese setzt stets eine, wenn auch nur halbklare Vorstellung vom Neuen voraus; aber durch völlig Unbekanntes kann Neugier nie erzeugt werden.

Mehr durch das uns aufgenöthigte, als durch das von uns selbst aufgesuchte Neue entwickelt sich in der Kindheit der Einzelmenschen und der Völker das Bereich der Vorstellungen, und das Beharrungsgesetz an Altem und Hervorgebrachtem durchströmt das Leben der Menschheit aller Kulturstufen so gewaltig, daß, wenn wir eine Continuität zwischen Gegenwart, näherer Vergangenheit und Urzeit auch in dieser Beziehung annehmen wollen, wir zu der Folgerung genöthigt werden, jenes Beharrungsgesetz habe auch für den urgeschichtlichen Menschen gegolten. Aber nicht

die psychologische Beobachtung allein, sondern weit mehr die Producte, deren Ursache der menschliche Geist ist, bezeugen uns jenes Beharrungsgesetz mit einer Deutlichkeit, daß es sich wohl verlohnt, die geradezu typischen Einrichtungen in ihrem Entwickelungsproceß näher zu verfolgen.

Da ja meine Theorie aus dem Zusammenhange aller völkerkundlichen Erscheinungen den Beweis erbringen will, daß in Urzeiten der Wohnraum das schöpferische Haupt-Element in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gewesen sei, so wird der Leser von mir erwarten, daß ich auch in allem Folgenden an den Wohnraum anknüpfe. Dadurch wird zugleich das in meiner früheren Schrift, die ja auf den jetzt erst vorzuführenden Thatsachen bereits mit aufgebaut war, Mitgetheilte seine tiefere Begründung erhalten und sich zeigen, wie meine Phantasie nicht erdichtend, sondern aus wirklichen Erscheinungen der Vergangenheit und Gegenwart reconstruirend das Bild aus der menschlichen Urzeit, soweit es überhaupt möglich ist ein solches zu malen, aufbaute.

Aus den sog. Gruppenverwandtschaftsnamen haben wir ersehen, daß der Mann zur Bezeichnung ganz derselben Personen andere Ausdrücke wählt als die Frau: der Mann nennt seine Kinder z. B. anders als sie seine Frau benennt. Da wir dies oben aus der wohnräumlichen Stellung, die für die Männer andere waren, als für die Frauen, ableiteten, so haben wir also zweierlei Reihen in jedem Lager, nämlich Männerreihen und Frauenreihen, von denen mehrere auf jeder Seite eine Gruppe bilden, vor uns. Wenn diese einzelnen Reihen mancherwärts ihre besondern Bezeichnungen führen und wir erfahren, daß Personen mit gleichen Bezeichnungen für einander destinirt sind, so sind eben diese Reihen der bestimmende Grund. Daß sich Gruppen bei Überfüllung des Wohnlagers in Reihen derart auflösen müssen, daß einzelne Reihen abziehen, hat nichts Befremdendes, und ebenso wenig wird es uns wundern, daß wir fortan an verschiedenen Ortpunkten gleiche Benennungen antreffen, weil eben die Gruppen sich aufgelöst haben. Sollten sie sich vollständig aufgelöst haben und es nur noch lauter einzelne Reihen geben, so werden wir es auch ganz natürlich finden, daß die Gruppenbezeichnungen verschwinden oder eine dem neuen Zustande angemessene Bedeutung erlangen. Wo niemals für die Reihen besondere Namen vorhanden waren, werden wir auch keine Reihennamen antreffen können. Der jeweilig zu beobachtende Zustand hängt also von dem vorangegangenen Zustande ab, und somit kann schon in dieser Beziehung eine Verschiedenheit unter den Völkern zu beobachten sein. Die Einzelreihen können gegenüber den Gruppenreihen aber nicht als das prius gedacht werden, weil, wie wir alsbald sehen werden, in der späteren Entwickelung bei den Völkern der Ebene nur das zweireihige Lager übrig geblieben ist und nirgends ein mehr-

reihiges Gruppenlager, selbst nicht in den Etagenhäusern vorgefunden wird. Es ist also hier ein Zustand vorhanden, auf den z. B. folgende Schilderung paßt: „Bei den Papua's von Arfak auf Neu-Guinea sind im Hause die Männer von den Frauen ziemlich getrennt; die Frauen haben die linke, die Männer die rechte Seite des Hauses inne, auch essen die Frauen nicht in Gesellschaft der Männer".[1])

Den Urmenschen, die sich ihre Ernährung Mühe kosten lassen mußten und genöthigt waren, Alles das, was dazu gehört, außerhalb des Lagers zu suchen, konnte das Lager anfangs nur eine Ruhestätte sein, auf welchem sich die Reihen wieder zusammenfanden, wenn sie genährt waren. Es ist auch hier bezeichnend, daß sich das Wort „Ruhe" auf dieselbe Wurzel, wie „Reihe" zurückführen läßt (angels. rów = Ruhe, engl. row = Reihe). Ihr Lager, in welcher Art wir es uns auch vorstellen mögen, konnte nur primitiv sein. In den fruchtbaren Ebenen werden ihre Wohnungen wohl anfangs Grubenlager gewesen sein, die sie sich ebenso leicht wie jedes Thier unter Benutzung natürlicher Erdvertiefungen, die sie nachahmten, gut herstellen konnten. Daß sie, wenn sie diese Höhlungen einmal hatten, sie preisgegeben haben sollten, um weiterzuziehen, ist nicht wohl anzunehmen, da der Reiz fehlte, sie zu verlassen. Die fern liegende Nahrung erweckt den Trieb, ihr nachzugehen; aber die Sehnsucht und das Bedürfniß nach Ruhe kann unmöglich ein Lebewesen dazu veranlassen, sich immer von Neuem ein Lager herzustellen, weil eben darin ein psychologischer Widerspruch läge. Im Gegentheil wird man sich an die „Wohn"ung ge„wöhnt" haben. Das Bedürfniß nach Ruhe erstrebt Einförmigkeit und bringt eben das zu Stande, was wir Ge„wohn"heit nennen.

Alle Gewohnheit erzeugt erfahrungsgemäß eine sorglose und genügsame Lebensweise; daher den durch Gewohnheit characterisirten Thieren meist ein phlegmatischer Character eigen ist; sie thun in ihren festen Wohnsitzen wenig für den Bau der Wohnungen und die Zucht der Jungen. Augenscheinlich war dies auch beim Urmenschen der Ebene der Fall, weshalb hier die Jungen, sobald sie entwöhnt waren, sich um die Altersgenossen lagerten und sich selbst Gruben bauten, woraus sich eben die Gruppenlagerungen nach Alter und Geschlecht bis in ihre Einzelheiten erklären lassen, z. B. auch, daß die Enkelkinder, die noch unfähig waren, sich selbst Gruben zu schaffen, den Platz bei den Großvätern bezw. wenn sie weiblich waren, bei den Großmüttern fanden, weshalb wir ja auch für Großeltern und Enkel ein und dieselbe Bezeichnung finden. Diese augenscheinlich durch Erdaufwürfe entstandenen Gruppenwandungen, die immer wieder nachgeahmt und nur technisch verbessert wurden, mußten nothwendiger

[1]) Luigi d'Alberty in Petermann's Mittheilungen 20. 1874. S. 109.

Weise zu einem gewohnheitmäßigen Einerlei führen, eine festorganisirte Verwandtschaft bezw. Verwandung schaffen und Seßhaftigkeit im Gefolge haben. Wir werden später zeigen, daß gerade die seßhaften Völker die primitivsten Wohnungen gehabt haben und daß sie erst durch die Wandervölker mit dem steinernen Hausbau bekannt wurden.

Es ist nun merkwürdig, daß das zweiseitige Reihenlager der seßhaften Horde (anfangs) eine schiffsförmige Gestalt hat, eine Erscheinung, die ich mir nur so erklären kann, daß im Mittelraum ihrer Urform eine stärkere Anlagerung als zu beiden Seiten statt hatte. Ich bin deshalb geneigt, diese Erscheinung so zu deuten, daß im Mittelraum die Mütter mit den Säuglingen einen größeren Platz beanspruchten, wogegen nach beiden Seiten für die übrigen Bewohner eine geringere Ausdehnung erforderlich war. Diese seßhafte Schiffshorde hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach in sehr langsamem Tempo — über die Ebenen des mürben Landes, des Ar- und Mar-Landes (arja, marga) ausgebreitet, hat zwar später Flüsse und Meere auf Fahrzeugen durchschwommen, aber ist, wenigstens nicht vor ihrer Berührung mit der Wanderhorde, in der wir später die Genneten, die Bewohner der Gäa (γῆ) erkennen werden, nicht gewandert.

Das alte Hordenhaus mit seiner Schiffsgestalt, wie es noch in zahlreichen Überresten längst vergangener Zeiten uns überkommen ist und die Manche für ad hoc gebaute Grabstätten halten, weil sich in denselben auf Todtenbestattung deutlich hinweisende Leichenüberreste vorfinden und sich deshalb als benutzte Begräbnißstellen nicht in Abrede stellen lassen, ist meiner Theorie zufolge von mir als die nachweisbar älteste Wohnstätte bezeichnet worden. Die darin befindlichen Kammern habe ich für Wohnabtheilungen erklärt, in denen man nach Alter und Geschlecht in gesonderten Reihen lagerte. Auch habe ich auf Grund der uns überkommenen Verwandtschaftsbezeichnungen primitiver Völker zu beweisen versucht, daß diese auf eine ehemals bestandene Reihenordnung hinweisen; und da ich es weder logisch noch psychologisch, weil dem Begriffe „Entwickelung" widersprechend, für denkbar halte, daß die spätere Reihenordnung aus einer ursprünglichen Unordnung herausgewachsen und nicht vielmehr nur aus der natürlichen Anlagerung der Menschen als Heerdenthiere hervorgegangen sein kann, so halte ich jenes ordnungsgemäße Wohnlager im Schiff (der Arche, der Wanne) für das Allerprimitivste, was menschliches Denken zu denken vermag. Doch habe ich zugleich in meiner Schrift über „Horde und Familie" zu zeigen versucht, wie jenes schiffsförmige Wohnlager durch die Entstehung der Familien, d. h. der Hauswirthschaften, nothwendig modificirt werden mußte, weil man genöthigt war, fortan und zwar allmählich aus dem Hordenhause herauszutreten, wenn man mittels heterogener Elemente, die im Hordenhause nicht untergebracht werden konnten, einen Haushalt be-

gründete, welhalb zu allerletzt zwar noch die schiffsförmige Gestalt in der Mitte übrig blieb, aber zu beiden Seiten der Hausbau in allmählicher Verbesserung sich entwickelte.

Erwägen wir, daß das schiffsförmige Haus sowohl in Stein als auch in Holzbau in den verschiedensten Gegenden der Welt nachgewiesen und daß in zahllosen Dörfern in allen Himmelsstrichen bis auf diese Stunde die leere schiffsförmige Fläche zu beobachten ist, ohne daß wir wissen, weshalb dieses Schiff übrig gelassen wird, so wird Jeder, der nicht gleichgiltig an solchen Welterscheinungen vorübergeht, sobald er auf dieselben aufmerksam wird, einen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen vermuthen dürfen. Der Reiz ist alsdann zu groß, als daß man ihm widerstehen könnte, eine solche Vermuthung vermittels einer in die bunte Mannigfaltigkeit aller darauf bezüglichen Erscheinungen eingehenden Induction zu einer Hypothese zu erheben, indem man die Verfassungszustände Derer aufsucht, welche um das leere Schiff herum wohnen.

Der schiffsförmige Reihenbau ländlicher Wohnstätten ist auch Solchen, die nicht selbst Beobachtungen angestellt haben, denen aber gleichwohl die nationalökonomische Literatur über die ältesten Agrarverhältnisse und Wohnstätten nicht fremd ist, genügend bekannt. Im Interesse derjenigen Leser, denen in dieses Fach einschlagende Werke nicht gleich zu Hand sind, gebe ich mit der gütigen Erlaubniß des Herrn Verlagsbuchhändlers Wilhelm Hertz aus dem für jeden Gebildeten warm zu empfehlenden Werke August Meitzen's, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven I. Band (Berlin 1895) S. 53 eine Abbildung einer wechselreihigen ländlichen Wohnstätte wieder.

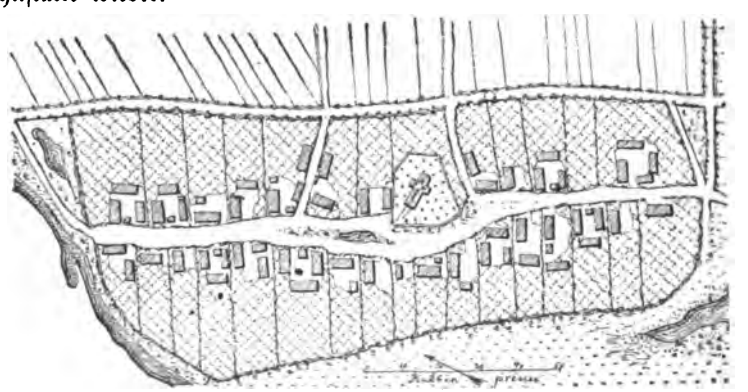


Fig. 1. Der Vicus von Trebnitz.

Das vorstehende Bild stellt das im Regierungsbezirk und Kreis Merseburg gelegene Trebnitz dar, in welchem wir deutlich die Schiffsform noch erkennen können, die zwar durch den Kirchbau und die dadurch herbei-

geführte Veränderung der links davon liegenden Gebäude, sowie durch die beiden augenſichtlich erſt ſpäter entſtandenen Wege rechts und links von der Kirche, nicht mehr vollſtändig erhalten iſt, aber mittels Phantaſie leicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt reconſtruirt werden kann, wenn wir die um das Schiff liegenden Gehöfte allein ins Auge faſſen; es würden alsdann nur ſieben Gehöfte auf jeder Seite in Betracht kommen, die Erweiterung zu beiden Seiten als etwas Spätzeitliches zu betrachten ſein.

Iſt dieſe Schiffsform in zahlreichen Wohnplätzen nachgewieſen, ſo beſteht nur die Frage, wie man ſich ihre Entſtehung zu erklären hat. Sie auf einen Zufall zurückzuführen, der in weit von einander abgelegenen Ländern ſich wiederholt, dürfte eine zu kühne Annahme ſein. Sie örtlichen, ſog. Terrain-Verhältniſſen zuzuſchreiben geht deshalb nicht an, weil ſie ganz unabhängig von denſelben daſtehen. Sie auf bewußte menſchliche Willensentſchließungen zurückzuführen erfordert den Nachweis des dabei verfolgten Zweckes und enthebt uns überdies nicht der Schwierigkeit der weiteren Erklärung, auf welche Weiſe die Menſchen zur Erkennung dieſes Zweckes, der weit in das graue Alterthum hineinreicht, gelangten. Auch wenn wir annehmen, der urſprüngliche Zweck ſei im Laufe der Jahrtauſende verloren gegangen und alle noch heute vorfindlichen ſchiffsförmigen Dorfanlagen ſeien nur unbewußte Nachahmungen früherer Zuſtände, entziehen wir uns doch nicht der Aufgabe, nach dem Urmodell zu fragen. Vielmehr ſind wir genöthigt, uns nach analogen Erſcheinungen umzuſehen, und das ſind allein Bauten, welche die ſchiffsförmige Geſtalt tragen.

Dabei liegt es natürlich nahe, zunächſt an das Schiff ſelbſt zu denken. Aber dies würde uns zur Beantwortung der Frage führen, wie der Urmenſch zur Erfindung eines ſolchen Schiffes gekommen ſei. Da uns jedoch eine ſolche aus dem Zuſammenhange herausgelöſte aprioriſtiſche Frageſtellung nur in ſpeculatives Fahrwaſſer führen müßte, ſo muß jene Frage nur aus den Geſammterſcheinungen mitbeantwortet werden. Dasſelbe iſt der Fall mit den ſog. Schiffsgräbern, bei denen wir vor der Frage ſtehen: wie kam man dazu, für die Todten gerade ſolche Wohnungen zu wählen, wo doch nach dem Befund der darin gelegenen Todtenüberreſte, wenn man, — was nicht ſelten gar nicht der Fall iſt — darin überhaupt welche findet, die Beſtattung in ihnen gar nicht reihenweiſe ſtattgefunden hat? Das aber iſt die Hauptſache, die wir zu erklären haben; denn nicht der ſchiffsförmige Platz als ſolcher, ſondern die um denſelben herumlagernden Gebäude bedürfen der Erklärung. Auch iſt überdies, worauf ich gar kein großes Gewicht lege, weil es nicht konſtatirt werden kann, wohl kaum anzunehmen, daß man zuerſt für die Todten Wohnungen baute, bevor man es für die Lebenden that; doch ſei denen, die dieſe Anſicht hegen, es unbenommen, daran zu glauben.

Beobachten wir an ländlichen Wohnanlagen einen schiffsförmigen ovalen Platz, der vielerorts völlig leer gelassen ist, ohne daß ein natürliches Hinderniß zur Offenlassung desselben bemerkt werden kann, so müssen wir, wenn wir von der Nachahmung späterer Zeit abstrahirend uns in die allererste Zeit des Entstehens dieser ersten ovalen Gestalt zurückversetzen, zu der Vermuthung kommen, daß dieser Platz einst ein Hinderniß gewesen ist, ihn zu bebauen, und wenn wir dieses Hinderniß nicht in einer von der Natur selbst dargebotenen Erhöhung suchen, in einem Bau-Werke menschlichen Ursprungs.

Berücksichtigt man nun noch, daß dieser schiffsförmige Platz vielfach umzäunt oder mit einem Graben umgeben ist, was den Gedanken nicht aufkömmen läßt, diese Abgrenzung sei zum Zwecke des Schutzes gegen Feinde aufgestellt worden, weil ja doch der Feind erst in das Innere eindringen mußte und gerade die Hinterseite (oft, nicht immer) offen gehalten ist; und berücksichtigt man noch, daß mancherorts auf diesem Platze entweder das Gemeindehaus oder auch das Gemeindefeuer oder der damit verwandte Opferaltar stand, also gleichsam die Urzellen des späteren Gotteshauses; — so wird man wohl annehmen können, daß jener Platz, auch wenn er anderwärts nur zur Hürde des von den Weideplätzen abends hereingetriebenen Viehes diente, ehemals eine Wohnstätte der ländlichen Bewohner abgegeben hat, die sich später in Einzelhäusern um denselben gruppirten. Diese einheitliche Wohnstätte diente alsdann der Gesammtheit d. i. der Horde.

Und nehmen wir dies an, so dürfen wir auch folgern, daß man in demselben gewiß ebenso reihenmäßig gelagert haben wird, wie es diejenigen thaten, welche sich später um das Hordenhaus lagerten, weil eben darin eine Continuität der Entwickelung liegt. Wer nicht von Vorurtheilen befangen und überhaupt im Stande ist, in ruhiger Erwägung auch eine der Promiscuitäts- und Unordnungs-Lehre *entgegengesetzte* Theorie anzuhören, der wird mir wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in der Gesammtheit meiner Voraussetzungen und Folgerungen ein System liegt, welches in der Lehre vom wilden Durcheinander fehlt. Wie anders als im System können wir urgeschichtliche Thatsachen feststellen!

Die schiffsförmigen Reihendörfer sind als unbestreitbare Thatsache, die sowohl bei gegenwärtig bestehenden als auch bei längst verschwundenen Völkern beobachtet worden ist, nicht aus der Welt zu schaffen; sie bedürfen einer Erklärung, wenn man dem Forschungstriebe der Wissenschaft keine Grenzen setzen will. Diese Erklärung kann aber nur in den Verfassungszuständen dieser Dörfer selbst zu suchen sein.

Nun aber giebt es Dörfer auch noch in anderer Form, überhaupt, was diese anbelangt, sehr verschiedene Dörfer, die oft nahe an einander

liegen, ja sich bisweilen durchkreuzen und alsdann geradezu eine Haufenform annehmen. Sollten wir glauben, die sog. Haufendörfer seien eine elementare Erscheinung? Das wäre kühn. Dazu kommt, daß es auch Runddörfer giebt. Es bedarf somit das schiffsförmige Dorf ebenso eine besondere Untersuchung, wie das Runddorf und das Haufendorf. So entsteht eine neue Vermuthung, daß wir es hier mit verschiedenen Gebilden zu thun haben, und diese Vermuthung ihrerseits erfordert wiederum ein neues Inductionsverfahren. Durch solche fortgesetzte Wechselprocesse von Induction und Vermuthung gewinnen wir beständig neue Hypothesen, die wieder nach Einheit lechzen und uns eben dadurch zu der letzten einheitlichen Hypothese hinführen, die uns die Gesammtheit der Einzelerscheinungen erklären kann.

Geht man auf diesem Wege den Einzelerscheinungen nach, so findet man in der That, daß jene Schiffsdörfer eine Verfassung haben, die von allen übrigen wesentlich abweicht; und man wird veranlaßt, in der Geschichte nachzuforschen, ob für sie nicht ein uralter characteristischer Name besteht. Wir nennen sie in der Nationalökonomik *Gewanndörfer*. Der Ausdruck „Gewann", Wanne ist etymologisch noch nicht bestimmt und seine Bedeutung kann selbstverständlich nur aus dem ganzen Zusammenhang aller einschlägigen thatsächlichen Verhältnisse, *nicht aber aus Wortwurzeln*, gewonnen werden. Der Sachverhalt ergiebt, daß die Bewohner der Gewanndörfer in sich selbst eine Verwandtschaft, eine „Wanne", ein „Gewand" bildeten, das sie einheitlich, gleichsam wie ein Kleid umschloß; und dieses Gewann war ihre Wohnung (skr. vanas), welche, wie wir noch zeigen werden, der bestimmende Grund ihrer ganzen Verfassung und vornehmlich ihrer Ackerverfassung war. In der Sprachwurzel van- (ven-, vin-, von- und vun) vereinigen sich alle characteristischen Merkmale ihres Einheitslebens, weshalb z. B. das auf die skr. Wurzel van zurückzuführende ahd. winnen noch ebenso arbeiten, wie streiten und erwerben heißt; aber zugleich auch die Bedeutung von „gern haben" hat.

Durch die eigenthümliche Art, wie sie einheitlich bei ihrer Arbeit zusammenstehen, was weiter unter ausführlich dargelegt werden soll, erhält alsdann auch der *Raum*, das *Ackerland*, auf dem sie sich in Arbeit bethätigen, die ursprünglich nur ihrer Wohnung zukommende Bezeichnung Wanne oder Gewande, so daß also Gewann die Bedeutung eines Stückes Land erhält, welches die verwandte Wohneinheit bearbeitet. Aber da dieses Landstück in ganz characteristischer Weise durch Reihenarbeit besorgt wurde und eine Reihe etwas gegliedertes ist, so liegt in dem Worte Gewanne ebenso wie Verwandtschaft noch ein *Gegliedertsein*, und dieses Umstandes wegen wollen wir uns noch nach einem andern Ausdruck umsehen, der uns den Sachverhalt viel besser veranschaulichen kann, als das Wort

Gewanne, das überhaupt, wie wir gegen Ende dieses Abschnittes sehen werden, ein specifischer Ausdruck der Bewohner des am Wasser gelegenen Marschlandes ist. Auch die Wanne hat die Gestalt eines Schiffes.

Das „ur"wesentliche Merkmal dieser Schiffsdörfer ist ihre wechselweise Bewohnung in entgegengesetzten Reihen, und deshalb tragen sie den Namen „Vic" griech. οἶκος, lat. vicus, im mittelalterlichen französisch visnet (voysiné) und in vielen andern Sprachen eine fast gleichlautende Bezeichnung. Aus dem Worte ist selbstverständlich auch hier der Sachverhalt nicht zu erkennen, und ich habe auch hierbei nicht den letztern aus dem Worte gewonnen, sondern das Wort aufgesucht, nachdem ich den Sachverhalt entdeckt hatte. Es bemerkt in Bezug auf das Wort vicus B. W. Leist[1]): „Dieses Wort zieht sich durch viele arische Sprachen, aber so, daß es offensichtlich je bei den verschiedenen Völkern wesentlich abweichende Bedeutungen angenommen hat. Das zeigt, daß unter Festhaltung eines gewissen Grundgedankens, der die Forttragung des Wortes verursacht hat, die bedeutend auseinander gehenden Zustände in den einzelnen Ländern dem Worte zu völlig divergirenden Bedeutungen verholfen haben." Und in einer Anmerkung schließt Leist daran noch an: „Als Grundgedanke, der sich durch die Wörter: skr. vêças, viç, viças, zd. viç, griech. οἶκος, lat. vicus, goth. veihs, ahd. wich, ksl. visi, altir. fich sich hindurchzieht, wird wohl anzunehmen sein, daß damit nicht objectiv das Haus oder Grundstück, sondern subjectiv die Gesammtheit der Wohnenden, die Niederlassung, die Bewohner, die sich ansiedelnden Leute in erster Linie bezeichnet werden. — Wie sich dazu das deutsche wichbilde verhalte, ist zweifelhaft. Kluge (Et. Wörterbuch der d. Sprache. Art. Weichbild) bemerkt: ‚Der Ursprung der erst im 13. Jahrh. auftretenden Zusammensetzung ist bestritten'. Er stellt es zusammen mit agsächs. „vic Flecken, Ort, ndl. wijk Stadtviertel, ahd. vih Flecken, Stadt."

Es lag außerhalb der Forschungen Leist's, dem Ursprunge des Wortes „Vic" nachzugehen und noch weniger in der Absicht des Juristen, nach dem sachlich-wirthschaftlichen Inhalt, welcher demselben zu Grunde liegt, zu forschen, weshalb er denn auch sagt: „Es wird die divergirende Verwendung dieses Wortes in den verschiedenen Sprachen wohl noch eingehender Untersuchung bedürfen. Darauf habe ich mich nicht einzulassen".

Die divergirende Bedeutung eines einheitlichen Wortes, wie es bei οἶκος und vicus zweifellos der Fall ist, weist deutlich darauf hin, daß es einen Zustand gegeben hat, in welchem der vicus mit dem οἶκος einerlei Gestalt hatte. Und wenn wir nun im Laufe der Darstellung erfahren werden, daß der vicus ein wechselweises „Gereihte" einzelner neben einander liegender Lagerstätten bildet, ein vis à vis-Lager, und wenn wir

[1]) Alt-Arisches jus civile 1. Abtheilung. Jena 1892. S. 323.

wissen, daß während des uns bekannten griechischen Alterthums der οἶκος eine einheitlich umschlossene Behausung bildet, sollten wir dann nicht zu der Folgerung genöthigt sein, daß entweder die getrennten Lagerplätze aus einer früher räumlich umschlossenen Einheit oder daß die Einheit aus früher getrennten Einzellagern bestanden hat? Die letztere Folgerung wird dadurch unmöglich gemacht, daß wir bei allen neueren Kulturvölkern keine Zusammenschließung zu einem einheitlichen Hause mehr finden.

Aus der Bedeutung von οἶκος als Einheitshaus können wir indessen auf die Alterthümlichkeit desselben einen Schluß ziehen, und wenn wir im vicus bis heute noch deutlich die Schiffsgestalt erblicken, so liegt der weitere Schluß nahe, daß auch der οἶκος jenes Schiffshaus war, das ich für das denkbar älteste Wohnlager halte und das ich bisher kurz mit „Hordenhaus" bezeichnet habe. Somit weist auch hier der ganze Zusammenhang der Thatsachen nach vorwärts und nach rückwärts auf die ursprüngliche Existenz eines einheitlich umschlossenen Reihenlagers.

Der Οἶκος hatte etwa die Grundform, welche man noch bei den Polynesiern beobachten kann, von der Ratzel[1]) folgende Schilderung giebt: „Der Grundplan des polynesischen Hauses ist viereckig und am häufigsten rechteckig. Der Bau ist in der Regel lang und niedrig; ein langes Dach aus Palmblättern, Schilf, Zweigen, das sehr oft einem umgestürzten Kahne oder einem länglichen Bienenkorbe gleicht, und dessen First von hohen Pfählen getragen wird, während seine Seiten auf niederen Pfählen ruhen, ist die häufigste Form .... Wo der Grundplan deutlich zu erkennen war, wie bei einem größeren Hause, das Forster von der Osterinsel beschreibt, und bei manchen anderen auf anderen Inseln, selbst auf Neuseeland, ruhen die Seitenwände auf Steinfundamenten und verlaufen die Langwände bogenförmig, so daß die Kahnähnlichkeit des Hauses noch mehr hervortritt." Doch nicht die äußere Gestalt, sondern das Innere desselben hat zunächst unser Interesse, weshalb wir auf den vicus näher einzugehen haben.

Der vicus ist eine Wohneinheit (universitas, nicht communitas), deren Umschließung (skr. vêsṭana) zwei mit einander in Wechselbeziehung stehende Reihen in sich birgt und umkleidet (veshati). Obwohl die einzelnen Reihen und Reihenpunkte von einander getrennt sind (skr. vić=trennen, scheiden) und von einander weichen (ϝείκ-ω ich weiche) d. h. ein Weichbild darstellen, so sind sie doch gegen einander (in vices) gekehrt. Bekanntlich benannten die Römer späterer Zeit noch mit vicus die, eine Straße (via) zu beiden Seiten einschließende Häuserreihe, weshalb man z. B. sagte: inter vicos aut inter vias manere (Suet.) oder dimensis vicorum ordinibus et latis viarum spatiis (Tac.). Bei vicus dachte Jeder an Reihen, weshalb ein zur Ergänzung dienender Folger in der Reihe vicarius hieß, genau ent-

[1]) F. Ratzel, Völkerkunde 1. Aufl. II. S. 167.

sprechend goth. vik-ou = das an die Reihe kommen. Wir Deutschen übersetzen in der Regel Vicus mit Dorf, was aber, wie ich weiter unten zeigen werde, sprachlich falsch ist, weil das Dorf (turba) eine ganz andere Form, nämlich Rundform hat und ursprünglich zur Wohnstätte der Viehzüchter diente, während dem Vicus die Viehzucht ursprünglich ganz fremd war.

Nur durch eine scharfe Auseinanderhaltung beider Wohnarten, die zugleich die Repräsentanten zweier durchaus verschiedener, ja geradezu feindlicher Bewohner waren, wird es uns möglich sein, einen ganz überraschend neuen Aufschluß nicht blos über die ältesten agraren Zustände, sondern zugleich über die Entwickelung des gesamnten Völkerlebens zu erhalten. Aus diesem Grunde werde ich fortan, außer in Citaten, mich nur des Wortes Vicus, dem das deutsche „Wechsel-Gereihte" entsprechen würde, bedienen, wenn es sich um das Urdorf der reinen Ackerbauer handelt.

Die eigentliche Heimath des Vicus ist die Ebene, und zwar die mehr dem Berge zu gelegene Ebene, für welche der Grieche ὀργάς gebraucht. Die ihm nahe verwandte Gewanne (Wanne) gehört, wie schon bemerkt, mehr den feuchten Niederungen, dem sog. Veen- bezw. Marland an, indem ja Mark (z. B. im Worte Dänemark) Niederland und zwar moriges Land bedeutet, wie denn auch die Norweger fast allezeit das ganze schwedische Thalland Markerne nannten. Demgemäß können wir einen Unterschied zwischen Ar- und Marland machen, wie er ja auch in der Person des Gottes des Ackerbaues, der später auch zum Kriegsgott wird, Ares und Mars zum Ausdruck kommt. Für die Agrarverfassungen hat dieser Unterschied zwar Bedeutung, aber weniger für den Vicus und die Gewanne im Sinne einer Behausung. Da wir vorerst dieser Unterscheidung nicht bedürfen, können wir vorläufig beide, Arland und Marland identificiren, zumal nicht überall Marland anzutreffen ist, und somit der Unterschied nicht allerwärts practische Bedeutung gewinnt.

Es ist psychologisch nur zu wahrscheinlich, daß man in Urzeiten, wo die Reflexion noch nicht im Vordergrunde stehen konnte, allezeit denjenigen Gegenden nachzog, welche die gleichen Bedingungen darboten, unter denen die Voreltern gelebt hatten, so daß eine gewisse Gleichförmigkeit in allen einzelnen Kultursphären, vorzugsweise in Sprache und Sitte, in Kunst und Wissenschaft und überhaupt in der ganzen Verfassung aller der durch allmähliche Ausbreitung mittels Abgliederung entstandenen kleinen Einheiten nothwendiger Weise entstehen mußte. Der Trieb der Nachahmung des bisher Beobachteten und des Festhaltens an dem Gewohnten ist so mächtig, daß sich die Gleichförmigkeit so lange zeigen muß, bis Störungen von Außen eintreten, die alsdann modificirend oder vernichtend einwirken.

Wurde der erste Vicus in der fruchtbaren Ebene errichtet, so ist schon aus diesem Grunde zu erwarten, daß alle aus demselben entstammenden

Nachkommen in ganz gleicher Weise, um der gleichen Lebensbedingungen wegen, ebenfalls nur das mürbe Land aufsuchten und erst, als dieses erschöpft war, auch höher gelegene Gegenden occupirten. Auch wird man auf dem fruchtbaren ebenen Boden bei der Anlegung eines neuen Vicus zunächst erst alle diejenigen Stellen occupirt haben, die der Anlage desselben die geringsten Schwierigkeiten bereiteten, wodurch eben bewirkt wurde, daß in späterer Zeit die immerhin noch günstigen, früher verschmähten Landstrecken in Besitz genommen werden konnten, als die Ebenen bereits mehr bevölkert waren.

Daß in der That die besseren Stellen der Ebene *zuerst* für den Anbau gewonnen wurden, lehrt beispielsweise die Besiedelung auf germanischem Boden, worüber sich *Meitzen*[1]) wie folgt ausspricht: „Die vorhandenen Gewanne lassen sich nach älterer und jüngerer Zutheilung unterscheiden. Der älteren Kultur gehören die besseren, ebeneren und trockeneren Ackerlager an, welche sich von der Umgebung des Dorfberinges desto weiter nach Außen erstrecken, je mehr sie durch Wiesen und Gewässer, sowie durch ungünstige, schwere, nasse oder flache und dürre Gründe, steile Hänge, Haide oder Unland unterbrochen sind. . . . Die Kultur der schlechteren Böden fand erst bei steigender Einwohnerzahl und Theilung der Wirthschaften und nach hinreichender durch den allgemeinen Anbau des Landes eingetretener Entwässerung und Abtrocknung statt. Die ihr angehörigen Gewanne zeigen häufig auch in ihrer Form, daß sie zwischen die älteren nach Umständen eingeschoben wurden. Wiesen- und Buschgewanne gehören erst der neueren Zeit an."

Was für die Besiedelung des heutigen Deutschland gilt, muß in der Urzeit noch weit mehr gegolten haben, da ja die Werkzeuge uranfänglich nur höchst primitiv gewesen sein können. Auch wird es eine Zeit gegeben haben, wo die Vicusbewohner noch nicht *Pflanzenbauer*, sondern nur *Pflanzenleser* waren. Nur muß man sich hüten, anzunehmen, daß diese Pflanzenleser *nomadisirt* hätten und nicht ansässig gewesen wären. Die verschiedenen Vici sind durch Ausbreitung, aber nicht durch Wanderung entstanden. Die Vicusverfassung und die Bevölkerung der Erde mit Vicusbewohnern würde unerklärt bleiben, wenn sie sich auf einer fortwährenden Wanderung befunden hätten; und ebenso würde die *Erfindung* des Ackerbaues bei beständigem Umherziehen ohne festen Wohnsitz *geradezu undenkbar* sein.

Die gäng und gäbe Meinung, der Mensch sei erst Jäger und dann Hirt gewesen, endlich aber zum Ackerbau übergegangen, hat zwar heutzutage an Ansehen bedeutend verloren, seitdem man dank den Mittheilungen

[1]) *Meitzen*, Siedelung und Agrarwesen I. S. 171.

angesehener Reisender einen Uebergang vom Jäger zum Hirten nirgends und einen Uebergang vom Hirtenthum zum Ackerbau nur dort vorgefunden hat, wo ein Hirtenvolk mit einem Ackerbauvolk in nahe Berührung kam. Aber immer bildet es ein noch zu lösendes wirthschaftliches Problem, wie man sich die Entstehung des Ackerbaues zu denken habe. Der Uebergang von animalischer — und sagen wir auch nur von vorwiegend animalischer — Kost zu reiner Pflanzenkost ist viel härter zu ertragen als die Vertauschung einer, wenn auch nur vorzugsweise vegetabilischen Lebensweise mit thierischer Nahrung. Diese Erfahrung macht nicht nur der früher an Fleischkost gewöhnte Sträfling im Gefängniß, sondern jeder Reisende, der, an animalische Speisen gewöhnt, sich in Länder begiebt, wo er diese entbehren muß.

So sagt beispielsweise C. A. Meinert[1]): „Durch den unfreiwilligen Genuß von ausschließlich vegetabilischer Kost gerathen viele Gefangene, wie die Beobachtung beweist, in einen Zustand chronischer Inanition." Die zahlreich darüber angestellten Untersuchungen dürfen auch von den Nationalökonomen bei der Behandlung des obigen Problems und der früher allgemein angenommenen Entwickelungsstufen der Jäger, Hirten und Ackerbauer jetzt nicht mehr unbeachtet bleiben. Der Uebergang von vegetabilischer zu animalischer Kost ist, wie schon angedeutet, lange nicht so schwer zu ertragen, wie der umgekehrte Wechsel, obwohl erfahrungsgemäß auch hier gewisse Störungen im Organismus zu bemerken sind. Gewohnheit spielt hierbei eine bedeutende Rolle, weshalb Pflanzenesser ebenso wie Fleischesser so lange als möglich die gewohnte Kost zu erhalten bestrebt sind, nur daß letztere niemals vollständig die Fleischnahrung aufgeben.

Die Entdeckung des Ackerbaues ist weder Jägern noch Hirten zuzuschreiben, sondern solchen, die sich bereits bisher mit Pflanzenkost, wenn auch nicht als ihrer ausschließlichen, doch vorzugsweisen Nahrung nährten. Denn wenn wir jene Entdeckung auch nur einem Zufalle zuschreiben müssen, so kann sie doch nur von dem gemacht werden, der den Werth der Nährpflanze ganz besonders kennt und ihr bereits einen hohen Grad von Aufmerksamkeit gewidmet hat. Denn zu einer Entdeckung gehört sowohl sinnliche Wahrnehmung als auch zugleich Erkenntniß. Eine Entdeckung kann einerseits auf einer Kombination des erkennenden Denkens beruhen, vermöge deren man das Erkannte in der Wirklichkeit aufsucht, so daß das Gedachte alsdann durch die sinnliche Wahrnehmung bestätigt wird; oder aber die sinnliche Wahrnehmung geht bei der Entdeckung voraus und das Denken giebt nur die Veranlassung, ein Ding auszusondern. Augenscheinlich kann nur der letztere Weg zur Entdeckung des Ackerbaues geführt haben,

[1]) Armee- und Volksernährung II. Theil. Berlin 1880. S. 8.

wenn wir das frühe Auftreten des Ackerbaues bei ganz primitiven Menschen erwägen und uns zugleich das Gesetz der Entwickelung der Seele vor Augen halten.

Die Menschen, welche, wie die Australier (nach Peschel's Völkerkunde), „neben den Beutelthieren alle Vögel, selbst Aasgeier, Aale und Fische jeder Art, Fledermäuse, darunter auch fliegende Hunde, Frösche, Eidechsen, Schlangen und Würmer verzehrten" können unmöglich den Ackerbau erfinden, weil ihre Aufmerksamkeit zu wenig auf ein ausschließlich vegetabilisches Product, z. B. Getreide, gerichtet ist. Das können nur solche Menschen, die in einer Gegend leben, die sie auf die vorzugsweise Ernährung von Pflanzenkost hinweist. Insofern bei derselben die mehlfrüchtigen Gräser besonders in Betracht kommen, beschränke ich mich hier auf Erwähnung des Getreides.

Bekanntlich wachsen die Getreidearten gesellig in großer Menge und bieten in wärmeren Ländern mehrere Ernten des Jahres; die verlorenen Körner wachsen sofort wieder zu neuer Saat empor. Von ihnen sagt Gerland: „Diese niederen und schwachen Pflanzen sind leicht zu beherrschen und regen zugleich zum Nachdenken über ihre Nutzbarmachung an. Sie waren es daher, an denen unsere Ahnen die Kräfte ihres Gehirns üben lernten. Vom einfachen Durchziehen der Ähre durch den Mund, wie es sog. Wilde noch jetzt thun, schritt man zum Zerklopfen mittels Steinen vor und lernte so mahlen, später auch backen und endlich selbst säen, pflügen und ernten."

So richtig dieser allmähliche Vorgang durch Gerland auch beschrieben ist, so bedarf derselbe doch, soweit er das Säen, Pflügen und Ernten betrifft, einer Erklärung, weil zwischen dem mühelosen occupatorischen „Durchziehen der Ähre durch den Mund" bis zum Säen eine große Kluft besteht. Wenn die Ähren durch den Verlust von Körnern an Ort und Stelle selbst für ihre Fortpflanzung sorgen, wieso kam der Mensch darauf, an einem anderen Orte, wo bisher kein Getreide wuchs, Getreide auszusäen? Ob er im Dickicht des Getreidefeldes das Ausfallen der Ähren überhaupt sollte haben beobachten können, ist doch mehr als unwahrscheinlich. Hier liegt das Problem, dessen Lösung wir zunächst versuchen wollen, zumal man an demselben bisher immer vorüber gegangen ist, als ob es eine rein selbstverständliche Sache wäre.

Sie ist es aber durchaus nicht. Wir sind viel zu wohlfeil mit der Redensart: „der Mensch habe die Erfahrung gemacht". Die Wissenschaft fordert den Nachweis, wie und warum er die Erfahrung machen konnte. Schon das Kind fragt nach dem Warum und Wie. Es fragt uns beispielsweise, warum der Apfel röthlich gefärbt ist; und antworten wir ihm darauf, weil ihn der liebe Gott so gefärbt hat, so wird es, wenn es

ein aufgewecktes Kind ist, weiter fragen: wie macht denn das der liebe Gott? Wir lächeln oft über solche Fragen und die darauf gegebenen Antworten; und doch leisten wir wahrlich nicht viel mehr, wenn wir auf die wissenschaftlichen Probleme mit der Antwort bereit sind: es war die Erfahrung, welche den Menschen zu der und der Einrichtung führte. Ob wir statt der Redensart „Erfahrung" die Wendung „der liebe Gott" gebrauchen, ändert an der Sachlage durchaus nichts.

Sagt man, die Noth habe den Menschen gezwungen, das Getreide durch Aussaat zu vervielfältigen, so schlüpft man an dem Problem nur vorüber. Wurde man infolge einer Mißernte auf den Getreidemangel aufmerksam und bemerkte man, daß die Getreidemenge gegenüber der Menschenmenge nicht entsprechend zunahm, so wird man sich vorerst zum Weiterziehen entschlossen und es so lange fortgesetzt haben, bis man an einen Ort kam, welcher die gesuchte Frucht bot. Von einer langen Wanderung kann aber keine Rede sein, weil der Urmensch nicht ohne Nahrung leben konnte. Ein bereits von einer anderen Horde besetztes Getreide-Terrain würde den Widerspruch derer erregt haben, die sich von ihm ernährten. Der Einzug auf ein nicht Getreide spendendes Land führt uns der Lösung des Problems in so fern näher, als es dabei nicht ausgeschlossen ist, daß die Horde Körner mit sich führte, die zur Erde fielen, in ihr keimten, zu Halmen erwuchsen und Frucht trugen. Nur begegnen wir alsdann einer neuen Schwierigkeit. Denn um diesen Vorgang beobachten zu können, bedurfte es wenigstens eines Zeitraums von derselben Spanne, wie er zwischen Einfall des Samenkorns in die Erde und der vollendeten Fruchtreife liegt. Um diesen Vorgang beobachten zu können, mußte man somit mindestens den gleichen Zeitraum seßhaft sein. Ich sage „mindestens", weil dieser Zeitraum ganz entschieden nur demjenigen genügt, der der Erwartung lebt, daß die jung aufsprossende Saat dasjenige Element sei, aus welchem in späterer Zeit die fruchttragende Ähre sich entwickeln werde.

Aber wie sollte der Mensch zu dieser Erwartung gekommen sein, da sie ja bereits eine Kenntniß vom ganzen Entwickelungsproceß der Pflanze voraussetzt? Denn Erwartung nennen wir „den Zustand des Emporgetriebenwerdens einer als künftig gedachten Vorstellung gegen die sie abweisende Gegenwart", und das, was und wie man erwartet, hängt von der bereits gewonnenen Lebenserfahrung ab. Zugleich verlangt eine solche Erwartung eine ganze Vorstellungsreihe entsprechend den Veränderungen, welche das Saatkorn bis zu seiner vollen Reife erleidet. Man täusche sich nicht in der Annahme, eine solche Evolutionsreihe von Vorstellungen könne bei einer so kurzen Seßhaftigkeit, wie sie zwischen Aussaat und Ernte liegt, gewonnen werden. Hierzu bedurfte es eines weit längeren Verweilens, das es ermöglichte, alle die einzelnen Vorstellungen, die zur

Gewinnung einer Reihenvorstellung erforderlich sind, aus den Beobachtungen der verschiedenen Zustände der Pflanze zu einer einzigen Vorstellungsreihe zu verbinden. Wir sind durch die Betrachtung aller dabei in Frage stehenden Momente genöthigt, die Erfindung des Getreidebaues nur einer dauernd seßhaften Bevölkerung zuzuschreiben. Der Vicus, dem wir diese Erfindung zuschreiben müssen, muß somit seßhaft, aber nicht wandernd gewesen sein.

Was aber die Stätte betrifft, wo man den Vorgang der allmählichen Entwickelung der Körnerfrucht beobachtete, so kann sie nur im Umkreise der Behausung der Vicusbewohner gelegen haben. Die ursprüngliche Bodenheimat des Getreides ist das feuchte niedere Land, und es ist wohl anzunehmen, daß man sich in der Nähe, aber nicht inmitten eines Getreidefeldes angebaut hat, weil die Wohnung der Menschen noch andere Lebensbedingungen, wie Trockenheit und dergl. erheischt, was das Getreidefeld nicht bietet. Aber angenommen, die Wohnung hätte mitten im Getreidefelde gestanden, so würde, wie bereits oben erwähnt, das jetzt behandelte Problem, das ja eben darin liegt, daß man Getreide auf einem andern Orte zu bauen anfing, als wo es im freien Zustande wuchs, ungelöst bleiben. Denn daß bei sorgloser unvorsichtiger Ernte der ersten Ansiedeler mehr als hinreichend Saatkorn unfreiwillig zur Erde fallen mußte, das ohne menschliches Zuthun wieder keimte und neue Ernte hervorbrachte, ist etwas so Selbstverständliches, daß man darüber gar nicht zu streiten braucht. Die Beobachtung, daß hier Körner ausfallen, selbst wenn sie gemacht worden wäre, hätte nicht genügt, die Aussaat zu erfinden, weil erst durch eine zweite Beobachtung, daß auch außerhalb des bisherigen Standortes Getreide wächst, es überhaupt möglich war, zu weiteren Vorstellungen zu gelangen. Im Gegentheil weisen die eben angestellten Erwägungen aller Umstände uns deutlich zu der Annahme hin, daß die Wohnstätte nicht inmitten eines Getreidelandes gestanden haben kann.

Man wird das Getreide nicht durchweg am Fundorte selbst, sondern zugleich auch durch Überführung jener Frucht nach der Wohnstätte in deren Nähe genossen haben, und die hier ebenfalls unvermeidliche zufällige Ausstreu wird an dieser Stelle in einem gewiß nicht gering zu bemessenden Zeitraum die Gelegenheit verschafft haben, die zu der ganzen Vorstellungsreihe, daß Aussaat Ernte giebt, erforderlichen Bestandtheile mühsam zu erwerben.

Ob die Erfindung der Aussaat in die Zeit zurückreicht, wo der Vicus in einer einzigen Behausung beisammen lagerte oder ob der Ackerbau erst in die Zeit fällt, wo man bereits in getrennten Reihen von einzelnen Höfen, wie sie die sog. Gewannedörfer darbieten, lagerte, bildet

ein weiteres Problem, das wir ebenfalls nicht unberücksichtigt lassen dürfen, da es für die Theorie der Nationalökonomie in Bezug auf die Frage der Wirthschaftseinheiten nicht gleichgültig ist.

Die Völkerkunde sagt[1]), daß z. B. „der Ackerbau von der größten Zahl der Indianer südlich des St. Lorenzstromes und östlich des Mississippi vor der europäischen Zeit geübt wurde, und zwar war durchgängig der Hauptgegenstand desselben Mais. Die Behauptung, daß nur die sog. Moundbuilders Ackerbauer gewesen seien, sei unbegründet; nur sei es wahrscheinlich, daß einst der Ackerbau in ihrem Gebiete intensiver gewesen sei, als es zur Zeit der Ankunft der Europäer war. Dahin deuten z. B. die hochäckerartigen sogenannten Gartenbeete Michigans und Indianias . . . Nach Gallins Untersuchungen bauten Mais im Osten des Mississippi alle Völker vom Mexikanischen Meerbusen bis zu den Großen Seen . . einige Völker von Neuengland, die Irokesen und unter allen namentlich die südlichen Stämme trieben den Ackerbau in der größten Ausdehnung; im Westen des Mississippi verbreitete er sich nur über die in festen Dörfern angesiedelten Arickarrii, Mandan und Mönitarri, die Osagen und drei Stämme der südlichen Sioux und einige Indianer am Red River. Hier herrschte sogar insofern eine intensive religiöse Verehrung des Maises, als seine Anpflanzung und Ernte Anlaß zu Opferfesten gab, bei welchen Mais, die Lieblingsnahrung ‚der Alten, die nie stirbt', dargebracht wurde. Brackenridge fügt zu diesen Ackerbauern noch die Omaha und Punca und die sämmtlichen Völker am südwestlichen Ufer der Missouri, wo Prinz zu Wied nicht weniger als 9 Abarten des Mais neben 6 Kürbis- und 4 Bohnenvarietäten beschreibt. Alle Äcker lagen hier in den Flußniederungen. Spuren von Ackerbau findet man ferner in Kalifornien u. s. w. Daß die ersten Ansiedeler von den Indianern Mais eintauschten, wird häufig erwähnt. Charlevoix giebt den Indianern von Louisiana, Kapitän Smith denen von Virginia, andere denen von Massachusetts und Connecticut das Zeugniß, daß sie die ersten Ansiedeler mit dem Ertrage ihres Ackerbaues unterstützten, und Smith macht in einem seiner Briefe über Virginia kein Hehl daraus, daß die virginischen Ansiedler umgekommen wären, wenn nicht die Indianer ihnen Nahrung dargeboten hätten. Die Art und Weise des Anbaues und der Ernte und Besorgung des Maises lehrten in Neu-England die Indianer den ersten Einwanderern, und auch anderswo mag es ähnlich gewesen sein . . . . Die Ackerbauwerkzeuge waren ursprünglich die einfachsten. Manchmal genügte ein einfacher Stab, mit dem der Boden umgebrochen ward. Wenn die Rede von ‚hölzernen Hauen' ist, hat man theils an solche Grabstöcke, theils an Stäbe mit hervorstehenden Aststücken oder rechtwinkelig umgebogenen Enden zu denken,

[1]) Nach Ratzel, Völkerkunde (1. Aufl.) II. S. 604 ff.

welche die Erde nur in geringer Tiefe und Masse bewegen konnten. De Bry spricht von Hauen aus Fischknochen mit hölzernen Stielen bei Florida-Indianern, die also ähnlich den entsprechenden Werkzeugen mikronesischer Herkunft gewesen sein werden".

Die vorstehende Schilderung eines ausgedehnten Ackerbaues auf der Ebene Amerikas mittels primitiver Werkzeuge und ohne Viehzucht bezw. ohne Arbeitsvieh läßt meiner Grundhypothese zufolge erwarten, daß wir entweder das einheitliche Vicushaus oder Vicus-Reihen in Hüttenform vorfinden müssen. In der That erfahren wir denn auch von „gemeinsamen Häusern, derer eins ein ganzes Dorf umfaßt." Nach Ratzel, dem ich noch weiter folge[1]), treten diese Gemeinhäuser, wofür wir besser Einheitshäuser (universitates, nicht communitates) sagen wollen, „im engen Zusammenhange mit der Gliederung des Stammes überall in verschiedenen Formen auf. Das Langhaus der Irokesen sei ihr ausgesprochener Typus. Wir hören von 40, ja 150 m langen Häusern im heutigen New-York, die also wohl den Irokesen angehörten. Ein Längsgang führte mitten hindurch, zu dessen beiden Seiten die Familien um je eine Herdstelle wohnten, und den Eingang schützte ein Vordach, unter welchem Vorräthe bewahrt wurden." Folgendermaßen beschreibt Nicolas Sáenz das Innere eines solchen Hauses bei den Churruje Kolumbiens: „Die großen Häuser enthalten gewöhnlich drei Abtheilungen; die vierte ist ganz offen und bildet den großen Eingang des Hauses. Einige Abtheilungen haben noch ihre besonderen kleinen Thüren, die nach Außen führen. In der Mitte befindet sich ein großer, viereckiger Raum zur gemeinsamen Benutzung, wo die Indianer zur Unterhaltung zusammenkommen und ihre kleinen Feste feiern. Dieser Raum ist von Balken in verschiedener Anzahl umgeben, welche das Dach tragen, das sehr tief nach unten, bis nahe an die Erde herabgeht. Der Raum zwischen der Balkenreihe und dem Dache ist der bewohnte Theil, und jede Familie richtet sich in dem zwischen zwei oder drei Balken liegenden Raum ein. Diese Abtheilungen sind durch horizontal ausgespannte Stricke von einander geschieden, die als Barriere gelten und von Niemand überschritten werden dürfen."[2])

Außer diesen langgestreckten Einheits-Häusern werden — außer den Rundbauen, die uns vorläufig nicht interessiren und erst im nächsten Abschnitt behandelt werden sollen — aber auch noch „Dorfanlagen" erwähnt. „Mit den Dorfanlagen", heißt es[3]), „hängen viele von den Erdhügeln, den Mounds, denen eine allzu phantasiereiche Forschung einst eine übertriebene

[1]) Ratzel, Völkerkunde II. S. 612 ff.

[2]) Das letztere citire ich absichtlich nach der Quelle, der Ratzel seine Darstellung augenscheinlich verdankt, nämlich „Zeitschrift für Ethnologie VIII. 1876. S. 328.

[3]) bei Ratzel, Völkerkunde II. S. 616.

Bedeutung beilegte, auf's innigste zusammen. Dörfer wurden nicht blos in Niederungen, die den Überschwemmungen ausgesetzt waren, auf künstlichen Erdhügeln erbaut, sondern auch in hochgelegenen Prärieländern. Besonders oft wurde die Hütte des Häuptlings in dieser Weise ausgezeichnet und viel seltener war die Höhe eines solchen Hügels zum Opferplatze bestimmt. Durch Natur oder Kunst geschützte Lage, Wälle, Mauern, Gräben zeigen, daß am allerhäufigsten der Schutz gegen Angriffe Zweck solcher Anlagen war. Daß sie dauernd bewohnt waren, beweist der Reichthum von Spuren des täglichen Daseins der Menschen, die viele von ihnen bergen; oft ist das Mauerwerk von Hütten noch erhalten . . . . Die Thatsache, daß die meisten Indianerstämme keine Tradition über die Entstehung dieser künstlichen Hügel hatten, bedeutet angesichts der allgemeinen Zerissenheit der Tradition nichts."

Auch ich will mich im Interesse des Zusammenhangs meiner Darstellung auf die verschiedenen Deutungen der Mounds um so weniger hier einlassen, als dem Leser meiner Untersuchungen zur Genüge bekannt ist, worin ich ihren Ursprung suche und wieso sie uns einen Erklärungsgrund der Vicusreihen von Hütten geben. Jedenfalls finden wir auch in Amerika den Vicus in zweierlei Gestalt, theils in Hüttenreihen, theils im einheitlichen Langhause. Wer mit mir nicht in der Summe der Merkmale, sondern im Grundmerkmale das Wesen einer Sache erblickt, dem wird auch der Unterschied beider Formen identisch erscheinen. Bei oberflächlichem Zusehen könnten wir leicht geneigt sein, den einheitlichen Hausbau wegen des dazu erforderlichen technischen Apparates und der dazu nöthigen Geschicklichkeit einerseits und wegen der nur in zerstörten Überresten anzutreffenden Einzelhütten anderseits als eine spätere Entwickelungsstufe zu betrachten. Aber wir würden dabei die Reihe der Bedingungen übersehen, die zur Constatirung einer Thatsache gleichfalls erforderlich sind. Bleiben Grund und Bedingungen dieselben, so bleibt auch die Erscheinung dieselbe, und es ist daher wohl möglich, daß bei zunehmender Kunstfertigkeit unter Begünstigung bequem liegenden Baumaterials sich eine an sich ältere Form besser erhalten kann, als eine spätere, die der soliden Baugrundlage entbehrte. Ich muß auch hier hervorheben, daß Äußerlichkeiten, wie Baumaterial und dergl. bei der Beurtheilung urgeschichtlicher Erscheinungen gar nicht das Wesentliche sind, sondern die innere Einrichtung. Die Kunstfertigkeit und der äußere Ausbau sind Sachen für sich. Wer die Hagia Sophia in Konstantinopel einer primitiven russischen Dorfkirche in Sibirien gegenüber wegen ihres Äußern in zeitlicher Hinsicht nachsetzen würde, dürfte eine falsche historische Perspective erlangen.

Wenn wir die innere Wohneinrichtung jenes Einheitshauses betrachten, so sehen wir, daß wir es in ihm mit gegenseitigen (in vices) Wohnreihen zu

thun haben, indem neben dem Mittelschiffe, das „zur Unterhaltung und kleinen Festen dient", sich zu beiden Seiten je ein besonders abgezäunter (sept von sepio umzäunter) Raum befindet, in dem die einzelnen Insassen des Hauses lagern. Es ist also der Vicus ein von Allen gegenseits (ab universis in vices) bewohntes Einheitshaus, und hat, wie wir später zu untersuchen haben werden, eine der Gens geradezu entgegengesetzte Verfassung.

Nach Morgan sollen allerdings die Irokesen „Gentilorganisation" gehabt haben, weshalb er im zweiten Kapitel seiner Urgeschichte „die irokesische Gens" beschreibt, die „bei den amerikanischen Ureinwohnern während der Oberperiode der Wildheit bis in die Unterperiode der Barbarei und diese ganze Periode hindurch" die Muttergens war und so lange blieb, bis „in der Mittelperiode der Barbarei die Indianerstämme die Abstammung von der Mutter- auf die Vaterfolge zu übertragen begannen".[1]) In der, aus einem vollständigen Mißverständniß der griechisch-römischen Verhältnisse hervorgegangenen Meinung, daß sich die Gens zur Phratrie erweitert habe und die Gens, weil γίγνομαι erzeugen bedeute, eine Blutsgemeinschaft gewesen sei, mißdeutet er den ganzen objectiven Sachverhalt. Gerade bei denjenigen Völkern der gebirgigen Gegenden, von denen Morgan behauptet, sie hätten die Gentilorganisation einst gehabt, sie sei aber bei ihnen untergegangen, würde er diese gefunden haben, wenn er, statt sich an die Etymologie des Wortes krampfhaft anzuklammern, den ihr zu Grunde liegenden Sachverhalt aufzudecken versucht hätte. Das was Morgan bei den Iroken oder, wie man neuerdings sagt, Irokesen, vater- und mutterrechtliche Gens benennt, ist keine Gens, sondern der die Männer- und Weiberseite wechselweis (in vices) einschließende Vicus, welcher hier in der Form zur Erscheinung kommt, daß Frauen über Männer und Männer über Weiber als ihnen untergeordnete Fremde, und zwar von den Gentes abstammende Fremde, die Hausherrschaft haben. Die Iroken sind ein Mischvolk, die zur Zeit, als wir mit ihnen bekannt wurden, Vicus-Organisation hatten.

Das Characteristicum derselben liegt in den entgegengesetzten Reihen, der männlichen und weiblichen Reihe, von denen jede nach der Berührung mit fremden Völkerschaften Familienbeziehungen eingeht, so daß jetzt also zweierlei Familien, androkratische und gynäkokratische, in einer Behausung (Hode-no-sote) vorhanden sind. So lange in der androkratischen Familie die Kinder des fremden Weibes nicht „angenommen" bezw. „aufgehoben" sind, sind dieselben nicht hordenberechtigt, und da die Kinder der hordenberechtigten Frau trotz des Untergeordnetseins ihres Famelmannes Hordenberechtigung haben, so erben selbstverständlich, wenn die Hordenfrau stirbt, die Kinder und Schwestern derselben unter Ausschluß der Brüder den

[1]) Morgan, die Urgesellschaft S. 57.

Nachlaß, während, wenn ein Hordenbruder stirbt, dessen Kinder vom Nachlaß ihres Vaters nichts erhalten. Die Sachlage wird dann eine andere, wenn die Kinder des Hordenbruders von ihrem Vater „aufgehoben" sind, so daß sie alsdann ebenfalls erbberechtigt werden, was durch Nachahmung zuletzt in einen Zustand endigen muß, der, wie im irischen Sept, sogar die Hordentöchter gegenüber den unebenbürtigen Söhnen ausschließt.

Mein Standpunkt gegenüber Morgan und seinen Anhängern besteht also darin, daß wir ein und dieselbe Erscheinung von entgegengesetzten Standpunkten aus erklären. Morgan von einem sexuellen Zeugungsstandpunkte aus, ich dagegen aus dem Gesichtspunkte der Wohnlagerung. Morgan glaubt, „der kommunistische Haushalt[1]) sei aus den Bedürfnissen der Blutsverwandtschaftsfamilie entsprungen", während ich alle einschlägigen Beziehungen aus einer von Urzeiten an herzuleitenden Wohnlagerung ableite, die der Mensch als Heerdenthier nach der natürlichen Lage der Dinge genau ebenso befolgte, wie alle übrigen Thiere, welche in Heerden leben. Und da ich zugleich der Ansicht lebe, daß diese Einrichtung früher bestand als die Erkenntniß der Einrichtung, und ich bestimmt annehmen zu müssen glaube, daß die Entwickelung der Erkenntniß ein Characteristicum nicht blos der heute lebenden Menschen, sondern aller uns vorausgegangenen Menschen gewesen ist, so kann ich mich nicht zu der Annahme entschließen, die primitiven Menschen hätten Vorstellungen von der Blutsverwandtschaft gehabt und auf Grund dieser Vorstellungen eine häusliche Organisation, wie die oben geschilderte, ins Leben gerufen.

Ganz ähnliche Einrichtungen treffen wir bei den langhausigen Pfahlbauten an, die ich aus diesem Grunde in die Darstellung meiner Theorie mit aufnehmen muß. Sie sind nach ihrer wirthschaftlichen Seite bisher wenig in Betracht gezogen worden, bedürfen aber meiner Ansicht nach nicht blos nach ihren Befunden, sondern, was mir weit wichtiger zu sein scheint, nach ihrer ganzen Einrichtung, noch einer näheren Untersuchung. Denn daß die Pfahlbauten, die man bekanntlich in solche älteren und späteren Ursprungs theilt, mit derjenigen Bewohnerschaft, von der ich nachweisen will, daß sie sich unabhängig von einer im nächsten Abschnitt zu behandelnden Bevölkerung ganz entgegengesetzten Characters gleichförmig über die Niederungen der Erdoberfläche ausgebreitet hat, im engsten Zusammen-

[1]) Es ist durchaus falsch, das einheitliche Bewohnen eines Hauses, in welchem die einzelnen Haushaltungen abgesondert lagern, als communistisch zu bezeichnen. Wo jede Einzelhaushaltung ihren besonderen Heerd hat, besteht kein Communismus. Nach diesem Princip würden alle Häuser unserer Städte, in denen mehrere Familien wohnen, communistische Haushalte sein. Ich betone nochmals, selbst auf die Gefahr hin langweilig zu erscheinen, daß vici universitates, aber keine communitates sind.

hang mit den Vicusbewohnern stehen, scheint mir unzweifelhaft. Sie tragen schon äußerlich Merkmale der Seßhaftigkeit an sich.

So haben beispielsweise die auf der Poebene angestellten Untersuchungen, welche W. Helbig[1]) zusammengestellt und erläutert hat, ergeben, daß in der Nähe von Flußläufen, weniger in Sümpfen oder Seen, mehr auf trockenen Stellen von dungreichem Boden (Terramare) geschlossene Dörfer von oblonger Form sich befanden, die theils durch einen Graben, theils durch Holzwerk umzäunt waren. Characteristisch ist dabei, daß man zwei gegen einander gelehnte Pfahlreihen, die mit Erde beschüttet waren, beobachtete oder daß man einen durch die Mitte aufgeschütteten Weg fand. Die in den Boden eingerammten Pfahlreihen sind der Länge und Breite nach durch horizontale Bohlen verbunden, über deren oberer Lage sich Schichten von Sand, Kieseln und Thonerde ausbreiten, auf deren oberer Fläche die einzelnen Wohnstätten primitivster Art mit strohlehmigen Wänden sich befinden.

Solche Pfahlreihen, auf denen Häuser stehen, waren den Reisenden von Ostindien, der Inseln Borneo, Celebes, Neuguinea, Neuseeland und der Karolinen und ebenso der Stromgebiete des nördlichen Südamerika längst bekannt. In Neuguinea führen diese Häuser auf Marland den bezeichnenden Namen „Marea“; und daß dieser Ausdruck auch in weit davon abgelegenen Ländern sich wiederholt, wird sich im Verlauf der Darstellung zeigen. Leider hat die bisherige Forschung auf den Unterschied zwischen Rundbau und Langbau nur einen nebensächlichen Werth gelegt, worauf ich den allergrößten Nachdruck lege, weil ich in ihm den Schlüssel für die Geheimkammer der Urgeschichte erblicke. Man muß auch bei den Pfahlbauten beide Erscheinungsformen streng auseinander halten und darauf achten, ob sie an einem Orte nur schiffsförmig oder ob neben ihnen auch Rundbaue vorkommen, wie sie z. B. in den sog. umbrischen Bauten beobachtet worden sind. Es genügt nicht, so im Allgemeinen die darin gemachten Funde namhaft zu machen, ohne zugleich die Stellung des Rundbaus zum schiffartigen Bau untersucht zu haben.

Es will daher sehr wenig sagen, wenn man berichtet, daß man in den Bauten der Poebene Knochenreste von Zahnvieh (Rind, Schwein, Ziege); daneben aber Reste vegetabilischer Herkunft, wie Weizen, Bohnen, Flachs, Aepfel, Kirschen, Haselnüsse, Brombeeren und Eicheln; auch Ueberreste von Flachs-Fäden und-Seilen, sowie ohne Drehscheibe, d. i. mit der Hand angefertigte Thongefäße, broncene Messer, Sicheln, Aexte, Nadeln, Kämme etc. gefunden hat. Hieraus Schlüsse auf ihre Ernährung und Beschäftigung zu ziehen, ohne zugleich die Wechselbeziehungen zur Nachbarschaft zu berücksichtigen, dürfte unstatthaft sein. Wenn man in den schweizerischen

[1]) Wolfgang Helbig, die Italiker in der Poebene, 1879. S. 12 ff.

Bauten außer den eben erwähnten vegetabilischen Resten auch solche vom Rennthier, Eber und Auerochs vorfand, so genügt dies noch nicht, um auf ein gleichzeitiges Zusammenleben mit diesen Thieren zu schließen und „das hohe Alter jener an die Eiszeit heranreichenden Anlagen" zu bestimmen. Ohne das hohe Alter, das mit den von mir zu untersuchenden Thatsachen überhaupt direct nichts zu thun hat, bestreiten zu wollen, kann ich doch nicht umhin, mich solchen Folgerungen skeptisch gegenüberzustellen. Sowenig als mich die Befunde in Gräbern oder in Höhlen davon überzeugen können, daß ihr gleichzeitiges Vorkommen auf gleichzeitigen und gleichartigen Ursprung hinweise, so wenig kann ich mich zu der Annahme entschließen, daß alle die Befunde in den Pfahlbauten ohne Weiteres gleichzeitigen Ursprungs sind. Bekanntlich haben russische Reisende im vorigen Jahrzehnt im sibirischen Eise noch wohlerhaltene Mammuthe gefunden. Nehmen wir an, es sei diesen Reisenden nicht geglückt, ihr Reiseziel zu beenden und ein unglücklicher Zufall habe es gewollt, daß sie mitsammt ihrer wissenschaftlichen Beute der Gewalt der Natur zum Opfer gefallen und daß erst hundert Jahre später sie mit ihren modernen Instrumenten mitsammt ihrem Mammuth aufgefunden worden wären — so könnte es nicht minder sich ereignen, daß eine zukünftige Generation ganz ähnliche Schlüsse zöge, wie wir sie jetzt in Bezug auf das gleichzeitige Zusammentreffen jener Befunde machen. So sichere Schlüsse dürfen wir hier nicht ziehen.

Indem ich dies jetzt hervorhebe, kommt es mir allerdings weniger darauf an, das hohe Alter jener Pfahlbauten in Zweifel zu ziehen, zumal ich selbst annehme, daß sich die Menschheit über die Ebenen des Erdkreises vielleicht nicht einmal, sondern im Verlaufe von Jahrtausenden wiederholte Male verbreitet hat, und zwar mit einer durch die steigende Kultur veränderten, im Ganzen aber gleichförmigen Bevölkerung, nämlich einer solchen, die denselben Boden in analoger Weise als Ackerbauer benutzt hat. Worauf es mir vielmehr hauptsächlich ankommt, ist, zu betonen, daß die gleichzeitig vorkommenden Reste animalischer und vegetabilischer Herkunft nicht zu dem Schlusse berechtigen, daß die Bewohner jener Pfahldörfer Viehzüchter und Ackerbauer zugleich waren, da es wohl möglich und sogar, wie der ganze Thatsachen-Complex meiner Untersuchung ergeben wird, sehr wahrscheinlich ist, daß die animalischen Producte entweder im Austausche oder durch Raub gewonnen werden konnten. Man muß außerdem sehr wohl unterscheiden den Zeitpunkt, in welchem die Pfahlbauten angelegt wurden von dem Zeitpunkt, in welchem man sie verließ. Das zeitliche Intervall kann ein recht großes gewesen sein, und somit können die Pfahlbauer Jahrtausende lang Ackerbauer gewesen und erst allmählich zur Fleischnahrung übergegangen sein.

Gerade der Umstand, daß in größerer oder geringerer Entfernung von den oblongen Pfahldörfern Rundbauten gefunden werden, die, wie meine Darstellung später zeigen wird, ihrem Ursprunge und Urmerkmale nach Wohnstätten der Viehzüchter waren, spricht dafür, daß alle oblongen Pfahldörfer dem reinen Ackerbau dienten. Diese aber sind dem malayischen Pfahlhause ähnlich, welches A. R. Wallace[1]), wie folgt, beschreibt: „Sie sind sehr niedrig und besitzen ein Dach das wie ein großes, mit dem Boden nach Oben gerichtetes Boot geformt ist. Man gelangt auf langen rohen Brücken zu ihnen."

Zum Schluß will ich noch ein Haus erwähnen, das Meitzen in vollständiger Verkennung des Sachverhalts „einer eigenartigen Organisation des früheren keltischen Hirtendaseins entsprechend" beschreibt, nämlich das sog. Clanhaus in Irland. Seiner Beschreibung zufolge ruhte es in sehr einfacher Weise auf einem Gerüst von sechs starken Säulen, welches unmittelbar das Dach trug. Es wurden sechs gerade Stämme frisch geschlagener Waldbäume von ungefähr gleicher Größe in gleichen Abständen, je 3 in 2 Parallelreihen in die Erde eingelassen. Von 2 gegenüberstehenden Stämmen wurden die oberen Enden oder, wie es scheint, die geeigneten stehengelassenen Äste in Spitzbogengestalt gegeneinander gebogen und zusammengebunden. Auf ihre Kreuzungen konnte deshalb der Firstbaum (nen bren), eine lange gerade Stange, aufgelegt werden, an welchen das große breite Zeltdach von Ästen, Rohr und Stroh befestigt wurde. Die den Dachbaum stützenden Stämme werden Gabeln (Gavaels) oder Säulen (nen fyrch oder colovyn) genannt. Sie bilden das Hauptschiff. Dasselbe hat zu beiden Seiten je eines der Nebenschiffe neben sich, welche durch das weite Überhängen des Daches gebildet und von Einfassungen aus Pfählen und Flechtwerk (bangor) abgeschlossen werden, auf denen der untere Theil des Daches ruht. In die große Halle zwischen den Säulen gewähren geflochtene Gitter zu beiden Enden Zutritt. Längs der beiden Nebenschiffe, also zwischen der Halle und den äußeren niedrigen Seitenwänden, liegen Binsenlager, auf denen die Bewohner schliefen. Bretter am Fußende der Ruhelager zwischen den Säulen bildeten am Tage ihre Sitze. In der Mitte des Hauptschiffes zwischen den Mittelsäulen brannte auf offenem Heerde das Feuer".[2])

Alle die oben vorgeführten Wohnlagerungen werden durch das ihnen gemeinsame Grundmerkmal gekennzeichnet, daß sich durch einen abgezäunten bezw. umwandeten Mittelraum getrennte Wohnreihen gegenüberstehen, so daß also, wie bei unserm Kirchenbau, ein sog. Mittelschiff mit zwei

[1]) A. R. Wallace, The malay Archipelago or the land of the orang-utan and the bird of paradise, London 1869, II. S. 304.

[2]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen pp. I. S. 184.

Seitenschiffen zur Erscheinung kommt, wenn es sich um ein Einheitshaus handelt; dieses Einheitshaus selbst hat die Gestalt einer Arche, eines Schiffes, an dessen Gestalt und Namen sich schon bei den ältesten Völkern Sagen knüpften, worauf ich am Schlusse dieses Abschnittes zu sprechen komme. Wie erwähnt, kommt aber auch das Schiff theilweise nur als ein freier Platz vor, um den sich in zwei gebogenen Linien (gramma) Häuser gruppiren; theilweise findet sich aber innerhalb der Gramma noch eine Behausung, die sowohl bei den Völkern des Alterthums wie bei primitiven Völkern der Gegenwart als Versammlungsort bezw. Ruheplatz (sabha, sabba) benutzt wird. Welche von diesen Wohnlagerungen die jüngste und welche die ursprünglichste ist, ist aus dem Zusammenhang der einschlägigen Thatsachen nicht schwer zu bestimmen.

Wo wir, wie in unsern noch gegenwärtig anzutreffenden ländlichen Wohnstätten nur die Schiffsform als leeren Platz vorfinden, um den sich die Häuser gruppiren, ist der äußerste nach der Gegenwart zu gelegene Punkt in der Entwickelungsreihe; wo das Schiff als Einheitshaus vorhanden ist, liegt der äußerste Punkt nach der Vergangenheit; wo dagegen die Sabha auf der Gramma steht, dürfte die zeitliche Mitte sein. Damit soll selbstverständlich nicht gesagt sein, daß da, wo wir noch gegenwärtig Gemeindehaus, Dorfschmiede oder Kirche vorfinden, diese Bauten aus jener Zeit auch herrühren. Hier spielen eine ganze Reihe von Factoren unwesentlicher Natur mit, wohin ich z. B. den Mysticismus rechne, daß man die Kirchen nach Osten gewendet baut und dergl. mehr. Wie bei keinem Hausbau überhaupt das Material ein wesentliches Merkmal ist, so spielt dies auch beim Vicus keine Rolle. Da das dazu verwandte Material meist von der äußeren Umgebung abhängig, diese aber eine wechselnde Erscheinung ist, so kann auch das Baumaterial immer nur ein wechselndes Merkmal sein. Ist das Einheitshaus mit seinen Wechselreihen (vicus) in der Entwickelungsreihe das älteste, und treffen wir in ihm einzelwohnende Familien an, seien sie gynäko- (Weiberlinien) oder androkratische (Männerlinien), und räumt man mir ein, daß Familien, weil sie Herrschaftsgebilde sind, spätern Ursprungs als die Horden sind, so findet meine Reconstruction der Horde, wie ich sie nach Anleitung der uns überlieferten Verwandtschaftsnamen versucht habe, eine neue Stütze. Somit zwingt uns das Thatsachenbereich in seinem ganzen innern Zusammenhange und in dem Gefüge der ganzen Gliederung derselben zu der Annahme, daß die Verwandtschaftsnomenclaturen nur den Gruppen und Reihen der natürlichen Lagerung nach Alter und Geschlecht entsprechend ihrer Entfernung von und gegeneinander gegolten haben können. Somit dürfte die für eine richtige historische Perspective nothwendige Continuität, ohne welche überhaupt kein Zusammenhang gedacht werden kann, als vorhanden nachgewiesen sein.

Diese durch zwei Wechselreihen characterisirte Wohneinheit, die sich vorerst über die Ebenen ausgebreitet hat, ist nun überall da, wo die Bedingungen dazu vorhanden waren, die Erfinderin des „Ackerbaues ohne Pflug", d. h. desjenigen Ackerbaues, der mit dem denkbar primitivsten Werkzeuge, einer Ritzstange (aratrum) vollführt wurde, geworden und hat die nachweisbar älteste Agrarverfassung geschaffen, die wir Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag verfolgen können.

Worin besteht nun aber die Eigenthümlichkeit der Agrarverfassung der Vicusbewohner, und giebt es eine glaubhafte Quelle, die uns die Vorgänge, welche dieselben in der Urzeit bei der Occupation und Bearbeitung der Grundstücke befolgten, zur Genüge schildert? Die letztere Frage ist entschieden zu bejahen, nämlich durch Tacitus in dessen Germania Kapitel 26. Die Stelle, so viele hundert, ja vielleicht tausend Mal man sie auch interpretirt hat, ist meiner Ansicht nach ohne Zweifel falsch erklärt worden, weil man den Wohnlagerungen der Urmenschen bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet, den Urzustand der Menschen als einen durchaus ordnungslosen betrachtet und dabei übersehen hat, daß nicht das geschlechtliche Leben, sondern die Wohnordnung das schöpferische Element der menschlichen Gesellschaftseinrichtungen gewesen ist.

Tacitus sagt am angeführten Orte: „Agri pro numero cultorum ab universis in vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praestant".

Bevor ich meine eigene Übersetzung und die damit eng verbundene Interpretation dem Leser vorführe, muß ich dieselbe zunächst so wiedergeben, wie sie der Regel nach bisher gegeben ward und zugleich widerlegen. Von ganz unsinnigen und allgemein dafür gehaltenen Translationen sehe ich natürlich ab. Man überträgt die Stelle meist so: „Die Äcker werden für die Zahl der Bebauer von allen abwechselnd (in vices) in Besitz genommen, die diese dann später (mox) unter sich dem Range nach (secundum dignationem) vertheilen. Die Flächenräume (spatia camporum) gewährleisten die Leichtigkeit der Vertheilung". Darnach interpretirt man, daß die Gesammtheit Besitz ergreift im Interesse der Bebauer, daß aber (alljährlich) ein Besitzwechsel stattfinde; bei der Vertheilung berücksichtige man den Rang der Genossen, und diese Theilung bereite keine große Schwierigkeit, da die Flächen groß genug seien, um Jeden zu befriedigen, bezw. um „Jedem nach seiner Würde so viel Land, als er beanspruchen darf, zu geben". In Bezug auf secundum dignationem besteht außerdem noch die Auffassung, die sich hören läßt und deshalb von mir erwähnt wird, nämlich daß sich dieser Ausdruck nicht auf die Person der Bebauer, sondern auf die Güte des Bodens bezöge, weshalb man statt

„nach Rang" oder „nach Würdigkeit" dafür „nach Bodenqualität" interpretirt.

Dies ist die gewöhnliche Auffassung der oft versuchten Erklärung der Taciteischen Stelle, besonders von Seiten der Nationalökonomen, die in Einzelheiten jedoch auseinander gehen. So faßt z. B. Hanssen die agri nicht als einzelne Äcker, sondern als „große Marken" auf, „mit der gemeinschaftlichen Inbesitznahme", weshalb Lamprecht geradezu sagt: „Zur Zeit des Tacitus sei das Gesammteigenthum schon auf die untersten wirthschaftlichen Verbände, die Markgenossenschaften, übergegangen." Daß jedoch unter agri hier nur Ackerland zu verstehen ist, ergiebt sich nicht blos aus dem pro numero cultorum (Ackerbauer), sondern auch aus dem erwähnten Vertheilungsmodus. Außerdem beziehen einige Erklärer der Stelle „cultorum" auf „ab universis", so daß man von einer „Gesammtheit der Bebauer" oder, wie Inama Sternegg[1]), von „Genossenschaften der cultores" spricht. Vom thatsächlich wirthschaftlichen Gesichtspunkt aus ist diese Auffassung nicht zu verspotten; nur ist sie sprachlich nicht zulässig, weil es alsdann entweder heißen müßte ab universitate cultorum oder ab universis cultoribus. Endlich differiren noch die Meinungen in Bezug auf „in vices", je nachdem man das „abwechselnd" auf agri oder auf ab universis bezieht. Nach der ersten Ansicht würde eine und dieselbe Gemeinschaft dieses Jahr dieses, ein anderes Jahr jenes Land in Besitz genommen haben, so daß also der Ackerbau einen nomadischen Character gehabt hätte; nach der zweiten Ansicht wechselte nicht das Land, sondern die Gesammtheit, indem bald diese, bald jene Gemeinschaft die Äcker bewirthschaftete.

An „in vices" scheitern alle Interpretationen, weshalb man sogar daran gedacht hat, die Worte zu streichen. Der Codex Vaticanus schreibt in vices, ein zweiter nur uices, der Neapolitanus vices, der Leidensis inuicē, der Perizonianus invicē. Die meisten Ausleger wählen in vices. In Bezug auf das Letztere sagt neuerdings Meitzen: „Man könnte deshalb den Gedanken des Wechsels völlig beseitigen, indem man entweder ‚invices' als eine irrige Wiederholung von ‚universis' ansieht und deshalb völlig streicht, oder mit Waitz ‚vicis' schreibt. Aber in beiden Fällen ist nicht wohl einzusehen, inwiefern dann der Rest des Satzes „agri pro numero cultorum occupantur" erweitert wird. ‚Ab universis' ist unnöthig, wenn sie die cultores sein sollen, mißverständlich und unklar, wenn universis sich auf andre bezieht. Es läßt sich dazu mit Rücksicht auf cap. 16 kaum ‚Germanis' ergänzen, eher im Hinblick auf Caesars: gentibus cognationibusque hominum qui una coierunt, ein ‚coeuntibus

[1]) Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter 1872 p. 30 ff.

oder ‚conventis'. Da sich nun ‚ab universis vicis' nicht gleich ‚in universis vicis' auslegen läßt, würde auch ‚ab universis vicis' den Sinn einer größeren zusammengekommenen Menge haben, von welcher die Ländereien den cultores zugewiesen werden." So Meitzen.[1])

Nachdem Meitzen noch begründet hat, daß „von einem Wechsel der einzelnen Ackerstücke in dem zugetheilten Besitze der cultores Tacitus nichts sagt", schließt er: „Deshalb wäre es durchaus begründet, nach einer andern weniger gezwungenen Auslegung seiner Worte zu suchen."[2])

Nur weil sie von einem Nationalökonomen ausgeht, halte ich mich, bevor ich zu meiner eigenen Auslegung übergehe, noch verpflichtet, einer Conjectur zu gedenken, die neuerdings Richard Hildebrand[3]) gemacht hat, welcher bewerkt: „Aller Wahrscheinlichkeit nach stand in der Urhandschrift $\overset{\text{in}}{\text{vices}}$ und der Abschreiber hat dann, statt das in nach c einzuschalten, wie es gemeint war, in vicis gelesen, woraus dann weiter in vices geworden ist." Mit dieser sprachlichen Conjectur „ab universis vicinis" wird der Sachverhalt nicht nur nicht aufgeklärt, sondern nur verdunkelt.

Auf Grund aller in Betracht kommenden Einzelmomente, wie sie sich aus der vicus-Verfassung aller Völker ergeben, übersetze ich, zunächst wortgetreu die vielumstrittenen Worte des Tacitus wie folgt: „Äcker werden für die Zahl der Bebauer von Allen gegenseitig in Besitz genommen, welche sie alsbald unter sich nach ihrer Stellung vertheilen; die Thunlichkeit der Vertheilung bieten (eben) die Raumabstände der Occupationsstücke dar." In etwas freier Weise kann ich auch so übersetzen: „Betriebsland wird von der auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesammtperson für die Zahl der Bebauer in Besitz genommen, welches sie sogleich unter sich ihrer natürlichen Stellung zu einander entsprechend vertheilen. Eine solche Vertheilung ist eben leicht zu machen, weil sie durch die räumlichen Abstände (die Maße) der Huben von einander bereits gegeben ist."

Das Sachverhältniß beruht nämlich auf Folgendem: Alle einzelnen Bewohner des zweireihigen Vicus nehmen insgesammt das Ackerland ihrer vis à vis Lagerung entsprechend gegenseitig in Beschlag; denn in vices verbunden mit universis drückt eine auf Gegenseitigkeit beruhende Solidaritätseinheit aus. „In vices" kann, obwohl es bisher immer so übersetzt worden ist, unmöglich mit „abwechselnd" wiedergegeben werden, da dessen Bedeutung „gegenreihig" „gegenseits" bezw. „wechselseits" ist — ganz analog wie in der bekannten Stelle, auf die wir weiter

[1]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen III. S. 586.

[2]) a. a. O. III. S. 587.

[3]) Recht und Sitte auf den verschiedenen wirthschaftlichen Kulturstufen, Jena 1896. I. Theil S. 121.

unten noch näher zu sprechen kommen, Caesar „in vicem“ gebraucht: hi rursus in vicem anno post in armis sunt. Man kann hier unmöglich übersetzen: „Diese hinwiederum sind im Jahre darauf abwechselnd unter Waffen“, sondern: „Diese zurück (rursus = revorsus) sind zur Gegenseitigkeit im Jahre darauf unter Waffen. Das in vicem will hier das gegenseitige Verhältniß betonen, in welchem die Zurückkehrenden und die neu Ausziehenden „gegen einander“ stehen. Natürlich „wechseln“ sie das Waffenhandwerk; aber die Zurückgekehrten sind im folgenden Jahre nicht „abwechselnd“, sondern während des ganzen Jahres „immer“ unter Waffen, so daß also der Wechsel nur die Folge der Gegenseitigkeit ist. Ebenso kann (Caes. b. g. VII. 85) invicem integri succedunt defatigatis nicht heißen: Frische lösen die Ermatteten abwechselnd ab, sondern „frische folgen den Ermüdeten gegenseits“, d. h. wenn die Einen ermüdet sind, so treten die Andern zur Gegenseitigkeit im Kampfe auf. Würde auch an dieser Stelle invicem abwechselnd heißen, so käme geradezu der Unsinn heraus, daß abwechselnd Erschöpfte und Rüstige in den Kampf träten.

Das „in vices“ bei Tacitus, wofür ebenso gut blos vices oder irgend eine andere in den Codices angegebene Ausdrucksweise gelesen werden kann, darf zu keinem andern Worte als nur zu universis in Beziehung gesetzt werden. Mit universis soll ausgedrückt werden, daß die Absicht der Occupatoren auf die Einheit (uni-) gewandt (versis) ist und mit in vices, daß sie in der Richtung des Getrennt- und Geschiedenseins (vic- = trennen, scheiden) erfolgt, und zwar pro numero cultorum, für die Zahl der Bebauer, für welche die Occupation vollzogen wird. Sind z. B. sieben, bezw. zweimal sieben (14) Bebauer, so erfolgt sie eben für diese sieben (bezw. 2×7=14). Nicht die untheilbare Universitas, sondern die geschiedene Einheit nimmt das Land in Beschlag, und zwar nicht für sich selbst als Gesammteigenthum, sondern eben für die Zahl der Bebauer (pro numero cultorum) d. h. den Antheiligen an der occupatorischen Arbeit, denen deshalb auch alsbald (mox) die Landstücke zufallen. Sie fallen ihnen zu, bezw. werden ihnen gegenseits zugetheilt als Folge (secundum) der Stellung, die sie in der universitas in vices bei der Occupation einnahmen. In der Beschreibung des Tacitus ist nur von der Occupation der Äcker und ihren Folgen die Rede. Es muß stets die vornehmste Pflicht desjenigen, der den Worten eines Andern folgt, sein, sich in das Bereich der Vorstellung hineinzudenken, die dieser mit Worten darstellt, d. h. man muß den Sachverhalt zu gewinnen suchen, der in der Vorstellung eines Darstellers enthalten ist; man darf aber niemals seine eigene Vorstellung der Sachlage einem Andern unterschieben.

Es steht nichts da von der Beschaffenheit des Bodens, es steht nichts da vom gesellschaftlichen Range der cultores, sondern es ist nur von der

Occupation die Rede. Folglich kann dignatio nur auf die Occupationsmethode bezogen werden. Es werden die Aecker vertheilt nach der (natürlichen -natio) Stellung der Occupatoren. Dignatio ist etwas Anderes als dignitas und kann hier gut mit „Stellung" wieder gegeben werden, ähnlich wie man dignatio principis mit „Stellung des Fürsten" (Germania cap. 13 vergl. mit Histor. I. c. 19 und Annal. 13 c. 20) übersetzen kann. In dignatio liegt die Vorstellung der natürlichen Stellung, d. h. derjenigen, die jemand der Natur der Umstände (auch der Geburt u. dgl.) verdankt. Werden die Aecker sogleich (mox) nach der natürlichen Stellung, welche die cultores bei der Occupation einnehmen, vertheilt, so ist „die Vertheilung [leicht] zu machen (=fac-), weil die spatia camporum sie (die Vertheilung) schon darbieten". Der letzte Satz soll also erklären, warum die Vertheilung „thun"lich („fac"ilis) bezw. leicht ausführbar ist.

Was sind spatia camporum? Was bedeutet zunächst campus? Campus (κῆπος von καμπ abzuleiten) ist etwas, was man genommen hat (cap-io=ich nehme, ich habe, lettisch camp-t) und nunmehr hat; bei der occupatorischen (oc-cup-io) Arbeit des cultor ist es das Theilstück des als Universum (Ganzen) vorgestellten ager, es ist die „Hube". Hube ist identisch mit campus, und ist das, was einem bei der Occupationsmethode ab universis in vices pro numero cultorum verbleibt, dasselbe was mansus ist. Nur bezeichnet mansus den Inbegriff aller auf verschiedenen agri gelegenen Huben in Einer Hand mitsammt der Wohnstätte als der causa sufficiens, welche gleichsam den Rechtstitel für die in der Gemenge liegenden Huben verleiht.

Wir kommen nun zu dem Ausdruck „spatium", den ich oben mit Abstand wiedergegeben habe. Mir fällt, wenn ich das geistlose Etymologisiren ins Auge fasse, hier unwillkürlich das Goethe'sche Wort ein: „Ein Mensch, der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer Weide". Wie wenig bei der rein speculativen Methode der modernen Sprachvergleichung, die ohne jeden thatsächlichen Untergrund aus „den Trümmern der Wörter" Thatsachen hervorzaubern will und ganz willkürlich nach eigenem subjectiven Ermessen der Form ihren Inhalt giebt, herauskommt, zeigt sich bei der Etymologisirung des Wortes „spatium", von dem O. Schrader[1]) mit wenig Witz und viel Behagen behauptet, „der Ausdruck bedeute so viel wie ‚Ausgedehntes'". Ich sollte meinen, daß Jemand, der, wie der Genannte dieses Wort in einem Kapitel, das die Ueberschrift „Maaß und Gewicht" trägt, erwähnt, wenigstens bei einer solchen Gelegenheit einmal zum Denken und Nachdenken über das Thatsächliche d. h. darüber veranlaßt würde, warum spatium zur Bedeutung von „Maaß" gelangte.

[1]) Linguistische Forschungen zur Handelsgeschichte S. 148.

Aber auch hier bewegt sich Schrader nur auf „dürrer Weide". Was als Längenmaaß dienen soll, muß bekanntlich zwei Punkte, einen Anfangs- und einen Endpunkt haben, weil eben zwischen beiden das Wesentliche oder Grundmerkmal liegt, wodurch eine Linie bezw. Fläche zum Maaße wird. Der Abstand zwischen beiden Ortpunkten ist alsdann die Maaßeinheit. Nicht „Ausgedehntes", sondern „begrenzt Ausgedehntes" ist spatium, und die Durchlaufung vom Anfangs- zum Endpunkte ist spatiari; spatium ist also nicht der unbestimmte, sondern der in der sinnlichen Vorstellung begrenzte (große oder kleine) Raum, was wir gut mit „Spa"nnung wiedergeben können. Setzt man z. B. die Spitze des Daumens an einem Ortpunkte und die Spitze des kleinen Fingers an einem zweiten Ortpunkte fest, indem man zugleich die betheiligten Glieder ausspreizt, so „spannt" man und erhält die „Spanne", die nunmehr als Maaß dienen kann, weil eben der Abstand zwischen Daumen und Kleinfinger ein „spa"tium bildet. Spatia camporum sind die gleichen Abstände, in welchen die Kämpe auf dem ager liegen. Warum dieselben nothwendig gleich sein müssen, werden wir alsbald sehen. Doch will ich zuvor noch zeigen, wie Tacitus auch an anderer Stelle dem Worte spatium die gleiche Bedeutung giebt.

Tacitus sagt (Germania 16) von den Germanen: Vicos locant, non in nostrum morem, connexis et cohaerentibus aedificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium, sive inscientia aedificandi. Übersetzt wird die Stelle in der Regel (nach Gutmann S. 113): „Die Dörfer legen sie nicht nach unserer Weise aus verbundenen und zusammenhängenden Gebäuden an: Jeder umgiebt sein Haus mit einem Hofraum, sei es gegen Feuersgefahr oder aus Unkunde des Bauwesens".

Die Übersetzung von spatium mit „Hofraum", so falsch und willkürlich sie ist, ist noch lange nicht die schlechteste. Andere folgern daraus, die Germanen hätten in weiter Entfernung von einander nur in Einzelgehöften, die sich weithin ausgedehnt hätten, gewohnt. Also auch hierbei sucht man nicht den Sachverhalt aus der Vorstellung des Tacitus zu ergründen, indem man dessen Vorstellung sich zu eigen macht, sondern man schiebt ihm die eigene Vorstellung unter. Tacitus spricht hier vom Vicus, und man muß ihm wohl zutrauen, daß er weiß, was ein Vicus ist; er will nur den Unterschied zwischen dem römischen und dem deutschen Vicus beschreiben, und diesen findet er eben in dem spatium, nämlich dem Abstande der Gebäude von einander. Es ist dem Tacitus nur unbekannt, warum die Germanen in ihrem Vicus die Abstände (spatia) haben, die er beim Vicus der Römer nicht vorfindet: er vermuthet, es geschehe wegen Feuersgefahr oder aus Unkenntniß des Hausbaues.

Warum bei dem germanischen Vicus die Häuser in Abständen von einander liegen, während sie bei den Römern geschlossen sind, ist nicht unschwer zu errathen, wenn wir an die Entwickelung der zusammengereihten Straßenhäuser denken. Wenn sich in primitiven Zeiten wegen der natürlichen Vermehrung der Bewohner von dem alten Vicus Reihen ablösen und trennen müssen, um in entsprechender Entfernung von ihrem Geburtsorte eine neue Vicus-Anlage zu machen, so wird jedes Glied des wechselgereihten Lagers, weil es zunächst eines bestimmten Lagerplatzes bedarf, um sein Hauswesen zu begründen, gerade so viel Land in Anspruch nehmen, als es bedarf, um sich darauf ausbreiten zu können. Jeder weiß, daß der weniger Gebildete umständlicher ist und für seine wenigen Habseligkeiten, weil er sie zerstreut niederlegt, eines größeren Raumes bedarf als der Gebildete. Dieses Stück Land wurde, weil es in der Reihe lag, „ord" bezw. ort, art (im Deutschen ist „artbares" das hinter den Gehöften liegende Land) benannt. Es heißt im Lateinischen hortus. Daher richtet sich auch bei den Römern das heredium nach dem hortus, wie Plinius (histor. nat. 19,19, zu vergleichen mit Cato de rustica c. 156 u. 157), dem freilich der Sachverhalt nicht bekannt ist, bemerkt: „In XII tabulis legum nostrarum nusquam nominatur villa, semper in significatione ea hortus, in horti vero heredium". Auf diesem hortus wurden die Gebäude errichtet, so daß später das Wort „Garten" eine engere Bedeutung erhielt, wie denn infolge der Vergrößerung der Gebäude auch mancherwärts in Deutschland „Ortland" nur noch ein ganz schmaler Streifen (Rain) des Reihenlagers war.

Da der Bedarf der einzelnen Familie auf primitiver Kulturstufe keine großen Verschiedenheiten aufweist, so wird auch der Lagerraum (hortus) für jede einzelne Haushaltung in ziemlich gleichem Verhältniß zu dem aller übrigen stehen. Der Hausbau, sei es eine Erd- oder Holzwohnung, ist zur Zeit der Niederlassung primitiv und von geringem Umfange, da es sich ja mehr um ein Obdach für Menschen und nicht in erster Linie zugleich um eine Überdachung der Vermögensobjecte handelt, deren rohe Qualität es zuläßt, dem Wetter zu trotzen, weshalb sie noch frei liegen können und für deren Entwendung durch diebische Nachbarn man noch nicht zu wachen hat. Aber mit der Länge der Zeit und mit zunehmender Vermehrung der Vermögensbestandtheile wird dies anders. „Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus", schildert Schiller den zunehmenden Reichthum.

Man baut die Häuser jetzt größer und wenn man gar (worüber später) Viehzuchtbetrieb einführt, bedarf man eines größeren Hofraumes; deshalb setzt man das Wohngebäude mit der einen Seite dicht an des Nachbars Grenze, den Stall auf die andere Seite, wodurch im Interesse

der Bequemlichkeit die Eingänge nach dem Wirthschaftshof verlegt werden, so daß der Giebel des Hauses nach der Grama (dem Dorfschiffe, der späteren Dorfstraße) zu stehen kommt. Später genügt auch das nicht mehr; man baut die Häuser so, daß die Giebel aller Nachbarn sich berühren und fortan die Längsseite nach der Straße zu gelegen ist. Wer meiner verehrten Leser, dessen Lebensjahre mehr als ein Menschenalter bereits ausmachen, sollte nicht Gelegenheit gehabt haben, diesen Proceß der Verkürzung, bezw. des vollständigen Verschwindens der Abstände (spatia) infolge der Vergrößerung der Häuser mit eigenen Augen zu beobachten? Selbst wer in der Nähe der Großstädte wohnt, hat hinreichend dazu Gelegenheit, z. B. der ältere Berliner, der Rixdorf (ein Reihendorf) vor etwa dreißig Jahren kannte, wo die Häuser des alten Theils an der Hauptstraße nach als spatio circumdatae dastanden, während sie jetzt eine Reihe connexis et cohaerentibus aedificiis darstellen. Um diesen Annäherungsproceß der Häuser an einander beobachten zu können, braucht man nicht nach Rußland zu reisen, wo in den allermeisten Städten noch größere spatia vorhanden sind, sondern findet es in vielen deutschen Landstädten der Ebene, wie beispielsweise in den Ackerbaustädten Pommerns. Dieser Proceß erklärt sich, wie Tacitus übrigens richtig vermuthet (inscientia aedificandi), aus der veränderten Technik des Hausbaues, der seinerseits wieder, wenigstens in den Wechselreihendörfern, mit der Ausdehnung des Haushaltes zusammenhängt. Die höhere Kultur hat die Tendenz, den Hausgiebel von der Straßenfront ab nach der Nachbarseite zu verlegen, so daß zuletzt sogar bei Begünstigung des Steinbaues gemeinsame Brandmauern nachbarlicher Häuser entstehen. Auch darin hat Tacitus recht, daß auf niederer Kultur das spatium ein vorzügliches Mittel zur Abwehr von Feuerschäden (adversus casus ignis remedium) ist. Daß außerdem noch in späterer Zeit die Theilung der Höfe in Halbe und Viertel auf dem Lande die Entstehung zusammenhängender Gebäude begünstigen kann, brauche ich nur anzudeuten.

Mit der vorstehenden Schilderung habe ich zugleich meine Interpretation der zu manchen Meinungsdifferenzen Veranlassung gebenden Stelle des Tacitus gegeben, und ich hoffe überzeugend dargethan zu haben, was der Genannte in den beiden angeführten Stellen unter spatium verstanden hat. Mittels dieser nunmehr gewonnenen Erkenntniß wird uns ein klares Verständniß nicht blos für die agrarische Occupation der germanischen Ackerbauer, sondern für die aller Zeiten und Länder innerhalb des Vicus zu Theil werden. Denn nicht um nationale Eigenthümlichkeiten handelt es sich hier, sondern um Allgemeinheiten.

Wenn ein Vicus, der nicht mehr ein einheitliches Hordenhaus, sondern ein Wechselgereihte einzelner Häuser war, gegründet wurde, so er-

folgte dies wegen des menschlichen Nachahmungstriebes immer so, wie der Vicus war, von dem man sich trennte, und da man in geschlossenen Reihen lebte, immer in Horden. Horden sind Wohn- bezw. Lagerreihen, weshalb man annehmen muß, daß man nicht zunächst mit Feldbau, sondern mit der Wohnung die Ansiedelung begonnen hat. Es ist dies eigentlich etwas so Selbstverständliches, daß man sich wundern muß, wenn Einige anderer Meinung sind. Siedelt man sich an, so setzt man sich zunächst in der Weise fest, daß jeder individuelle Körper, der trotz der sich zugewandten Einheit (universitas) vom andern geschieden (vices) ist, sich ein Lager wählt, sei es so primitiv als möglich. Das letztere muß den Anfangs- und Ausgangspunkt aller Besiedelung und der damit verbundenen Arbeit bilden. Die Gründung des Wohnlagers muß das Erste sein.

Dem allgemeinen Trieb zufolge konnte eine Ackerbauhorde nur ein Terrain wählen, welches ihr zusagte und wo die ganze Gereihte (skr. rî-ti, altir. raithe, russ. rod) Platz fand. Auf Eins gerichtet (universi) nehmen sie das Land in Besitz und „rathen und thaten" mit und gegeneinander. Daher Wörter wie rathen, verw. mit skr. râdh-as, rothen (roden) in der Sprache des „Ackerbauers ohne Pflug" außer der Bedeutung der betreffenden technischen Arbeit zugleich die gegenseitiger Hülfe haben, während das radh-as sinnverwandte munus (in: communis=ge-mein) nicht bei den vicis, sondern bei den nomadischen Ackerbauern (darüber später) vorkommt. Was jene schufen, erfolgte für die Zahl (pro numero) der einzelnen Reihenpunkte, aber doch gegenseitig. Die Technik der Occupation mußte somit selbstverständlich in Geschiedenheit der Reihe erfolgen.

Wer jemals beobachtet hat, wie auf einem größeren Gute Kartoffeln durch mehrere Personen ausgehackt werden oder wie ein großes Ackerland, auf dem gleichzeitig eine Mehrheit von Pflügen arbeitet, bestellt wird, Der weiß, daß man zu diesem Behufe in Abständen von einander arbeitet, weil das Zusammenhocken auf Einem Punkte die Arbeit einfach unmöglich machen würde. Man stellt sich neben einander auf: der erste endet, wo der zweite begonnen, der zweite, wo der dritte anfängt u. s. w.

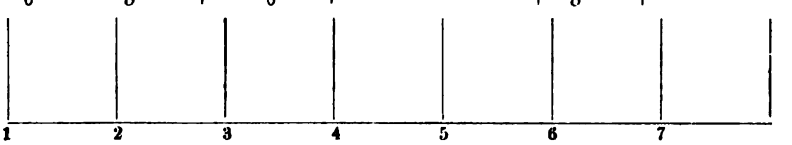


Fig. 2. Die Entstehung der spatia camporum durch Arbeiten in Abständen.

Auf diese Weise entstehen Spannungen (spatia), die, wenn man das betreffende Land unter die Personen, welche an der Arbeit theil genommen haben, in gleichen Stücken (campi) vertheilen wollte, den Theilungsplan bereits in sich schließen, indem Jeder erhält, was er erarbeitet hat. Diese Abstände pflegen in genauer Entfernung von einander

zu sein, selbst ohne daß ein schrittweises Ausmessen vorher stattfände; denn jeder aufmerksame Beobachter des einfachen Seelenlebens weiß, daß ein gewöhnlicher Arbeiter mit dem Auge abmißt, wozu ein Stubengelehrter den Zollstab gebraucht. Wenn es die Lage der Umstände erfordert, daß man in Abständen arbeitet, so hat jeder primitive Mensch sein Maaß gleichsam in sich, und zwar in Folge einer bestimmten Anschauung irgend eines Spatium, das seine Seele belebt. Daß man das spatium mittels spatiari, vornehmlich durch schrittweise Abmessung in den primitiven Zeiten, von denen wir jetzt sprechen, gefunden haben wird, bezweifele ich nicht nur nicht, sondern nehme es bestimmt an.

Wenn man in Abständen arbeiten mußte, so wird man jedenfalls gerade von primitiven Zeiten erwarten müssen, daß dieselben Abstandsmaße bei jeder Occupation von Ackerland von den Betheiligten eingehalten wurden. Und wenn jedes Jahr an irgend einer anderen Stelle ab universis in vices eine neue Fläche (ein Ge„wann"e der Ver„wan"dten) in Besitz genommen wurde, wird man ebenfalls erwarten müssen, daß man in gleichen Abständen wie die Jahre zuvor arbeitete und somit gleiche Kämpe d. i. wörtlich übersetzt: gleiche „Huben" erhielt. (Campus zu cap-, Hube zu hab-; cap-io=hab-eo).

Es ist für die Darstellung des agrarischen Sachverhalts vollständig gleichgültig, ob ich zur Exemplification das Einheitshaus oder aber den bereits in Einzelwohnungen zergliederten Vicus der späteren Zeit wähle. Die Sachlage bleibt dabei dieselbe. Nur im Interesse der besseren Veranschaulichung gebe ich der späterzeitlichen Erscheinung den Vorzug. Eine Vicus-Anlage kann ebenso wohl als Einheitshaus, als auch mit getrennten Häusern in Erscheinung treten. Man darf nicht der Meinnng sein, alle Einheitshäuser der seßhaften Bewohner der Ebene hätten sich überall in Einzelhäuser aufgelöst, da eben die Auflösung in solche als Entwickelung d. h. als abhängig von anderen Factoren anzusehen ist.

Denken wir uns also ein Wohnlager mit zwei Reihen Einzelhäusern, jede derselben in der Zahl von sieben, welche eben im Begriffe stehen, ein Stück Land verwandtschaftlich als Gewanne zu occupiren und reihenmäßig zu bearbeiten (zu reiten, zu roden). Das Wohnlager, der Vicus soll eben erst angelegt sein und die occupatorische Arbeit in Gegenseitigkeit (in vices) mit der ersten Gewanne beginnen. Die Wohnstätte wollen wir uns so denken, daß, weil sie ja mehr auf trockenem Boden, wenn nicht gar auf Pfählen steht, das leicht ritzbare und mürbe Land nicht unmittelbar hinter den Behausungen liegt, man vielmehr in einiger Entfernung ritzbares Land occupiren muß. Durch die occupatorische Reihenarbeit der universitas entsteht somit wegen der gleichen Abstände, in welchen die Glieder der Reihe die Arbeit verrichten, ein Parallelogramm, das genau

in so viele gleiche Streifen zerfällt, als Glieder an der Occupation sich betheiligt haben. Waren es zwei mal sieben, so entstehen 14 Streifen. Ist die Arbeit vollendet, so ist eine Vertheilung nicht nur nicht leicht, sondern geradezu überflüssig, weil ja die Abstände der einzelnen Occupationsstücke den Vertheilungsplan gleichsam schon in sich schließen. Jeder der 14 Cultores hat seinen Streifen. Ob die 14 Männer in zwei Gewannen von je 7 Männern (septimani) auftreten oder in einer Gewanne, lassen wir außer Betracht.

Aus verschiedenen Gründen, z. B. weil noch nicht abgeerntet ist, weil die Frucht nicht zureicht und dergleichen, erweist es sich nothwendig, in demselben oder im folgenden Jahre eine neue Gewanne zu occupiren. Somit erfolgt die Occupation wiederum von Allen wechselseits, und was ist selbstverständlicher, als daß man in primitiver Nachahmung gemäß der Wohnreihenordnung in den gleichen Abständen, wie bei der ersten Gewanne arbeitet? Infolge dessen entsteht ein zweites Parallelogramm, was Theilstücke (campi=Huben) von gleicher Größe wie bei der ersten Gewanne aufweist. In dieser Weise erfolgt die Occupation einer dritten, vierten usw. Gewanne mit stets gleichen Theilstücken. Die Folge dieser Occupationsart ist nun, daß jeder einzelne Bebauer bezw. Wohninhaber die zu seiner Behausung (seinem Hofe) gehörigen Kämpe nicht beisammen, sondern zerstreut liegen hat, wodurch eben ein Wirthschaftsbetrieb entsteht, der in Deutschland unter der Bezeichnung „Gemengelage" bis in die neuere Zeit bestanden hat und erst durch sog. Zusammenlegungsgesetze beseitigt worden ist.

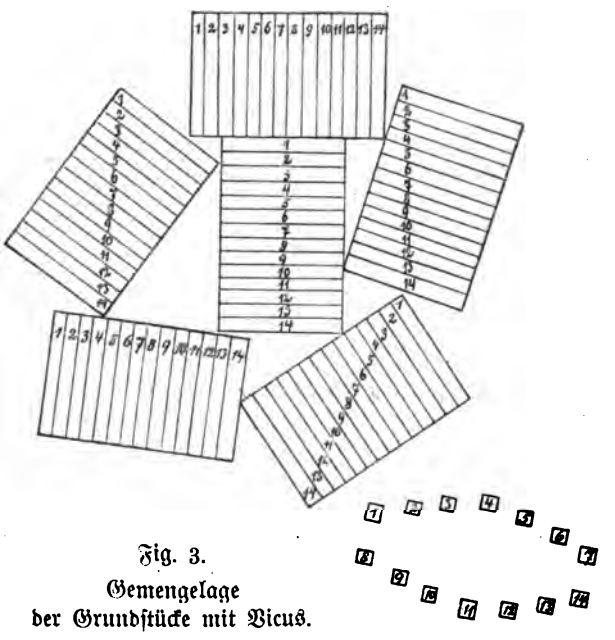


Fig. 3.
Gemengelage der Grundstücke mit Vicus.

Es handelt sich dabei, wenn wir mit Seebohm[1]) sprechen wollen,

[1]) Fr. Seebohm, die englische Dorfgemeinde in ihren Beziehungen zur Grundherrlichkeit, zu der ursprünglichen Stammverfassung, zur Flureintheilung

um einen Zustand, „wo weder die Äcker noch die Gewanne ein ganzes Grundstück bilden, sondern die einzelnen Besitzungen aus einer Menge von Äckern bestehen, welche in der ganzen Feldmark zerstreut umherliegen, bald in der einen, bald in der andern Zelge, ja in der That derartig unter einander gemengt und verwirrt, als ob Jemand mit verbundenen Augen sie nach allen Seiten hin gestreut hätte." Ich habe die obige Figur aus pädagogischen Gründen in regelmäßiger Form dargestellt; in Wirklichkeit liegen wegen der Terrainverhältnisse, wie ein Blick auf die Flurkarten zeigt, die sich der Leser leicht aus dem eben genannten Buche z. B. der Flur Purwell zu Hitchin oder aus A. Meitzen's sorgfältigen Darstellungen verschaffen kann, die Gewannen mit den Kämpen bunt gegeneinander. Die Folge davon ist alsdann, daß „Zwickeln" oder sog. „niemandes Land" über bleiben. Dieses „über bleibende" Land, wenn es nicht allzu klein, sondern von angemessener Größe ist, wird für die spätere Entwickelung der Agrarverhältnisse deshalb von Interesse, weil es von den Bewohnern des Höhenlandes, den Go- bezw. Gauwohnern, den gentes d. i. den Bewohnern der γῆ (γαῖα) später in Besitz genommen wird, weshalb es z. B. in England als gored acres oder gores bezeichnet wird.[1]) Darüber später im übernächsten Abschnitt.

Die Gemengelage ist somit die Folge der Occupation nach der Methode ab universis in vices pro numero cultorum. Und der dadurch herbeigeführte Zustand bedingte und verursachte seinerseits, daß auch die Bestellungs- und Erntearbeiten in allen ferneren Zeiten an die Arbeiten der ganzen universitas in vices gebunden waren, so daß die ganze Gliederreihe (ordo) gegenseits Rücksicht aufeinander nehmen mußte. Dies endlich hatte wieder zur Folge, daß der aus der gemeinsamen Lagerung entstandene solidarische Geist nur noch mehr befestigt wurde und trotz des immer mehr erstarkenden individuellen Selbstbewußtseins, das die Tendenz egoistischer Handlungen in sich birgt, sich auch in der Folgezeit weiter forterbte. Auf diese Weise finden die Ursachen in ihren Wirkungen und die Wirkungen in ihren Ursachen ihre Erklärung.

Was ich hier an der Hand des Tacitus in der oben vorgeführten Stelle an dem völkerkundlichen Material dargelegt habe, hat jedoch von Seiten der Wirthschaftshistoriker eine andere Deutung erfahren. Es liegt mir deshalb nunmehr ob, die bisherige Deutung der meinigen gegenüber in Parallele zu stellen, damit es dem Leser ermöglicht wird, zu erkennen, ob ich an dem Sachverhalt ändere oder dem letzteren nur eine andere

---

und Feldgemeinschaft. Aus dem Englischen von Bunsen. Heidelberg 1885. S. 5 ff.

[1]) Seebohm-Bunsen a. a. O. S. 5.

Deutung gebe und sich der Leser entscheiden kann, welche von den Deutungen die dem thatsächlichen Zusammenhang entsprechendste ist.

Die „Gewanndörfer" mit den durcheinander liegenden Grundstücken zuerst wissenschaftlich beleuchtet zu haben, ist das Verdienst des Dänen Olufsen zu Anfang dieses Jahrhunderts. „Olufsen war es klar,[1]) daß der Platz der Dorfanlage schon von Anfang da gewählt war, wo die Gehöfte und ihre Gärten passenden Boden, Wasser und festen Wegegrund fanden, und wo sie das bessere Ackerland in möglichster Nähe hatten. In der Dorfmark aber wurde offenbar für alle Hufen gleiche Größe und nahezu gleicher Werth hergestellt, wenn man die Flur nach der Bodenbeschaffenheit in Hauptabschnitte theilte, und jeder Hufe in jedem dieser Abschnitte je einen gleichen Antheil gab. In der Güte und selbst in der Entfernung der zu jeder Bauerhufe gehörigen Ländereien konnte dann kein wesentlicher Unterschied bestehen. Es mußte also auch jede im Stande sein, gleiche allgemeine und grundherrliche Lasten zu tragen. Dabei konnte jedes schlagmäßige System des Ackerbaues, z. B. Dreifelderwirthschaft, stets von allen Hufenbesitzern, vom einzelnen wie von der Gesammtheit, gleichmäßig durchgeführt werden. Immer einer oder mehrere Hauptabschnitte bildeten zusammen einen Schlag und wurden übereinstimmend von allen Wirthen mit Winterung oder Sommerung bestellt, oder als Brache liegengelassen. Es entstand dann trotz der Kleinheit der einzelnen betheiligten Grundstücke stets ein großes Terrain, welches zu gleicher Zeit in gleicher Bestellung war, auf welchem also auch Bracharbeit, Saat und Ernte aller Wirthe in die gleichen Zeitpunkte fiel."

„Bei der sehr speciellen Anschauung und Durchforschung dieses eigenthümlichen Besiedelungssystems, für welche Olufsen bei seinen genauen Messungen und dem Zwecke der Verkoppelungsarbeiten nahe Veranlassung hatte, ergaben sich indeß noch weitergreifende Momente ganz besonders genauer und bewußter (sic!) Ordnung und Gerechtigkeit. Die Folge der Ackerstücke in jedem der Hauptabschnitte, Gewanne, entsprach in der Regel der Reihenfolge der Hausstellen an der Dorfstraße. In der Größe der Streifen des einzelnen Gewannes fanden sich hier und da Ausgleichungen, wenn die Güte wechselte, ohne daß deshalb ein besonderes Gewann ausgeschnitten worden war. Namentlich aber erwiesen sich solche Entschädigungen allgemein, wenn ein Besitzer durch einen an seinem Streifen der Länge nach vorbeiführenden Viehbetrieb gefährdet war; ebenso dann, wenn an einen solchen Längsstreifen die Köpfe al[illegible] Streifen eines Nachbargewannes senkrecht anstießen, so daß er beim Wenden der Pflüge auf der Anwand mehr oder weniger betreten werden mußte."

Darnach denkt man sich also die Occupation, um nun auch noch

[1]) Ich folge hier Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I. S. 21.

mit Roscher[1]) zu reden, wie folgt: „Alles Acker- und Wiesenland wird in so viel Kämpe (Wannen, Gewande, Flaggen dän. aas) getheilt, wie es nach Bodenart, Lage, etwaiger Gefahr durch Ueberschwemmungen etc. agronomisch verschiedene Klassen der Grundstücke in der Flur giebt. Jeder Kamp zerfällt in soviel schmale vom Wege auslaufende Streifen (dän. deele, engl. oxgangs), wie die Gemeinde Hufenbesitzer zählt, so daß jeder von nahem und fernem, gutem und schlechtem Lande genau gleich viel erhält." Ein solches Verfahren der Besiedelung erfordert einen genauen Occupationsplan vor der Niederlassung, große Intelligenz in Bezug auf die Bodentaxation und geometrische Kenntnisse behufs der Vermessung.

Kann man dies bei primitiven Menschen wohl ernstlich voraussetzen? Nimmt man selbst an, sie seien in allen übrigen Kultursphären sehr zurückgeblieben gewesen, dagegen im Ackerbau bereits weit vorgeschritten, — warum haben alsdann diese intelligenten Landwirthe nicht zugleich das Unpractische einer solchen „Gemengelage" der einzelnen Grundstücke erkannt, deren endgültige Beseitigung, wie erwähnt, in Westeuropa der Hauptsache nach erst unserm Jahrhundert zugefallen ist? Daß man bei der Wahl eines Platzes für die Dorfanlage Boden aussuchte, der zugleich festen Wegegrund hatte, ist natürlich, und ebenso natürlich ist es, daß man sich möglichst in der Nähe von Wasser als dem unentbehrlichsten Nahrungsmittel niederließ. Aber man trägt in die Vorzeit dieser Ansiedler Vorstellungen hinein, die erst später entstehen konnten.

Was die Durchführung der Dreifelderwirthschaft betrifft, so müssen wir doch wohl eher annehmen, daß sie die Folge, aber nicht die Ursache der Gemengelage ist. Denn wenn die Bestellung, ähnlich wie die Occupation, von Allen gegenseits erfolgte, so mußten Alle zu gleicher Zeit ihre auf einer einheitlichen Gewanne liegenden Kämpe (Huben) bestellen, und da man anfangs kein Ackervieh und sehr primitive Werkzeuge besaß, so wird es unausbleiblich gewesen sein, daß man bei ungünstigen Witterungsverhältnissen in manchen Jahren nicht sämmtliche Gewanne bestellen konnte. So wird die langsam heranreifende Erfahrung, die sich im Leben der Menschheit immer als die beste Lehrmeisterin erwiesen hat, sie belehrt haben, daß ein brach liegen gelassenes Ackerstück, das in der Nähe eines nicht brach gelegenen anderen Ackers lag, bessere Frucht als dieses bot. Dieses veranlaßte sie alsdann die Natur nachzuahmen.

Die vielfach beobachtete Reihenfolge der einzelnen Hufen innerhalb der Gewanne, entsprechend der Reihenfolge der Höfe im Vicus läßt entweder die Annahme zu, daß man die Lage der Höfe nach der Lage

[1]) W. Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues 10. Aufl. Stuttgart 1882, S. 240 ff. (§ 71)

der Kämpe oder umgekehrt die Lage der letztern nach der der Höfe bestimmte. Will man nicht annehmen, daß die ersten Ansiedeler eines Vicus Jahre lang im Freien campirten, bis endlich die mühsame Ackervertheilung und Bestellung vollzogen war, so muß man sich der Ansicht zuwenden, daß es der Wohnraum war, der über diese feinorganisirte Agrarverfassung entschied. Und so erhält die meiner Theorie zu Grunde gelegte Hauptthypothese, aus der ich schon in einer früheren Schrift einen Theil des urzeitlichen Verwandtschaftssystems zu erklären versucht habe, auch durch die aus der Wohnlagerung sich ergebende Agrarverfassung des, ein Wechselgereihte bildenden, Vicus eine neue Stütze.

Die bisherige Forschung hat dieses Verhältniß zwischen Wohnlagerung und Agrarverfassung geradezu umgekehrt und will die vici aus der Felderverfassung erklären. So sagt z. B. G. Hanssen[1]): „Die Feldgemeinschaft[2]) hat gleich ursprünglich die Dörfer geschaffen, die nicht erst im späteren Mittelalter, wie oft irrig behauptet worden, aus zusammengerückten Einzelhöfen entstanden sind; sie hat unter den Dorfbewohnern ein sociales Leben begründet, eine Menge von autonomischen, communalrechtlichen und communalpolizeilichen Bestimmungen hervorgerufen und zugleich unter den Interessenten der Feldmark einen corporativen Geist erzeugt und genährt, der jenen selbstgeschaffenen Gesetzen und Anordnungen. fortwährende Achtung und Gültigkeit oder nothwendige Abänderung und Fortbildung sicherte".

Darnach soll also die Feldverfassung die Dörfer „geschaffen" und überhaupt der bestimmte Grund für den solidarischen Einheitsgeist ihrer Bewohner gewesen sein. Als ob die Feldverfassung als solche hätte im Stande sein können, einen corporativen Geist zu „erzeugen". Wohl hat sie ihn eine Zeit lang erhalten, aber sie hat ihn später, als sich die Nachtheile dieser Verfassung offenbarten, geradezu aufgelöst. Wenn uns Hanssen im gleich darauf folgenden Satze sagt, „die Markverfassung ging hervor aus der gemeinschaftlichen Besitznahme der Feldmark durch einen Verein von Familienhäuptern, die gleichberechtigt waren, weil sie

[1]) Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit. In „Agrarhistorische Abhandlungen I." Leipzig 1880 S. 2.

[2]) Das Wort „Feldgemeinschaft" ist keine richtige urgeschichtliche Bezeichnung, da das Wort „gemein" leicht zu der irrigen Meinung führen könnte, die „Gewanne" wären Eigenthum einer Gemeinde gewesen und die Einzelnen hätten nur Nutzungsrechte daran gehabt. Der Vicus war keine Communitas sondern eine Universitas (in vices) und die Gewanne waren getrennte Einheiten, weshalb man richtiger von „Feldeinheiten" oder, da „Feld" kein Ausdruck reiner Ackerbauer ist, besser von „Ackereinheiten" spricht. „Feldgemeinschaften" entstehen erst später, wo man zur Viehzucht übergeht und Wald und Weide zu Gemeingut macht.

gleiche Pflichten trugen", so müssen wir doch fragen, wodurch ein solches Pflichtgefühl erzeugt worden war? und wie so ein bloßer Verein von Familienhäuptern die Feldmark wechseleinheitlich in Besitz nahm? Wären die Occupanten ein bloßer Verein, nicht aber bereits eine Solidaritätseinheit (universitas in vices), gewesen, so hätten sie nicht gleiche Pflichten getragen. Jede Pflicht setzt langgewohnte Pflege einer Einheitsgesinnung voraus: was einheitlich auftreten will, muß bereits einheitlich sein. Und eine solche Einheitlichkeit kann nur einheitliches Wohnen erzeugen.

Wir stehen auch hierbei wieder vor einem psychologischen Räthsel. Wir haben zu erklären, durch welche Factoren Menschen, an denen wir noch keinen besonders hohen Grad geistiger Erkenntniß zu beobachten vermögen, zu der Idee gekommen sind, bei ihrer Niederlassung einen, ein wirklich feines Calcül in sich schließenden Besiedelungsplan auszuarbeiten. Man denke sich: man kommt angewandert, prüft die Bodenart, berücksichtigt die Lage der Entfernung zu den Wohnungen und zersplittert nun die einzelnen Gewanne in so viele Theile als Besitzer sind, damit jeder Einzelne nicht nur gleich viel, sondern auch gleich gutes Land erhält! Setzt dies nicht Alles schon voraus, daß diese Menschen bereits wohl gebildete Landwirthe waren? und daß sie bereits eine auf langen Zeiträumen gestützte Lebenserfahrung im landwirtschaftlichen Betriebe hinter sich hatten? Schreiben wir ihnen diese Lebenserfahrung zu, so entziehen wir uns trotzdem nicht dem urgeschichtlichen Problem, nach einem Erklärungsgrund zu suchen, auf welche Weise man die Erfahrung machte, um sie anderwärts zu gebrauchen, wo es galt, eine bereits vorhandene Einrichtung nachzuahmen. Selbst zugegeben, es sei irgendwo vorgekommen, daß ein Volkshaufe eingewandert sei, der nach dem eben gekennzeichneten Besiedelungsplane eine solche Gemengewirthschaft, in welcher durch die in Streifen zergliederten Gewanne das Interesse der Einzelnen so fein klüglich berücksichtigt wurde, einführte, so müssen wir trotzdem nach der Entstehung des Modells fragen, das man dabei zu Grunde legte. Der Aufgabe, dieses urgeschichtliche Problem zu lösen, entgehen wir also nicht, da auch die Nationalökonomik, so gut wie jede andere Wissenschaft, nicht ohne urgeschichtliche Erkenntniß fruchtbar behandelt werden kann.

Meitzen[1]) spricht von einer „volksthümlichen Gewannauftheilung", die darauf berechnet (!) gewesen wäre, daß nach Verhältniß der Antheile unter den Genossen möglichste Gleichheit, sowohl in der Fläche, als in der Bodenbeschaffenheit und in der Entfernung vom Gehöft, damit also auch im Werthe und der Leistungsfähigkeit hergestellt werden solle. Durch die Grundsätze (!) des Verfahrens selbst war jede Klage über Bevorzugung

[1]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I. S. 433.

und jeder denkbare Streit über die Theilung ausgeschlossen oder doch nach der offenkundigen Sachlage leicht von der Gemeinschaft der Genossen befriedigend zu entscheiden". Ich kann nicht umhin, Meitzen an das Nihil est in intellectu quod non prius fuerit in sensu zu erinnern und ihn in seiner Eigenschaft als verdienstvollen Statistiker, als den ich ihn trotz seiner Irrthümer immer betrachten und hoch verehren werde, auf eines der wichtigsten Grundprincipe unserer Wissenschaft hinzuweisen, daß nämlich Thatsache und Erkenntniß der Thatsache gerade bei der Behandlung historischer Stoffe besonders scharf aus einander gehalten werden müssen.

Es ist ein Fehler, der den Gelehrten der verschiedensten sog. Geistes-wissenschaften häufig anhaftet, daß sie, wenn sie irgendwo auf eine Einrichtung stoßen, in welcher sich ein zweckmäßiges Ineinandergreifen bemerkbar macht, diese Einrichtung stets auf einen beabsichtigten Zweck und bewußten Willen zurückführen. Sie übersehen, daß die Zweckmäßigkeit immer nur in der Einheit des Resultates liegt, durch welches die Verkettung und Wechselwirkung der gesetzmäßig wirkenden Ursachen schlechthin bedingt ist. Es kommt somit dabei an sich auf einen bewußten oder unbewußten Willen gar nicht an. Auch der mit Bewußtsein gesetzte Zweck ist nichts anderes als das Gesammt-Resultat mehrerer zusammenwirkender Ursachen, nur daß diese vorausgesehen werden, indem der Zweck nur erreicht werden kann, wenn jene in Bewegung gesetzt werden. Aber gerade bei dem mit Bewußtsein gesetzten Zwecke ist das Ende oft ein klägliches wegen der mangelnden Erkenntniß der dazu nöthigen Bedingungen; und eben deshalb muß uns ja auch die in der Natur wahrgenommene (unbewußte) Zweckmäßigkeit als eine viel vollkommenere erscheinen. Aber sie erscheint uns nur deshalb vollkommener, weil wir hier mit unserer Betrachtung hinterdrein kommen und die Zweckmäßigkeit erst in ihrem End- und Gesammt-Resultat sehen, in dem sie einzig und allein überhaupt nur erkannt werden kann. Wie bemerkt, liegt die Zweckmäßigkeit nur in der Einheit des Resultates selbst; das letztere ist ein historisches Product, das wir durch Beobachtung schlechthin nicht erfassen können, weil dieselbe verhältnißmäßig nur kurze Zeiträume zurück angestellt werden kann.

Wie es schon durchaus fehlerhaft ist, den Menschen aus der Naturordnung loszulösen und Alles, was durch ihn geschieht, auf bewußten Willen zurückzuführen, so ist es ein geradezu schiefer, weil auf Vorurtheilen beruhender Standpunkt, alle Erscheinungen im Völkerleben, in welchen wir eine bestimmte Zweckmäßigkeit und eine planmäßige Ordnung wahrnehmen, auf bewußte Zweckhandlungen zurückzuführen. Von diesem Standpunkte aus geschieht es dann eben, daß man die Gesellschaftsordnungen der sog. Naturmenschen, soweit sich in ihnen

Zweckmäßigkeit offenbart, als das Ergebniß vorausbedachter Handlungen auffaßt und eine Continuität solcher Ordnungen mit allen vorausgegangenen Zuständen einfach in Abrede stellt, während uns doch Nüchternheit und Besonnenheit des Denkens darauf hinführen müssen, daß sich eine solche Gesellschaftsordnung unserer Erkenntniß nur deshalb als eine plan- und zweckmäßige aufdrängt, weil sie eben das Gesammtergebniß eines vielleicht Jahrtausende langen Bildungsprocesses ist, in welchem durch die Verkettung und Wechselwirkung gesetzmäßiger Ursachen die historisch gewordene Einheit in Erscheinung tritt.

Sowie ich es oben geradezu als einen großen Mangel historischer Perspective bezeichnen mußte, daß ein sonst besonnener Gelehrter die uns überkommenen (malayischen) Verwandtschaftsbezeichnungen auf Einwirkungen einer höheren chinesisch-indischen Kultur zurückführen will, deren Existenz übrigens selbst noch der Erklärung bedarf; so muß ich auch in Bezug auf den zuletzt betrachteten Gegenstand, die sog. Gemengewirthschaft, bei welcher die einzelnen Huben für die Besitzer der Höfe zerstreut liegen, es entschieden in Abrede stellen, daß sie als das Resultat vorausgegangener Erwägungen anzusehen sei.

Ebenso wie in der Natur, so zeigt sich auch im Wirthschaftsleben der Menschen, und zwar schon in der Urzeit, eine große Mannigfaltigkeit von Gestalten und Processen, und alle sind für sich betrachtet zweckmäßig und harmonisch; aber erst wenn wir sie mit einander vergleichen, erkennen wir darin den Fortschritt einer Entwickelung, der durch die größere Einfachheit der Construction bedingt ist, mit welcher die Theile zum Ganzen stimmen, oder aber durch die Mannigfaltigkeit der Combination, vermöge deren die Theile selbst wieder mannigfaltig in sich gegliederte Gestalten sind. Dies kann aber zuletzt nur auf der größeren Mannigfaltigkeit der zur Bildung des Ganzen in Bewegung gesetzten wirksamen Kräfte beruhen. Auf diese Weise wird ein Gegenstand, eine gesellschaftliche Einrichtung und dergleichen, worin wir in einem gewissen Zeitmomente in der Entwickelungsreihe des Völkerlebens ein Resultat zusammenwirkender Ursachen in ihrer Einheit erkennen, doch zugleich selbst wieder eine wirkende Ursache, die in den weiteren Entwickelungsproceß eingreift, um ein noch höheres Ganzes zu gestalten, das dann ebenfalls wieder als das einheitliche Ergebniß einer Verkettung von Ursachen anzusehen ist.

Nur wenn wir die einzelnen Glieder der Kette, soweit uns völkerkundliches Material im weitesten Sinne, wozu ich auch die Sagen, Mythologien und dgl. rechne, zu Gebote steht, aufzusuchen uns bemühen, kann es uns gelingen, ein Verständniß nicht nur für die Gegenwart, sondern zugleich für die auch die Urzeit einschließende Vergangenheit uns zu er-

öffnen, während, wenn wir mit ganz unbewiesenen, nur durch die Tradition und durch die Häufigkeit wiederholten Aussprechens geheiligten Vorurtheilen zu Erklärungen und Deutungen schreiten, wir uns nur einen viel dichteren Schleier vor das forschende Auge binden. Die menschliche Urzeit kann dem Entwickelungsgang der menschlichen Einrichtungen zufolge nicht eine so wüste Unordnung, wie sie immer bisher dargestellt wird, gewesen sein. Wäre sie das gewesen, so würde die später wahrzunehmende Ordnung unerklärbar sein, weil eben der Urmensch nur durch die existente Ordnung zur Vorstellung der Ordnung gelangen konnte. Das Äußere der Dinge steht in Wechselwirkung mit dem Innern der Vorstellungen.

Die von uns an der Hand des Tacitus reconstruirte Gemengewirthschaft, wie wir sie nicht blos bei den sog. Germanen, sondern auch anderwärts verbreitet finden, ist in der bis jetzt geschilderten Form ein Entwickelungszustand für sich, indem er als das Gesammtresultat der von mir bereits geschilderten Umstände anzusehen ist. Es handelt sich bei diesem Zustande um den denkbar einfachsten Betrieb landwirthschaftlicher Bethätigung; aber durchaus nicht, wie Meitzen und Andere annehmen, um eine Bewirthschaftung mit Viehbetrieb, Ackerpflug und dergleichen, noch weniger aber um einen vorher zu Grunde gelegten Plan der Ausmessung der Ländereien, oder gar um ein Verloosen der Theilstücke unter die an dem Occupationsprocesse Betheiligten. Ein solches Urtheil auszusprechen, fehlt uns jede Berechtigung von Seiten des rein Thatsächlichen. Es steht in der angeführten Stelle des Tacitus nichts von Viehbetrieb, wohl aber, wie wir noch sehen werden, das Gegentheil.

Es ist nach allem von mir Dargelegten eine unrichtige Voraussetzung, wenn Meitzen[1]) für die „Planmäßigkeit der Gewanneintheilung" bei den sog. Germanen „den Schlüssel in der Technik der Messung zu suchen" unternimmt und sagt: „Im Sinne gleichmäßiger Zuweisung des Anbaulandes nach solchen in eine bestimmte Zahl gleicher Theile zu zerlegenden Abschnitten war offenbar das natürlichste und einfachste Verfahren, jedes Gewanne möglichst als ein Rechteck von gleichwerthigem Boden abzugrenzen. Dann konnten dessen zwei gegenüberliegende Seiten je in so viele gleiche Theile eingetheilt werden, als Hufen berechtigt waren, und es ließen sich zwischen je zwei entsprechenden gegenüberliegenden Theilungspunkten ohne Weiteres mit dem Pfluge (!) die geforderten Grenzlinien ziehen. Alle Hufen, wie auch ihre Reihenfolge festgestellt wurde, erhielten auf diese Weise gleichgroße und gleichwerthige Theilstücke. Zugleich bildete jedes dieser Theilstücke einen Parallelstreifen, welcher gleich viele Pflugfurchen von einem Ende bis zum andern durchzuführen erlaubte. — Die mögliche Ungleichheit, welche dabei zwischen den einzelnen Theilen in Boden-

[1]) Siedelung und Agrarwesen I. S. 83.

güte und Entfernung bestehen blieb, konnte niemals so groß sein, daß sie nicht, nach der allgemeinen germanischen Sitte, streitlos durch das Loos auszugleichen gewesen wäre. – Dieses Loosen hat schon Tacitus beschrieben".

Gewiß hat Tacitus (cap. 10) „das" Loosen bei Erwähnung ihres Göttercultus, aber nicht „dieses" Loosen der Gewanneintheilung beschrieben, sondern, wie oben gezeigt wurde, erklärt, wie die Theilung der occupirten Äcker hier erfolgte. Das Loosen wird im schiffsförmigen Vicus überflüssig und ist eine specifische Eigenschaft der kreisförmigen Turben (Dörfer), auf die wir später zu sprechen kommen. Auch ist die Voraussetzung, daß man mit dem Pfluge Furchen gezogen habe, nicht richtig; denn die Vicus-Wohner kennen als solche den Pflug nicht und lernen ihn erst später kennen. Sie bedienen sich entweder der Ritzstange (aratrum) oder des Hakens (goth. hôha, esthn. kook), um in dem lockeren Boden (arvum) eine Rinne hervorzurufen, in welche der Same eingestreut wird, während der Pflug auf dem Gaulande der Viehzüchter heimisch ist, wo das feste Land wegen der Krümmungen bezw. Biegungen (flexus) der aus der Turba (Runddorf) sich ergebenden Rundbearbeitung nach seitwärts geschoben werden muß. Daher unterscheidet man das aratrum inflexum, welches blos rührt, von dem „fle"xum, dem „Pflu"g, welches die Scholle nach der andern Seite schiebt (πλέκ-ω). Dies ist zugleich auch der Grund, warum sich der Haken in den Flachländern, den Niederungen, länger erhalten hat und durch den Pflug nicht leicht verdrängt worden ist.

Es bildet sicher ein urgeschichtliches Problem, wie und woran die Menschen das Ackerland ausmessen lernten. Wären nicht durch die Natur der Verhältnisse Landmaße entstanden, so hätte der Mensch ihrer nie sich bewußt werden können; und so werden wir wohl annehmen müssen, daß Agrimensoren und Gromatici ihre feldmesserische Thätigkeit erst begannen, als die Vicusbewohner den Werth der Ackerstreifen bezüglich ihrer Größe und Güte voll zu schätzen vermochten. Daß die Ackerbauer in Germanien, von denen Tacitus die Occupationsmethode beschreibt, den Werth der Länder aber nicht zu achten verstanden und deshalb auch bei ihrer Besiedelung nicht einen so fein ausgedachten Vermessungsplan angewandt haben werden, wie Meitzen vermeint, können wir durch Tacitus (Germ. 26) erfahren, welcher der oben von mir interpretirten Stelle unmittelbar folgende Worte hinzufügt: Arva per annos mutant et superest ager, nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomeraria conserant et prata separent et hortos rigent: sola terrae seges imperatur. Unde annum quoque ipsum non in totidem digerunt species: hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent: autumni perinde nomen ac bona ignorantur.

Das ist zu deutsch: „Das Saatland ändern sie alljährlich und Acker bleibt über, weil sie nämlich nicht mit Hülfe der Ergiebigkeit (Fruchtbarkeit) und Erweiterung ihres Bodens durch Arbeit erstreben, Obstbäume anzupflanzen, Wiesen abzusondern und Gärten zu befeuchten: nur Saat wird der Erde geboten[1]). Daher theilen sie auch das Jahr selbst nicht in so viel Abschnitte: für Winter, Frühling und Sommer haben sie Begriff und Benennungen, des Herbstes Namen und Güter sind ihnen gleicher Weise unbekannt".

Aus Tacitus' Worten, die im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden den technisch-wirthschaftlichen Standpunkt der reinen Ackerbauer schildern, geht deutlich hervor, daß sie fruchtbaren und ausgedehnten Grund und Boden zwar haben, aber unbearbeitet lassen, weil sie dessen Werth noch nicht zu schätzen wissen, vielmehr sehr verschwenderisch mit dem Lande umgehen, und doch haben sie die vorhin beschriebene „Gewannetheilung". Somit dürfen wir bei ihnen, wo noch Boden übergelassen wird, eine so feine Landvermessung nicht voraussetzen. Auch nöthigt uns Tacitus zu der Annahme, daß diese Ackerbauer, die er schildert, keine Viehzüchter sind, denn sie sondern keine Wiesen ab; sonst würde uns Tacitus erzählt haben, daß „der Acker, der über ist", zur Hutung benutzt wird. Das ist nicht der Fall: „nur Saat wird dem Boden anvertraut und abgefordert". Von einem sog. „Volklande", das man sich in weiser Vorsicht für die ganze Universitas vorbehalten haben will, wie immer geschrieben wird, ist bei Tacitus ebenfalls keine Spur zu finden.

Demnach sind auch die Worte arva per annos mutant et superest ager nicht, wie Gierke interpretirt, „von dem periodischen Besitz- und Gebrauchswechsel zu verstehen" oder wie Maurer es thut, zu übersetzen: „Das Ackerland wechseln sie jährlich und Gemeinland bleibt übrig d. h. eine gemeine unvertheilte Mark bleibt übrig." Vielmehr beziehen sich die Worte auf die Bestellung der Saatfelder; denn arvum umfaßt wie ἄρουρα Saat und Saatland in Einer Anschauung, wogegen ager an der erwähnten Stelle des Tacitus das zur Saat wohl geeignete, aber unbestellt gedachte Ackerland ist, von dem ja Tacitus wenige Zeilen zuvor gesagt hat, daß es occupirt werde (agri ... occupantur), also ein noch unbestelltes und unvertheiltes Land ist.

Hatte Tacitus bisher die technische Occupation und Vertheilung der agri beschrieben, so will er uns nunmehr die (primitive) Bestellung derselben darlegen, und Tacitus müßte ein großer Confusionarius sein, wenn er nach seiner kurzen und bündigen Schilderung der Vertheilung

[1]) Ich übersetze absichtlich weder „Saatfrucht wird der Erde abgefordert" noch „Fruchtsaat wird der Erde auferlegt", weil beides zugleich ausgedrückt werden soll.

der agri pro numero cultorum, durch die jeder nach seiner Stellung seine Kämpe erhält, hätte sagen wollen: nachdem jeder sein Stück Land erhalten hat, tauschen sie es darauf von Jahr zu Jahr unter einander aus. Ganz abgesehen davon, daß es alsdann inter se mutant heißen müßte, gehört schon eine an Hab- und Neidsucht grenzende kleinliche Gesinnung, die überdies eine ziemlich scharfe Beobachtungsgabe voraussetzt, dazu, die Saatfelder jährlich auszutauschen, damit der Andere ja nicht etwa eine Metze Getreide mehr erntet, als der Andere; denn da die Felder nahe an einander liegen, kann das Mehr des Einen gegenüber dem Ertrag des Andern doch immer nur sehr gering sein. Und dieselben cultores, die so geizig sind, lassen Ackerland übrig? Sind das nicht Widersprüche, die bei Erforschung des Thatsächlichen in erster Linie gehoben und gelöst werden müssen? Da Tacitus die Vertheilungstechnik zu einem genügenden Abschluß gebracht hat, kann sich das „arva per annos mutant" „die Saatfelder wechseln sie" somit nur auf den Bestellungswechsel beziehen. Sie bestellen die Saat so, daß Acker über bleibt und dies wird gleich durch das „nec enim" näher begründet. Denn in nec enim liegt ein „denn" bezw. ein „weil".

Man wechselte jährlich die Saatfelder und ließ Acker deshalb über, weil man wenig durch Arbeit erstrebte (nec labore contendunt). Der Ackerbau ohne Pflug war mit den primitiven Werkzeugen sehr langwierig, wodurch allein schon die Erntezeit weit hinausgeschoben wurde, infolge dessen sie auch keinen Herbst hatten. Somit konnte dasselbe Land, dem man so spät die Getreidefrucht entnommen hatte, in diesem Jahre nicht wieder gelockert und weder im Herbst, noch im Frühjahr schon wieder besäet werden. Ackerland blieb auch über, weil sie, wie gesagt, (noch) keine Viehzucht trieben; aber es blieb auch über, weil sie weder Garten- noch Obstkultur hatten und als reine Ackerbauer, „Ackerbauer ohne Pflug" allein auf Brotfrucht hinzielten. Es bedurfte also, besonders in ungünstigen Jahren, schon eines beträchtlichen Zeitraumes, um ohne Arbeitsvieh und Pflug mit bloßen Haken die Saatfelder zu bestellen.

Man braucht dabei aber noch nicht zu interpretiren: „sie hatten Fruchtwechsel und ein Acker blieb brach", oder an eine ausgesprochene Dreifelderwirthschaft zu denken, welche allerdings die nothwendige Folge des beschriebenen Vorganges ist. Tacitus will aus sich selbst interpretirt sein, und wir müssen immer das Bestreben haben, statt unsere eigene, modernen oder fremden Verhältnissen entnommene Erkenntniß in eine objective Schilderung hineinzutragen, umgekehrt aus dem Thatsachenzusammenhange heraus eine Erkenntniß zu gewinnen. Es ist schnell gesagt, wenn Hanssen[1]) seine Meinung dahin ausspricht: „Der Streit, ob ‚arva per

[1]) Agrarhistorische Abhandlungen I. S. 129.

annos mutant' blos auf den Wechsel der Äcker oder auf den Wechsel in dem Besitz der Äcker geht, werde aus dem Tacitus heraus, der es wohl selbst nicht zum deutlichen Verständniß des germanischen Agrarwesens bringen konnte, schwerlich zum Abschluß zu bringen sein. Dies sei aber insofern gleichgültig, als wir auf anderem Wege zu der Überzeugung gelangen, daß bei den Germanen beides in inniger Verbindung zusammentraf: der periodische Wechsel im Besitze und der Wechsel der Felder als Ackerland und Gartenland."

Es ist nicht der richtige Standpunkt für die Feststellung des Thatsächlichen, den Hanssen in dieser Frage schon früher eingenommen hatte, wenn er sagt:[1] „In der That liege die Sache so, nicht daß Tacitus die eigentliche Quelle unserer Belehrung über das Agrarwesen der germanischen Vorzeit sei, sondern daß wir suchen müßten, aus unserer Kenntniß der mittelalterlichen Quellen und der noch conservirten Überbleibsel althistorischen Agrarwesens einen Sinn in Tacitus hineinzubringen", und wenn er dann später die „Trierischen Gehöferschaften" als eine solche Quelle betrachtet. So etwas kann dem Historiker, bezw. Statistiker nur erlaubt sein, wenn er den Nachweis führt, daß in dem, Jahrhunderte umfassenden Zeitraum zwischen Tacitus und dem Mittelalter keine Veränderungen vorgekommen sind. Dies zu beweisen dürfte schwer sein; man müßte denn die ganze Völkerwanderung für vollständig einflußlos auf die bisherigen Zustände Germaniens hinstellen. Dies würde aber der Logik des Entwickelungsbegriffs widersprechen und insoforn mit der Erfahrung in Widerspruch stehen.

Wir dürfen immer nur, ja müssen es sogar, Urtheile bezw. subjective Zuthaten aus dem Thatsächlichen ausscheiden; aber niemals die objectiven Merkmale einer Schilderung entfernen. Sind dieselben ungenügend zur Erklärung einer Erscheinung, so müssen wir uns allerdings nach anderen Erscheinungen mit nahezu gleichen Merkmalen umsehen, und in diesem Falle dürfen sie auch um Jahrhunderte auseinander liegen, zumal ja die agrarische Verfassung in ihrem Grundcharacter vor Jahrtausenden Merkmale gehabt hat, die sie heute noch besitzt. Aber alsdann gilt es, genau die später hinzugetretenen Merkmale mittels des eingangs geschilderten Eliminationsverfahrens zu erkenneu, damit nicht spätzeitliche Zustände zur Aufhellung benutzt werden.

In der Mißachtung dieser Forderung, welche die Wissenschaft vom Thatsächlichen, die Statistik, stellt, liegen meines Erachtens alle Fehltritte, die bei der Betretung des urgeschichtlichen Bodens der „alten Germanen" gemacht worden sind. Durch wen anders als durch Caesar und Tacitus

[1] In den Göttinger gel. Anzeigen 1873, S. 940.

können wir über sie schriftliche Auskunft erhalten? Worin sie geirrt haben, müssen wir nachweisen und zwar dadurch, daß wir etwa vorhandene Widersprüche im rein Thatsächlichen aufdecken; nur an ihren subjectiven Urtheilen haben wir ein Recht zu mäkeln. Zu diesen Urtheilen rechne ich in erster Linie die Vermuthung, die Bewohner Germanias seien eine homogene Masse gewesen, was sie dem thatsächlichen Befunde gemäß, wie ich im Verlauf meiner Darstellung überzeugend nachzuweisen hoffe, durchaus nicht gewesen sind und gewesen sein können. Aber dazu kommt, daß unsere eigene (ideale) Phantasie den sog. Germanen beim Eintritt in die Geschichte nationale Attribute beilegt, die sie uns in ganz anderm Lichte erscheinen lassen, als Caesar und Tacitus sie schildern. Endlich aber tritt, was uns hier hauptsächlich interessirt, das wirthschaftsgeschichtliche Vorurtheil hinzu, daß, weil Viehzucht eine Vorstufe des Ackerbaues sei, die Germanen sammt und sonders nomadische Viehzüchter gewesen sind, die durch — Gott weiß welche — Inspiration auf die Idee verfallen sind, plötzlich Ackerbauer zu werden, infolge dessen den Hirten- und Wanderstab wegwerfen und nunmehr zum Bleiben sich entschließen. Streifen wir dieses Vorurtheil ab, so werden wir durch Caesar und Tacitus nicht blos ein anderes Bild über die sog. Germanen, sondern zugleich über das gesammte Völkerleben gewinnen.

Bei ihrem ersten Auftreten, von dem uns Kunde wird, finden wir die Bewohner des heutigen Deutschland in Form einer großen Anzahl kleiner Völkerschaften vor, die sich gegenseitig befehdeten. Eine solche kriegerische Gesinnung der Völker Germanien's muß jedenfalls durch Umstände hervorgerufen worden sein, die theils durch ihre eigene Bewegung, theils durch fremde Anreizungen hervorgebracht wurden. Man kann bekanntlich „nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt". Doch setzen Reibungen zugleich beati possidentes voraus. Würden die Völker in Germania homogen und gleichmäßig in fortwährender Bewegung gewesen sein, so würden die Reibereien unverständlich bleiben. Wenn zwei wandernde kleine Horden, die keine festen Wohnsitze lieben, sich begegnen, so entstehen noch keine Conflicte um den Raum; wenn aber eine seßhafte Horde durch eine andere Horde in ihrer Ruhe gestört wird, so ist ein Grund zur Vertheidigung gegeben. Demnach müssen wir vermuthen, daß die kriegerische Thätigkeit nicht sowohl durch Zusammenstöße wandernder Horden gegen einander, sondern durch Reibereien wandernder mit seßhaften Horden erzeugt wurde. Es ist somit angezeigt, aus diesem thatsächlichen Befunde zu vermuthen, daß es auch in Germania eine dauernd seßhafte Bevölkerung gegeben hat, und es erwächst uns die Aufgabe, dies näher zu untersuchen. Daß ich mich dieser Pflicht nicht entzogen habe, werde ich im übernächsten Abschnitte zeigen.

Von dem Einen hoffe ich den Leser bereits überzeugt zu haben, daß

der von mir an der Hand des Tacitus geschilderte Zustand reinen Ackerbaulebens ohne Viehzucht nicht aus einem zuvorigen Viehbetrieb entstanden und nur ein Zustand dauernder Seßhaftigkeit sein konnte; und da ich — nicht blos in meiner Eigenschaft als Deutscher, sondern aus dem Grunde, weil die oft behandelten Urzustände Deutschlands in der internationalen Wissenschaft ein besonderes Interesse besitzen — zur Exemplificirung meiner Theorie noch mehrfach auf die deutsche Urzeit zurückkomme, so werden wir die Frage zu beantworten haben, ob der von Tacitus geschilderte Zustand seßhafter Ackerbauer aus einem Zustande vorheriger Wanderung hervorgegangen sein kann? Um diese Frage beantworten zu können, ist es aber nöthig, erst die Organisation der Wanderhorden kennen zu lernen, wozu uns die beiden nächsten Abschnitte Gelegenheit bieten werden.

Bevor wir jedoch zu den Wanderhorden übergehen, wollen wir uns zuvor noch einem Bevölkerungsbestandtheile der Ebene zuwenden, der abgesehen von seinem späteren Lebensschicksal ganz besonders — und dies interessirt uns in dem vorliegenden Werke allein — wegen der von dem bisher betrachteten Vicus abweichenden Form seiner Ackereintheilung von agrarhistorischem Interesse ist. Allerdings ist der die abweichende Form herbeiführende Entwickelungsfactor die erst noch zu betrachtende Wanderhorde selbst, doch da wir auch oben bei dem aus zwei Reihen Häuser bestehenden Vicus, der ja ebenfalls durch die Berührung mit der heterogenen Wanderhorde, nämlich durch Familienbildungen, seine gegenwärtige Form erhielt, der Darstellung vorgegriffen haben, so können wir auch jetzt ein Gleiches thun; handelt es sich doch in diesem Buche um die Darstellung eines Systems von Erscheinungen, die ihre Erklärung erst in und gegeneinander erhalten, so daß also der Beweis, wie jeder Beweis, nur in der Widerspruchslosigkeit des Totalzusammenhangs aller Erscheinungen liegt. Ich bemerke dazu aber ausdrücklich, daß ich mit dem in diesem Abschnitt noch Gegebenen absichtlich die Elemente der Bewohner der Ebene nicht in ihrer Gesammtheit vorführe, um nicht den Irrthum im Leser zu erregen, als wollte ich eine ethnographische Darstellung bieten. Auch wenn sich die Ausdrücke der urgeschichtlichen Elemente mit späteren Völkernamen decken, weil sie ja Entwickelungsfactoren des Völkerlebens gewesen sind, so werden sie doch von mir eben nur als Elementarbezeichnungen gebraucht. Es wird erst die Aufgabe einer späteren Schrift sein, sie zu anderen Zwecken zu verwenden.

Denken wir uns, daß Jahrtausende hindurch die auf trockenem Lande (terra) liegenden, mehr den Bergen näheren Ebenen (ὀργάς) gleichförmig besetzt worden sind, indem mittels des Nachahmungstriebes überall in gleicher Weise das beste Terrain besiedelt wurde, so mußte infolge einer

solchen Ausbreituug allmählich eine Übervölkernng eintreten. Übervölkerung ist ein relativer Begriff, insofern sich zu keiner Zeit bei der großen Verschiedenheit der Unterhaltsbedingungen in einer bestimmten Gegend eine normale Verhältnißzahl zwischen Flächeninhalt und der darauf sich nährenden Bevölkerung festsetzen läßt. Man kann somit schon in allerprimitivsten Zeiten von einer Übervölkerung reden, trotzdem Land in Hülle und Fülle vorhanden ist, wenn die Bedingungen nicht gegeben sind, dasselbe auszunutzen. Nahmen die ersten „Ackerbauer ohne Pflug" nur den am leichtesten zu bestellenden Boden in Anspruch, so konnte viel Land übrig bleiben, was eine spätere Bevölkerung wohl zu benutzen verstand, aber dennoch für damalige Zustände leicht die Vorstellung einer Übervölkerung aufkommen lassen. Dabei müssen wir im Auge behalten, daß den Völkern der Ebene für ihren Wirthschaftsbetrieb nur die Ebene geeignet erscheinen mußte. Das am leichtesten zu bearbeitende Land war nicht das unmittelbar an den Flüssen gelegene, weil es zu morig war und das Wasser leicht austreten und Überschwemmung herbeiführen konnte. Daher dürfen wir schon a priori annehmen, daß ursprünglich dem sich mehr an die Berge anlehnenden ebenen Lande (terra, ὀργάς) der Vorzug vor dem wässerigen Lande (mare) gegeben worden ist, zumal dort auch die Wohnung auf trockenen Boden stehen konnte.

Doch auch der Thatsachenzusammenhang spricht dafür. Wir begegnen nämlich in den verschiedensten Himmelstrichen der Erde neben der Vicuslagerung an dem mehr am Berge gelegenen ebenen Lande (ὀργάς) noch einer zweiten Vicuslagerung auf der an den Flüssen und Seen bezw. auf dem Moore, dem sog. Veenlande gelegenen Ebene. Gerade bei ihnen ist der in der deutschen Wirthschaftsgeschichte übliche Ausdruck „Gewanne", der sachlich sich mit finis im Sinne eines abgegrenzten Feldstückes (darüber später) deckt, in verschiedenen Modificationen, wie Wanne, Wande, Gewande heimisch. Wir sind in der Nationalökonomik gewöhnt, an Stelle der übrigen Ausdrücke, wie Schlag, Zelche, Flagge bzw. Plage (plaga), ager, aratura, cultura, locus, satio, sicio und dergl. jetzt vorzugsweise Wanne oder Gewanne bezw. Wang zu gebrauchen. Jene Ausdrücke sind aber verschiedener Herkunft, obwohl sie sämmtlich die Bedeutung von „begrenzter Fläche" haben. Da die Gewanneintheilung die Folge der Occupation ab universis in vices pro numero cultorum der „Ackerbauer ohne Pflug" ist, also vor Einführung des Viehgespannes bestanden hat, so kann auch das Wort „Gewande" nicht dem Umwenden des Pflugs seine Entstehung verdanken, uud ebenso wenig kann der in den Alpen übliche Ausdruck „Tagwan und Tagwen" die Fläche Landes bedeuten, „die ein Joch Ochsen an einem Tage zu pflügen vermag". Die Wanne ist älterer Herkunft und über die Erde weit verbreitet, wo wässeriges Land occupirt wurde.

Wohin immer wir uns auf dem wäſſerigen Erdboden wenden, finden wir in vorgeſchichtlicher Zeit eine Bevölkerung, die durch den Urling fan, bzw. van und wan, fen bzw. ven und we[n], fin bzw. vin und win und auch won characteriſirt wird. Bisweilen tritt noch ein Präfix, z. B. „s“ hinzu, wie in Swaner ſtatt Waner bzw. Vaner (in Schweden); bisweilen auch ein Suffix z. B. „d“, wie in Wand, Wend (Vandalen Wenden), wie denn ſtatt Wenern Watn (dän. und norweg. wand) geſagt wird und man ſtatt Wen- (oder Win-)berg bzw. -fluß ebenſo auch Wend- (Wind-) berg bzw. Wend- und Windfluß findet.

Wie ich ſoeben bemerkt habe, handelt es ſich bei derartigen Bezeichnungen im vorliegenden Werke nicht um ethnographiſche Begriffe, ſondern um Elemente, aus deren Miſchung an verſchiedenen Ortpunkten der Erde die uns bekannt gewordenen Völker hervorgegangen ſind, deren Compoſition zu ſolchen Gebilden abſichtlich fern gehalten wird. Das durch den Urling Van, Wan, Fan, Ven, Wen, Fen, Pan bezw. Pae, u. ſ. w. characteriſirte Element ſind ſeßhafte Horden. Sie ſetzen ſich im Gegenſatz zu den auf dem mehr trockenen Lande ſich Ausbreitenden in den feuchten Niederungen feſt, haben zwar ebenfalls die ſchiffsförmige Wohnung (Wanne oder Morea) mit den zwei Seitenſchiffen, wie der einheitliche Vicus, aber in der durch den mehr morigen Grund gebotenen Form des Pfahlbaues, den wir ſchon oben in ſeiner Ähnlichkeit mit allen Wechſelgereihten kennen gelernt haben.

Wie in der altitaliſchen Mythologie die Amata die Schweſter der Venilia, der Geliebten des Waſſergottes Neptun, und in der ſlaviſchen Mythologie die Wesna die Schweſter der Morana iſt, ſo iſt in Wirklichkeit der vis à vis-reihige „Vicus“ auf trockenem Lande der nächſte Anverwandte der auf Veen- oder Morland ſtehenden Wanne. Hier wie dort betrachten ſie ſich als örtlich Umſchloſſene: dort die Vicini bzw. Amati[1]) als Wechſelgereihte bzw. Umfaßte; hier die Zuſammenwohnenden (finiti, finitimi) als Verwandete. Erſt infolge des Umſchloſſenſeins konnte die Empfindung des ſich Gernhabens erzeugt werden, weshalb eben alsdann Wörter wie „ven“eror die Bedeutung „gewinnen“, gern haben (ſkr. van, daher vanas Luſt, Wonne, Wohnung) „lieben“ erhalten können.

Es heißt weder pſychologiſches Verſtändniß für die Entwickelung der Vorſtellungen, noch ein Intereſſe für die Erforſchung des Thatſächlichen haben, wenn man von Seiten einiger ſog. Sprachvergleicher hört bzw.

---

[1]) Die ſinnliche räumliche Vorſtellung von Amata, die der Venilia gegenübergeſetzt wird, beruht augenſcheinlich ebenfalls auf „Umfaſſung“, weshalb ſkr. amatra das Faß, das Gefäß, ames der Faſſer iſt. Amo = ich umfange (umfaſſe) Dich, amor ich bin mit Dir umfangen.

bei ihnen liest: „verwandt Particip zu verwenden" oder „verwandt gehört zu winden". Ich frage jeden Unbefangenen: ist man damit auch nur einen Schritt in der Erkenntniß weiter gekommen? Die Aufgabe der Wissenschaft besteht in erster Linie in der Bereicherung und Vertiefung unserer Erkenntniß; was nicht zur Bereicherung der letzteren dient, ist für die Wissenschaft werthlos. Welche Vorstellung soll wohl bei „verwenden" und „winden" zu Grunde liegen? Etymologisiren ohne jede thatsächliche Grundlage, blos um zu etymologisiren, kann zu keiner wissenschaftlichen Erkenntniß hinleiten. Ich kann mich vollständig in den Geist eines altklassischen Philologen versetzen, wenn ihm dieses geistlose Etymologisiren verhaßt ist. Erst sind die Dinge da, alsdann entstehen durch die Wechselbeziehung des Menschen zu den Dingen die Vorstellungen von denselben, und zur Bezeichnung der letzteren, d. h. der Dinge in der Vorstellung dienen die Wörter. Demnach muß jeder wissenschaftlichen Etymologie, wie ich schon eingangs hervorgehoben habe, die Untersuchung des Sachverhalts vorangehen, um die Vorstellung zu gewinnen, der das Wort dient.

Vergegenwärtigen wir uns den Sachverhalt der oblongen Pfahlbautenwohnungen, in denen (nach geradezu massenhaft vorliegenden Berichten) die Bewohner durch bewegliche oder unbewegliche Wände (fines), ein Ausdruck, der ursprünglich nur bei ihnen vorkommt, durch den Mittelgang von einander geschieden und doch zugleich verbunden, d. h. verwandet sind, so gehört ein großes Vorurtheil dazu, um, wenn man darauf aufmerksam gemacht wird, nicht einzusehen, daß die „Verwandten" die örtlich unwandeten sind. Wer es nicht weiß, daß jede Vorstellung sich auf eine sinnliche Anschauung zurückführen läßt, mit dem ist jede Discussion unmöglich. Eine Reihe von Analogien weisen darauf hin. Die Wände des wechselreihigen Einheitshauses haben verschiedene Bezeichnungen, unter denen z. B. Septum eine der bekanntesten ist. Das Septum ist ebenfalls eine Verwandung, welche die beiden Invices-Abtheilungen trennt und zugleich die beiden Reihen verbindet. Auch dieser Ausdruck nimmt (z. B. in Irland für die Bewohner des oben (S. 137) geschilderten sog. Clanhauses) die Bedeutung „Verwandte" an. Die Sept oder die Sippe (sabha, sebhyâ, sibbia) ist in ihrer räumlich-sinnlichen Anschauung nur eine Umzäunung (sepio = ich umzäune) und zwar, wie wir ebenfalls aus zahlreichen völkerkundlichen Berichten wissen, durchweg eine strickdurchflochtene[1]), „sieb"- d. h. maschenverwebte, vorhangartige Umzäunung, ein siparium, weshalb einige Reisende zu der Auffassung gekommen sind, es wären Fischernetze um die Abtheilungen der Männer und Frauen gezogen gewesen. Auch das Wort Sept (durchflochtene Wand) erlangt die Bedeutung Verwandtschaft, zunächst im örtlich-räumlichen Sinne. Ganz

[1]) Vergleiche oben S. 23 die Schilderung des Irokesenhauses.

analog verhält es sich mit Slahta (Schlag). Es giebt nämlich neben dem auf Balken ruhenden Einheitshause noch ein direct auf dem schlammigen (slam) Lande erbautes Haus, dessen Wände, welche die Männer von den Frauen im Mittelraum scheiden, die Bezeichnung Schlag, Slahta, Slato, Slachta oder eine ähnlich lautende Bezeichnung führten, augenscheinlich deshalb, weil zum Ausputz der direct in die Erde eingeschlagenen Pfähle, welche durch Ruthengeflecht verbunden wurden, ein aus Schlamm mit Stroh vermengtes Material benutzt wurde, das Vorbild der späteren Strohlehmwände, welche der Slahta selbst in ihrer späteren Ansiedelung auf dem Höhenlande eigenthümlich bleiben. Auch hier betrachten sich die im Schlag Wohnenden als Verwandte, und auch das Wort Slahta erhält die Bedeutung von Verwandten. Und wie das Wort Wanne, Wande, finis ꝛc., das ursprünglich nur die Verwandung im Schiffshaus bezeichnet, auf die Ackerabtheilung übertragen wird, so geht auch das Wort Schlag, Slahta ꝛc. auf die Ackerstücke über.

Der Wohnraum ist, wie der Zusammenhang der Thatsachen, durch den einzig und allein Beweise geführt werden können, lehrt, das schöpferische Element im Urleben der Menschheit gewesen; und auf die in ihm gelegene Ordnung ist alles Spätzeitliche zurückzuführen. Von ihrer Wohnlagerung erhalten sogar die Landschaften und Völker ihre ersten (urzeitlichen) Namen. Wie schon bemerkt, hatten die am Wasser oder auf Morland Wohnenden, weil sie ja dieselbe Wohnverfassung hatten, auch dieselbe Agrarverfassung, nämlich die auf Gegenseitigkeit beruhende Occupation durch Alle für Rechnung der Bebauer. Kam aber die Marca — wir können auch diesen über die Erde verbreiteten Ausdruck, den wir oben bei den Bewohnern von Neuguinea für das Einheitshaus erwähnten, gebrauchen — mit Wanderhorden in Berührung, so mußte mancherorts, wenn das wässerige Land nicht eine ähnliche Herumlagerung der Häuser um das Schiff gestattete, eine andere Lagerordnung als im Vicus entstehen. Die bisher geschlossen an einander liegenden Reihen mußten sich in getrennt von einander liegende auflösen, die je nach der Lage der Dinge bald in geringeren, bald in weiteren Entfernungen von einander standen.

Daneben aber blieb das einheitliche Wohnhaus, ebenso wie auf der oberen Ebene (ὀργάς), im Morlande vorerst noch bestehen, weshalb wir, zahlreichen Berichten zufolge, sehr häufig neben den kleineren Häusern, die sich die Familien selbst bauten, das Einheitshaus, auf Veenland, wegen des gleitenden Bodens meist in zerfallener Form antreffen. Anderwärts aber entstehen an Stelle der beiden durch Wände abgetheilten Längskammern zu beiden Seiten des Mittelweges auch lauter kleine besondere Hütten. Daß die ersteren erst mit der Familiengründung entstanden sind, berichtet schon Herodot (V 16) von den Päoniern: „Die Pfähle

unter dem Gerüste sind anfänglich von allen Stammesgenossen vereint eingeschlagen worden; später aber entstand der Brauch, daß jeder, der ein Weib nimmt, und deren nimmt ein jeder viele, drei Pfähle vom Berge Orbelos holen und einschlagen muß. Da hat denn ein jeder auf dem Bretergerüst seine besondere Hütte, worin er haust, mit einer Klappthüre in dem Gerüst, die in den See hinabführt".

Indessen sind nicht alle Pfahlhäuser in das Wasser hineingebaut worden, vielmehr finden wir solche auch auf morigem Lande, anderwärts auf diesem hinwiederum Wohnstätten, die nicht auf Pfählen ruhen, kurz eine Mannigfaltigkeit, die im Einzelnen zu behandeln, wie bemerkt, nicht zur Aufgabe meines vorliegenden Werkes gehört, das sich absichtlich nur auf einige wenige Erscheinungen beschränkt, welche für die spätere Agrargeschichte von besonderer Bedeutung geworden sind.

Eine der bemerkenswertheften ist eine nicht auf Pfählen, sondern unmittelbar auf morigem Grunde entstandene Ansiedelungsform, die durch die Familiengründung hervorgerufen wurde und bei der die Häuser weit von einander liegen. Nach Fr. Seebohm[1]) hat eine irländische Handschrift des Jahres 1100 das vom Abt Clanmacnois im 7. Jahrhundert verfaßte „Buch von der schwarzbraunen Kuh" (Lebor na Huidre) uns überliefert. Dort stehe geschrieben, daß es bis zu den Tagen der Söhne von Aed Slane (im 7. Jahrhundert) weder einen Graben, noch einen Zaun, noch einen Steinwall um Grundstücke gab, sondern alles ebenes Land war. Und der Liber hymnorum, eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Handschrift besage: „Sehr zahlreich waren um diese Zeit, nämlich zur Zeit der Söhne Aed Slane's (im 7. Jahrhundert), die Einwohner Irlands; und ihre Menge war so groß, daß sie bei der Theilung nur 3 Antheile von 9 Immaire Landes erhielten, nämlich 9 vom Sumpfland, 9 vom Waldland und 9 vom Ackerland".

Wer sind die Söhne Aed Slane's? Daß dieselben mythische Personen sind, haben wohl alle bisherigen Forscher angenommen. Wir werden weiter unten zeigen, daß mythische Personen nur auf demselben Wege zu erkennen sind, auf welchem man überhaupt Thatsachen feststellen kann, nämlich im Zusammenhang mit anderen, in ihren Grundmerkmalen verwandten Erscheinungen, was voraussetzt, daß man die bisherige Erkenntniß, die hier Mystik ist, vorerst ausschließt. Meitzen hat schon richtig gedeutet, daß es sich bei den Söhnen Aed Slane's um Einzelhöfe handele, wie denn auch „aed" die Bedeutung von Einzelhof hat. Nur das Slane wird damit nicht zugleich erklärt, und doch ist der diesem Worte zu Grunde liegende Thatbestand der Lagerordnungen bedeutsam.

[1]) Seebohm-Bunsen, die englische Dorfgemeinde S. 150. Auch nachzulesen bei Meitzen a. a. O. I. S. 193 ff.

Alle Einzelwohnsitze werden durch die Wurzel as, at, aes, aet, os, od, öd und ähnlich, oft auch mit dem Verbalconsonant b oder w (bod, bud, wud, wad) bezeichnet. Das Grundmerkmal derselben besteht in der Vereinsamung, weshalb z. B. as, odin ꝛc. in mehreren Sprachen bekanntlich auch „eins" heißt. Der Adonai der Hebräer, der Odin der Scandinavier, der Adonis der Syrier ist „der Eine". Hält man sich das Totalbild der Einzelbewohner vor Augen, so ergiebt sich eine Reihe von Wortbedeutungen, die in dieser Totalvorstellung ihren Vereinigungspunkt bilden, und man kann sehen, wie oft der zergliedernde Verstand die Sprachwurzel je nach Bedürfniß später lautlich modificirt hat. Die Einzelhöfer sind „eins", weil sie vom Ganzen abgetrennt leben; sie sind in der Öde, weil sie vereinsamt sind, ihr Land ist od (öde), weil es ihnen allein zusteht (allod): es ist ihr eigener Grund und Boden. Deshalb wurden in Schweden die alten freien Hausväter, die Odalborne, auch „Männer für sich" genannt. Daß darunter später der Adel verstanden wird, liegt nicht in der Sprachwurzel, sondern in der Thatsache, daß sie „Herren" wurden; wären sie (von der Wanderhorde) unterjocht worden, so könnte das Wort ebenso gut die Bedeutung von Diener angenommen haben, wie wir dies später an einer Anzahl anderer Beispiele erkennen können.[1]) Doch dies nebenbei.

Characteristisch für alle unter der obigen Sprachwurzel genannten Einhöfer ist das Viereck; jede aedes (Bude, Baude), mag dazu Holz oder Stein verwendet sein, hat eine oblonge Gestalt, was schon äußerlich auf die Verwandtschaft mit dem alten Einheitshause (οἶκος) hindeutet. — Ursprünglich auf dem morigen Lande heimisch, sind die aedes (Buden, Bauden) später nach dem Höhenlande gestiegen. Wie sehr sie anfangs noch verbunden waren, können wir beispielsweise an den schwedischen Odalbonde ersehen. Die Bonde sind bekanntlich erst später Erbzinsbauern (Skatte Bonder) geworden. Während zuvor Könige, Grafen, Freiherrn

[1]) Dasselbe ist bei Fan und Fen der Fall. Überall, wo die Ackerbautreibenden (Fanen) zur Herrschaft gelangen, nimmt die Wurzel die Bedeutung von Herr an, z. B. im Gotischen „Fan", im Polnischen Panie, im Ungar. Ban = Herr und wegen dieser Gewalt auch die Bedeutung „böser Geist". Wo dagegen die Ackerbauer unter die Gewalt der Viehzüchter kommen, wie beispielsweise in Irland, wo sie dem Flaith (dem Viehzüchter) gegenüberstehen, erlangt Fene die Bedeutung von „Unterworfenen", Zinspflichtigen, weshalb z. B. fenum = landischer Zins ist und venalis die Bedeutung Sclave erhält. Erst die Schriftsprache entscheidet über die Schreibweise. — Denjenigen, welche die Völker statt aus Zusammenschweißungen, wie ich erweisen will, aus Trennungen aus einem früheren einheitlichen Ganzen, wie den „ungetrennten Indogermanen" entstanden denken, muß es ganz unverständlich sein, wie selbst bei ein und demselben Volke (Irland) der Ausdruck Venos gleichzeitig die Bedeutung von „Heros" und „gemeines Volk" haben kann.

und Edelleute die Bezeichnung Bonde führten,[1]) erlangt das Wort Bonde später ausschließlich die Bedeutung von „Bauer", so daß wir auch hieraus sehen, wie man „aus den Trümmern der Wörter" nicht einmal die Bedeutung der Wurzel selbst, geschweige urgeschichtliche Thatsachen feststellen kann. Gerade an dem Worte Bonde kann man die Erfahrung machen, wie gefährlich es ist, mit einer Fiction und darauf gegründeten Lautgesetzen zu arbeiten.

Bonde sind nämlich „verbundene" Einzelhöfer, d. h. solche, welche reihenweis verbunden auf morigem Lande wohnten. Wer nach dem Zusammenhang der Dinge forscht, den läßt die Frage nicht gleichgültig: wie kam der Mensch zu diesem Begriff? Alle solche Begriffe lassen sich, wie ich schon oft hervorgehoben habe, in ihrem letzten Grunde auf räumliche Vorstellungen zurückführen. Wenn die Bodenverhältnisse es nicht gestatteten, daß die einzelnen Haushaltungen bei einander wohnten, so entstand jetzt ein „buntes" Bild von auseinanderliegenden aedes, die, wenn sie mit einander verbunden bleiben wollten, eines Weges bedurften, welcher den Verkehr vermittelte. Der die Wohnungen vermittelnde Weg liegt der Vorstellung des Bundes zu Grunde. Dieser Weg (via, ahd. wëc, got. wigs) war in dem auf trockenem Lande errichteten Vicus von selbst gegeben: der Mittelraum, um den die beiden Reihen sich herumziehen und wo sie aus einander weichen, das Weichbild,[2]) ist bis heute der natürliche Weg des Vicus. Die Morbewohner dagegen mußten sich, soweit sie nicht in einheitlichem Pfahlbau, wo das Mittelschiff den Weg bot, wohnten, diese Straße selbst herstellen, und zwar vermittelst einer Pflasterung, die eben „Bonde" (z. B. fkr. pantha, altpr. pinti, lat. pons) heißt. Der Ausdruck ist auch hier Nebensache und kommt verschieden (auch Brücke, brügge u. dergl.) vor. Hauptsache ist vielmehr das dem Ausdruck zu Grunde liegende Thatsächliche.

Das morige Land ist bisher viel zu wenig ein Gegenstand archäologischer Forschung gewesen. Durch die in wirthschaftlichem Interesse vorgenommenen Torfstechereien ist außerdem der Archäologie Vieles verloren gegangen; doch haben wir in dieser Hinsicht noch genügend sichere Anhaltspunkte, um solchen Bonden (pontes) nachzugehen. Erst vor wenigen Jahren ist z. B. durch den Alterthumsverein in Münster ein Bohlweg im Neken'schen Venne aufgedeckt worden, worüber zuerst der Münsterische Anzeiger vom 18. Juni 1894 Nr. 161 folgende Mittheilung brachte[3]): „Der

[1]) Dalin's Geschichte von Schweden I. S. 50.

[2]) Hierauf beschränkte sich in später Zeit auch die Rechtsprechung. Der Ausdruck bleibt bestehen, als sich aus den Vicis die oppida (nicht urbes!) bilden und erhält alsdann die Bedeutung Stadtviertel. Darüber werde ich in einem besonderen Werke sprechen.

[3]) Ich entnehme die Schilderung den „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde" 1894 unter Redaction von R. Virchow und A. Voß Berlin 1895. S. 63: „Pontes longi im Neken'schen Venne, Münsterland".

aufgefundene Bohlweg liegt 2 Fuß tief in dem vom Torfe entblößten Boden; seine Grundlagen bilden Eichenstämme von verschiedener Größe, in Abständen von je 2 Fuß von Ost-Ost-Nord auf Südwest laufend; über diese Stämme sind vierkantige Bohlen, ebenfalls von Eichenholz, dicht neben einander gelegt, ihre Breite ist verschieden, jedoch nicht unter 18 cm, ihre Stärke beträgt durchschnittlich 12 cm. Diese Bohlen sind augenscheinlich mit Beilen und Sägen hergestellt, vermodert und von halbgrauer Farbe; der Luft ausgesetzt dunkeln sie nach, auch wird die Consistenz fester, jedoch läßt sich die obere Schicht zerreiben. — Die Breite des Bohlweges ist auf 17,10 m festgestellt; die Länge ist noch nicht ermittelt, weil die Arbeiten wegen vorgerückter Zeit und hohen Grundwassers eingestellt werden mußten, sie scheint jedoch nicht über 50 m hinauszugehen".

Diese Anlage eines Bohlweges wird nun vom münsterischen Referenten, wie folgt, gedeutet: „Die ganze Construction des Werkes deutet auf eine militärische Anlage hin. Von Bauernhand ist es auf keinen Fall hergestellt (sic!); ein Weg führt nicht auf die Fundstelle; auch hätte eine derartige Brücke in tiefen Moren, wo keine Spur von Kultur zu entdecken ist, für bäuerliche Zwecke absolut keinen Werth gehabt (sic!). Die Breite der Brücke fällt auf, da die römischen Straßen in Rheinland und Westfalen geringere Dimensionen aufweisen; ziehen wir jedoch den Umstand in Betracht, daß diese Brücke nur als Sohle und Rahmen eines Erddammes im unsicheren schlüpfrigen More dienen sollte, so erscheint die große Breite erst begreiflich. Denn unter Pontes longi sind wohl schwerlich Holzbrücken im eigentlichen Sinne zu verstehen, sondern Erddämme mit einer Bohlenunterlage, wie dies aus dem ‚quondam a L. Domitio aggeratus' erhellt. Bergier, welcher die Römerstraßen in Italien und der Provence untersucht hat, fand Straßen von 60 Fuß Breite, welche einen gewölbten Mittelweg und zwei Seitenwege von je 20 Fuß Breite hatten, ferner solche, bei denen die Seitenwege nur halb so breit waren, deren ganze Wegebreite also 40 Fuß betrug, und auch Straßen von 20 und 14 Fuß Breite."

Ich möchte zunächst darauf aufmerksam machen, daß der zur Deutung eingeschlagene Weg vom Standpunkte des Statistikers aus nicht correct ist. Woher weiß man, daß die „ganze Construction" „für bäuerliche Zwecke absolut keinen Werth hatte"? Hier können doch unmöglich die Zwecke einer späteren Zeit, etwa der Gegenwart, in Betracht gezogen werden, sondern, wenn man die „bäuerlichen Zwecke", sei es zur Verneinung, sei es zur Bejahung des Zwecks, überhaupt ins Auge fassen will, jedenfalls doch nur die Zwecke in Betracht kommen, welche die Bauern zur Zeit, als sie die Brücke bauten, hatten. Also selbst zur Verneinung ist es geboten, auf die „bäuerlichen Zwecke" zur Zeit des Baues der Pontes

longi zurückzugehen. Aber es darf bei der Erforschung des Thatsächlichen niemals ein Erkenntnißstandpunkt Platz greifen, der in dem Thatsächlichen garnicht geboten ist. Die in den Erscheinungen liegenden Thatsachen haben vielmehr ihren Zusammenhang für sich, und dieser ist vorerst aus dem Grundmerkmal verwandter Erscheinungen zu finden.

Der Benutzer einer Straße oder Brücke ist nicht zugleich ihr Erbauer. Somit ist durch den Beweis, den der Berichterstatter über die Pontes in Münsterland führte, daß es sich nämlich „um den Verwüstungskrieg des Germanicus gegen die Brukterer 15 n. Chr., wie er in den Annalen des Tacitus I. 60 beschrieben ist, handele", nicht zugleich auch erwiesen, daß die Römer die Erbauer jener Brücken waren. So sehr ich aus der Beschreibung des viertägigen Kampfes der Römer mit den Germanen, wonach man sich endlich aus dem Moore herausarbeitete und Vetera erreichte, wo Agrippina, die Gemahlin des Germanicus, die heimkehrenden Krieger an der Brücke empfängt, überzeugt bin, daß die Örtlichkeit vom Berichterstatter über die Pontes longi im Rekenschen Venne gut bestimmt ist, so wenig bin ich davon überzeugt, daß die Römer die Brücken als eine „militärische Anlage" erbaut haben. Ganz abgesehen davon, daß der Name „Bruk"terer auf sie als die „Brücken"-Wohner hinweist, ergiebt der ganze Sachverhalt, daß hier in einer Gegend von „unabsehbaren Sümpfen, Moren, vielen Bächen und Rinnsalen", wie der Berichterstatter obiger Mittheilung in Übereinstimmung mit Tacitus (Ann. I. 63. 64) die Gegend schildert, nur eine Bevölkerung hausen kann, die, ähnlich wie die Bonde in Schweden, eine durch Brücken (pontes, Bonde) verbundene Wohnlagerung haben. Noch heute heißt das Sumpfland „Bruchland" oder „Bruckland", aber nicht, weil es gebrochen ist oder, wie man apriori speculirt, weil Wasser daraus hervorbricht, sondern wegen der Pflasterung (brüggen = pflastern), die, um es verkehrbar zu machen, nöthig war.

Die Formation der pontes hängt selbstverständlich von der Reihenlagerung der Wohnungen ab, denen die Bonde dienen, weshalb man bei Ausgrabungen dieses Umstandes eingedenk sein und nicht in directer Richtung graben muß. Es liegt in der Natur der Dinge, daß der pons auf dem morigen Lande mehr schlangenförmig gewunden auftreten muß, weil eben die Einzelwohnungen nur in Windungen sich auf Bruchland hinziehen können.

Die Söhne Aed Slane's, deren im 7. Jahrhundert das „Lebor na Huidre" gedenkt, sind die durch schief laufende Wege (Schlangenwege = slan) verbundenen Einzelhöfe (aed), die eben — und darin zeigt sich das Symptom der erwähnten Übervölkerung — auf Sumpfland angewiesen waren. Weshalb man den Ausdruck „Lebor na Huidre" mit „Buch von der schwarzbraunen Kuh" übersetzt, vermag ich nicht zu fassen; es ist

das Buch von der Hydra, der Wasserschlange, die allen Wander-Völkern, welche mit den Bewohnern des wässerigen Landes in Berührung gelangt sind und worüber wir im mythologischen Theile dieser Arbeit noch zu sprechen haben werden, zu einer besonderen Mystik geworden ist. Was bei den Schweden „or-mar" (nicht zu verwechseln mit Drakar, Drachen), das ist bei anderen Völkern slan, bei wieder anderen hydra.

Auch diese schlangenreihigen Sumpfwohner sind ursprünglich reine Ackerbauer. Nur sind sie nicht mehr in der Lage, wie die Vici und zweireihigen „Gewanndörfer" (die Vanen), in Gewannen „ab universis in vices" die Äcker in Besitz zu nehmen, weil es das Zerstreutliegen der Wohnungen auf dem von Gewässer durchbrochenen Morlande und dieses selbst es nicht mehr gestattet. Die Schlangendörfer, wofür wir sehr gut als internationalen terminus technicus „Aed-Slane" gebrauchen könnten, verlieren zwar nicht ohne Weiteres ihren Einheitsgeist, aber die Lage des Ackerlandes muß nothwendig zu der Hofstelle eine andere werden, indem jetzt jeder durch Gräben, welche das Wasser durchlassen und einen dammartigen Aufbau hervorrufen, vom Andern getrennt wird, so daß jede Hofstätte von der andern abgeschlossen erscheint und jeder Einzelne sein Ackerland in einem einzigen regelrecht verlaufenden Streifen hinter dem Hofe hat, wodurch eben es entsteht, daß die Höfe in Schlangenform an der Straße aufgereiht liegen und hinter ihnen jeder sein Besitzthum hat.

Setzt sich diese anfangs unbewußt vollzogene Handlung in der Vorstellung der Betheiligten fest, so entsteht daraus Gewohnheit, die es eben bewirkt, daß die „Söhne Aed Slane's" Gräben und Zäune in gesteigerter Nachahmung zur Anwendung bringen. Das Ziehen von Gräben ist, mit dem psychologischen Maßstab gemessen, das denkbar Einfachste. Den Wasserlauf zu verfolgen und hier dem Natürlichen durch Kunst nachzuhelfen versteht schon das Kind. Jeder meiner Leser dürfte beobachtet haben, wie selbst die kleinsten Kinder nach einem starken Regen oder plötzlich eingetretenen Thauwetter, ohne daß ihnen Jemand dazu Anweisung giebt, mit der Hand oder mit einfachen Werkzeugen (einem Stück Holz) die schönsten Gräben zum Ablauf des Wassers ziehen und infolge dessen auch ganz stattliche Dämme herzustellen vermögen. Das morige Land ist zu diesem Beginne aber ganz besonders geeignet.

Stieß man beim Ausgraben auf Strauchwerk, so wird man dieses zum Dammbau natürlich mitverwerthet und unbewußt dazu beigetragen haben, daß die Wurzeln ausschlugen und einen natürlichen Zaun hervorbrachten, der den Ackerbau in keiner Weise störte. Ja, im Gegentheil: erkannte der Mensch die wohlthätigen Folgen, welche Gräben und Dammbau mit Einschluß von Steinwällen und der unbewußt vollzogenen Um-

zäunung hatte, so ahmte er dies in verstärktem Maßstabe nach, und so entstand nun das, was in der früheren Gemengewirthschaft, wo die Äcker offen durcheinander lagen, unbekannt war „bis zu den Tagen der Söhne Aed Slane's", die wegen der Übervölkerung auf das Morland hinausgetrieben wurden.

Da jeder Damm eine Art Einhegung in sich schließt, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir in den Aed Slan's, in denen jede aedes von dem ihr zugehörigen Ackerlande umgeben ist, von Gräben oder Hecken eingegrenzt wird. Und weil auch hier, wie überall der Nachahmungstrieb nach Geltung strebt, so wird ein solcher anfangs zwecklos und durch Zufall entstandene Zustand mit um so größerer Zähigkeit nachgeahmt und festgehalten, je mehr die Reflexion des Verstandes Anhaltspunkte für die Zweckmäßigkeit eines solchen Zustandes zu gewinnen vermeint. So dürfen wir es uns erklären, wie die „Aed Slane", nachdem sie mit dem Höhenlande, denen wir im nächsten Abschnitt den Namen Goland (Gaea) geben werden, bekannt geworden waren, auch hier auf dem unkultivirten Waldland, nicht blos die schlangenartige Reihenordnung, sondern zugleich auch die auf Morland entstandene Umzäunung aufrecht erhielten. Wir können diese Schlangenanlagen auf Gebirgsland, beispielsweise im sog. Odenwald, der nach den „Söhnen Aed Slane's" benannt wurde, da eben Od identisch mit Aed ist, beobachten. Die ursprüngliche Heimath derselben ist aber die wasserreiche Ebene.

Es ist nun auch hier jedenfalls kein sprachlicher Zufall, daß in den Slandörfern der übliche Strauch zur Umfassung der Felder sich ebenfalls auf das Wort „slan" zurückführen läßt. Bekanntlich dient dazu vorzugsweise die Schlehe, ein dorniger Strauch, der schwedisch slån, dän. slaaen, angels. sláhae, ndl. slee ꝛc. genannt wird. Er ist der Wildstrauch der veredelten Pflaume (prunus domestica), die in den Niederungen z. B. lit. slýwas, aslov. sliva heißt; die haselnußgroße schwarzblaue Schlehe hat einen herben säuerlichen Geschmack, weshalb ahd. und altsächs. sleo die Bedeutung sauer hat.

Damit der Leser ein Bild eines Aed Slan erhält, theile ich, auch wenn es nicht auf Morgrund steht, aus Meitzens schon mehrfach genanntem Werke (I. Band S. 51), mit der gütigen Erlaubniß seines Herrn Verlegers, das daselbst abgebildete (im Königreich Sachsen bei Mittweida gelegene) Frankenau mit, welches ursprünglich nicht so ausgedehnt gewesen sein dürfte, wie gegenwärtig. Wir sehen hier die Äcker in einheitlich langen Streifen dicht hinter den Höfen. Meitzen nennt es ein „Reihendorf". Aber dieser Ausdruck dürfte unpractisch sein, da eben alle „Dörfer" ohne Ausnahme Reihendörfer sind; nur daß die Reihen bald schiffsförmig, bald schlangenförmig, bald einseitig langförmig und bald auch, wie wir im übernächsten Abschnitt sehen werden, ringförmig sind. Was Meitzen

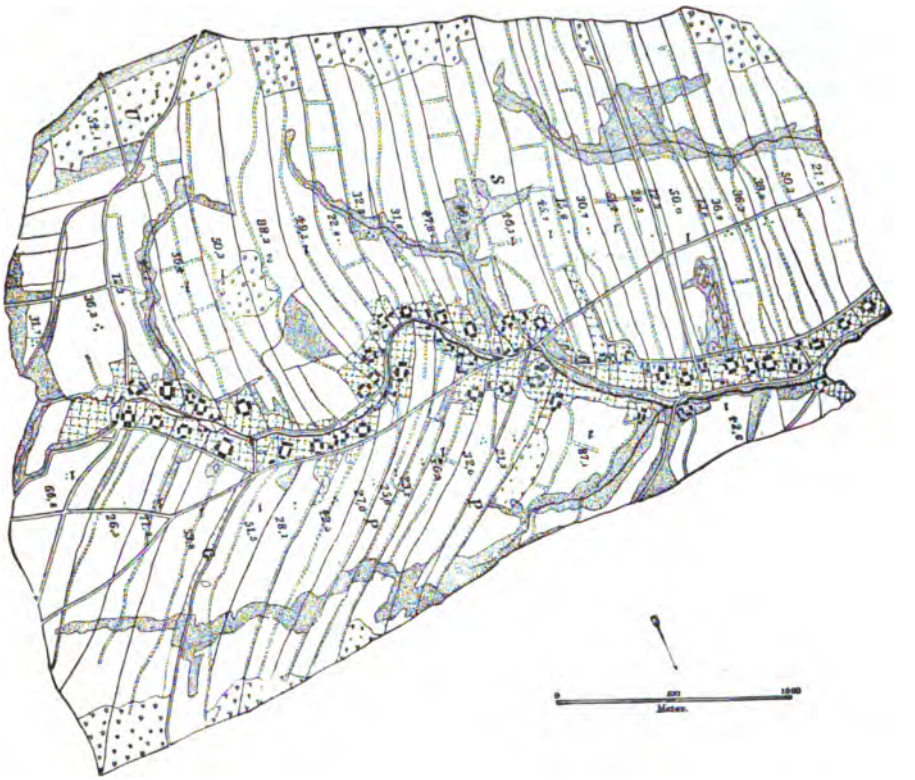


Fig. 4. Das ſchlangenreihige Frankenau im Königreich Sachſen.

Haufendorf nennt, iſt ein Conglomerat verſchiedener Reihenlager der allerſpäteſten Zeit, hervorgegangen aus einem Zuſammenſtoß wandernder mit ſeßhaften Horden.

Die Reihenlagerer auf der Ebene waren in Urzeiten ausnahmslos ſeßhaft und, inſofern ſie Ackerbauer waren, Ackerbauer ohne Viehzucht, die „keine Wieſen abſonderten", ſondern nur „Saat dem Boden anvertrauten". Wollen wir von wandernden Ackerbauern ſprechen, ſo könnten wir nur die Bewohner auf morigem und wäſſerigem Lande als ſolche bezeichnen, indem ſie früher als die andern „Ackerbauer ohne Viehzucht" genöthigt geweſen zu ſein ſcheinen, das Höhenland aufzuſuchen und nach dort ihre Einrichtungen zu verpflanzen. Ob es ſich hierbei nicht aber ebenfalls nur um eine Ausbreitung, nicht um eine wirkliche Wanderung handelt, wird (wenigſtens mir) ſchwer zu beſtimmen. Das Eine iſt mir aber gewiß, daß die Seen- oder Morbewohner, weil ihr Ackerbau höchſt mühſälig war, am früheſten von allen Ackerbauern, wenn ſie (die Venen) nicht zur Jagd (venatio) und Fiſchfang übergingen, Viehzüchter geworden ſind. Daß Otener bezw. Wodiner, Wudiner, Budiner oder wie ihre Namen ſonſt

lauten, zu einem Umherschweifen genöthigt waren, liegt theils in den Verhältnissen ihres Bodens, theils auch, wie bei den an den Ufern des Rheins wohnenden Ubiern und Brukterern an dem Turbiren durch die Wanderhorden, wie wir noch sehen werden. Daraus mag es sich erklären, daß z. B. in der bulgarischen und ungarischen Sprache Budosas die Bedeutung von Herumschweifenden angenommen hat.

Daß die Einzelhöfer, namentlich die auf Morgrund direct angebauten, eine unruhige Masse gewesen sind und ihre Nachbarschaften oft hart mitgenommen, (der Kampf der Asen mit den Vanen) bzw. sich zu ihren Herrschern aufgeschwungen haben, wenn sie auch anderwärts unterjocht wurden, sowie daß sie nach dem Höhenlande frühzeitig (Asagorod) gestiegen und sich überhaupt ihrer ganzen Lage entsprechend, weil sie sich allein nicht halten konnten, immer vermischt haben, wodurch sie ihre große Ausbreitung bewirkten, ist eine nachweisbare Thatsache. Sie haben sich frühzeitig mit Viehzüchtern verbunden, waren es aber nicht von Haus aus.

Das ist eben der Grundfehler in der Auffassung so vieler Nationalökonomen, daß sie Viehzucht für eine Vorstufe des Ackerbaues halten, eine Auffassung, die, ganz abgesehen von dem später zu erörternden Thatbestand, mit dem Begriffe Entwickelung in Widerspruch steht. Durch welchen Entwickelungsmotor kann ein Viehzüchter Ackerbauer oder ein Ackerbauer Viehzüchter werden? jener doch nur durch diesen und dieser nur durch jenen. Dieser Grundfehler liegt auch der Auffassung Meitzen's in Bezug auf die Beurtheilung der Söhne Aed Slane's in Irland zu Grunde.

Meitzen denkt sich zu jener Zeit in ganz Irland zunächst eine bewegliche Masse von Viehzüchtern, die seßhaft wird und nunmehr zum Ackerbau übergeht, also einen Zustand, wo es überhaupt keinen Ackerbau giebt. Dazu treten nun noch eine Anzahl Vorurtheile, unter denen die Fiction des einstmaligen ungetrennten Indogermanenthums, aus denen auch die „irischen Kelten" hervorgegangen sein sollen, keine geringe Rolle spielt, weshalb Meitzen beispielsweise sich dahin ausspricht, „es habe sich schon zur Zeit König Cornac's (903—908) die alte Sprache der Iren im Zustande größerer lautlicher Zersetzung als irgend eine andere indogermanische Sprache befunden".[1]) Ich sollte meinen, daß man bei der Untersuchung des Thatsächlichen zur Erkennung urzeitlicher Zustände eine solche Fiction zu allererst abstreifen müsse, um eben reine Thatsachenmerkmale vor sich zu haben.

Durch welche Factoren soll denn eine solche lautliche Zersetzung bewirkt werden? Kann denn in irgend einer Sprache ein immanentes Movens gedacht werden, welches dieselbe zu zersetzen im Stande ist? Eine Veränderung kann doch immer nur durch Berührung mit einem von außen

[1]) Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I. S. 180.

kommenden Factor bewirkt werden. Schon der Begriff „Entwickelung" weist uns auf eine Analyse der Bevölkerung Irlands hin, die uns zeigt, daß hier große Gegensätze auf einander platzten, um sich später zu mischen. Schon von Alters her hat es in Irland zwei heterogene Bestandtheile gegeben, nämlich die Êrin (Eirinn), deren schon in der Argonautensage des angeblichen Orpheus Erwähnung geschieht und sodann die Gooidhal (Gaoidhleag). Erstere sind die seßhaften Bewohner des Arlandes, jene die (zwar schon gemischten) Wandervölker des Golandes. Zu jenen gehören auch die Οὐενικοί (nach Ptolemaeus) d. i. die Venen oder Marbewohner. Wir haben es vorläufig nur mit den Bewohnern der Ebene zu thun, d. h. mit den Iren. Diese sind eben die Ackerbauer.

Von den beiden Vorurtheilen getragen, daß die Bewohner Irlands ein Abzweig der Indogermanen seien, über deren Existenz bisher noch Niemand etwas Greifbares zu berichten im Stande gewesen ist, und daß sich auswandernden Viehzüchtern seßhafte Ackerbauer entwickelt hätten, hält Meitzen die Iren durchweg für Kelten und glaubt, das oben (S. 137) geschilderte Säulenhaus mit seinen Parallelreihen habe „einer eigenartigen Organisation des früheren keltischen Hirtendaseins" entsprochen. Die runden Hütten dagegen, die um das Haus herumliegen und worin wir später gerade das Hirtendasein erblicken werden, „dürfen (nach Meitzen) außer Betracht bleiben". So kommt denn Meitzen zu der Auffassung, „um 600 n. Chr. sei die Bevölkerung des Landes auf dem Punkte angelangt gewesen, daß die alte Weidewirthschaft mit geringfügigem Ackerbau zum Unterhalt nicht mehr ausreichte, sondern die Nothwendigkeit erkannt wurde, zu regelmäßiger Ackerbestellung in dauernden, fest eingezäunten, also auch der allgemeinen Weide nicht mehr zugänglichen Kämpen überzugehen, wie sie uns noch heute überall auf den irischen Flurkarten begegnen".

Selbst durch den sehr gewichtigen und scharfsinnigen, leider nicht tief genug eindringenden Hinweis Seebohms, daß vor der Umzäunung der Felder ein Zustand der Gemengelage in Irland bestanden haben müsse, läßt sich Meitzen von seinem Vorurtheil nicht abbringen und hat gegenüber Seebohm nur Folgendes zu bemerken: „Seebohm hat die Angabe des Abts von Clanmacnois allerdings anders aufgefaßt. Er glaubt ihr entnehmen zu müssen, daß vor dem Auftreten der Zäune und Mauern auf dem ebenen Felde Feldgemeinschaft bestanden habe, d. h. die von ihm rundale oder Runrigssystem genannte Gemengelage der Grundstücke der einzelnen Besitzungen. Dieselben hätten in einzelnen immaires, also in Flächen von acre-Größe gewannartig durcheinander gelegen. Eine solche Gestaltung der Feldlage würde völlig der entsprechen, welche, wie gezeigt wurde, überall auf dem national deutschen Gebiete entstand, und bis auf unsere Zeit gekommen ist. Zu dieser Meinung ist Seebohm dadurch

veranlaßt worden, daß sich diese gewannförmige Auftheilung der Feldfluren mit Feldgemeinschaft, welche in jeder Beziehung, auch in ihrer strengen Hufenverfassung, mit der deutschen Besiedelungsweise übereinstimmt, in England mit Sicherheit schon bei den Angelsachsen in weiter Verbreitung vorfindet, und daß ihm dort einige Spuren davon auch schon aus römischer Zeit zu stammen scheinen. Ferner sind in Wales, Schottland und Irland eine Anzahl Beispiele von Feldgemeinschaft, theils auf ganzen Fluren, theils auf Almendeland, bekannt, von denen einige sogar noch neuerdings in Schlagwirthschaft mit wechselndem Besitze der Streifen in den Schlägen bewirthschaftet worden sind".

Was Meitzen Seebohm gegenüber einzuwenden hat, beruht ebenfalls auf der aprioren Annahme, man habe auf dem betreffenden Boden Vieh gehalten, „es sei die Erhaltung von 300 Kühen bei Feldwirthschaft ebensowenig möglich gewesen, wie bei Weidewirthschaft". Die 300 Kühe berechnet er aus der Einrichtung des „alten Stammhauses, das in 4 Quarters getheilt gewesen sei, deren jedes eine Heerde von 75 Kühen gehalten habe". Und „aus diesem Grunde ergebe sich keine Veranlassung, den nach der Natur des Ortes und der Umstände einfachsten Gedanken abzuweisen, daß die Weidewirthschaft in Irland bis zur Anlage der Einzelhöfe bestanden habe, und diese Theilung, wie die Nachrichten besagen, eintrat, weil die stark angewachsene Bevölkerung dazu zwang, zum festen Anbau überzugehen".[1])

Nun besagt aber die Angabe des Abt's von Clanmacnois — und um diese allein handelt es sich hier — gar nichts von „Zwang zum festen Anbau überzugehen", sondern nur, „daß die Einwohner Irlands sehr zahlreich und ihre Menge so groß war, daß man nur wenig Ackerland erhalten konnte". Von Vieh- und Weidewirthschaft und Übergang zur Seßhaftigkeit steht in dem Berichte absolut nichts. Mit demselben Rechte als Meitzen behauptet, die Bevölkerung Irlands sei von der Viehzucht zum Ackerbau, kann man auch die Gegenbehauptnng aufstellen, sie sei — doch dies gilt nur von der Ebene — vom Ackerbau zur Viehzucht übergegangen. Der Beweis kann hier wie anderwärts nur aus dem Zusammenhange der Erscheinungen geführt werden, niemals aus bloßen Voraussetzungen.

Wir haben oben an der Hand des Tacitus nachzuweisen gesucht, daß es in Germania einen primitiven Ackerbau gab, wo man noch keine Wiesen absonderte und nur Getreidefrucht bestellte, also einen Ackerbau ohne Pflug und Spannvieh, der unmöglich aus einem vormaligen Zustande reiner Viehzucht sich entwickelt haben kann, weil dasjenige Grundmerkmal fehlt, welches die Continuität beider heterogener Zustände vermittelt. Ein Hauptcharacteristicum dieses Ackerbaues ist es, daß die Felder

[1]) Meitzen a. a. O. I. S. 195.

nicht umzäunt, sondern offen im Gemenge durch einander liegen. Wenn uns also berichtet wird, daß bis zu den Söhnen Aed Slane's in Irland es keine Umzäunung gab, so dürfte die Folgerung, daß es bis zum 6. Jahrhundert in den Niederungen Irlands ähnlich wie in den Thalebenen Germania's ausgesehen habe, um so weniger gewagt sein, als überdies Spuren einer Gemengewirthschaft hier vorhanden sind.

Näher auf die irländischen Verhältnisse, soweit sie die Bewohner der Ebene betreffen, hier einzugehen, dürfte über den Rahmen meiner Theorie hinausgehen. Des Zusammenhangs wegen werde ich bei Betrachtung der Viehzüchter auf Irland zurückkommen.

Für das Verständniß und die Beurtheilung urzeitlicher Zustände — dies wird schon jetzt jedem meiner vorurtheilsfreien Leser nicht entgangen sein — ist ein scharfes Auseinanderhalten der Bewohner des ebenen Landes von den Bewohnern des Gebirgslandes dringend geboten. Die Bewohner des Ar- und Marlandes sind augenscheinlich viele Jahrtausende hindurch eine — wenn wir so sagen dürfen, was wir aber besser nicht thun — Menschenrasse für sich gewesen, die in einer besonderen Wechselwirkung zu der sie umgebenden Außenwelt gestanden hat und die überall zum Ackerbau ohne Pflug und Spannvieh hingeführt worden ist. Wir dürfen sie nicht Cultores, sondern wollen sie Aratores nennen. Denn ihr hauptsächlichstes Werkzeug ist das aratrum (ἄρατρον, altn. ardhr, böhm. oradlo, alslav. ordlo), eine nach oben breiter zulaufende in die Armhöhle einzustämmende Ritzstange, die in ihrer umgekehrten Verwendung gleichzeitig als Ruder diente (daher skr. aritra Ruder). Der Pflug ist ihnen nicht eigen, und erst durch die Viehzüchter ihnen überbracht worden. Um jedoch für sie gegenüber den Bewohnern des Höhenlandes einen allgemeinen Namen zu haben, wollen wir sie fortan „Arier" nennen und werden deshalb beispielsweise von „arischem" Lande, „arischem" Betrieb u. s. w. sprechen. Ob wir zum Gebrauch dieses Namens, dem die Linguisten und Historiker eine engere Bedeutung beilegen, berechtigt sind, wird sich erweisen, wenn ich meine Darstellung in den folgenden Abschnitten zum Abschluß gebracht habe. Mir sind die Arier die Bewohner des ebenen Landes, und ich werde im letzten Abschnitt, wo ich den Kampf der Horden der Hera (der Arier) mit den Horden der Ge oder Gaea schildern werde, aus der Rigweda erweisen, daß auch in Indien die Arya nichts anderes als die seßhaften Urbewohner der Ebene waren, die Ackerbau trieben und die durch Lage der Umstände genöthigt wurden, zur Viehzucht überzugehen.

Es sind eben die Arier, deren Wohnlagerung durch die Längs- (Wechsel- und Schlangen-) Reihung charakterisirt wird, in der Urzeit eine Bevölkerung für sich, die augenscheinlich viele Jahrtausende hindurch die Ebene bewohnt und nur sie allein in Urzeiten bevölkert hat. Ihre characteristische erste

Wohnung ist bis zum Auftreten der Familie, durch die der Vicus und die Aedificia entstanden, das Schiffshaus, die Arche, deren Gestalt wir schon oben beschrieben haben. Sie ist es auch gewesen, die es ermöglicht hat, die Arya über die Erde auszubreiten.

Wie dies ermöglicht werden konnte, läßt sich immerhin noch aus den objectiven Merkmalen der Völkererscheinungen reconstruiren. Noch gegenwärtig sollen mehr als zehn Millionen Menschen, besonders in den Tropen, in Pfahlbauten an den Flüssen wohnen, und daß auch in Europa Städte wie Amsterdam und la bella Venezia aus solchen Wohnlagern hervorgegangen sind, ist bekannt, was uns eben erklären kann, daß wir die Vanen, Venen, Finen ꝛc. (im urgeschichtlichen, nicht ethnographischen Sinne gefaßt) überall antreffen. Aber man hat auch in die Flüsse und Meere selbst hineingebaut, so daß wir noch gegenwärtig schwimmende Häuser, auf Floßhölzern erbaut und mittelst Ankerseile an das Ufer befestigt finden. So beispielsweise vielfach auf Borneo, wo sie der dänische Reisende Karl Bock (Unter den Kannibalen auf Borneo, Jena 1882, S. 27) in Tangarung und in Samarinda erwähnt. Ebenso in Siam: außer in Ayuthia (Yuthia) namentlich in der Hauptstadt Bangkok, wo deren Bewohner als „Sipahi" bezeichnet werden; es soll hier mehr als 12000 schwimmende Häuser geben, die sich alle ähnlich sehen. „Man benutze sie nicht, weil das Ufer keinen Raum mehr für die Menschen hätte; in ihnen machen die Insassen ihre Reisen und manchmal schwimmen ganze Straßen gleichzeitig fort. . . Es sind gewöhnlich nur zwei Gemächer, eins für die männlichen und eins für die weiblichen Insassen vorhanden". Bei diesem Fortschwimmen „fügt es mitunter das Mißgeschick, daß einige Balken unter ihrer Last hinweggleiten. Dann neigt sich das Haus oder, wenn man lieber will, die Holzbude zur Seite und gleicht einem Schiffe unter Segeldruck".[1])

Fassen wir diese Schilderung ins Auge, so können wir uns dem Problem, wie der Urmensch zur Vorstellung des Baues einer Arche, bzw. eines großen Schiffes gekommen ist, nähern. Denn wenn wir nicht mit Morgan aus „Gedankenkeimen, unter der Anleitung einer natürlichen Logik, die ein wesentliches Attribut des Gehirns ausmacht" (vgl. oben S. 80) die Idee, ein Schiff zu bauen und in das Meer hinauszusegeln, entstehen denken, wenn wir uns vielmehr auf den Boden der empirischen Psychologie, nach der sich alles auf eine räumlich-sinnliche Anschauung zurückführen lassen muß, stellen wollen, so müssen wir uns eben ein ähnliches, wie das vorgeführte Bild vor die Seele dessen führen, der die Arche erfand und mit ihr weiterschwamm.

[1]) Darüber nachzulesen bei Fr. v. Hellwald, Haus und Hof. Leipzig 888, S. 119 ff.

Erfunden konnte sie nicht von den Gebirgsvölkern werden, sondern nur von den Bewohnern des niederen Flachlandes und zwar von denjenigen, die an den Fluß- und Meeresniederungen wohnten. Diese hatten eben die Wohnung, deren Gestalt einem umgestürzten Kahn glich und in deren Innern auf der einen Seite die Männer und auf der andern die Weiber wohnten, die durch einen Mittelraum, den Durchgangsraum, von einander abgewandet, im übrigen aber zugleich einheitlich durch die Hauswände verwandet waren. Ein solches Haus ist eine Wohnung pro universis in vices oder, wie wir auch sagen können: eine Wanne der Arier, eine Arche, ein Schiff.

Sowie noch gegenwärtig „mitunter das Mißgeschick sich fügt, daß einige Balken unter ihrer Last hinweggleiten, und sich das Haus zur Seite neigt", so kann es auch in Urzeiten gewesen sein, da die Bedingungen, welche einen solchen Zustand herbeiführen, Wind und Wetter, unzweifelhaft dieselben gewesen sein werden, wie gegenwärtig, und in dieser Beziehung sich nichts geändert haben dürfte. Sind Grund und Bedingungen dieselben, so entstehen gleiche Zustände. So konnte es geschehen, daß überall da, wo gleiche Ursachen gleiche Wirkungen hervorbrachten, die Arche ins Meer hinausgetrieben und von den Meeresströmungen erfaßt wurde, um irgendwo, wo bisher noch keine Menschen wohnten, ans Ufer gespült zu werden, wodurch der Verbreitung der arischen Bevölkerung über den Erdkreis Vorschub geleistet wurde. Hier angekommen, werden sie dieselbe Lebensweise fortgesetzt haben, die sie früher hatten und deshalb dieselben Ebenen aufgesucht haben, die ihnen früher die Nahrung boten. Waren auf der unfreiwilligen Reise ihre Vorrathskammern noch nicht erschöpft und waren sie bereits Aratores, so wird durch sie zugleich die Getreidefrucht übertragen worden sein; entgegengesetzten Falls werden sie die ihrer bisherigen Ernährung entsprechende Frucht, die sie in der neuen Welt fanden, angenommen, bzw. angebaut haben.

Die Geschichte von der „schwimmenden Arche" kann sich unzählige Male auf unsrer Erdkugel wiederholt haben, und wenn wir ihrer in den Sagen der Völker wiederholt begegnen, so brauchen wir nicht an „Entlehnungen" zu denken, weil eben gleiche Vorstellungen gleiche Gedanken und gleiche Mythen erzeugen. Nur die Ausbildung der Mythen, weil sie unter verschiedenen Bedingungen statthat, wird eine andere sein und ist in der That eine andere gewesen. Die Sage der Argo-nauten bei den Griechen, die Sage der Arche Noah bei den sog. Semiten und Aramäern, die Geschichte der Wikinger bei den Schweden sind in ihrem Grundmerkmal identisch. Bei den letzteren ist es der „Vicus", der die Wikinger entstehen macht, bei den ersteren die „Arche"; nur wird bei den sog. Semiten das Wort „Noah" personificirt, wie sich z. B. die Amphiktyonen auf

Amphiktyon (den Herumwohnenden) zurückführten, während die Griechen ihre Sage auf das breiteste ausschmücken und Namen hineinverweben, die, wie Jason, gar nicht arischen Ursprungs sind.

In den arischen Sprachen bedeutet Nau (skr. nau) schwimmen, weshalb z. B. νᾶσος (νῆσος = die Insel) in der sinnlichen Vorstellung die schwimmende ist. Wer in seinem Leben nie zuvor eine Insel, wohl aber beispielsweise in einer Pfütze ein Stück Holz beobachtet hat, in dessen Vorstellung muß, wenn er mitten im Wasser Land vor sich sieht, dieses schwimmend erscheinen, und er bedarf erst einer zweiten Vorstellung (der eignen Bewegung), um durch Reflexion zu der Überzeugung zu kommen, daß das Land nicht schwimmt. Ist aber das Wort für jene erste Vorstellung bereits gefunden, so wird es für den Vorstellungscomplex beibehalten.

Es ist hier nicht der Ort, auf jene Sagen näher einzugehen; ihrer wird hier nur gedacht, um zu zeigen, auf welch einfache Art die Ausbreitung der Arier, welche den einheitlichen Grundstoff für das Völkerleben abgegeben haben, zu erklären ist. Den Entwickelungsmotor, welcher die im Ganzen einheitliche Masse abänderte, wollen wir nunmehr im nächsten Abschnitte kennen lernen. Denn ich will zeigen, wie grundverkehrt, weil dem Gesetze der Entwickelung widersprechend, die bisher aufgestellte Theorie ist, die Völkerverwandtschaft sei aus Spaltungen eines einheitlichen Urvolkes zu erklären. Im ganzen Kosmos erfolgt die Entwickelung durch die Berührung und Verschmelzung relativer Gegensätze. Sollte das Leben der Menschheit allein eine Ausnahme gemacht haben und unter ein anderes Entwickelungsgesetz gestellt sein?

Die Arche der Arier, in denen Männer und Frauen beisammen waren, ist also für die Verbreitung eines Theiles des Menschengeschlechts von besonderer Bedeutung geworden. Sollte es irgendwo einen Ortpunkt auf der Erde geben, wo man nur in der erwähnten Schiffsform eingewandert wäre und wohin später kein relativer Gegensatz sich mit ihr in Beziehung gesetzt hätte, so würden wir nach dem Gesetze der Entwickelung keinen andern socialen Zustand antreffen können, als ihn die Bewohner der Arche hatten. Es bedurfte erst eines Gegensatzes, der ihn abänderte. Diese Modification habe ich schon in meiner Schrift „Horde und Familie" namhaft gemacht, mir aber dabei die nähere Darlegung des Sachverhalts für diese Schrift vorbehalten. Modificirt konnte jener Zustand nur dadurch werden, daß Hordenmänner Weiber und Hordenfrauen Männer anderer Herkunft in ihren Dienst stellten, wodurch eben nunmehr zweierlei Elemente im Lager angetroffen wurden: Herrschende und Dienende. Durch diese Abänderung entstand eben die Familie oder das Hauswesen.

Wer sich die Mühe geben will, wechselreihige Dörfer, die ich vicus

nenne, zu durchwandern, wird gleich mir, der ich viele aufmerksam durchstreift habe, sehen, — was sich übrigens auch bei einer geringen Reconstructions-Begabung an dem oben S. 118 gegebenen Trebnitz leicht herauszählen läßt, — daß zu beiden Seiten des Schiffes je sieben Gehöfte anzutreffen sind. Was außerhalb des Schiffes an der später verlängerten Dorfstraße liegt, muß als später hinzugekommen angesehen werden: man muß das Schiff allein ins Auge fassen.

Wenn meiner Theorie zufolge durch die nicht dem Geschlechtsgenuß, sondern dem wirthschaftlichen Bedürfniß geltende Familiengründung zweierlei Elemente im Lager entstanden, herrschende, (einheimische, ordige) und dienende, (fremde, nichtordige) so mußten jene diesen gegenüber als etwas Bevorzugtes betrachtet werden. Es ist nun hochinteressant, zu beobachten, wie diese Erscheinung im Mythus weit von einander abgelegener Völker ihre Wiederspiegelung findet, nämlich in der Sage von den sieben Männern und den sieben Frauen, die überall als die „Weisen" (sapientes, σοφοί) betrachtet werden.

Bekanntlich spielt die „Sieben" im Völkerleben eine große Rolle. Bei den Ägyptern beherrschten 7 Planeten den Himmel, 7 Tage bilden eine Woche, 7 Jahre einen größeren Cyclus. Bei den alten Hebräern bestand ein Sabbathjahr aus 7 Jahren und nach 7×7 Jahren war das Jubeljahr. In Pharao's Traum erschienen 7 fette und 7 magere Kühe; die jüdischen Feste (Ostern, Laubhütten ꝛc.) währten 7 Tage. Mit Einschluß des Ruhetags dauerte die Schöpfung sieben Tage und zur Bezeichnung des vielen Ganzen diente 7. Die Erde wird bei den Indern als aus 7 Inseln (saptadvîpa) bestehend gedacht; sie soll 7 Meere (saptârnavâ) haben; man spricht von den arischen Siebenströmen (sapta hindhavas); man kennt 7 Himmel, 7 Klimaten, 7 Städte in 7 Meeren (septem urbes in septem maribus). In Griechenland war die Zahl 7 dem Apollo heilig, dem am 7. Tage vor dem Neumond geopfert wurde, ebenso dem Dionysus, der nach der orphischen Lehre in 7 Stücke zerrissen wurde. Die Böotier hatten 7 Thore Thebens, vor denen 7 Heroen kämpften; es gab 7 Söhne und 7 Töchter Amphions, 7 Archogeten von Plataeae, 7 alte Jolaidenfamilien zu Thespiae, 7 Bundesstaaten von Calauria ꝛc. In dieser Tonart könnte ich leicht weiter fortfahren, wenn ich nicht diese Erscheinungen als bekannt voraussetzen dürfte. Ja, sogar in die [alte Physiologie (die embryologische Entwickelung des Kindes von 7 zu 7 Tagen) ist die Zahl 7 übergegangen. Doch uns interessirt hier nicht der spätere Ausbau dieser Erscheinung, wie er beispielsweise in den 7 Königen von Rom oder den 7 Weisen Griechenlands zum Ausdruck gelangt, sondern wir wollen, da die Urgeschichte vorerst nur der Entstehung der Erscheinungen nachzugehen hat, die Urerscheinung aufsuchen, die eben in den sieben Männern und den sieben Frauen gegeben ist.

Es ist nichts im Intellect, was nicht vorher in den Sinnen war. Wer überhaupt ein Verständniß für Urgeschichte gewinnen will, dem ist es nicht erspart, auf die primitivsten räumlichen Vorstellungen der Urmenschen zurückzugehen. Wenn ich in Bezug auf die in Frage stehende Sage die mythischen Erzählungen nach der Zahl ihrer Merkmale vor mir ausbreite, so kommt sie bei den Minussinischen Tataren am einfachsten zum Ausdruck. Die Tataren erzählen, daß „über der Erde oder dem Sonnenlande im Himmel die sieben Kudais in einer Jurte wohnen; vor derselben stehe ein goldener Pfosten, an welchem Rosse angebunden werden; in derselben sitzen die sieben Kudais hinter dem Vorhang (!) und haben ein großes Buch vor sich, in welches die Geborenen und Verstorbenen verzeichnet und worin auch die Geschicke der Menschen zu lesen sind.“[1])

Kann es etwas Einfacheres im mythologischen Gewande geben? Es ist als ob man eine wirkliche alljährlich zu beobachtende Geschichte aus der Zeit der Phratoren in Griechenland lese, wo diese am dritten Festtage der sog. Apaturien, auf die wir im nächsten Abschnitt zu sprechen kommen, die ὀργεῶνες in die Listen eintragen. Hier ist keine dichterische Phantasie außer der Ubertragung des wirklichen Lebens in die Räume des Himmels vorhanden, da man sich das Jenseits genau so wie das Diesseits denkt. Die sieben (Phratoren) sitzen hinter einem Vorhang!

Alle wechselreihigen Hordenhäuser des ebenen Landes in der Urzeit, soweit sie nicht direct auf dem sog. Veenlande stehen, schließen die Reihen durch einen Vorhang, ein „sieb“artiges Gewebe (siparium, σίφαρος) ab. Was bei den Veen- oder Wandländlern „Wand“ heißt, wird bei anderen Bewohnern der Ebene „Sieb“ oder Sept bezw. Sabba oder ähnlich lautend benannt. Bei vielen Völkern besteht sie noch in Wirklichkeit, bei andern ist sie zugleich im Bereiche des Mythos. So nennen beispielsweise die zu den Malayen gerechneten sog. Dajaken das Jenseits, wohin die Seelen zur Ruhe gehen, „Sabyan“, die Alfuren „Sorga“ (S„arja“), und die malayischen Maanjan sagen, die Seele kehre nach sieben Geschlechtern zurück. Der Weg dahin führe über das Meer; man stellt deshalb kleine Miniaturschiffchen, die einen Sarg darstellen, neben das Grab.[2])

Sept bedeutet die Verwandeten im wahren, räumlichen Sinne des Wortes; es sind die durch einen netzartigen Vorhang Umzäunten (sep-io), die „Verwandeten“, und zwar eine männliche und weibliche Verwandtschaft. Wenn durch die Entstehung der Familie, die um des wirthschaftlichen Haushalts, nicht um des Geschlechtsgenusses willen begründet wurde, fortan die männlichen und weiblichen Famel die Dienste in den um das Schiffshaus lagernden Einzelhäusern zu verrichten hatten, so konnte sowohl die

[1]) Schiefner, Heldensagen der Minussinischen Tataren. S. XII.

[2]) nachzulesen bei Ratzel, Völkerkunde I (2. Aufl.) S. 439 und 59.

männliche, wie die weibliche Sept (Sabba) im Einheitshause ruhen, so daß die Sabba (das öffentliche Einheitshaus) ein Ruheplatz für die sieben im Sept lagernden Reihen wurde. Insofern von ihnen die Weisungen (Befehle) ausgingen, wurden sie den Famels gegenüber die septem sapientes. Insofern sie als ruhend betrachtet werden, entsteht auch die Sage der Siebenschläfer.

In der skandinavischen Sage werden die Sapientes „Wisende mæn" genannt. Sie sind auch hier die Weisen (altnord. vísa, ndl. wijze) als Bewohner des Vicus (viç, got. veihs) und treten hier, wie anderwärts, als weissagend (ahd. wizzago, angels. witga = Prophet) auf, z. B. in der Theuerung von Ridgota-Land, was deutlich darauf hinweist, daß sie als ackerbaukundig angesehen wurden. Es zeigt sich also hier, wie dort, derselbe Thatsachenzusammenhang; nur daß hier die Weisen nach dem Vicus, dort nach der Sept (bezw. der Sabba) benannt werden. Vicus und Sept sind in ihrem Grundmerkmal identisch.

Weshalb wir dieser Erscheinung gerade an diesem Orte gedenken, ist der Umstand, daß der Vicus eine auf Gegenseitigkeit beruhende Einheit, eine Universitas in vices geworden ist. Auch in dieser Hinsicht habe ich in meiner Schrift über Horde und Familie einleitungsweise vorgearbeitet. Dort habe ich gezeigt, wie auf der Weiberseite die nichthordigen Männer allmählich (durch die sog. Punalua-Institution) gleichberechtigt werden und wie mit der privaten Familienheirath die öffentliche Ehe verschmilzt. Die Folge ist, daß bei dem so entwickelten Zustande nicht mehr, wie zur Zeit der Entstehung der Familie, arbeitende und „ruhende" Männer vorhanden sind, sondern daß die Arbeit jetzt gegenseits (in vices) verrichtet wird, indem nunmehr alle wechselseits daran theilnehmen.[1]) Nur bleibt von den sieben Männern der Eine als „Weiser"

[1]) Die Zwischenstufen übergehe ich hier absichtlich, um meinem Buche nicht einen zu großen Umfang zu geben. Wird es uns erst gelungen sein, eine urgeschichtliche Theorie, wozu die meinige erst ein leiser Versuch zu nennen sein wird, auszubauen, dann wird die Ethnographie mittels schärferer Beobachtung tiefer in das Völkerleben eindringen. Was beispielsweise von den sog. Berbern Afrika's ausgesagt wird, ist viel zu complex geschildert. Wenn in der „Dschemaa" genannten Dorfgemeinde, die sich in der offenen Halle inmitten des Dorfes befindet, zwei verschiedene „Sof"s, von denen die eine die linken, die andere die rechten Sitze einnehmen, so sind letztere nicht als sich bekämpfende Genossenschaften, sondern eben als zwei Sippen, und nicht als eine moderne Vereinigung, sondern als etwas Ursprüngliches anzusehen. Ein richtiges Verständniß erwächst uns für diese und ähnliche Einrichtungen erst, wenn wir die Völkercomplexe analysiren und an ihren Elementen die Merkmale aufsuchen. Dann werden wir Zusammenhänge finden, wo wir sie nicht ahnen und apriori angenommene Zusammenhänge preisgeben, weil wir jede Identität der Grundmerkmale vermissen. Der einzige Weg, zur Erkenntniß der Völkerverwandtschaften zu gelangen,

bezw. „Ruhender" im Vicus oder der Sabba zurück, der gleichsam die „Woche" hat.

Woche heißt altnord. und altsächs. vika, engl. und ndl. week, got. wikô; bei den Römern septimana (ital. settimana, frz. semaine). Somit ist die septimana der Römer mit der Woche (viku) in sachlicher Hinsicht identisch; denn sie haben das gleiche Grundmerkmal der Einheit von Siebenmännern, welche eben ein Characteristicum des Vicus ist. Der Wechsel der Sieben im Wohnraum liegt also der Woche zu Grunde, indem eben ein „Wechseldienst" (vices) in Bezug auf die Ruhe und Weisung sich herausbildete, der durch die Gleichberechtigung der beiden Männerreihen nothwendig wurde. Auch bei den alten Juden wurde die Woche schebna von scheba (= sieben) benannt. Doch da man das Völkerleben immer nur im fertigen Complex, nie in der Entstehung und zwar aus der Verschmelzung von Gegensätzen betrachtet, so vermuthet man hier eine Entlehnung aus Aegypten, bedenkt aber nicht, daß wir die siebentägige Woche als uralte Einrichtung schon bei den Chinesen finden; und da sie auch bei den Völkern des inneren Afrikas auftritt, so läßt man sie hier durch die Araber dorthin gekommen sein. Gleiche Vorstellungen setzen gleiche Thatsachen voraus; gleiche Thatsachen beruhen auf der gleichen Wechselwirkung eines gleichen Grundes mit gleichen Bedingungen. Somit nöthigt uns die Logik der Thatsachen zu der Folgerung, daß allen Völkern, bei denen wir analoge Erscheinungen antreffen, ein bestimmtes Grundmerkmal eigen sein muß.

Die Heimath der „sieben Männer" ist die niedere Ebene, das Land der Hera, der Arier, wogegen die Bewohner des Höhenlandes, der Gaea, die Dekaden-Eintheilung, d. h. wenn wir so sagen dürften „die 10tägige Woche" haben, weil eben das Wohnlager der Gens, wie wir weiter unten sehen werden, die Decaden-Eintheilung hat. Die Benennung der Wochentage, z. B. nach den sieben Planeten hat für unsere gegenwärtige Betrachtung keinen Werth und wird deshalb hier übergangen, weil sie mit dem Vicus als solchem nicht in unmittelbarer Beziehung steht. Doch weil der Vicus in seiner ursprünglichen Einheit aus einer Männer- und einer Weiberseite besteht, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß es auch „sieben Weise" auf der Frauenseite gegeben hat.

Fast in allen Mythologien, bei den Griechen, Römern, den sog. Scythen, Deutschen, Slaven, Nordländern, Britten ꝛc. treten uns Frauen entgegen, die den Rathschluß der Götter offenbaren sollten und für besonders weise gehalten wurden. Wir können sie mit dem Namen der „Sibyllen bezeichnen. In der skandischen Mythologie ist diese Erscheinung in Sif,

ist die Anwendung des Individualkartensystems, weil kein Mensch ein so großes Gedächtnißvermögen besitzt, um Tausende von Combinationen im Kopfe zu behalten

bezw. Sifia, verkörpert die, weil auch die nicht dem arischen Lande zugehörigen Drotten als Weise betrachtet werden, zur Gemahlin des Drotten[1]) Thor gestempelt wird. Ihre auf die Abkunft von der Hera hindeutende Bezeichnung Har-fagra ist die Veranlassung geworden, ihr durch die Volksetymologie „schön goldene Haare" anzusinnen. Die älteste bekannte Sibylle ist aber die Chaldäische Sabba, auch Sambethe genannt; sie stammte angeblich aus Babylon, lebte schon zu Noah's Zeiten und vermählte sich mit einem seiner Söhne.

Näher auf diese mythologischen Erscheinungen einzugehen ist hier nicht der Ort; es sollte nur gezeigt werden, wie der Wohnraum der Urbevölkerung des ebenen Landes, soweit er in jenem Wechselgereihte von Männern und Frauen, der Sabba (Sept) in Erscheinung tritt, auch auf die Mythologie bezw. Religion der Völker Einfluß gehabt hat. Der wechselreihige Vicus war in Urzeiten eine abgewandete (sept) Ruhestätte (sabba) der Sieben (Männer und Frauen), die für sich eine Brüderschaft (Phratoren) bildeten. Aus diesem Dreiklang von Worten ist bei der später erfolgenden Mischung der zwar einheitlichen, aber doch zugleich (auch in Sprachen) verschiedenen arischen Horden aller Wahrscheinlichkeit nach die indische Dreieinigkeit von Brama (Phratoren), dem Schöpfer, Wischnu (vicus), dem Erhalter und Schiwa (sieben), der auch den Beinamen Hara führt, dem Vernichter alles Lebenden, hervorgegangen, — eine nur aus sprachlicher Mystik zu erklärende Erscheinung, die uns ebenso wie das „septem sapientes" mit deutlichem Fingerzeig darauf hinweist, daß die späteren großen Völker aus kleinen, früher unverbundenen Horden zusammengeschweißt worden sind. Hätten Diejenigen Recht, welche behaupten, daß die uns historisch bekannt gewordenen Völker nicht durch Verschmelzung relativer Gegensätze, sondern durch Angliederung neu ins Dasein hervorgerufener Menschen auf eng begrenztem Raume sich gebildet hätten, so würde wegen des menschlichen Nachahmungstriebes in Sprache und Sitte und überhaupt im ganzen Kulturleben ein großer fader Menschenbrei haben entstehen müssen, aber nie ein Volk mit innern Gegensätzen. Die erwähnte sprachliche Mystik bliebe von solchem Standpunkte aus ein psychologisches Räthsel, das nicht dadurch gelöst wird, daß man ohne allen Beweis behauptet, es sei doch so gewesen und es von Buch zu Buch überträgt. Solch ein auf einem einheitlichen Ortpunkte entstandener Menschenbrei hätte schwerlich die Kraft gehabt, sich aus einem „ungetrennten" Volke in sogenannte Stämme zu

[1]) Die Drotten und die ihnen analogen Druiden, sind nicht arischer Abstammung, sondern Rundlagerer; es sind die Zwölf-Männer, die im Kreise herumsitzen: das spätere Zwölfmännergericht. Die Drotten (Djar, Godar oder Gudgar) bilden z. B. in Schweden den Godord, der aus 12 Männern bestand.

trennen. Nicht einmal bei den Völkern der Ebene, den „Ariern", weil sie eben hordenweise differenzirten, ist Einheitlichkeit bemerkbar, weil auch hier sich aller Wahrscheinlichkeit nach sehr frühzeitig durch Loslösung der Wohnlagerreihen, die ich eben „Horden" nenne, je nach den offenstehenden Örtlichkeiten Verschiedenheiten dadurch bilden mußten, daß man solchen Gegenden nachzog, die den früher innegehabten ähnlich waren. Aber ein viel größerer Gegensatz, als die Arier unter einander waren, lag in den Wanderhorden des Hochlandes, die wir noch zu betrachten haben, um im letzten Abschnitte zu erkennen, daß auch das sog. „ungetrennte Indogermanenthum" nicht nachweisbar, wohl aber in den indischen Veden neben den Wanderhorden ein Grundstoff zu erkennen ist, den wir als „Arier" zu betrachten haben und der unabhängig von Griechen, Italikern, Slaven, Germanen u. s. w. seinen Entwickelungsproceß durch Beimischungen der Bevölkerung der Gaea durchgemacht hat.

Vierter Abschnitt.

Die Reihenlager der Bewohner des Hochlandes und die dadurch begründete Berufsorganisation.

Durchaus verschieden von den Bewohnern des niedern ebenen (Flach-) Landes, den aratores oder Ariern, welche durch die Längsreihen-Wohnlager characterisirt werden, sind die Bewohner des höher gelegenen unebenen und weniger natürlich-fruchtbaren (Berg-) Landes. Wir haben den ersteren Boden mit Ar- bezw. Marland bezeichnet und wollen den nunmehr erst zu betrachtenden Boden Goland nennen, wozu uns die Sprache in Hera und Gaea die Anleitung bietet. Wie Ar das trockene und Mar das sumpfige Niederland, so ist γῆ (γέα, gow, gau) das trockene feste Hochland (Giesland, Gäsland oder Göyesland); wir könnten die Bewohner des letzteren gut deutsch „Gauwohner" nennen. Diese beiden Gegensätze sind zugleich deshalb interessant, weil die Bewohner der erstern in der Urzeit nachweislich immer festangesessen sind, während diejenigen der Gaea als Wandervölker auftreten. Diese Gegensätze kommen übrigens im Sprachlichen mit zum Ausdruck, indem der Urling ar = ra, bezw. mar = mor das Verweilen (mora die „Ra"st, skr. ramati = morari und skr. ra-ti = mora) ausdrückt, während in dem Urling ge = ga = go = gi (schwed. gä = gehen) das sich Bewegende liegt, weshalb eben das Gauland ein „Gies"land wird (goth. giutan, angels. géotan, ndl. gieten = gießen). Beides zieht sich durch viele Sprachen hindurch.

Bei den Ar- bezw. Marbewohnern finden wir eine merkwürdig übereinstimmende Lebensverfassung, eine auffallende Einerleiheit in ihren Sitten und Gebräuchen, was nicht zum Geringsten auch in ihrer Beschäftigung zu Tage tritt, überhaupt kurz gesagt: ein echt conservatives Element, was unzweifelhaft auf eine vieltausendjährige langsame Ausbreitung unter immer annähernd gleichen Lebensbedingungen hinweist. Eben deshalb finden wir hier die alterthümlichste Lagerordnung, wie sie in den Verwandtschaftsbezeichnungen der Gruppen von Alters- und Geschlechtsreihen zum Ausdruck kommt, noch vor. Es bleibt eben eine Sache so lange dieselbe, als sie nicht in Berührung mit einer andern Sache kommt,

welche jene modificirt; denn eine Sache kann sich nur dadurch verändern, daß eine andere Sache so auf sie einwirkt, daß sie mit ihr verschmilzt; verschmelzen können aber nur anders-, niemals gleichgeartete Sachen. Gleichgeartete Sachen verbinden sich und bleiben trotzdem dieselben, oder mit andern Worten: sie entwickeln sich nicht.

Indessen muß man sich hüten, diesen conservativen Zug der Arlandbewohner der bloßen Örtlichkeit als solcher zuzuschreiben, wie es insbesondere die historischen Geographen und die geographischen Historiker vermeinen. Nicht deshalb sind die Bewohner der Ebene Ackerbauer geblieben, weil sie die Örtlichkeit dazu „nöthigte", sondern weil sie hier lange Zeit verschont blieben von eindringenden Gästen, die nicht Ackerbauer waren. Die fruchtbarste Ebene kann in eine Industriestätte verwandelt werden, wo kein Ackerbau mehr betrieben wird, wenn hier eine gewerbtreibende Bevölkerung Einzug hält, die so stark einwirkt, daß sie die ursprünglich angesessene Landwirthschaftsbevölkerung überwuchert. Drängen sich dagegen in die Thäler, wo bisher Ackerbau betrieben wurde, Elemente ein, die ebenfalls Ackerbau treiben, so entstehen wohl „Veränderungen, aber keine Entwickelungen" und somit ein Zustand, wo „die Kultur mumienartig eingesargt stockt". Wird eine nur Ackerbau treibende Bevölkerung von einer nur Viehzucht treibenden Bevölkerung verjagt, oder (was zwar nie totaliter vorgekommen ist) eine Vieh züchtende Horde von einer ackerbautreibenden Horde, die zur Viehzucht nicht geeignet ist, vollständig aufgerieben, und überwältigt, so dürfen wir in beiden Fällen nicht von Entwickelung sprechen, weil eben Entwickelung nur dort stattfindet, wo ein Volk dasselbe bleibt, obwohl es durch seine Berührung mit einem andern ein anderes wird.

Geleitet von dem Vorurtheil, Ackerbau sei eine höhere Entwickelungsstufe als Viehzucht und diese sei dem Ackerbau vorangegangen, ist man geneigt, die mit diesem verbundene Seßhaftigkeit erst in einer höheren Entwickelungsstufe zu suchen, während doch der Zusammenhang der Thatsachen ergiebt, daß es von Urzeiten an, d. h. soweit wir mit dem uns überlieferten Material in die Geschichte rückwärts zu blicken vermögen, überall seßhafte Horden, Autochthonen, auf arischem Lande, in den fruchtbaren Tiefländern, in den weiten Gebirgsthälern und zuletzt selbst in den Hochebenen gegeben hat. Es hat Elemente gegeben, die nie gewandert sind, sondern sich in den Ebenen ununterbrochen ausgebreitet haben.

Ganz anders verhält es sich mit den Gobewohnern. Bei ihnen treffen wir eine große Mannigfaltigkeit von Einzelerscheinungen an, wie denn auch ihre Beschäftigungen überaus verschieden sind. Auch eine große Masse von Bezeichnungen finden sich für ihre Institutionen vor, die sich zwar ebenfalls theilweise auf einen einheitlichen Ursprung zurückführen lassen, aber gleichwohl deutlich anzeigen, daß sie nirgendwo zu einer lang-

dauernden Wohnruhe gekommen sind. Natürlich sind die ihren Instituten beigelegten Bezeichnungen nicht sammt und sonders diesen Gobewohnern selbst zuzumessen, wie denn ja auch umgekehrt den Bewohnern der Ebene bezüglich ihrer Einrichtungen Bezeichnungen seitens der Gobewohner gegeben worden sind; und weil die Arwohner eine viel größere einheitliche Masse darstellen, als jene, so wird es sich eben daraus mit erklären, daß die Benennungen für deren Institute gleichsam nur dialectisch abweichend, im großen Ganzen jedoch ebenfalls einheitlich und übereinstimmend sich vorfinden. Wir werden die hauptsächlichsten Bezeichnungen, die sämmtlich das Bewegliche ausdrücken, nach und nach kennen lernen.

Wie diese nachweislich vorhandene Go-Wanderbevölkerung ihrer Entstehung nach zu erklären ist, ist nur mühsam aus den Thatsachen herauszuschälen, ohne daß so feste, leicht greifbare Gewißheiten, wie bei der seßhaften Bevölkerung vorliegen. Ihre frühesten Wohnstätten sind aller Wahrscheinlichkeit nach die Berge, und augenscheinlich erst in einer verhältnißmäßig späteren Zeit scheinen sie die Steppen aufgesucht zu haben. Uberall kommen sie, wie wir sehen werden, mit den Ariern in Conflict, weil sie mit zunehmender Ausbreitung diese allmählich umzingeln und einengen; sie gehen zuletzt mit diesen durch List oder Gewalt Bündnisse ein, erscheinen eine Zeit lang äußerlich als Sieger, werden aber in kultureller Beziehung trotzdem vielfach besiegt. Man möchte hier fast an eine besondere Schöpfung glauben, weil sie eben ganz anders als die Arier geartet sind; doch muß eine solche Vermuthung, die in den Merkmalen keinen Anhaltspunkt findet, von vornherein aufgegeben werden. Schon mehr Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß sie in Urzeiten durch irgend eine gewaltige Erdkatastrophe nach den Höhenzügen verschlagen wurden, sowie auch die Annahme, daß natürliche Schranken, wie das Meer oder große Seen, breite Ströme und dergleichen, die Menschen bergwärts führten; und am allerwahrscheinlichsten ist es, daß beide zuletzt genannten Factoren, je nach der Lage der Umstände und zwar in sehr verschiedenen Zeitläuften verschieden, diese Völker höhenwärts getrieben haben. Ihr ferneres Schicksal war alsdann davon abhängig, ob sie, wie es bei der Hochlandskultur Peru's der Fall zu sein scheint, auf Hochebenen stießen, wo sie ihre bisherige Lebensweise als Aratores fortsetzen konnten oder ob sie in eine Gegend kamen, die sie zu einer anderen Lebensart nöthigte, als sie früher in der Ebene hatten, wobei ihnen später alle Erinnerung an dieselbe verloren ging. Dann konnten sie, der Gewohnheit folgend, ebenso wie die Arier, immer wieder diejenigen Gegenden aufsuchen, welche der einmal eingeschlagenen Lebensweise entsprachen. Eine geringere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß überhaupt das erste Menschengeschlecht statt auf der „Hera", sich auf der „Gaea" befunden habe, weil alsdann die Entstehung der längsreihigen

Wohnstätten mit dem diese begleitenden Ackerbau nicht zu erklären wäre, zumal die Gobewohner selbst dann, wo sie mit diesen in Conflict gerathen und sich mit ihnen verbinden, ihren eigenartigen Wohnbau anfangs nicht aufgeben, sondern nach der Ebene verpflanzen.

Die Vermuthung, daß die Bergvölker von der Ebene kamen, findet außerdem noch darin eine Stütze, daß wir hier Höhlenwohnungen mit genau dem Vicus bezw. dem diesem vorangegangenen Hordenhaus entsprechenden Kammern d. h. abgetrennten Räumen mit festgestampftem, bezw. gepflastertem Fußboden vorfinden, in denen zugleich Ornamente angebracht sind. Derartige Wohnungen, die überdies noch mit Wall und Graben umschlossen sind, in denen man unter Anderem Massen von Topfscherben und Handmühlen oder Mahlsteinplatten und Kornquetscher fand, weisen darauf hin, daß sie in ähnlichen socialen Gebilden wie die Arier hier Einzug hielten und vorher, um mich vorsichtig auszudrücken, an den Verbrauch von Cerealien gewöhnt waren. Denn ob sie diese auch bereits selbst bauten, ist aus den Befunden nicht zu bestimmen. Man muß ja überhaupt, wie bei den Gräber-, so auch bei den Höhlenbefunden außerordentlich vorsichtig sein.

Vorsichtige Forscher stehen gerade Höhlenbefunden skeptisch gegenüber, weil sie leichter als irgend andere Wohnungen von den folgenden Generationen gefunden und benutzt werden konnten; und nicht minder konnten Knochenüberreste von Menschen und Thieren, die man anderwärts fand, schon von den ersten Bewohnern in die Höhlen geschleppt und dort von ihnen zu Werkzeugen benutzt bezw. verarbeitet worden sein. Das gleichzeitige Auffinden von Höhlenbär- bezw. Mammuth- und Menschenknochen läßt keineswegs den Schluß gleichzeitigen Zusammenlebens beider Lebewesen zu, da eine ganze Reihe von andern möglichen Deutungen gegeben sind, unter denen die, daß man die Knochen, wenn man sie nicht schon vorfand, herbeischaffte, um sie theils zu Werkzeugen unmittelbar zu benutzen, theils sie durch Zerschlagen zu größerer Brauchbarkeit umzugestalten, nicht zu den unbrauchbarsten und unwahrscheinlichsten Deutungen gehören dürfte. Unzweifelhafte Thatsachen liegen hier jedenfalls nicht vor. Dagegen ist die Annahme einer Einwanderung in geschlossenen Reihen aus der Ebene ausgewanderter Horden nicht unwahrscheinlich, weil mehrfache Funde, die den arischen Bewohnern eigenthümlich sind, darauf hinweisen.

Die kammermäßigen Einrichtungen dieser Höhlen- bezw. Felsenwohnungen haben viel Ähnlichkeit mit den ursprünglichen Wohneinrichtungen der Bewohner der Ebene. Wo, wie vielfach in Phrygien, die Berge aus Peperin, Tuff oder anderen weichen Steinarten bestehen, finden sich große Massen von Felswohnungen bei einander; die steilen Felswände sind dann bis zu beträchtlicher Höhe von 100 und 200 Fuß so ausgehöhlt,

daß die Wohnungen in mehreren Stockwerken über einander liegen; nur die untersten haben von Außen einen Zugang, der auch zuweilen möglichst versteckt und mehreren Wohnungen gemeinsam ist; im Innern sind dann die in gleicher Höhe liegenden oft durch gemeinschaftliche Gänge und Corridore, die verschiedenen Stockwerke aber durch Treppen oder selbst durch schornsteinartige Löcher mit einander verbunden, in welchen letzteren an den entgegengesetzten Seiten Vertiefungen angebracht sind, die für Füße und Hände den nöthigen Anhalt bieten, um in die Höhe zu steigen; nach der Vorderseite haben die Wohnungen meistens Öffnungen, durch welche sie erhellt werden und die wie Fensterluken und Thüren aussehen; doch giebt es auch solche, welche keine andere Öffnung haben als den schornsteinartigen Aufgang und mithin ganz dunkel, dafür aber auch freilich gegen Unwetter desto geschützter sein müssen.

Diese phrygischen Höhlen- und Felsenwohnungen, welche im Alterthum eine sehr geringe Beachtung gefunden haben, wohl aber durch Strabon von den Homonadensern, die in Felsenabhängen und Höhlen ihre Wohnungen gehabt und die unteren fruchtbaren Thalgründe angebaut hätten, Erwähnung finden, hat man früher meist für Grabstätten gehalten, wie ja noch heutzutage manche Behausung für ein ad hoc gebautes Grab angesehen wird, die augenscheinlich ursprünglich Lebenden zur Wohnung diente. Solche Höhlen- und Felsenwohnungen sind fast über die ganze Erde verbreitet und nur deshalb der Beobachtung lange Zeit entzogen gewesen, weil sich die Reisenden früherer Tage weniger nach den ungastlichen Gebirgen begeben haben. So sind ja auch in den Indianergebieten Amerika's ganz ähnliche Wohnungen neuerdings entdeckt worden, worunter ganz besonders bemerkenswerth in dem Cañan des Rio Mancos zwei größere Wohnstätten, die volle 260 Meter über dem Flusse an der fast senkrechten Felswand kleben und so wohl in zwei übereinanderliegenden Nischen verborgen liegen, daß die Entdecker dieser Horste erst mit Hilfe eines Fernglases die Umrisse derselben zu zeichnen vermochten. Nur mit großer Mühe gelang es, diese in schwindelnder Höhe liegenden Häuser zu erreichen und erwies sich das untere als 20 Meter lang und 5 Meter tief. Durch dünnere Quermauern war es in mehrere Räume getheilt; vor allem merkwürdig war die in der Mitte gelegene kreisförmige Estufa, zu welcher der Zutritt nur durch einen 6 Meter langen, festgemauerten tunnelartigen Gang von nur 52 Centimeter Höhe und 70 Centimeter Weite möglich war.[1])

Doch diese Bauten, sowie das spätere Lebensschicksal ihrer Bewohner

[1]) Vergl. darüber Rudolf Cronau, Amerika, die Geschichte seiner Entdeckung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Leipzig 1892. Erster Band. Seite 53 ff.

haben für den Inhalt der vorliegenden Untersuchung kein Interesse und sollen im Zusammenhange mit andern Thatsachen in einer besonderen Schrift noch ihre besondere Behandlung finden. In ihr wird auch dargelegt werden, daß die sog. Cliff Dweller's und Pueblo der Indianer zum allergrößten Theile complexe, d. h. aus zwei und mehreren Elementen, (Wechselreihen-Wohnungen und Rundwohnungen) bestehende Gebilde sind. Es genügt für den Zweck dieser Schrift, daß wir von ihrer Existenz Kenntniß genommen haben.

Daß die Bewohner der Gaea aus den Urbewohnern des Niederlandes infolge verschiedener Ereignisse hervorgegangen sind, ist zwar aus dem Thatsachenzusammenhange nicht voll zu erweisen, aber wie gesagt als sehr wahrscheinlich anzunehmen. Erfolgte diese urzeitliche Übersiedelung der Arländler auf Goland wirklich, so ist jedoch aus dem Thatsachenmaterial, in dessen Grenzen ich arbeite, weder der Zeitpunkt, noch die Art, ob er in einem oder mehreren Acten, ob er insbesondere auch auf den einzelnen Hauptcontinenten gesondert erfolgte, zu bestimmen. Dies ist die Aufgabe geologischer und archäologischer Studien, die nach dem heutigen Standpunkte unserer Wissenschaft vorerst noch gesondert zu behandeln sind, damit der frei gestaltenden Phantasie, der bei dieser Verquickung nur Vorschub geleistet wird, nicht ein zu großer Spielraum gewährt werde. In demjenigen Thatsachenbereich, in welchem sich die vorstehende Untersuchung bewegt, kann nicht die frei gestaltende, sondern die construirende Phantasie zur Geltung kommen. Wer also in meiner Forschung eine Lücke zu finden meint, weil ich die Zeitbestimmungen nicht mitberücksichtige, dem halte ich entgegen, daß jede Erforschung des Thatsächlichen mit genauer Bestimmung und Festsetzung eines einheitlichen Thatsachenbereiches zu beginnen hat, in dessen Grenzen man sich streng bewegen muß, wenn man aus dem Zusammenhang der Erscheinungen Thatsachen constatiren will.

Über dem Zeitpunkt der Entstehung der Gobewohner schwebt für das System der von mir zu untersuchenden Erscheinungen ein Dunkel, dessen wünschenswerthe Aufhellung meine Schrift höchstens anregen kann; hier haben wir nur die Thatsache der Existenz einer von den Ariern abweichenden Bevölkerung zu constatiren, sie in ihre Bestandtheile aufzulösen und ihre besonderen Einrichtungen kennen zu lernen, was uns des Neuen schon so viel bringen wird, daß wir uns damit vorläufig zufrieden geben können, auch wenn wir uns von den keineswegs schon unumstößlich festgestellten Ergebnissen der geologischen Urgeschichte absichtlich fern halten.

Auch die Govölker besetzen die Gaea in Horden, nur daß sie sich nicht, wenn wir sie mit dem Zollstab der Geschichte messen, dauernd nieder-

lassen, sondern „Gehende" sind. Dabei dürfen wir uns freilich nicht von dem Vorurtheile leiten lassen, es habe ihnen ein besonderer Wandertrieb im Sinne eines unwiderstehlichen Dranges innegewohnt, der die Völkerschaften fortwährend in Bewegung gehalten habe. Einen solchen Wandertrieb giebt es nicht, wie ja überhaupt keinen Trieb in diesem Sinne. Die ältere Psychologie ließ sich von dem nicht in Abrede zu stellenden Dunkel, welches dem Triebe eigen ist, verleiten, den Trieb dem Begehrungsvermögen zuzuschreiben. Aber in dem letzteren liegt eher die ruhende Beharrung, nicht die dem Triebe eigene Bewegung. Der Trieb beruht vielmehr auf der Vorstellung des Begehrten, und ist die Kraft, welche dieser Vorstellung ihre Bewegungstendenz verleiht und sie dadurch zur begehrten Vorstellung erhebt (Volkmann).

Entsteht die Vorstellung, daß das Land nicht genügt, die Bedürfnisse zu befriedigen — und dies wird auf dem weniger fruchtbaren Goland häufig der Fall gewesen sein — so entsteht alsbald die Vorstellung, daß ein anderer Ort diese Genüge schaffen kann. Diese letztere Vorstellung entsteht um so rascher und häufiger, je mehr ihr die Erfahrung bereits dabei zu Hülfe kommt, und diese Vorstellung ist alsdann der äußere Reiz, welcher die Reaction der motorischen Nerven hervorruft und damit den Thätigkeitsdrang erzeugt, das Vorgestellte aufzusuchen. Die Vorstellung kann dunkel sein; aber ohne jene Vorstellung würde der Trieb jeder Richtung entbehren.

Wir stellten diese psychologische Erörterung deshalb an, um einem Vorurtheile entgegenzutreten. Wäre nämlich der Wandertrieb nicht auf eine Vorstellung, sondern auf irgend etwas dem Geist ursprünglich Immanentes zurückzuführen, so würde die Bauart der Wohnungen der Gobewohner unerklärt bleiben. Denn wohin sie auch in der Urzeit kamen, hielten sie hier nicht Einkehr, um bald weiter zu wandern, sondern um zu bleiben; die begehrte Vorstellung dauert so lange, als die Außenwelt sie unterhält und sie endigt, wenn diese den Merkmalen der Vorstellung entspricht. Die alsdann eintretende Ruhe des Vorstellungsbereichs ladet die Wanderer zur Ruhe und zum Bleiben ein. Und diese dauert ihrerseits wieder so lange als keine neue Vorstellung entsteht.

Die zahlreichen Rundbauten aus Stein von der rohesten cyclopischen bis zu der durchmörtelten Form, die nicht den seßhaften, sondern den Wanderhorden zugehören, sind Zeugen ihrer beabsichtigten Seßhaftigkeit; in zahlreichen Ruinen von Rundwällen, die sich bis zur Ebene hinabziehen, liegen sie vor uns. Es ist eine durch nichts zu begründende Anschauung, Steinbauten als ein Zeichen höherer Kultur zu betrachten. Jeder wird sich aus seiner Kindheit erinnern, daß es ihm nicht schwer fiel, im Verein mit seinen Spielgenossen eine stattliche Hütte aus umherliegenden Feld-

steinen zu bauen, während eine Hütte aus Holz — natürlich vorausgesetzt, daß sie unter analogen Verhältnissen, d. h. nicht in der Nähe eines mit halbfertigen Holzstücken versehenen Zimmermannsplatzes herzustellen war — ihm selbst in der primitivsten Form schwerlich ohne Werkzeuge gelungen sein dürfte. Rohe Stein- und Erdbauten sind das denkbar Einfachste gegenüber einem geflochtenen Zweigbau, wenn er nur irgend einen Halt haben und dem stürmischen Wetter trotzen soll. Das bewegliche Zelt nun gar ist gegenüber dem Steinrundbau ein ungemeiner Fortschritt, weshalb ich das heutige Nomadenzelt als die letzte Entwickelungsstufe des Rundbaues betrachte. Alle primitiven Steinbauten waren um so leichter herzustellen, weil man von Urzeiten an nicht isolirt, sondern in Horden wanderte und in Horden schuf.

Man darf diese Steinbauten nicht aus modernen Anschauungen erklären wollen, gleichsam als Ritterburgen, die man zur Vertheidigung gegen Feinde errichtet habe; auch sind sie, wie bemerkt, nicht den Ansässigen zuzuschreiben, da die arischen Ackerbauer zwar umhordet, aber nie umwallt waren. Was der Volksmund „Bauerburgen" nennt, sind, wie wir noch sehen werden, „puru" der Wanderhorden, die erst nach ihrer Bekanntschaft mit den Webstoffen der Bevölkerung der Ebenen das bewegliche Zelt zu errichten anfingen. Eben deshalb sind beispielsweise auch die Steinbrücken mancherwärts durch Holzbrücken verdrängt worden. Doch nicht „infolge" einer verloren gegangenen Energie trifft man in der Mongolei „an Stelle der mühseligen Steinbauten" später Holzbauten, wie Ratzel vermeint, sondern infolge der Bekanntschaft mit den Ackerbauern, die bis auf diesen Tag auf dem größten Theile des Erdenrunds die Zimmerleute liefern.

Wir wollen allen diesen kleinen Gemeinschaften, welche wir über die Gaea (γέα, γῆ) oder das Go-land „gehen" sehen, den Namen „Genneten" bzw. gentes beilegen, um vorläufig erst einen Allgemein-Namen zu haben, der in verschiedenen Variationen auftritt, sich aber auf die allgemeine Sprachwurzel ga, ge, gi, go zurückführen läßt und je nach den Beziehungen mit Außenumständen im Wechsel der Zeit eine verschiedene Bedeutung erhält. Die Wurzel wird bald (zu k) verhärtet und aspirirt (hh, h), bald aber auch erweicht (ja in jana; eo = „geh"e).

Wir haben unsere Stellung zur Etymologisirung der Wörter schon oben dahin gekennzeichnet, daß wir uns von allen Fictionen lossagen müssen, wenn wir den über der Urzeit schwebenden Schleier zu lüften uns vornehmen. Wenn wir uns nicht selbst betrügen wollen, müssen wir das Geständniß ablegen, daß wir von der Entstehung der uns bekannt gewordenen Völker absolut nichts Bestimmtes wissen und somit auch nichts über die Entstehung der einzelnen Sprachen, welche diese einzelnen Völker gesprochen haben. Letztere liegen uns in abgeschlossener Form vor. Es

ist schon wiederholt, und besonders von französischen Gelehrten darauf hingewiesen worden, daß jeder Versuch einer Analyse der ursprünglichen Formen schon daran scheitern müsse, daß uns von den Lautgesetzen der Ursprache nichts bekannt sei und daß wir, um zur Wahrscheinlichkeit durchzudringen, andere Erkenntnißmittel zur Hülfe nehmen müßten. Der in die Urzeit hinabsteigende Statistiker würde sich dem größten Gespött der Wissenschaft aussetzen und müßte sich selbst der Unfähigkeit, einen Sachverhalt festzustellen, anklagen, wollte er von den sog. Lautgesetzen der indogermanischen Sprachen, über deren Entwickelung uns absolut nichts bekannt ist, bei seiner Untersuchung über das Wesen der Gens sich leiten lassen.

Was uns die Geschichte des Alterthums an rein Thatsächlichem über die gentes aussagt, läßt sich dahin zusammenfassen, daß sie Gemeinschaften waren, die gemeinsames Vermögen besaßen und gemeinsame Opfer verrichteten, und zudem einen gemeinsamen Namen trugen. Alles übrige, was wir über die gentes hören, sind theils Folgen dieser Momente, theils subjective Urtheile von Autoren späterer Zeit, die sich selber weder über das Wesen der Gens, noch weniger aber über deren Ursprung Rechenschaft geben konnten. Sagt doch selbst ein Mann wie Cicero (Top. 6) gentiles sunt qui inter se eodem nomine sunt. Non est satis. Qui ab ingenuis oriundi sunt. Ne id quidem satis est. Quorum majorum nemo servitutem servivit. Abest etiam nunc. Qui capite non sunt deminuti. Hoc fortasse satis est.“ Das ganze Wissen der älteren Autoren gipfelt in einem „Vielleicht“. Wenn wir uns Kenntniß über den Ursprung des Gens verschaffen wollen, so sind wir somit auf uns selbst angewiesen und können nur an den objectiven Merkmalen eine Reconstruction versuchen, indem wir uns nicht auf die Erscheinungen eines einzelnen Volkes beschränken, sondern die Gesammtheit der beobachteten Erscheinungen nach Abstreifung ihres subjectiven Inhaltes in Betracht ziehen. Denn wollten wir z. B. die römische Urgeschichte dazu benutzen, so würden wir übersehen, daß sie Sagengeschichte und erst entstanden ist, als der römische Staat eine historische Erscheinung geworden war. Die Sage beginnt ja erst dann, wenn ein Zustand, dessen Entstehung man deuten möchte, in abgeschlossener Form vorliegt. Das, was sich durch Berührung zahlreicher Gegensätze ganzer Jahrtausende herausgebildet hat, wird dann als das Werk einiger Personen, denen man wenige Jahrhunderte zu ihren Werken beimißt — läßt man ja doch die ganze Weltordnung in sechs Tagen entstehen! — betrachtet. Da man die vulgäre Vorstellung hat, daß ohne Gesetz kein Recht und ohne Recht keine Ordnung sei, werden selbst so wichtige Institute, wie Ehe, Familie und Gens als Producte der Gesetzgeber (Romulus, Numa, Solon, Lykurg) hingestellt. Auf diese Weise

entstehen solche Sagen, wie die römische der 300 Gentes, 3 Tribus und 30 Curiae, die so wenig brauchbare Thatsachenmerkmale haben, daß sie selbst für die römischen Geschichtsforscher keine Bedeutung hatten. Nur solche Mittheilungen haben Werth für die Reconstruction der Urzeit, die thatsächliche Merkmale aufweisen, auf deren Continuität man rückwärts zu schließen vermag.

Es würde ein böses aber auch nutzloses Stück Arbeit sein, sich durch die zahlreichen Schriftsteller, welche sich mit der griechischen und römischen Urgeschichte beschäftigt haben, so durchzuarbeiten, um aus ihren Ansichten einen objectiven Standpunkt zu gewinnen. Nicht aus Meinungen und Ansichten über eine Sache, sondern aus deren Merkmalen ist die Sache in ihrer Objectivität zu erfassen. Nur das sei hervorgehoben, daß einzelne Gelehrte der Wahrheit in Bezug auf den hier zu behandelnden Gegenstand oft nahe kamen. So ist beispielsweise von einigen älteren Schriftstellern bei Betrachtung der griechischen Verfassungen bereits die Vermuthung ausgesprochen worden, die „Phylen" mit ihren Unterabtheilungen seien eine eine Art kastenmäßiger Eintheilung gewesen (zuletzt Plaß), während andere diesen Gedanken verwerfen und durch die Ansicht ersetzen, die Phylen seien aus dem ursprünglichen Nebeneinander verschiedener Gemeinwesen, älterer und jüngerer Schichten von Einwohnern herzuleiten (Wachsmuth) und noch Andere behaupten, daß sie nach der Lebensweise und Beschäftigung benannt worden seien, welche die Mehrzahl oder die Vorzüglichsten der Angehörigen eines Phylenbezirkes betrieben (Schömann).

In jeder der vorgeführten Hypothesen liegt, wie so oft, Theilwahrheit, die, wenn man sie auf eine einheitliche höhere Hypothese zurückführt, uns die Wahrheit erkennen läßt. Dazu ist aber erforderlich, daß man nicht die Phylen, sondern die Elemente, aus denen sie zusammengesetzt sind, in Betracht zieht und dies sind, wenn wir die Phratrien, die nur den Völkern der Ebene wesentlich sind, in Abzug bringen, eben die gentes.

Es ist schon in der älteren Literatur mehrfach auf die Erscheinung hingewiesen worden, „daß manche Gaue und Geschlechter einen und denselben Namen führten, z. B. Dädaliden, Gephyreer, Joniden, Kephaliden, Kephisier, Päoniden, Philaiden," und man hat deshalb auch die Vermuthung ausgesprochen, die Mitglieder desselben Geschlechts hätten ursprünglich nachbarlich neben einander gewohnt. Es ist ferner darauf hingewiesen worden, daß eine große Anzahl von Gentes Bezeichnungen führen, die mit voller Deutlichkeit auf Berufsgruppen hinführen, wie z. B. βουτάδαι, βουζύγαι zu denen Pericles gehörte, φυταλῖδαι, βουτύποι, εὐπυρρίδες βρυπάδαι, δαιδαλῖδαι (zu denen Sokrates zählte), κωλιεῖς, φρεόμυχοι, αἰγειρότομοι, χιμαρῖδαι, ποιμενῖδαι, sowie die εὐνῖδαι (Zitherspieler) und die κήρυκες (Herolde). Noch lange in historischer Zeit treten deutliche Spuren auf, daß die

Dädaliden Bildhauer, die Hephäſtiaden Schmiede blieben und aus Sparta berichtet Herodot (VI. 60), daß ein Mann zum Herold gewählt ſei, nicht wegen ſeiner perſönlichen Befähigung, ſondern weil er der Sohn eines Herolds war. Obwohl ſich die meiſten Namen der Gentes ſchon in der Blüthezeit des Hellenenthums nicht mehr überſetzen ließen, ſo ergiebt ſich doch, daß ſie ſowohl örtliche als berufliche Bezeichnungen tragen. Auch ſteht es ferner feſt, daß die Mitglieder der Gentes zur Zeit der klaſſiſchen Redner nicht die allergeringſte (Bluts-)Verwandtſchaft unter einander gehabt haben.

Somit liegt das die Gens betreffende Problem in der Beantwortung der zwei Fragen: wie kommt es, daß ſich die Mitglieder einer Gens γεννῆται, συγγενεῖς und ὁμογάλακτες nannten, ohne daß ſie ſich doch als Blutsverwandte betrachten? wie kommt es, daß ihre Namen ſowohl örtliche als auch berufliche Bezeichnungen gleichzeitig ausdrücken? Dieſe Fragen beantworte ich aus dem Zuſammenhange der Thatſachen wie folgt:

Verwandtſchaft war in der menſchlichen Erkenntniß urſprünglich Wohnraumverwandtſchaft, welche unbewußt durch natürliche Anlagerung der Menſchen nach Alter und Geſchlecht in Reihen (ord-) erfolgte. Für dieſes Reihenlager habe ich den noch in der alten mongoliſchen Horde üblichen Ausdruck orda = Horde gewählt, weil alle Reihenlager ſich unter dieſe Bezeichnung ſubſumiren laſſen.

Die Horde tritt in zwei Formen auf: als oblonge Arhorde, welche in Urzeiten anſäſſig war und zu Phratrien führte und als Gohorde (gorod), welche in iſolirten Gemeinſchaften von verſchiedener Größe auf Goland (γέα) wanderte und eben deshalb bis kurz vor ihrer Seßhaftwerdung zu keinen Verbindungen führen konnte. Die letzteren ſind eben Gentes. Wie wir ſpäter nachzuweiſen haben, geriethen auf allen Erdtheilen, wo die Horde überhaupt in dieſer zwiefachen Geſtalt auftritt, beide hart an einander und je nach dem Ausgange des Sieges der einen über die andere kommt die Vereinigung beider im neuen Gebilde zum beſonderen Ausdruck. Werden Gentes unterworfen, ſo werden ſie dem Stamm (φύλη) d. i. der Stammſäule ihrer Sieger zinspflichtig und kommen unter die Phratoren. Werden aber Vici bezw. Ädes pp. unterjocht, ſo werden ſie dem Tribus des Rundlagers tributpflichtig. Weder φύλη noch tribus haben urſprünglich etwas mit Blutabſtammung zu thun. Es handelt ſich vielmehr anfangs nur um Herrſchaftsverhältniſſe.

Nur bis zu dieſem Punkte mußte ich meiner Darſtellung vorgreifen, und zwar im Intereſſe einer Stelle, die bisher unaufgeklärt geblieben iſt, von mir aber ſchon hier gebracht werden muß, weil ſie ſich nicht gut zerreißen läßt. Es wird nämlich von Philochorus (bei Suid. Phot. im W. ὀργεῶνες) bemerkt, τοὺς δὲ φράτορας ἐπάνεγκες δέχεσθαι καὶ τοὺς

ὀργεῶνας καὶ τοὺς ὁμογάλακτας, οὓς γεννήτας καλοῦμεν, d. h. „die Phratoren mußten nothwendig (in die Listen) aufnehmen sowohl die Orgeones als auch die Homogalaktes, welche wir Genneten nennen". Diese Worte, welche augenscheinlich nicht Worte des Philochorus enthalten, sondern einer längst bestehenden alten amtlichen Bestimmung entlehnt sind, haben zu Meinungsverschiedenheiten geführt. Es haben nämlich Einige das οὓς γεννήτας καλοῦμεν sowohl auf ὀργεῶνες als auf ὁμογάλακτες bezogen und demnach interpretirt: „welche beide wir Genneten nennen, so daß also Genneten eine Bezeichnung für ὀργεῶνες und ὁμογάλακτες in ihrer Gemeinsamkeit sein soll, d. h. daß die γεννῆται zweierlei Species umfaßten. Auch hier liegt der Irrthum augenscheinlich in der Annahme, daß sich die Gentes zu Phratrien erweitert hätten, und in der sich daraus ergebenden Folgerung, daß Gens und Phratrie in ihrem Erstehungs- oder Urgrund identisch seien. Die Gens ist die Wanderhorde, die Phratrie die Vereinigung mehrerer seßhafter Horden.

Ganz abgesehen davon, daß die griechischen Grammatiker ausdrücklich ὀργεωνικὰ und γενικὰ ἱερὰ unterschieden, worauf wir hier nicht einzugehen brauchen, da diese spätzeitlichen Opferfeste, an denen sowohl die ὀργεῶνες als auch die ὁμογάλαντες theilnahmen, uns zur Reconstruction der Gens keine Dienste leisten können, beweist in der obigen Stelle des Philochorus das wiederholte καί, daß beide Bezeichnungen nicht identisch sind, sondern zwei verschiedenen Individuen zustehen. Diese Stelle will vielmehr besagen, daß die Phratoren gehalten sind, in die Listen der Phratrien nicht (mehr) blos (wie ursprünglich,) die ὀργεῶνες, worunter wir die Ureinwohner der Ebene (ὀργάς) d. h. die Arier zu verstehen haben, einzuschreiben, sondern (nunmehr) auch die (neuhinzugekommenen, eingewanderten) Homogalaktes. Es ist dies ganz der analoge Zustand, den wir oben beim Mythus der sieben Kudais bei den Minussinischen Tataren erwähnten, wo diese im Himmel hinter einem Vorhang sitzend gedacht werden und in das große Buch die Namen eintragen.

Dieses ὁμογάλακτες, οὓς γεννήτας καλοῦμεν erregt aber unser Interesse deshalb noch, weil wir hier einen greifbaren Thatsachen-Beweis für die Richtigkeit meiner Grundhypothese und der darauf aufgebauten Theorie der Wohnraumverwandtschaft vor uns haben. Schon in meiner Schrift „Horde und Familie"[1]) habe ich die Ansicht zurückgewiesen, daß Blut- und Milch-trinken eine Nachahmung der ursprünglichen (!) Blutsverwandtschaft gewesen sein solle, und gesagt: „es gehört Muth dazu, die auf rein sensueller Grundlage entstandene Anschauung der Milchverwandtschaft der auf einheitlicher Blutabstammung gegründeten Verwandtschaft, die auf nichtsinnlicher Anschauung beruht, in zeitlicher Hinsicht nachzustellen und erstere als eine

[1]) Mucke, Horde und Familie S. 204—206.

Nachahmung der letzteren zu bezeichnen. Im Gegentheil hat die Milchbruderschaft der physiologischen Erkenntniß (zwar nicht allein, aber zum Theil) von der Blutsverwandtschaft im modernen Sinne Vorschub geleistet".

Die Stelle des Philochorus läßt uns erkennen, wie nach dem Zusammentreffen der Wanderhorden des Höhenlandes (Genneten) mit den Bewohnern des ebenen Landes (Orgeonen) und der dadurch bewirkten Gründung von Haushalten, wodurch eben Mischungen eintraten, die Genneten zunächst zu Homogalaktes, d. h. zu Milchgeschwistern der Orgeones werden. Die Bezeichnung Genneten wird als die bekanntere, allgemeinere und bereits vorhandene vorausgesetzt, aus denen eben jetzt die Homogalaktes hervorgehen und zwar durch einen Erkenntnißact, der zunächst noch an das Sinnliche anknüpft: die jetzt raumverwandten Genneten werden zu Milchgeschwistern, weshalb sie nun auch in die Liste der Phratoren gleich den Bewohnern der Ebene (Orgeonen) eingetragen werden. Dazu giebt es in der Völkerkunde Analogien. So hießen beispielsweise bei den sog. Mongolen die ὀργεῶνες urugh (uruk), was ursprünglich Bewohner der Ebene und alsdann Landbauer sind; es nimmt die Bedeutung von „Verwandtschaft" an. Die ὁμογάλακτες aber sind bei ihnen die der Aimak. „Von demselben Aimak" heißt, wie Abulghasi es erklärt, „von demselben Gebein". Wir haben also die auch anderwärts auf gewisser Kulturstufe anzutreffende „Knochenverwandtschaft" (schwarze Knochen — weiße Knochen), die genau dasselbe ausdrückt, wie das bei australischen Völkerschaften anzutreffende „von demselben Fleisch". Das Wesentliche und Identische an all diesen Erscheinungen ist, daß die Bezeichnungen für Verwandtschaft auf eine sinnliche Anschauung hindeuten. Diese sinnliche Anschauung ist aber ursprünglich der Raum „ord" und zwar ar (or) und ge, und erst innerhalb des Raumes entsteht, wozu jedenfalls Jahrtausende und das Zusammentreffen heterogener Horden gehört haben, die langsam reifende Erkenntniß eines Zusammenhangs zwischen Erzeugenden und Zeugenden, und zwar vorerst durch die Mittelstufe der „Milchenden" bezw. die Ähnlichkeit der Kinder in der äußeren Gestalt (Fleisch, Gebein, Knochen). Das Aufsuchen der Ähnlichkeit der Kinder in der äußeren Gestalt hat dann zu der bekannten, vielfach beobachteten „Auswahl" der Kinder geführt, die Manche in die graueste Urzeit versetzen wollen, während sie doch etwas Spätzeitliches ist.

Daß man unter dem bislang unaufgeklärt gebliebenen Ausdruck „Orgeonen" hier nicht Opferpriester zu verstehen hat, ist klar, dies würde keinen Gegensatz zu Genneten geben. Vielmehr sind die Orgeonen hier die Bewohner der fruchtbaren Ebene, die ursprünglichen Bewohner (origines bezw. originarii) im Gegensatz zu den eingewanderten Bewohnern, die, weil sie nunmehr seßhaft geworden sind, in gleicher Weise

in die Phratorenliste einzutragen sind. — Sind die Bewohner der Ebene, die Orgeones, der Gegensatz zu den Bewohnern des gebirgigen Höhenlandes, den Genneten, und sind, wie wir im mythologischen Theile dieser Arbeit noch näher kennen lernen werden, Hera und Gaea die urzeitlichen Gegensätze, so kann der Ausdruck Gens auch sprachlich nur mit γῆ in Verbindung gebracht werden. Die Gens hat ihre Bezeichnuug von dem Raume, auf dem sie sich als Wanderhorde bewegte d. i. von γέα (γαῖα, γῆ) und die Gaea ihre Bezeichnung von jener Bewegung. Insofern Grund stets Wechselwirkung ist, ist das Grundmerkmal der Gens: das Gehen auf der Gaea.

Sehr richtig sagt Victor Hehn einmal: „Wer mit den alten Wörtern neue Kulturbegriffe verbindet, der wird freilich in der Zeit der frühesten Anfänge ohne Mühe unser heutiges Leben wieder finden". So finden denn auch die modernen Ethnologen, unterstützt von den Sprachwurzel- Urgeschichtsforschern, mit dem Worte γενεῖν ohne Mühe die alte sexuelle Geschlechtsgemeinschaft in der menschlichen Urzeit, die man so toll wie möglich ausmalt.

Wie die Gens zur Erkenntniß der Blutsverwandtschaft gekommen ist, und wie dadurch die Wurzel Gen die Bedeutung von „Zeugen" erhalten hat, ist nur aus dem Zusammenhang der in den Erscheinungen liegenden Thatsachenmerkmale, niemals aber durch eine rein speculative Ableitung aus „den Trümmern der Wörter" zu gewinnen. Wir wollen, da wir einmal beim griechischen Alterthum stehen und hier den Unterschied der Orgeones, der Seßhaften in der Ebene, von den Genneten, den Wanderern des Hochlandes, kennen gelernt haben, zur Exemplification ebenfalls Griechenland wählen. Selbstverständlich müssen wir dabei die uns überkommenen Berichte analysiren, um eine neue Syntheſe vornehmen zu können.

Es soll im nächsten Abschnitt gezeigt werden, daß vielerwärts, wo die Bewohner der Hera mit den Bewohnern der Gaea zusammenstoßen, zunächst ein feindseliger Zustand entsteht, in welchem sich Beide bekämpfen, und wie erst nach und nach die Gegensätze sich heben, bis ihnen endlich der Tag der Versöhnung und Erlösung naht. Deshalb kennen die meisten Mischvölker ein Versöhnungsfest, das durch die Mystik in verschiedene Formen umgewandelt ist und zumeist eine religiöse Weihe erhalten hat.

Die Erinnerung an diese Zeit der Versöhnung finden wir in Griechenland im Feste der sog. Apaturien mit enthalten, ein Fest, das nicht nur in Athen, sondern zugleich in sehr vielen ionischen Städten mit Ausschluß von Ephesus und Kolophon begangen wurde, woraus man mit Unrecht schließt, es sei ionischen Ursprungs, während doch die Jonier als die Wanderhorden nur der eine Theil der beiden Elemente sind, dem die Entstehung des Festes ihr Dasein verdankt.

Das Fest fiel in den attischen Monat Pyanopsion (etwa October) und dauerte drei Tage. Am ersten Tage, welcher Dorpia (Δορπία oder Λόρπεια) hieß, hielten die Glieder jeder Gemeinschaft für sich ein gemeinsames Nachtmahl, wobei Würste, Fische, Fleisch ꝛc. gegessen und süßer Wein getrunken wurde. Der zweite Tag hieß Ἀνάῤῥυσις, und an ihm wurde den Gottheiten der Phratoren im Namen des Staates geopfert. Der dritte Tag hieß Κουρεῶτις, und an ihm erfolgte die Legitimation der Kinder. Im Interesse meiner knapp zu haltenden Theorie muß ich es mir versagen, auf die bestehenden Meinungsverschiedenheiten betreffs des dritten Punktes im Einzelnen einzugehen, werde mich aber bemühen, die Darstellung so einzurichten, daß Diejenigen, denen die Meinungsdifferenzen bekannt sind, leicht erkennen, auf welcher Seite meines Erachtens die Wahrheit zu suchen ist.

Den Mittelpunkt des ganzen Festes bildet unzweifelhaft der Tag der Ἀνάῤῥυσις d. i. der Gedenktag der Erlösung und Befreiung, das eigentliche Opferfest zur Erinnerung an den nunmehr friedlichen Zusammenschluß der Seßhaften (ὀργεῶνες) mit den Gewanderten (γεννῆται). Ich werde später zeigen, wie eine solche Vereinigung zu einer Ge„sammt"heit in den bekanntesten Kultur-Sprachen „Sam" (skr. samanâ = zusammen) heißt. Daher wurde an den Apaturien in „Sam"os von den Frauen (Herodot, Vit. Hom. c. 30) der κουροτρόφος geopfert, bekanntlich ein Beiname der Ge (Gäa) und Demeter, den Repräsentanten der beiden heterogenen Horden, obwohl in De (=Ge) der Demeter das Verschmolzensein schon mit enthalten ist, da Meter die Hera und Demeter diese und die Gaea in Einem repräsentirt.

Doch das Fest der Anarrhysis, obwohl es den Mittelpunkt der ganzen Feier bildet, ist nicht die Hauptveranlassung, weshalb ich auf die sog. Apaturien hier zu sprechen komme. Ebenso wenig ist es der Festtag Dorpia, an dem übrigens nicht blos die Glieder jeder Phratrie, sondern jeder Gens abgesondert ihren Festschmaus hielten, wie ja schon das Wort Dorpia auf Wanderhorde hindeutet. Gerade so wie Patra in späterer Zeit mit Gens identificirt wird, obwohl sie ursprünglich heterogen waren, so wird auch Dorpia für die Seßhaften mit gebraucht. Ich mußte hier, weil ich die Gesammterscheinung nicht trennen konnte, ohne dem Leser etwas Lückenhaftes vorzuführen, die Gesammtheit mit ihren zwei ursprünglichen Gegensätzen mit vorführen.

Weshalb wir der sog. Apaturien an dieser Stelle gedenken, ist vielmehr der Tag der Kureotis, an welchem der Scheidungsproceß der ehelichen und unehelichen, d. h. der anerkannten und nicht anerkannten Kinder erfolgte. Nur finden wir in der klassischen Zeit, wo eben die Verbindung der beiden heterogenen Horden schon erfolgt war, diese Aus-

wählung, das „Kür"en der Kinder gleichzeitig mit der Eintragung in die Liſte verbunden. Der Vorgang in der klaſſiſchen Zeit war folgender: Am Tage der Kureotis wurden die noch nicht in das κοινὸν φρατορικὸν γραμματεῖον eingetragenen Kinder in der Kapelle der betr. Gemeinſchaft (Phratrie) vorgeſtellt, wobei für jedes einzutragende Kind ein Opferthier (Lamm oder Ziege) dargebracht wurde. Das Thier wurde in der Kapelle an den Altar geſtellt. Wurden von den Anweſenden keine Bedenken erhoben, ſo wurde das Thier geſchlachtet, andernfalls das Opferthier vom Altar wieder entfernt. Während es geſchlachtet wurde, ſchwor der Einführende, daß das Kind ſein eigenes in geſetzlicher Ehe erzeugtes ſei. Daneben aber wurden überhaupt uneheliche Kinder legitimirt und Annahmen an Kindesſtatt ausgeführt.

Man braucht kein beſonderer Meiſter im Analyſiren zu ſein, um zu erkennen, daß bei dieſem ganzen Verfahren zweierlei Acte verbunden erſcheinen, einmal die Anerkennung des Kindes durch den Vater und anderſeits die Aufnahme in die Liſte der Phratoren, die urſprünglich nur φρατορικόν, ſpäter nach Hinzutritt der Genneten κοινὸν γραμματεῖον hieß. Daraus ergiebt ſich, daß die Meinungsdifferenzen in Bezug auf die Äußerung des Pollux (8, 107), wonach in Athen neben der Einführung der Kinder in die Phratrien es noch eine andere Einführung der Knaben, welche bereits das 15. Lebensjahr zurückgelegt hatten, gegeben habe, ſeine volle Richtigkeit hat. Denn die Phratrien ſind in ihrem Urſprunge eine Eigenthümlichkeit der ſeßhaften Bewohner des Arlandes, bei denen die Kinder ſchon im erſten Lebensjahre bezw. bald nach der Geburt „aufgehoben" wurden, ſei es, daß der Vater ſie nur vom Erdboden „aufhob" oder ſei es, wie wir dies bei vielen niederen Völkerſchaften noch gegenwärtig finden, daß er ſie zu ſich in das Lager (die „Hängematte") nahm, wo er das Wochenbett ſeiner Frau nachahmte (ſog. Couvade oder männliches Wochenbett.) Der Act des Aufhebens war ein Adoptionsact, wodurch Familienkinder hordenberechtigte Ehekinder wurden. Da nun die ariſche Horde durch die Phratrien repräſentirt wird, weil die Bruderſchaften die „Träger" des Hordennamens waren, ſo entwickelte ſich die Liſte der Phratoren, in die alle Orgeonen eingetragen wurden. Ganz anders war es bei den Gentes, wo man die Kinder nicht „aufhob", ſondern nach ihrer Ähnlichkeit wählte, „kürte". Dies konnte ſelbſtverſtändlich erſt mit beginnender Geſchlechtsreife (etwa mit 15 Jahren), wo ſich die Ähnlichkeit erſt herausſtellen kann, erfolgen. Nur irrt man, wenn man die δοκιμασία παίδων als eine Prüfung betrachtet „ob die Knaben bereits die körperliche Reife erlangt hätten". Auch dies iſt etwas der Gens vollſtändig Unbekanntes, da die auf die Translocationen zurückzuführende Pubertätsfeier nur im Vicus zu finden iſt und auch hier nur gedacht werden kann, weil eben die ganze

Wohnverfassung der Gens mit ihrem von andern Gentes abgesonderten communistischen Haushalte nie und nimmer zu einer solchen Einrichtung hätte hinführen können. Das Wort δοκιμάζω behält auch noch in der klassischen Zeit immer die Bedeutung „die Ächtheit einer Sache untersuchen", und diese Prüfung auf die Echtheit der Kinder (δοκιμασία παίδων) erfolgt eben durch die kürende Scheidung.

Ein κοῦρος (κόρος) bzw. eine κούρη (κόρη), zu deutsch „Göre" ist somit ein ausgewähltes, ausgeschiedenes, also eheliches Kind, kein Sklavenkind (im vorliegenden Fall von einer Frau arischer Herkunft). Eben deshalb erlangt κουρίδιος die Bedeutung von ehelich und sogar rechtmäßig, wenn z. B. in der Iliade (19,297) Briseis zum Patroklos spricht: Du sagtest, Du würdest mich zur ehelichen (rechtlichen) Gemahlin des Achilles machen, nicht als Sklavin zur Beischläferin (ἀλλ' ἔμ' ἔφασκες Ἀχιλλῆος θείοιο κουριδίην ἄλοχον θήσειν).

Aber, warum mußten denn die Gentes ihre Kinder küren, während dies bei den arischen Bewohnern nicht der Fall war? Was die letzteren betrifft, so habe ich bereits in meiner Schrift über „Horde und Familie" in ausführlichster Weise dargelegt, wie durch die bestimmte Reihenordnung in der schiffsförmigen Horde die Kinder der androkratischen Familie schon von vornherein gar keinen Platz finden konnten, weil eben die nicht hordenberechtigte (weil fremde) Mutter der Kinder schon außerhalb der Horde ihr Lager gefunden hatte, mit denen sie es theilen mußte. Das Kind war gleichsam ansgesetzt liegend und der Herr-Mann mußte es zu sich aufheben, zu sich ziehen (zeugen). Somit ist Zeugen ursprünglich ein Ziehen und ganz augenscheinlich ein ursprünglich nur arischen Horden eigenthümlichen Ausdruck, der in verschiedenen Lautvariationen in mehreren Sprachen wiederkehrt. Gezogen und erzogen wird vom Arier das fremde Kind der Mutter von Goland, welches wir auch Zug-(Dju)Land nennen können. Die sexuelle Bedeutung von „zeugen" ist also auch hier späteren Ursprungs.

Ganz anders war es in der Gens, die in Rundkreisen lagerte, in Form einer corona (χορώνη : χορ- und ώνη), d. i. einer gedrehten Wohnung, eines Ring- oder Kreislagers. Wir müssen es uns in seinem Urtypus, ähnlich wie beim Vicus (οἶκος), nur als ein Gemeinschaftshaus denken, aus dem ebenfalls, wie dort, später erst einzelne Häuser (goth. hus-a = skr. kôsha, κοίτη) hervorgingen, und zwar ganz augenscheinlich erst nach der Berührung mit Bestandtheilen der Arhorden. Denn der Menschenraub ist nicht nur bei diesen, sondern auch bei den Wanderhorden zu finden. Ein Kur ist somit ein, aus einzelnen Bestandtheilen corallenartig gegliedertes kreisförmiges Lager, dessen einzelne Hütten um einen gemeinsamen Mittelpunkt, das Heerdfeuer, eine Kurbe (curva) beschreiben.

Da aber jedes dieser Rundlager (kur) selbst immer nur wieder ein

Theil eines größeren Kreises war, — weshalb augenscheinlich curtus die Bedeutung „kleiner Theil eines Ganzen“ (wie skr. kalâ) d. i. kurz erhält —, und da jedes Rundlager überdies umwallt war; so mußte, wenn eine einzelne fremde Person als Dienende (ga-sintha) geraubt wurde, sie nothwendiger Weise im Lager Aufnahme finden, da außerhalb gar kein Platz war. Es ist also eine ganz andere Situation, wie im Vicus, wo die Dienende (Famel) im Hause daneben beigelagert wurde. Wurde jenes Weib Mutter, so waren deren Kinder selbstverständlich räumlich miteingeschlossen. So können wir es uns erklären, warum ein Zeitpunkt eintreten mußte, wo man die Kinder nach ihrer Ähnlichkeit zu scheiden begann, ohne daß man sie mitsammt ihren Müttern ausstieß, sondern vielmehr als „Reisegefolge“ (gasintha) auf der Wanderung mitfortnahm.

Die Mystik, die sich an den Act der Scheidung (χουρεῶτις) bei verschiedenen Völkern in verschiedener Weise knüpfte, wohin z. B. das Abscheeren des Haares (die Haarschur der Kinder, das Scheeren des Opferlammes u. s. w.) gehören, übergehe ich, da die Entwickelung der Mystik ihrem eigenen und somit einem andern Gesetze als das Leben der menschlichen Einrichtungen selbst folgt. Denn sie entsteht, wenn letztere bereits Gewohnheit sind und man über ihre Entstehung nachzudenken beginnt. Alsdann erfaßt man Äußerlichkeiten und knüpft in der Regel an Wörter und Benennungen der Einrichtungen an. Da nun das Wort seine Bedeutung ändert, weil sich der Standpunkt der Erkenntniß, dem eben das Wort dient, ändert, so werden an den fortbestehenden Einrichtungen ganz unwesentliche Dinge zur Hauptsache erhoben, bezw. mit der Einrichtung verbunden. Sowie man im Mittelalter aus den „Hunnen“, wovon wir alsbald sprechen werden, „Hunde“ machte und die Vorsteher derselben bei peinlichen Hochgerichten wie einen Hund bellen ließ und den Hunwein, ein fiscalisches Gefälle (vinum hunicum censuale) in einen Hundswein im Sinne von Krätzer (schlechter Wein) verwandelte, so hat sich ähnlich an das Wort κορεῖν, dessen ursprüngliche Bedeutung, von dem wohnlichen abgesehen, scheiden, und daher reinigen ist, ein Mysticismus (z. B. auch in Indien) geknüpft, der in den verschiedensten Formen auftritt, dessen Erörterung in die Geschichte der Mystik des Völkerlebens, aber nicht hierher gehört. Es ist geradezu lächerlich, wenn er von gewisser Seite zur Hauptsache erhoben und sogar in der „vergleichenden Rechtswissenschaft“ behandelt wird.

Durch den Act der Kureotis, des Kürens (Wählen) der Kinder mittels Scheiden der Ehelichen von den Unehelichen gab der Gennete zu er„kennen“, daß das Kind das Seinige war. Das heißt also: er erkannte das Kind als das seinige. So erlangt γενεῖν die Bedeutung von erkennen. Daher heißt auch im alten Gotischen und Ulfilanischen kind, kindin Richter, d. h. einer der erkennt. Auch das Wort „Kind“ selbst ist seiner

früheren Bedeutung nach das „Erkannte", welches der (ich sage absichtlich nicht Vater, weil dies ein arischer Ausdruck ist) Genitor erkannt hat.

Solange die Genneten für sich lebten, bildeten sie eine Gemeinschaft bei- und miteinander Wohnender und die Kinder ihrer Ehe, über die wir allerdings keine so nahe Auskunft, wie über die der Bewohner der Ebene haben, wohnten mit bei ihnen. Bei einem solchen Zustande kann keine andere Vorstellung entstehen als die, daß sie eben bei einander wohnen. Wohl aber mußte eine zweite Vorstellung hinzukommen, als Fremde (durch Raub) zu Wohngenossen gemacht wurden, indem jetzt zweierlei Elemente in der Gens vertreten waren: einmal die ursprünglichen nunmehr herrschenden Genneten (Wanderer) und die hinzugekommenen nunmehr dienenden Gesinden (die Mitwandernden), das Reisegefolge. Was also bei den Ariern die Famel, das ist das Gesinde bei den Gentes. Wurde das fremde Weib — (Männerraub scheint hier, wenn wir die Continuität aller Zustände ins Auge fassen, nicht in Frage gekommen zu sein) — Mutter, so kann der Unterschied der beiderlei zunächst nur ein Gegenstand sinnlicher Anschauung gewesen sein. Aber durch diese zweite Vorstellung konnte nunmehr der Keim zu dem Gedankenaufbau gelegt werden, daß auch der Mann der Vermehrer des Menschengeschlechts sei. So wenig als der Ackerbauer ohne Weiteres die Entdeckung machen konnte, daß im Samenkorn die causa efficiens der Halmfrucht liege, so wenig konnte der Urmensch aus dem bei der Begattung empfundenen Lustgefühl schon entdecken, daß der es verursachende Act der Grund der Fruchtbarkeit seines Weibes sei: er konnte nur die Veränderung an ihrem leiblichen Äußeren beobachten und aus den beiden Zuständen vor und nach ihrer Entbindung erkennen, daß die sich verändernde körperliche Gestalt mit der Entwickelung der Geburt zusammenhing. Raubte der Gennete ein Weib, so raubte er es in Urzeiten nicht um des Geschlechtsgenusses willen, weil er ihn in seiner Gens schon hatte, sondern augenscheinlich nur zu demselben Zwecke, wie sein arischer Nachbar, d. h. als Arbeitsobject. Hätte er das Weib zu geschlechtlichen Zwecken geraubt und es unmittelbar nach dem Raub beschlafen, so wäre er nicht zu der Vorstellung gelangt, daß er der Erzeuger seiner Kinder sei. Denn alsdann hätte das fremde (arische) Weib ebenso Früchte getragen, wie sein eigenes. Nehmen wir dagegen an, daß er das letztere anfangs nicht beschlief, so können wir das wichtige Problem, wie der Mensch zur Erkenntniß von der Zeugung kam, lösen. Denn beschlief der Gennete die „Gasintha" nicht, so konnte er zu zwei Vorstellungen gelangen, nämlich zu einer Vorstellung, daß das eine Weib fruchtbar, und zu der anderen Vorstellung, daß das fremde Weib nicht fruchtbar war. Dies mußte seine Aufmerksamkeit fesseln. Beschlief er später auch das fremde Weib und wurde sie ebenfalls fruchtbar, was er vorher

nicht an ihr bemerkt hatte, so konnte er nunmehr zu der Ahnung gelangen, daß der nähere Umgang mit Frauen die Ursache der Fruchtbarkeit der Weiber sei. So folgere ich rückwärts, daß er anfangs das fremde Weib nicht beschlief und nur an das eine ihm von der Lagerordnung bestimmte Weib gekettet war, was auch nach den von mir früher gemachten Auseinandersetzungen[1]) psychologisch das Wahrscheinlichste ist.

Wem Alles in der Welt selbstverständlich ist und wer gewohnheitsgemäß die Mühe scheut, über Etwas nachzudenken, und immer nur die Gedanken Anderer recipirt, der weiß nicht, wie langsam ein Gedanke reift und durch welche gegensätzlichen Vorstellungen man zur Erkenntniß der Dinge gelangt: er hat keine Ahnung von der allmählichen Entwickelung der Vorstellungen. Wer aber mit mir sich auf den Standpunkt des Entwickelungsgesetzes stellt, Der wird mir zustimmen, daß es zur Erkenntniß des Menschen, daß er der Urheber der Vermehrung des Menschengeschlechts sei, zweierlei Vorgänge bezw. dadurch veranlaßter Vorstellungen bedurfte. Da eben erst durch die Berührung zwei relativ entgegengesetzter Vorstellungen eine dritte Vorstellung entstehen kann, so widerstreitet es der psychologischen Erfahrung, die bloße sinnliche Anschauung sei zureichend gewesen, um dem Urmenschen das tiefe, der menschlichen Zeugung zu Grunde liegende Geheimniß auch nur ahnen zu lassen, geschweige zu enthüllen. Es sind jedenfalls viele Jahrtausende vergangen, bevor das Weib für sich und den Mann den Apfel vom „Baum der Erkenntniß" brach!

Erst mit Entstehung des Hauswesens, der Familie, in deren Gefolge der Umgang mit fremdhordigen Elementen lag, d. h. nach der Berührung der Horden der Hera mit Horden der Gaea wurde aller Wahrscheinlichkeit nach der Schleier gelüftet, aber auch nur allmählig, woraus sich eben die besonders in der Mythologie sich offenbarende Mystik erklären läßt. Sie tritt in die Geschichte der Völker verhältnißmäßig spät und merkwürdiger Weise bei den Völkern der Ebene in Begleitung mit der Mystik des Heerdfeuers auf. In mehreren Sagen wird gemeldet, daß ihnen das Feuer von oben (vom Himmel) gebracht worden sei; wir werden alsbald sehen, warum gerade die auf den Höhen wandernden Rundlagerer aller Wahrscheinlichkeit nach die Feuerbringer gewesen sind. Es verbindet sich in der menschlichen Vorstellung die Feuererzeugung mit der Kindererzeugung; bei mehreren Völkern wird der Feuergott zugleich zum Menschenschöpfer: Prometheus holt nicht blos das Feuer vom Himmel, sondern auch den Menschen aus der Erde.

Dem Leser wird es genügen, wenn ich statt aller breiten Auslassung über dieses Thema des Veda-Sängers Worte hier anführe: „Das ist das Drehholz, der Zeuger ist bereitet, bring die Herrin des Stammes herbei,

[1]) Mucke, Horde und Familie S. 57 ff.

den Agni laßt uns quirlen nach altem Brauch. In den beiden Hölzern liegt der jâtavedas, wie in der Schwangern die wohlbewahrte Leibesfrucht . . . In die Dahingestreckte laß hinein den Stab, der Du des kundig bist; sogleich empfängt sie, hat den Befruchtenden geboren".[1]) Durch dieselben Menschen, welche das Feuer brachten, wurde auch der Grund zu der Erkenntniß gelegt, daß der Mann durch den Umgang mit der Frau das Kind hervorbringe und eben deshalb das Weib mit dem untergelegten Holz, der Mann mit dem Bohrer und das Kind mit dem Lichtfunken verglichen. Bis zu jener Begegnung der heterogenen Horden aber war jeder derselben die menschliche Zeugung nicht nur ein Geheimniß, sondern nicht einmal ein Gegenstand der allerleisesten Ahnung. Es ist nicht blos naiv, nein, geradezu gedankenlos, wenn moderne Ethnologen behaupten, inmitten der Unordnung (der Promiscuität), in der doch nothwendig alle geordnete Denkthätigkeit im Keime hätte erstickt werden müssen, sei den Urmenschen die klare Erkenntniß von der menschlichen Zeugung durch Mann und Weib schon aufgegangen gewesen.

Auch in der Gens konnte in dieser Beziehung anfänglich keine Unordnung bestehen. Sie war eine wandernde, für sich abgeschlossene Wohngemeinschaft, welche die „Ge" durchwanderte, und vor ihrer Berührung mit der seßhaften Horde der niederen Ebene ebenso wenig wie diese auf geschlechtlicher Erkenntniß aufgebaut. Das Wort Gens bezw. Genneten hat vor dieser Erkenntniß bestanden und erst mittels dieser Erkenntniß die spätzeitliche Bedeutung von „kennen" im Sinne von „zeugen" erhalten, wie der Zusammenhang der oben vorgeführten Erscheinungen ergiebt.

Man vergesse nicht, daß jede Bedeutung aus der Deutung einer Sache erwächst, also ein Erkenntnißact ist; erkannt werden kann eine Sache eben nur in ihrem Verhalten zu anderen Sachen. Demnach muß, sobald das Sachverhältniß ein anderes wird, der für dasselbe gebrauchte Ausdruck eine andere Bedeutung selbst dann erhalten, wenn der Wechsel des Sachverhalts der Erkenntniß entgeht. Es kann aber auch bei gleichbleibendem Sachverhalt der ihn kennzeichnende Ausdruck eine andere Bedeutung erhalten, wenn sich die Erkenntniß des Sachverhalts ändert. In keinem Falle kann ein bloßes Wort uns Auskunft über den Sachverhalt geben. Somit muß immer erst der Sachverhalt dargelegt werden, um die Bedeutung eines Wortes zu erkennen. Das Wort ist immer nur ein Vermittelungswerkzeug zur Darlegung eines Sachverhalts. Nun deutet aber die Erkenntniß nicht nur den Sachverhalt, sondern zugleich auch sehr häufig das Wort, durch welches eben der Sachverhalt gekennzeichnet wird. So geschieht es, daß einem bereits vorhandenen Wort ein Sachverhalt

[1]) Nach Kuhn, Herabkunft des Feuers. S. 70.

untergeschoben wird, für den das Wort garnicht erfunden war. Dies zeigt folgendes Beispiel.

Es fällt auf, daß der Grieche seine Genneten und der Deutsche seine Genoten hat. Der Sprachvergleicher, der von den Wörtern Aufschluß über die Thatsachen verlangt, wird die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn jemand den Versuch macht, den griechischen und deutschen Ausdruck als in seinem Ursprung gleichbedeutend zu setzen. Und doch sind beide Ausdrücke in sachlicher Hinsicht identisch, indem eben hier bereits einem vorhandenen Wort ein Sachverhalt untergeschoben wird, für den es nicht erfunden war.

Im Deutschen kommt das Wort Gennete, was im Holländischen Genieten heißt, namentlich in den Formen genëat, ganôz, ganôzi, ganôzo vor und wird mit socius wiedergegeben. Wenn es bei Notker (70, 20) heißt: „daz ih mih dir genozzon wolta", so hat es hier die Bedeutung von „gleichstellen", daß ich mich Dir gemeinsam machen wollte. In diesem Sinne wird auch kanozzid mit par (gepaart = gleich) erklärt. Das Wort Ganôzcaf und Genôzcaft (Genossenschaft) wird für contubernium, consortium, collegium, sodalitas, schola und stationes gebraucht. Es deckt sich also vollständig mit dem griechischen γένος, der römischen Gens, wie wir sie oben gefunden haben.

Nun kommt aber der Etymolog! Er findet den Thatbestand, daß der Ganôz, wenn auch nicht ausschließlich, doch vorzugsweise Viehzüchter ist und der Nutzung des Viehes obliegt. Das althochdeutsche Substantiv Nôz hat, wie angels. nëat (mit der Zusammensetzung vëorcnyten Arbeitsvieh, den Derivatis nytenlic viehisch, wild, nytennis Wildheit, Dummheit), altnordisch naut, schwedisch nöt, dänisch nöd die Bedeutung von Vieh, speciell Rindvieh angenommen und wird mit animal und jumentum wiedergegeben. Anderseits hat „nuz", gleich dem lateinischen uti, bei den Viehzüchtern der Gaea die Bedeutung von „genießen" erhalten, weshalb z. B. das althochdeutsche Zeitwort niuzan, das altfriesische niata, nieta die Bedeutung niessen, nutzen, benutzen zugleich im Sinne von pascere, capere, colere hat. Was bei den dem Ackerbau huldigenden Ariern „gebrauchen" (mhd. bruchen d. i. brauchen) ist, ist bei den viehzüchtenden Gobewohnern „nutzen". Brauchen ist ursprünglich brechen (altn. brjôta brechen) und ist verwandt mit brocken (mhd. proz in prozma = prosem der Brosamen), während sich „nutzen" nur auf das Vieh bezieht. Es findet sich also derselbe Unterschied wie bei den Römern (par discrimen est inter uti et frui apud Latinos), indem eben frui das Brechen der Frucht, uti dagegen das Entnehmen vom thierischen Körper (uter-), insbesondere das Entziehen der Milch bedeutet.

Was ist nun natürlicher als daß bei der Deutung des Wortes

„Gennot" die Erkenntniß an die jeweilige Sachlage — das Nutzen des Viehes — anknüpft, indem sie das ursprünglich einheitliche Wort als ein Compositum betrachtet und in zwei Bestandtheile „Ge" und „noß" zerlegt und aus dem „Genneten" einen „Genossen" im Sinne eines Mit-„Genießenden" macht, obwohl der Sachverhalt durch diesen Erkenntnißproceß nicht nur nicht geklärt, sondern getrübt wird, abgesehen davon, daß z. B. ganiuzan nur mit dem untrennbaren Präfix vorkommt. Die Genossen sind nicht die Genießenden, sondern die „Gemeinsamen"; ihr gemeinsames Genießen ist nur eine Folge ihrer Gemeinsamkeit.

Es ist daher sachlich nicht richtig, daß die Genossenschoft „die speciell auf Nutzungen abzielende Gesellschaft" sei und „daß aus dem Wurzelwort nut sich schließen lasse", wie A. Klein vermeint[1]), „daß das in Aussicht genommene Nutzungsrecht des Mitbezugs an den durch die Thätigkeit der Genossen zu erzielenden Vortheilen deren Vereinigungspunkt, Anlaß und Inhalt des Genossenschaftsverbandes darbiete". Die Nutzung ist durchaus nicht das Wesentliche an den Erscheinungsformen der Genoten. Die Jurisprudenz mag sich hüten, den speculativen Weg der Sprachvergleichung einzuschlagen!

Wenn im sächsischen Lehnrechte (c. 80 § 2) vom Genot an' me herscilde gesprochen wird, um die verschiedenen Gliederungen der durch Lehnverbindung erzeugten Ständeverhältnisse zu characterisiren: Heerschild des Königs und Heerschild der Gemeinen; wenn ferner im Sachsenspiegel (I. 51. 4. 63. 50, 2. II. 72, 2. III. 29,1. 65,2) min genôz den Sinn einer Person hat, die einer anderen an Geburt und Stand gleich war und mit dieser Person gleicher Rechte sich erfreute — so sind dies deutliche Hinweise, daß das Bestreben, das Wort Genot mit dem Worte nuz in Zusammenhang zu bringen, ein spätzeitlich erkünstelter Erkenntnißact, d. h. eine sog. Volksetymologie ist, die eben entsteht, wenn man das Wort selbst dadurch zu deuten beginnt, daß man einen Thatsachen-Zusammenhang aufsucht, dem das Wort jeweilig entspricht. Sowie man anderwärts die geschlechtlichen Verhältnisse mit dem Worte Gennet in Zusammenhang zu bringen suchte, so hat man hier die wirthschaftlichen Verhältnisse in Conner mit dem Worte gebracht.

Dies muß der Urgeschichtsforscher im Auge behalten! Es ist eine durch Thatsachen nicht zu beweisende Folgerung, „daß in den frühesten und daher niedrigsten Kulturstufen sich dieses gemeinsame Genießen auf das Einsammeln, Gebrauchen, Verzehren von Erzeugnissen des Waldes, Feldes, Meeres beschränkte", wie A. Klein annimmt, und daß das Wort nuz sich darauf bezogen habe. Vielmehr ist, wie gezeigt, nuz (ebenso wie

[1]) Über Bedeutung der Etymologie für die Jurisprudenz. In Zeitschrift für Völkerpsychologie 16. Band (Berlin 1886) S. 411.

uti) ein specifischer Ausdruck der Viehzüchter, die zu den Go- oder Wanderhorden (gentes) zu rechnen sind.

Genneten oder Gentes sind in der Urzeit Wanderhorden auf Go-Land, der γέα, und der urgeschichtliche Gegensatz der Bewohner des ebenen Landes (ὀργάς), oder wenn wir mythologisch reden wollen: der Gegensatz der seßhaften Bevölkerung der Hera. Wenn in Griechenland zur Zeit der klassischen Redner die Mitglieder der einzelnen Gentes, wie allgemein bekannt ist, nicht die allergeringste Verwandtschaft im Sinne von Blutsverwandtschaft unter einander hatten, so ist in dieser Erscheinung nicht eine im Laufe der Zeit verloren gegangene Erinnerung an eine früher bestandene Verwandtschaft, sondern ein nie ins Bewußtsein getretener Zustand verwandtschaftlicher Bande zu erblicken. Die abenteuerlichen Schilderungen, welche die moderne Ethnologie von der vater- und mutterrechtlichen Gens uns in den letzten Jahrzehnten geboten hat, sind leider nur zu sehr geeignet, uns das Wesen der Gens auch im Alterthum zu verschleiern. Was dem Urmenschen Geheimniß war, kann unmöglich seine Phantasie belebt haben und ein Gegenstand bewußter Reflexion gewesen sein.

Mit meinen Darlegungen in „Horde und Familie" hoffte ich das moderne Phantom ein für alle Mal widerlegt zu haben, war aber leider genöthigt, da ja gerade Verstrickungen in sexuellen Dingen schwerer als irgend etwas Anderes ausrottbar sind, in dieser Schrift nochmals darauf einzugehen, und zwar um so mehr, als jene Lehre nicht blos in der „ethnologischen Jurisprudenz", sondern auch in der Wirthschaftsgeschichte Vertreter gefunden hat. So soll selbst nach einem unserer angesehensten Nationalökonomen „der ursächliche Keim der ganzen Einrichtung (der Gens) wahrscheinlich in der Einsicht in die Nothwendigkeit einer Zähmung der geschlechtlichen Begierde" gelegen haben; und der betreffende Gelehrte spricht von einer „uterinen Gens" mit einer angeblichen „Stammmutter", wo „die Kinder zu ihrer Mutter ohne Rücksicht auf den Vater gelebt haben und es keine Ehe in unserm heutigen Sinne gab." Dann heißt es weiter: „Als aber mit zunehmendem Vermögensbesitz das Vaterrecht siegte, die Väter ihre Frauen und Kinder für sich haben, ihren Kindern und nicht mehr ihren Neffen und Nichten ihre Habe hinterlassen wollten, da war die Gentilverfassung viel zu stark, als daß sie nicht in veränderter Form noch lange fortgesetzt worden wäre. Sie blieb nach dem Vaterrecht geordnet noch lange kräftig erhalten; aber die innerhalb der Gentes sich nun bildenden patriarchalischen Familien mit ihrer Kauf- und Raubehe, ihrem Vieh- und Sklavenbesitz, mit ihrem Familienegoismus und ihrem Erwerbstrieb wurden nach und nach soviel kräftigere kleinere Einheiten, daß sie die Gens auseinander sprengten."

Sind irgendwo im Völkerleben auch nur leise Anhaltepunkte für

diesen hier geschilderten Proceß vorhanden? Oder findet derselbe, wenn er auch nicht in hinterlassenen Spuren historisch nachweisbar ist, wenigstens in der Psychologie seine Begründung? Schon in einer Zeit, wo die Nationalökonomie von der Völkerkunde noch wenig Notiz nahm, haben die Vertreter der Wirthschaftslehre, wie beispielsweise der verstorbene Prager Professor Karl Thomas Richter[1]), richtig erkannt, „daß der bloße Geschlechtstrieb nicht das gestaltende und erhaltende in der Familie sei." Am allerwenigsten können wir uns denken, daß, wenn die Verfassung der Urmenschen so abweichend von der übrigen Naturordnung gewesen wäre, es jemals zu einer „Einsicht in die Nothwendigkeit einer Zähmung der geschlechtlichen Begierde" hätte kommen können. Es würde nach der im Begriffe der Entwickelung enthaltenen Continuität, wie überhaupt keine gesellschaftliche Ordnung, so auch im Besonderen kein planmäßiger Wirthschaftsbetrieb mit „Vermögensbesitz" und dergleichen jemals im menschheitlichen Leben haben entstehen können.

Wie ich schon oben gezeigt habe, basirt die Deutung der „uterinen Gens" auf einer Verwechselung des zweireihigen Vicus mit der Gens. In jenem bestand eine Männer- und Weiberreihe, von denen jede bei der Begründung des Hauswesens (Familie) in Berührung mit fremdhordigen Menschen kam, die den ansässigen untergeordnet wurden. Dadurch gelangte auch die Weiberseite zur Herrschaft über Männer, aber diese Männer waren Fremde, die nicht zum längsreihigen Vicus gehörten. Infolge dessen wurden nach der Lagerordnung des urzeitlichen Vicus die Kinder der Frauen nicht zugleich auch Kinder ihres Familienmannes, sondern Kinder der Brüder der Frauen. Das Neffen- und Nichtenerbrecht ist somit nicht die Folge der „uterinen Gens", sondern die Consequenz der Reihenordnung, wie sie im „Wechselgereihte", dem Vicus, angetroffen wird. Doch diese Verhältnisse näher aus einander zu setzen, ist hier um so weniger der Ort, als ich sie schon ausführlich in meiner Schrift über „Horde und Familie" dargelegt und nicht ohne Absicht der vorliegenden Arbeit, obwohl diese in der Hauptsache früher als jene verfaßt ist, vorausgeschickt habe. Ich bitte diese Verhältnisse dort nachlesen zu wollen.

Erst durch den im Interesse des Haushaltungswesens entstehenden Frauenraub wurden sowohl auf der Männer- als Frauenseite des Vicus anfänglich ungeordnete Zustände herbeigeführt, als die Wanderhorde mit der seßhaften Horde sich begegnete. Insofern aber dieser Menschenraub auf Gegenseitigkeit beruhte, d. h. auch die Glieder der Wanderhorde als Räuber auftraten, wurde auch deren ursprünglicher Zustand modificirt. Um für diese Verhältnisse ein Verständniß zu gewinnen, ist es deshalb

[1]) Einleitung in das Studium der Volkswirthschaft. Prag 1871. S. 30

erforderlich, die Lagerung der urzeitlichen Gens aus den vorhandenen Merkmalen der ſpäteren Einrichtungen ebenfalls erſt noch zu reconſtruiren, auch wenn ich in dieſer vorliegenden Schrift nicht beabſichtige, auf die innere Seite der Verwandtſchaftsverhältniſſe näher einzugehen.

Die Reconſtruction der urzeitlichen Gens iſt viel ſchwieriger als diejenige der ſeßhaften Horden, und beſonders ſchwer iſt mir hierbei die Darſtellung meiner Forſchungsergebniſſe geworden, weil die für den Leſer unbedingt erforderlichen Illuſtrationen bzw. Exemplificationen nur an ſolchen völkerkundlichen Mittheilungen geboten werden können, wo ſtarke Gemiſche heterogener Horden vorhanden ſind. Die Völker des Golandes waren den Beobachtern des Alterthums bei ihren beſchränkteren Verkehrsmitteln noch weniger als den modernen Reiſenden an ihrem ungaſtlichen Urſprungsorte bekannt geworden, und wir ſind deshalb meiſt nur auf Sagen angewieſen. Traf man die Gentes auf der Durchwanderung der Ebenen bzw. bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt hier an, ſo haben ihre Beobachter ſie nicht als das betrachtet, als was ſie hier auftraten, nämlich als „Gäſte", Fremdlinge der „Ge", ſondern für integrirende Beſtandtheile der Völker des Arlandes, der Ebene. Und dieſes Nichtſcheiden hat wieder zur Folge gehabt, daß man einerſeits ein Gebilde, von dem nur ein Theil zugewandert war, als total eingewandertes Volk betrachtete und daß man anderſeits, weil ſich der wandernde Theil, bevor noch ein feſteres einheitliches Band zwiſchen ihm und der ſeßhaften Horde ſich bildete, wieder abtrennte, von einer Völkertrennung ſprach.

Dieſer Beurtheilung liegt die falſche Vorſtellung zu Grunde, der zufolge man glaubt, es habe ſich durch die Zwiſchenglieder einzelner Familien eine Gemeinde, aus mehreren Gemeinden ein Stamm und aus mehreren Stämmen ein Volk gebildet, das ſich dann wieder rückwärts zergliedert habe, ſo daß man nicht, wie ich behaupte, in Horden d. h. in Reihenlagern, ſondern in ganzen Stämmen auf die Wanderſchaft ſich begeben habe. Werden wir erſt die Fruchtbarkeit des Begriffes „Horde" voll erkannt haben nnd darunter nicht mehr ein wüſtes Chaos zufällig zuſammengelaufenen Geſindels, ſondern natürliche Lagerordnungen verſtehen, und unſere Beobachtungen hauptſächlich ihnen zuwenden, dann dürfte uns ein beſſeres Verſtändniß für die Bewegungen der Menſchheit — und des Völkerlebens erſtehen. Nicht die ſexuelle, ſondern die wohnräumliche Seite des letzteren muß in den Vordergrund der Forſchung geſtellt und bei der wohnräumlichen Stellung genau darauf geachtet werden, wie die einzelnen Individuen (Untheilbaren) zu einander ſtehen. Als ſtatiſtiſches Individuum iſt aber dabei weder die Haushaltung, noch der ſog. Stamm, ſondern die Horde d. i. das Reihenlager zu betrachten. Dies iſt bei der Gens deshalb ſo ſchwer feſtzuſtellen, weil die Wanderhorde wegen ihrer eigenthümlichen

Gliederung in Ganz-, Halb- und Viertelkreisen, wie wir nach und nach erkennen werden, ebenso leicht auflösbar, wie zusammensetzbar ist. Wir wollen den Versuch machen, ihre Organisation kennen zu lernen, wenigstens in vorliegender Schrift so weit, um die Gens der Viehzüchter beurtheilen zu können.

Auch die Wanderhorde der Gäa ist eine Wohnlagerordnung; nur unterscheidet sie sich von dem früher betrachteten schiffsförmigen Vicus dadurch, daß uns in ihr die Rundlagerung entgegentritt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat ihr dazu der Feuerplatz die Weisung gegeben. In den rauheren Gebirgsgegenden dürfte die Erfindung des Feuers, um mich vorsichtig auszudrücken, wenn auch nicht geradezu viel eher zu suchen, doch eher gewürdigt worden sein als in der niedern Ebene. Auch die Erfindung des Feuers werden wir nur einem Zufall zuschreiben müssen, entstanden durch unbeabsichtigtes Entzünden von Hölzern durch Reibungen. An sich freilich hätte sie ebenso gut auch auf der Ebene gemacht werden können, da ja möglicher Weise auch hier dieselben Bedingungen, wie auf dem Höhenlande, gegeben waren. Aber dessen Rauhheit wird der Erhaltung des Feuers unzweifelhaft eine größere Bedeutung beigelegt haben. Merkwürdig ist, daß, wie wir schon vorhin erwähnten, in den Sagen der Völker und zwar in verschiedenen Combinationen gemeldet wird, es sei ihnen das Feuer von den Bergen bezw. vom Himmel gebracht, beispielsweise, wie die Murray-Australier erzählen, zuerst in einem Grasbaumstengel; es ist auch ferner merkwürdig, daß der mystische Kultus des Feuers, soweit ich die völkerkundlichen Erscheinungen zu überblicken vermag, nur bei den Horden der Ebene auftritt, während er bei den Wanderhorden als etwas Selbstverständliches betrachtet wird, was meines Erachtens darauf hinweist, daß es eine Zeit gab, wo jene die Feuerbereitung nicht kannten und eben deshalb die Erhaltung des Feuers schützten, es aber auch wegen des erkannten Werthes zu verehren begannen. Obwohl der Zusammenhang der Thatsachen darauf hinweist, daß den Bewohnern der Ebene das Feuer von den Wandervölkern überbracht ist, so lege ich von meinem Standpunkte aus dieser Erscheinung keinen allzu großen Werth bei. Was aber unzweifelhaft sein dürfte, ist, daß die Rundlager in den rauhern Gebirgsgegenden des Feuerplatzes mehr bedurften, als die Bewohner des ebenen Landes.

Wie der Ario-Vicus, die Arche, so war auch das Rundlager umhordet; nur verschwindet bei jener die Umhordung für unser Auge, sobald sich um das Schiff die Einzelhöfe zu gruppiren beginnen, indem diese eben um die Gramma zu liegen kommen, welche fortan die Umzäunung (Sept) vertritt. Die Umwallung der Gohorden (gorode) sinkt oft bis zur bloßen Steinsetzung herab, was darauf schließen läßt, daß sie nicht schon

ursprünglich als Schutzmauer gedient haben kann; sie ist vielmehr als Nachahmung der ursprünglichsten, anfangs unbewußt vollzogenen Umwandungen anzusehen.[1]) Die Umhordung wurde zur Schutzmauer erst, als es galt, sich abzuschließen, und zwar nicht blos gegen feindliche Gewalten, sondern wie wir weiter unten (bei der Entstehung der Viehzucht) noch sehen werden, auch zu friedlichen Zwecken als Einfriedigung. Aller Wahrscheinlichkeit nach beruht auf der anfänglichen Niedrigkeit der Mauern auch die bekannte Sage, nach der Remus die Mauern seines Bruder Romulus übersprungen habe. Dem Erfinder jeder Sage muß die Vorstellung eines Objects zu Grunde liegen, weil es eben das Substrat ist, von welchem die Deutung ausgeht: man fand die niedrige Umgürtelung der alten Wohnstätten, für deren Zweck jedes Verständniß verloren gegangen war, weil man bereits den Werth der hohen Mauern zu schätzen wußte. Solche Sagen sind ein Mahnruf für diejenigen Psychologiker, die in allen Umwallungen ohne Weiteres Vertheidigungswerke erblicken und eben nicht bedenken, daß ohne die sinnliche Anschauung einer bereits vorhandenen Mauer kein Mensch auf die Idee kommen konnte, sich durch sie gegen Feinde abzuschließen. Nicht alle Ueberreste umwallter Rundlager sind „Zeugen der Kämpfe", die sich an solchen Orten abgespielt haben. Man muß auch in dieser Beziehung nüchtern denken! Diese Umwallungen sind ein Characteristicum der Wanderhorden, die allerdings auch zur Vertheidigung gedient haben können und auch gedient haben, aber daneben, wie sich bestimmt nachweisen läßt, auch andern Zwecken.

In allererster Linie dienten sie der Umhordung, wobei das dazu verwendete Material an sich nebensächlicher Natur ist und anfangs wahrscheinlich von örtlichen Befunden abhängig gewesen sein wird. Indem ja auch die Wanderhorden Verschiedenheiten aufweisen und jede den Oertlichkeiten, welche gleiche Lebensbedingungen boten, immer wieder nachgezogen sein wird, so wird die Verwendung der Materialien zur Umschließung auch eine verschiedene, aber für jede Wanderhorde eine gleiche gewesen sein. Deshalb treffen wir denn auch für das ringförmig umhordete Lager eine große Menge von Bezeichnungen an, die in lautlichen Variationen auf den verschiedensten Ortpunkten der Erde häufig wiederkehren. Sie hier aufzuzählen dürfte wenig Interesse bieten, zumal ich mich außer Stande fühle, sie etymologisch zu bestimmen, weil mir in dieser Hinsicht alle thatsächlichen Anhaltspunkte fehlen. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß in diesen Bezeichnungen das Material, aus welchem die Rundlagerungen hergestellt sind, mit zum Ausdrucke gebracht wird, also ähnlich, wie wir oben beim Worte Sept d. i. einem geflochtenen, „sieb"artigen Zaun oder

[1]) Vgl. darüber meine Schrift Horde und Familie S. 272 ff.

bei Slatha d. i. einer strohlemigen Einschlagung erwähnten. Charakteristisch ist ferner bei den Bezeichnungen der Wanderhorden, daß in gleicher Weise, wie im Ausdrucke „Ge", das Bewegliche darin mit enthalten ist. So ist z. B. einer der häufig wiederkehrenden Ausdrücke „Kur" (prs. kaer), das nicht blos einen aus einzelnen Bestandtheilen sich rund herumwindenden Reif in zwei parallel laufenden „Kor"bgeflechten, wie im Kaffern-Kraal, bedeutet, sondern auch das Bewegliche (cur-ro) mit ausdrückt. Dasselbe ist bei dem in verschiedenen Lautvariationen wiederkehrenden „Turb" der Fall, wo ebenfalls das unruhig drängende (turbo, τυρβάζω) mit darin liegt. Wir werden die für unsere Betrachtung erforderlichen Ausdrücke nach und nach kennen lernen.

Schon im Wandern zeigt sich der Trieb des Absonderns. Denn Wandern ist ein andauerndes Abwenden nicht blos von dem Lebensraume, den man bisher inne hatte, sondern zugleich auch ein Entfernen von dem auf dem Raum sich Bewegenden. Dadurch wird gewissermaßen ein Zustand der Idiosynkrasie, d. h. ein Zustand geschaffen, in welchem eine ganz individuelle Neigung bezw. Abneigung für bestimmte Eindrücke hervortritt, der in Hoffnung und Furcht zum Ausdruck gelangt und wobei gespannte Aufmerksamkeit nach Außen, melancholisches Temperament, mystisches Gepräge des Dunkeln und Geheimnißvollen im Gefolge sind. Diese Characteristica der Idiosynkrasie sind sowohl Ursache als Folge des Abschließens, das die Wanderung (Abwendung) mit sich bringt. Wenn wir diese Eigenschaften noch heute vorzugsweise bei einsamen Bergvölkern finden, so sind wir geneigt, sie den örtlichen Umgebungen d. h. den Bergen zuzuschreiben. Aber wer aufmerksam Menschen oder Gemeinschaften beobachtet, wird finden, daß allerdings die örtlichen Umgebungen wegen des erforderlichen Wechselprocesses der leiblichen Organe mit der Außenwelt diesen Zustand herbeiführen helfen, aber doch nicht in dem Sinne, als ob die Berge für sich allein ihn zu erzeugen im Stande wären. Jeder Zustand der Isolirung — er bestehe auf einem Berge, in der Steppe oder im Gefängniß — befördert Furcht und Hoffnung, reizt zur Flucht, befördert den Mysticismus und führt am Ende zu neuer Isolirung. Wer Jahrzehnte in Einzelhaft eines Gefängnisses, oder in der Eigenschaft eines (Zoll-) Beamten entfernt von allen Freunden zugebracht, ist ein Sonderling geworden, der alle die erwähnten Merkmale an sich trägt. Was in dieser Hinsicht von Einzelmenschen gilt, gilt auch von Horden, bezw. Wanderhorden (gentes).

Das Abschließen der Gens von außen hat in ihrem Gefolge das engere Aneinanderschließen im Innern, genau so wie wir es bei gewissen Thieren beobachten können, die in einer mehr localen Beschränktheit leben und wo alsdann zwischen Alten und Jungen, Männchen und Weibchen eine innigere Verbindung besteht, die nicht zum Wenigsten in ihren festeren

häuslichen Bauten, wo sie zugleich gegen feindliche Nachstellungen gesichert sind und sich vorsorgliche Sammlungen von Vorräthen befinden, zum Ausdruck gelangt. Bei diesen Thieren werden die Jungen in einer gewissen Zucht gehalten, durch welche die ganze Gemeinschaft in eine bestimmte Thätigkeitsrichtung gebracht wird, die oft eine geradezu überraschende Kunstfertigkeit zeigt, sie aber plump und ungeschickt zum Einschlagen eines anderen Weges macht. Daher solche Thiere leicht zu täuschen und zu fangen sind, wenn man ihre dem Wohnbau angemessenen Einrichtungen kennt; ja sie verlassen lieber die Wohnstätte, wenn man ihnen Hindernisse bereitet, weil sie wegen der Stereotypität unfähig sind, sie zu umgehen oder zu beseitigen.

Ganz analoge Zustände, wie bei diesen isolirt lebenden und zur Wanderung neigenden Thieren, bietet die Gens dar, wo wir ebenfalls die Merkmale der Idiosynkrasie antreffen. Hier finden wir also den stricten Gegensatz zu den früher betrachteten Bewohnern der Ebene, die es bis zu Phratrien bringen. Doch besteht anderseits bei der Gens ein viel innigeres, geradezu communistisches Zusammenhalten aller ihrer Glieder, nicht, wie beim Vicus, wo ab omnibus in vices pro numero cultorum, sondern ab omnibus pro omnibus, d. h. nicht im Interesse der Einzelnen, sondern im Interesse der Gesammtheit gearbeitet wird. Hätte die Gens nicht Vorräthe an Lebensmitteln gesammelt, so wäre sie in den dürren Gebieten ihrer ursprünglichen Heimath umgekommen. Aber nicht darauf allein scheinen sich ihre Sammlungen beschränkt zu haben; wir werden alsbald sehen, wie manche Gentes um ihrer Schätze willen für die Bewohner der Ebene begehrungswerth geworden sind, und wenn wir in ihren Behausungen auch Knochen vorweltlicher Thiere, theils bearbeitet, theils unbearbeitet mit antreffen, so leiten sie uns auf ganz andere Wege der Beurtheilung dieser Erscheinung hin und eröffnen uns andere Thatsachenzusammenhänge, als so viele Forscher vermuthen. Im Rundlager wohnen Männer, Frauen und Kinder in mehreren Generationen eng bei einander, nicht in abgeschiedenen Kammern, wie in der Urhorde (orda), noch wie bei dem daraus hervorgegangenen Vicus, getrennt in besonderen Abtheilungen, sondern communistisch vereint. Der primitive Einzelrundbau kennt noch keine Abtheilungswände. Und weil sie vereint leben, jede Gens für sich und zusammenarbeiten zum Nutzen der ganzen Gemeinschaft, so entwickelt sich hier eine Kunstfertigkeit in jeder einzelnen Gens abgesondert, die unser Interesse und unsere Bewunderung ebenso hervorruft, wie bei den oben geschilderten Thieren in deren Isolirung.

Daher fehlen den Gentes analoge Einrichtungen, wie die der Amazonen, die als besondere Weiber-Heere in den Kampf ziehen und für sich ein von den Männern getrenntes Leben führen. Das erklärt uns auch,

warum die Weiber der Wanderhorden am Kampfe häufig mit theilnahmen. Was beispielsweise Tacitus (Germ. 7) von den germanischen Keilrotten sagt, welche Schlachtordnung, wie ich weiter unten zeigen werde, eine nothwendige Folge des Rundlagers ist, hat nur auf die Gens Bezug: „dann, die Nähe ihrer Lieben, so daß der Weiber Geheul, daß das Gewimmer der Kinder herüber schallt. Diese sind Jedem die heiligsten Zeugen, diese die höchsten Lobredner. Zu den Müttern, zu den Gattinnen bringen sie die Wunden; diese scheuen sich nicht, die Hiebe zu zählen und zu untersuchen. Auch Speise tragen sie und Anfeuerung den Kämpfenden zu. Man erzählt Beispiele, daß wankende, ja schon weichende Schlachtreihen von Weibern hergestellt worden durch unabläßiges Flehen, durch Darhalten der Brust und Hinweisen auf die nahe Gefangenschaft u. s. w." Solche Schilderungen passen auf die Bewohner der Ebene, die Arier, absolut nicht. Ja hier leben die Reihen der Frauen von denen der Männer häufig ganz getrennt nnd kommen nur in gewissen Zeiten zusammen.

Die Gens ist eben ganz anderer Art und Herkunft als jenes zweireihige Wohnlager der Horden der Ebene, mit dessen Verfassung sie, wie gezeigt, diejenigen verwechseln, welche von einer „uterinen Gens" sprechen, wo die Erbfolge in der weiblichen Linie beobachtet wird. Das sog. Vater- und Mutterrecht, als Folge der Wechselbeziehung der Männer- und Frauenseite im zweireihigen Lager mit fremden Weibern bzw. Männern, ist der Gens durchaus fremd, weshalb auf sie der sprachliche Ausdruck, „patriarchalisch", den wir so gern gerade Hirtenvölkern beilegen, nicht paßt. Denn es fehlt der „pater", wie auch das „archein". In der Patra, deren Mehrheit die Phratrie bildet und die ursprünglich nur bei den Bewohnern der Ebene heimisch ist, nimmt der pati (pater) thatsächlich mehr eine führende, keine herrschende Stellung ein. Die Gens hat dagegen ihren Genitor (γενετήρ, skr. ganitar), ihren „Kön"ig (ahd. kuning), der mit der Genitrix (γενέτειρα, skr. ganitri), der „Kön"igin (zd. ghena, goth. qêni, the queen) verbunden wohnt. Das weibliche Wesen in der Gens ist γυνή (zd. ghena skr. gnâ altn. kona) und ebenfalls andern Ursprungs als die mâtâ (= mô-tê), eine Bezeichnung, die die Gohorden nicht kannten.[1]) Solche und ähnliche Wörter sind erst ausgetauscht

[1]) Obwohl das uns historisch bekannt gewordene Volk der Gothen ein Mischvolk arischer und nicht-arischer Bestandtheile ist, so können wir bei sorgsamer Analyse ihre Zusammensetzung doch entdecken. Wenn die gothische Sprache, die bekanntlich weder das Wort fadar nach mater (altnord. moder) hat, dafür atta gebraucht, so ist auch dieser Ausdruck ihr nicht eigen, sondern den Wodinen, Odinen, Attinen, mit denen sie sich vermischt haben, entnommen. Welche Bezeichnung bei Mischhorden sich einbürgert, bzw. in die Schriftsprache aufgenommen wird, ist jedenfalls reiner Zufall, der zugleich aber nicht blos über die Bedeutung

worden, als sich die heterogenen Horden berührten, wo dann beispielsweise fkr. gâ-matar Schwiegersohn wird. Erst nach dieser Berührung, wodurch die bisherige wohnräumliche Ordnung gestört wird, nimmt dann auch das Wort Gens, das in sehr verschiedener lautlicher Gestalt durch die Wandervölker seine Verbreitung gefunden hat, eine modificirte Bedeutung an, ohne doch auch zugleich seine räumliche d. i. seine ursprüngliche Bedeutung aufzugeben. Gens hat auch in der klassischen Zeit noch die Bedeutung von Landschaft und ist eben der Gegensatz zur arischen Landschaft, wie denn die Gentes der Gegensatz zu den Ariern sind.

Wie sehr man sich bei der Erforschung urzeitlicher Zustände viel zu sehr von dem auf der Schriftsprache gegründeten Lexicon leiten läßt und viel zu wenig auf die Erforschung der Thatsachen, die vor der Wortbezeichnung waren, einläßt, zeigt sich im Besonderen bei einer Einrichtung der Gens, die von großem Interesse für die Beurtheilung des Völkerlebens ist. Ich meine die Hundertschaften.

Auch hier klammert man sich förmlich krampfhaft an die Etymologie des Wortes an, ohne den zu Grunde liegenden Sachverhalt, der allein Aufschluß gewähren kann, zu untersuchen. Es fällt doch auf und reizt geradezu zu einer besonderen Untersuchung, wenn wir aus der Geschichte erfahren, daß noch in einer verhältnißmäßig späten Zeit die sog. Hundertschaften als Territorialeinheiten auftreten. Ist es denn auch hier nicht das logisch und psychologisch Richtigere, das Räumliche dem Numerischen in der Entwickelung der Vorstellungen voranzusetzen? Dazu aber kommt, daß überall, wo man von Hundertschaften spricht, sich selten oder niemals die Zahl hundert herausfinden läßt. Schon Thorpe bemerkt beispielsweise in seinem Glossar zu Ancient Laws and Instituts of England v. Hundred, Thyding ꝛc.: „Im Dialogus de Scaccario heiße es, daß ein Hundert „ex hydarum aliquot centenariis, sed non determinatis constat: quidam enim ex pluribus, quidam ex paucioribus constat." Das Hundert „war in den verschiedenen Theilen von England an Umfang sehr verschieden". Und das war nicht nur hier, sondern bekanntlich auch anderwärts der Fall. Das muß doch seinen bestimmten Grund haben!

---

des einen betreffenden Wortes, sondern zugleich über diejenigen anderer Wörter entscheidet. Wenn in der sog. gothischen Sprache auch das ndl. koning im Sinne unsers König fehlt, kuni hier vielmehr die Bedeutung von Geschlecht, was ich in diesem Buche gens nenne, hat, so wird Jeder, der nur etwas Verständniß für das Thatsächliche besitzt, nach meinem Dafürhalten auf einen andern Weg der Sprachvergleichung geführt, als ihn diejenigen wandeln, welche auf Grund der Fiction des ungetrennten Indogermanenthums, von dem sich auch die Gothen abgezweigt haben sollen, auf rein formaler Grundlage an Wortwurzeln nagen.

Es ist der Satz geradezu zu einem Gemeinplatz geworden, die Menschen hätten an den Fingern das Zählen gelernt. Daraus daß beispielsweise die Malayen lima oder rima für fünf gebrauchen und dieses Wort zugleich „Hand" bedeutet, folgt dies noch keineswegs in solcher Allgemeinheit. Überhaupt besteht ein Unterschied zwischen Zählen und Abzählen: auch wir zählen noch heutzutage an den Fingern ab und verständigen uns durch die Finger z. B. mit einem eine fremde Sprache redenden Handelsmann, ohne daß wir selbst das Zählen an den Fingern gelernt hätten. Der Gebrauch der Hand zum Zählen, das numerare per digitos (computare digitis) setzt Zählenkönnen bereits voraus. Hände und Füße sind Instrumente zum Zählen, bezw. auch „Zeichen" (dig = δειχ in digitus d. i. Zeigfinger) d. i. Mittel zum „Zeigen", wenn es gilt, sich mit Anderen zu verständigen. Wenn beispielsweise die Guarani über 5 hinausliegende Zahlen mit den eigenen Fingern oder auch mit Zuhülfenahme derer eines Danebenstehenden zu Stande bringen, so ist darin nichts mehr und nichts weniger als ein Mittel zur Verständigung zu erblicken. Hätte die Menschheit an den Fingern das Zählen gelernt, so bliebe es unaufgeklärt, weshab einige Völker bis 3, andere bis 7, wieder andere bis 12 u. s. w. zählen, da ja jede normale Hand fünf Finger hat. Das Zählen setzt immer die Anschauung einer solchen räumlichen Totalität voraus, die zugleich Vielheit ist. Ohne diese beiden gleichzeitig vorhandenen Bestandtheile kann der Proceß des Zählens nicht ermöglicht werden. Nun pflegt aber für die Totalität der Erscheinung der Ausdruck früher vorhanden zu sein als für die einzelnen Theile; ja es kommt nicht selten vor, daß die Totalität einer Vielheit bei einem Volke es niemals zu einem Zählausdrucke bringt, während dieselbe Totalität es bei einem anderen Volke wird, und sogar bei ein und demselben Volke je nach Bedürfniß zu einem verschiedenen Zählausdrucke wird. So sind beispielsweise (wenigstens im sächsischen Elbthal, wo ich selbst einen Steinbruch besitze) ein Schock „Grundstücke" (oblonge Steine) im Steinbruche 40, ein Schock Äpfel beim Händler 60 Stück; es giebt ein großes und ein kleines Dutzend, ein großes und ein kleines Hundert. Alle Wörter wie Steige, Wall, Schock, Zimmer, (timbrum, schwed. timmer) bedeuten Mengen, und ein Timmer Pelze bezeichnet bekanntlich eine recht verschiedene Zahl. Zählen kann man nur an einem Gegenstande lernen, der zugleich Einheit und Vielheit im Ganzen ist.

Jedes Ganze ist eine Einheit von Vielem, und jede Einheit des Ganzen eine Vielheit. Indem das Zählen Vielheit und Einheit vermittelt, setzt es voraus, daß beide auch wirklich vorhanden sind. Wer einem Kinde Zählen begrifflich beibringen will, worunter man aber nicht das Nachplappern eins, zwei, drei u. s. w. versteht, der muß ihm eine Anzahl

Gegenstände (Äpfel, Nüsse) vorlegen und dem Kinde räumlich vorstellen, wie durch das Hinzunehmen des zweiten zum ersten Gegenstand 2 und durch das allmähliche Weiterhinzunehmen bis zum letzten, z. B. dem zehnten Gegenstand die Vielheit wieder zu Einheit wird. Hat das Kind die zur Einheit gewordene Vielheit begriffen, so wird es geneigt sein, die letztere unserm Beispiel zufolge immer mit Zehn zu bezeichnen, und z. B. zehn Äpfel verlangen, aber auch zufrieden sein, wenn es weniger erhält, da ihm im Augenblick die Vielheit als Einheit vorschwebt. Auch ist bekannt, daß das Kind nicht blos sprachlich, sondern auch begrifflich (als Vorstellung) hundert viel leichter gewinnt als etwa 35 oder 87, und zwar vermöge von zehn Einheiten, die man etwa auf einem Tisch aufstellt und die das Kind in sich aufnimmt, ohne jede einheitliche Vielheit auf ihre wirkliche Zahl zehn zuvor zu prüfen.

Hätte der primitive Mensch nie Gelegenheit gehabt, irgendwo zehn Einheiten von je zehn Vielheiten räumlich anzuschauen, so würde er wohl schwerlich ohne Schulmeister und Rechenmaschine zu der Vorstellung „hundert" gelangt sein. Somit müssen wir schon rein a priori annehmen, daß unter Hundertschaft ursprünglich keine abgezählte Menge, sondern eine räumlich abgeschlossene Einheit verstanden sein kann. Aber die Völkerkunde läßt uns auch in dieser Beziehung nicht im Stich.

Wo immer wir auf reine Wanderhorden (gentes sine cognationibus) stoßen, finden wir sie im Rundlager vereinigt, in je 10 (bzw. 12) kleinen Zeltgemeinschaften, die ihrerseits wieder als Einheiten einen größeren Complex von 10 (bzw. 12) in einer höheren Einheit finden, die zusammen einen Kessel bilden. Ich werde gut thun, diese Einrichtung an der alten mongolischen Horde zu exemplificiren, wobei wir selbstverständlich nicht an die heutigen Verhältnisse, sondern an die ältesten, wie sie uns aus der Zeit Chingis-Chan's (ich weiß allerdings sehr wohl, daß die Geschichtsschreibung über dessen Staatsleben erst viel später beginnt) überkommen sind, anzuknüpfen haben. Doch bedarf auch dessen Heeresmacht einer genauen Analyse.

Es ist bekannt, daß vor der Zeit dieses Schrecken erregenden Fürsten alle die später unter seiner Herrschaft stehenden Völker ohne gemeinschaftliches Oberhaupt unter einzelnen Anführern, die sich öfter gegenseitig befehdeten, öfter aber auch zu Streifzügen in Nachbarländer sich verbanden, in beständiger Bewegung waren. Nie hatte eine dauernde Union zwischen ihnen statt. Aber die Einheitlichkeit ihrer Organisation, die, weil sie nichts Gemachtes, sondern etwas ganz natürliches, von selbst Entstandenes war, die ebenso zur leichten Verbindung, wie zur leichten Lösung sich eignet, hat es bewirkt, daß ein einzelner Mann, insofern er den lose verbundenen kleinen Horden als etwas Besonderes, als „Sohn des Himmels" erschien,

sie alle unter seine Gewalt bekommen konnte. Gerade darin, daß sie unverbunden waren, liegt das tiefe Geheimniß, daß er ihr Herrscher wurde, und darin zugleich der Schlüssel zur Eröffnung des Geheimnisses analoger Erscheinungen.

Es klingt paradox und ist doch wahr, daß die Einheitlichkeit der Gentes im Kampfe gegen höher civilisirte Feinde stets deshalb sehr groß war, weil sie nicht einheitlich waren. Die Völker unter Chingis-Chan bildeten kein einheitlich verwandtes Volk, hatten aber eine einheitliche Organisation, die ihnen Niemand aufgedrungen hatte, sondern die sie von Alters her besaßen.

Wir wissen, daß die Horden, die Chingis-Chan folgten, „sogar um die Ehre buhlten, dem siegenden und erobernden, dem gesetzgebenden und herrschenden anzugehören“ [1]) und daß selbst seine ursprünglichen Feinde ihre eigenen Geschlechtsnamen aufgaben, um fortan nur „Mongolen“ heißen zu wollen, eine Thatsache, die in der Geschichte nicht vereinzelt steht, da die Eitelkeit, einem älteren Geschlechte anzugehören, bei Völkern so gut, wie bei Einzelpersonen auf einer gewissen Kulturstufe ein allgemeines Characteristicum ist. Ein psychischer Trieb, der mehr als Knute und Schießprügel zur nationalen Verschmelzung der kleinen Völkerschaften beigetragen hat!

Allerdings waren im Heere Chingis-Chans nicht blos Wanderhorden, sondern auch Ackerbauhorden vereint. Diese traten äußerlich hervor mit ihren länglichen Kriegszelten in Gestalt von Vierecken, die oft bis dreißig Fuß lang, von einigen zwanzig Ochsen gezogen wurden, Chargiah (Harjia) hießen und deren viereckige Umzäunung Seraperde genannt wurde. Dagegen waren die Zelte der Wanderhorden rund und hießen Tscherke.[2]) Von letzteren haben wir hier allein zu sprechen, weil nur sie uns das Wesen der Hundertschaft erklären können. Die Chargiah (Harjia) bei den Mongolen sind die oblong wohnenden Arier.

Die Kriegerorganisation der sog. Mongolen war, wie bemerkt, nicht von Oben her gemacht, sondern beruhte auf der ganz natürlich entstandenen Anlagerung bezw. Wohnart der Wanderhorden (gentes). Es bedurfte nur auf der einen Seite der Anregung und auf der andern des Befehls, um die natürlich organisirten Massen gegen den Feind in Bewegung zu setzen. Es ist durchaus unbegründet, von ungeordneten Zuständen bei ihnen zu reden. Wäre das der Fall gewesen, so würden die sog. Mongolen schwerlich die Erfolge gehabt haben, welche die Geschichte verzeichnet. Sie hatten eine ganz bestimmte Reihenordnung, die sie eben „ord-“ nannten und die in einer natürlichen Lagerung d. h. in einer solchen bestand, in der

[1]) Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, Darmstadt 1842, I S. 6 ff.
[2]) Petit de la Croix, hist. de Timurbee L. VI. ch. XXV, f. 182 und 186.

die Verwandten sich in Reihen zusammenfanden und die es eben veranlaßten, daß sie, wie die germanischen Horden cognati cum cognatis auch in der Schlacht zusammenstanden. Bald schlossen sie sich zu größeren Ringen (Ssaden, Hefaren und Tumanen) zusammen, bald lösten sie sich in kleinste Ringe (Dehe) auf, worauf schon ihr häufig vernommener Kommandoruf „Mordio", was etwa unserem „in Ordnung", und „Zeter" was etwa, dem griechischen δατέομαι und dem althochdeutschen zatjan (verzetten, zerstreuen) entsprechend, unserm „Auseinandergehen" anzupassen sein dürfte, hinweist.

Die bei der Betrachtung der mongolischen Horden in Betracht kommenden Ausdrücke sind nämlich dehe, ssade, hefare und toman. Die Dehe bildete ein Rundlager von 10 bzw. 12 Gliedern, die entweder in einem Gezelt oder in 10 bzw. 12 Zelten um ein Feuer lagerten, das in letzterm Falle mitsammt dem Boden, auf dem es loderte, nebst allem persönlichen und sächlichen Zubehör jurt genannt wurde. Auch unter Dehe versteht man nicht nur den Raum, sondern zugleich das Haus, ferner dessen Bewohner und endlich auch alle Geräthschaften (Waffen, Werkzeuge, Hausbedarf pp.) Wir können Dehe (decem) mit Zehntschaft übersetzen, dürfen aber dabei nicht an eine abgezählte Zehn denken.

Etwa zehn bzw. zwölf Dehe zu einem Ring vereinigt, machen eine Ssade skr. çatá (aus çanta = κοντα = hunda) oder einen Chatun (Chotton, russisch kotjól) d. h. Kessel (κοτ-ύλη) aus; er ist, wie die Dehe, nur eine kesselartige Raumeinheit, aber keine abgezählte Vielheit, vielmehr numerisch unbestimmt und kann, wie z. B. die römische cat-erva, die aus 15 Einheiten bestanden haben soll, ebenfalls diese Zahl haben. Wir können die kreisförmige Raumeinheit der Ssade = Chatun = hun gut mit Hundertschaft wiedergeben, so daß also eine „Hund" rund zehn mal zehn d. h. zehn Raumeinheiten einer bestimmten Raumgröße ausmacht.

In gleicher Weise bilden dann zehn Ssaden eine Hefare, also eine Tausendschaft und zehn Hefaren wieder einen Toman (Tuman), d. i. eine Zehntausendschaft, natürlich auch hierbei im Sinne von Raum-, aber nicht Zahleinheiten. Auch dafür, daß man das Heer nicht zählte, sondern Raumeinheiten abmaß, haben wir einen sichern völkerkundlichen Beleg in der Methode, wie man bei den Mongolen die Stärke der Heeresmacht schätzte bezw. ermittelte; der Feldherr bediente sich nämlich eines Bogens oder einer Peitsche und maß durch deren Rundung die darin erblickten Raumeinheiten in ähnlicher Weise ab, wie wir etwa die Sterne zu zählen versuchen. Der technische Ausdruck für diese räumliche Abmessung wurde „Wim" genannt.[1]) Diese Messung spricht deutlich, daß wir es mit Raum-, aber nicht mit abgezählten Größen zu thun haben.

[1]) Baber's Mem. p. 303, nach Hammer, Geschichte der goldenen Horde S. 213.

Hundertschaften sind also in ihrem ursprünglichen Dasein keine Zahl-, sondern Wohnraum-Einheiten, deren Entstehung auf das Engste mit der Organisation der Gentes oder Wanderhorden zusammenhängt, die unabhängig von den Arhorden (Harjia) ebenfalls die verschiedenen Erdtheile bevölkert haben. Daher finden wir denn auch, wie bereits angedeutet, die mehr oder weniger große Sprachähnlichkeit in den verschiedensten Ländern der alten Welt, so daß wir beispielsweise Zend śété, Sanskrit śata, ossetisch śadda, esthnisch sadda, hunnisch sede, ungrisch száz, finnisch szád oder ssata, lappisch szate oder zhisette, litthauisch szimtas, slavisch seto oder sto, wallachisch sutä oder tschiunt, albanisch tschint oder kiñt, griechisch ἑκατόν, lateinisch centum, gallisch kañt, gaelisch céad, baskisch héun, fränkisch chunna, gothisch hund für das deutsche „hundert" antreffen. Es ist abzuleiten aus der umzäunten Kreislagerung der Gens (kinna), die, weil sie umzäunt war, auch pagus heißt. Nur sind in Rom die Bedeutungen der Wörter später aus einandergegangen. Wir lernen es deshalb auch verstehen, warum selbst in dem sog. Inkareiche Peru's die Bezeichnung pachac für hundert und pachaca für Hundertschaften auftritt; denn pachac ist sprachlich und sachlich genommen dasselbe wie pagus (πῆγος). Die älteren deutschen Forscher sind somit keineswegs in rein sachlicher Hinsicht im Irrthum gewesen, wenn sie pagus bezw. Gau mit der Hundertschaft in Beziehung setzten, bezw. beide identificirten, weil sie eben sachlich sich decken.[1])

Alle Hundertschaften sind kreisförmige Hordenlager; darin liegt ihr Grundmerkmal, und von der territorialen Raumeinheit hat

[1]) Es ist schon oft auf die frappante Übereinstimmung von Hund mit Hundert in so vielen Sprachen aufmerksam gemacht worden, ohne daß man dafür eine Erklärung fand. So heißt beispielsweise der Hund im Zend sag, altmedisch spaka, sanskritisch schwa oder śvan, armenisch schun, ossetisch kchuds, griechisch κύων, albanisch kien oder chien, lateinisch canis, gothisch hunds, sowie die Hündin sanskritisch schuni, georgisch dsag'ti, daher schakál, russisch suka, lettisch und livisch śuni und so ähnlich in vielen anderen Sprachen. Man könnte geneigt sein, an Hundezucht zu denken; indessen wissen wir, daß der Ausdruck Hund gerade bei Gentes angetroffen wird, die große Heerden andern Viehes halten. Ich glaube in sachlicher Hinsicht nicht fehl zu gehen, wenn ich die Bezeichnungen für Hund (canis) von der umkreisenden Bewegung dieses Thieres herleite, wie man sie noch heute an jedem Schäferhund auf der Weide beobachten kann. Nicht deshalb heißt canistrum (skr. kand-ôla) im Lateinischen der Korb, weil er aus Rohr (κάνη) geflochten ist, sondern wegen seiner kreisförmigen Gestalt. So wird sicherlich auch die characteristische Umkreisung dem Hunde seinen Namen gegeben haben. Das Wort Hunt (Hund) kommt auch in der Bergmannssprache vor, wo es einen Karren bedeutet, der das Erz „zu Tage fördert". Derselbe ist heute meist (nicht immer) viereckig, weil die Hunte mittels Drahtseilen auf Schienen laufen. In frühester Zeit war er jedoch stets kreisrund und wurde, ähnlich wie der Wassereimer, in die Höhe gelenkt.

das Hundert im Sinne einer Zahl seinen Namen; aber es verhält sich nicht umgekehrt. Zur Unterscheidung des „Raum"Hundert von dem „gezählten Hundert" entsteht erst später das Compositum: Hund-ert, isl. hund-rad, schwed. hund-rade, dän. hund-rede, engl. hund-red u. s. w. Das Wort rad bzw. rath, rod u. s. w. bedeutet ursprünglich Reihe, nicht Zahl, daher noch im Schwedischen irad reihenweise, sexradig sechsreihig oder sechsstrahlig (sex radiis) heißt. Otfried gebraucht zwar schon raitan für Zählen, Ulfilas rathjan für rechnen, und noch jetzt bedeutet raiten oder reiten im Oberdeutschen Rechnen, weshalb die Rechnungsführer in einem Salzwerke Salzreiter, in einem Hüttenwerke Hüttenreiter oder einer Münze Münzreiter genannt werden. Aber die ursprüngliche Bedeutung von raiten, reiten, reuten ist reihen, und dieses Wort bezieht sich auf alle Zustände (Leiden und Thun) z. B. auf die Arbeit (ein Land reuten d. i. reihenweise bearbeiten), auf die Schlachtordnung,[1]) weshalb die „Reiter" ihren Namen nicht von reiten im Sinne eines Verbundenseins mit dem Rücken des Thieres, sondern von der Schlachtreihenordnung, in der sie kämpften, erhalten haben.[2]) Ein Hund-art (hundari) ist somit ein gezähltes „hund" und ganz augenscheinlich erst zu einer Zeit entstanden, wo sich die Bevölkerung des Golandes mit der des Arlandes vermischt hatte. Auch alsdann tritt erst das Kleinhundert auf, das sogar auf 7×10 ($= 70$) mancherwärts zurückgeht.

Insofern beim Vermischungsprocesse arischer Horden mit Wanderhorden zu einem größeren Gebilde sehr verschiedene Gentes mitwirken und dieser Proceß überhaupt nur als ein sehr allmählicher gedacht werden kann,

[1]) Andrer Ansicht ist O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte S. 380) bei dem man Folgendes liest: „unser reiten, altn. rida agls. ridan, eigentlich ‚sich fortbewegen', φέρεσθαι, mhd. riden, ‚zu Schiffe fahren'". Warum reiten nicht blos von der Schlachtordnung zu Pferde, sondern von der Schifffahrt gebraucht wird, liegt die Thatsache zu Grunde, daß man sowohl dort wie hier in der ganzen „Gereihte" thätig war. Wenn sich z. B. eine Wataga mit ihrem Wataman einschiffte, so war es eben die ganze Wohnreihe. Ob „die Kunst des Reitens von den Indern des Rigveda geübt wurde", dürfte Schrader schwerlich „aus den Trümmern der Wörter" feststellen können; er muß vorerst die Geschichte der Artels studiren. Darauf komme ich in einer anderen Schrift zurück.

[2]) Wie ein Wort seine sexuelle Bedeutung erst später erhalten und wie die ursprüngliche geradezu verloren gehen kann, ähnlich wie bei γενειν, das die Bedeutung erkennen und zeugen erlangt, kann man auch an dem russischen rod, was heutzutage mit Geschlecht, Verwandte wieder gegeben wird, erkennen. Jetzt heißt roditj gebären, z. B. oná rodiljá sie ist niedergekommen. Es ist dies ein Ausdruck im arischen Reihenlager und bedeutet ursprünglich: sie „reiht". Analog ist die Bezeichnung im Rund- oder Kreislager: sie „kreist", was aber nicht, wie das Lexikon vermeldet, bedeutet: „sie kreischt, d. h. sie ächzt und stöhnt". Diese und ähnliche Bezeichnungen, z. B. auch Ge„bur"t (altgerm. bûr d. i. Bauer = Wohnung) sind vielmehr vom Wohnlager entnommen.

so ist es natürlich, daß sehr verschiedene, gleichsam (wenn man sich so ausdrücken dürfte) dialectisch abweichende Wortformen für eine und dieselbe Sache bei einem solchen Mischvolke entstehen müssen. Solche Mundartenmischungen können theils durch Verkehr der Gruppen unter einander, theils durch die entstehende Schriftsprache, theils und namentlich, weil zur Herstellung einer Rechtsordnung an Stelle der heterogenen natürlichen Ordnungen ein Recht erforderlich ist, durch die Gerichtssprache bewirkt werden. Infolge dessen erhalten die mundartigen Ausdrücke fortan eine verschiedene Bedeutung, wodurch nun erst recht der frühere thatsächliche Zusammenhang dem Bewußtsein verloren geht. So kann es beispielsweise geschehen, daß Worte wie Hun-, Hon- bzw. Hund, die sich ursprünglich sachlich ganz genau mit Gens deckten, eine andere Bedeutung erhalten. Um so mehr ist es geboten, nicht mit Wortwurzeln zu operiren, sondern in erster Linie den Sachverhalt aufzudecken.

Wir haben gesehen, daß das Grundmerkmal der Hunschaften im Kreis- oder Rundlager liegt, und characteristisch für dasselbe ist, daß es im kleinsten wie im größten seiner Gebilde dieselbe Organisation hat: jedes hat seinen genitor, dem es verbunden ist, mag das Gebilde klein oder groß sein. In dieser Kreisordnung liegt zugleich das Geheimniß, daß alle diese kleinen Gebilde verbunden und zugleich nicht verbunden sind, daß sie bald in großer Ordnung, bald klein zerstreut kämpfen und daß sie sich ebenso leicht wieder zusammenfinden, wie sie sich getrennt haben. Man rühmt es gewöhnlich Chingis-Chan nach, „daß er durch geschickten Gebrauch und große Behutsamkeit alle umliegenden kleinen Chane und Fürsten unter seine Gewalt zu bringen wußte, so daß er doch einem Jeden Recht und Gewalt über seine eigenen Unterthanen ließ, weshalb alle diese kleinen Fürsten ihn einstimmig zu ihrem Oberhaupt und Chan erhoben hätten.“ [1])

Indessen handelt es sich hier streng genommen gar nicht um eine Erhebung zum Oberhaupt, sondern, wie überhaupt in der Gens, um eine „Erkennung“ des Oberhauptes. Sobald die Vorstellung des Begehrten entsteht, macht sich bei allen Govölkern eine Bewegungstendenz geltend, das Begehrte aufzusuchen [2]), und der Reiz wird um so länger unterhalten, je länger das Begehrte in der Zukunft schwebt. Daher die leichte Unterordnung unter ein Oberhaupt, aber auch die leichte Auflösung, wenn die Vorstellung des Begehrten verschwindet. Die ganze Organisation in den Heeren großer Welteroberer in primitiven Zeiten — dies dürfte uns klar geworden sein — ist nicht als das Resultat eines ausklügelnden und be-

[1]) Pallas, Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften. Erster Theil (St. Petersburg 1776.) S. 21.

[2]) Vergl. das oben S. 195 darüber Gesagte.

rechnenden Verstandes, sondern als die in der Lage der Dinge beruhende Ordnung anzusehen. Hervorgegangen aus der Wechselbeziehung der Dinge unter einander, ist sie eine Sache, die wie jede Sache vor der Erkenntniß besteht und nur ganz allmählich — keineswegs „auf den ersten Blick" — zu einem geistigen Eigenthum der Menschen d. h. erst nach und nach durch einen Wechselproceß der leiblichen Organe mit der Sache zu einem bleibenden Bilde der Seele wird. Daher geschieht es oft, namentlich bei halbcivilisirten Völkern, daß gerade dann, wo man sich angeschickt hat, die aus einer ganz natürlichen Verkettung und Wechselwirkung von Umständen entstandenen Gebilde in rechtliche Formen zu gießen, solche Ordnungen den Dienst der Zweckmäßigkeit versagen, einmal weil die natürliche Entwickelung durch inzwischen neu entstandene Wechselbeziehungen mit anderen Dingen, deren Vorhandensein man übersieht, bereits über den Stand hinauszustreben begonnen hat, den man seiner Zweckmäßigkeit wegen gegenüber störenden Elementen festhalten will, und ein ander Mal, weil die Erkenntniß des natürlich Entstandenen falsch ist, indem man gar nicht das Wesen der Sache erfaßt, sondern untergeordnete Dinge derselben in den Vordergrund stellt. Was bisher Großes geleistet hatte, wird zur Carricatur und zerstört solche Staaten ebenso schnell, wie es sie entstehen ließ. Dafür bieten gerade die sog. mongolischen Horden ein lehrreiches Beispiel.

Die Frage liegt nahe, ob diese Rundlagerungen, welche wir bei den Wanderhorden (gentes) antreffen, nicht bloß militärische, nur für die männlichen Bewohner gültige Einrichtungen gewesen seien. Allerdings treffen wir in der Geschichte ebensowohl rein männliche Kreise, wie auch Kreise mitsammt den Weibern an, wie wir ja in der obigen Schilderung des Tacitus von den Weibern der Germanen, die dem Feinde mit entgegenstürzen, bereits erfahren haben. Das Thatsächliche liegt darin, daß die Wanderhorden oftmals ihre Frauen und Kinder erst in Sicherheit brachten, bevor sie ins Treffen zogen, daß sie im Übrigen aber mit ihnen vereint lebten. Deshalb möge auch für den zweiten Fall eine Schilderung hier Platz finden, wie sie Petrejus[1]) von den sog. Tataren giebt: „Ehe sie sich zu Felde in Krieg begeben und mit dem Feinde ein Treffen thun, suchen sie zuvor in der großen Wüsteney besondere und wohlgelungene sichere Plätze, dahin sie ihre Weiber und Kinder und alles, was in ihrem Vermögen ist, führen und verwahren, daß kein Feind, so lange sie außen seyn, sie antreffe und überkomme. Sie bleiben so lange da, bis sie Kundschaft von ihren Männern bekommen, was es für ein Zustand mit ihnen

[1]) Historien und Berichte von dem Großfürstenthumb Muschkow mit derer schönen fruchtbaren Provincien u. s. w. . . . durch Petrum Petrejum de Erlesunda, Lipsiae 1620. S. 118.

habe und wie es im Kriege zugangen sey. Haben sie obgesieget und gewunnen, ziehen sie ihnen entgegen, seyn sie geschlagen worden und die Schlacht verloren, nehmen sie die Flucht noch weiter in die Wüsteney, daß sie noch sicherer sein können und kein Feind sie finden kann." Würde man mit den Weibern und Kindern nicht für gewöhnlich vereint gelebt haben, so wäre diese Vorsichtsmaßregel unnöthig. Auch würde der uns bekannte Zustand der Hunschaften in späterer Zeit, wo beide Geschlechter vereint wohnten, nicht so geworden sein, wenn die Frauen und Kinder mit ihren Männern bzw. Vätern nicht schon zuvor eine gemeinsame Wohnung gehabt hätten. Finden wir also zuweilen nur Rundschaaren von lauter Männern, so ist dies entweder aus der momentanen Ausscheidung von Frauen und Kindern oder als eine Nachahmung eines Zustandes solcher Ausscheidung zu erklären.

Dies führt uns nun auf die interessante Frage, wie groß wir uns eine Hundertschaft bewaffneter Männer zu denken haben. Da ich jedoch im nächsten Abschnitt bei der Erklärung der centum pagi der Sueven auf diese Frage nochmals zurückkommen muß, so will ich mich, um Wiederholungen zu vermeiden, hier nur auf eine allgemeine Bemerkung beschränken.

Wenn die Frauen und Kinder der Gentes vor dem Treffen ausgeschieden wurden, so mußte zu ihrer Bedeckung ein Theil der männlichen Glieder mit abziehen. Wie wir sogleich sehen werden, zerfällt jedes Rundlager naturgemäß in zwölf Raumtheile. Wenn von diesen zwölf Theilen die Hälfte den Männern, die Hälfte den Frauen und minderjährigen Kindern zufiel[1]), und ein männlicher Theil ($^1/_{12}$) den letzteren zur Bedeckung beigegeben wurde, so blieben für das Heer $(12 - 6 - 1) = 5$ Theile $= {}^5/_{12}$ des Kreises übrig, wogegen dem in Sicherheit gebrachten Theil $(12 - 6 + 1) = 7$ Theile $= {}^7/_{12}$ zufiel. Es konnte also ein streitbarer Cun nicht mehr als $^5/_{12}$ eines gewöhnlichen Cun, einer, wenn ich mich so ausdrücken darf „Hunda des Civillebens", wo Männer mit ihren Frauen und Kindern vereint wohnten, umfassen. Es mußte sich also nunmehr der Cun zu fünfen zusammenziehen. Damit würde sich sprachlich quinisco in der Bedeutung „ziehe mich zusammen" decken, was ja auch skr. pañcan = πέντε auszudrücken scheint.

Es ist bekannt, daß es in allen großen Heeren der Welteroberer theils eine geradlinige (ordo directus), theils eine schieflinige (ordo obliquus) Schlachtordnung gab. Die Horden der Ebene, die Ar- und

[1]) Einer schnellfertigen Kritik gegenüber erwähne ich, daß man die halbwüchsigen Knaben nicht auf die Weiberseite rechnen darf, da wir aus anderweiten Berichten wissen, daß die Knaben als „Knappen" zum Schild- und Waffentragen verwendet wurden und also mit ins Feld zogen. Ich bitte den Leser, dessen auch im nächsten Abschnitt bei der Berechnung des hunda-haerad (centum-pagi) eingedenk bleiben zu wollen.

Marbewohner (Marut) hatten, ihren längsreihigen Wohnlagern entsprechend, überall die gradlinige Ordnung; sie waren es auch, welche die Reiterei auf ihren Maren (Mähren = Pferden) in Gereihten zu stellen hatten, die jedoch in primitiven Zeiten auch so beschaffen waren, daß Fußgänger zwischen den zu Pferde Sitzenden eingeschlossen waren, so daß also, wie allgemein bekannt ist, die „Reiterei" zumeist aus Fußgängern mitbestand. Ganz anders kämpften die rundlagernden Hundertschaften, deren Schlachtreihe die Keilform bildete. Wie ist diese zu erklären?

Sie kann nur durch eine Rundlagerung zu Stande kommen, wie sich Jeder durch folgendes Experiment leicht zu überzeugen im Stande ist. Man postire eine Anzahl, z. B. sieben Knaben um eine Rundung, um einen Thurm oder einen Springbrunnen auf einer Wiese, ordne an, daß auf ein gegebenes Zeichen Einer derselben zu laufen beginnt und daß ihm die Andern nachfolgen sollen; alsdann muß sich beim Laufen ganz naturgemäß eine Keilform bilden. Zur besseren Veranschaulichung habe ich auf vorstehender Figur 7 Kreuze gemacht, womit selbstverständlich nicht gesagt sein soll, daß nur sieben Personen in einer Keilrotte stehen, da dies von der Größe des Rundlagers (cun) abhängt.

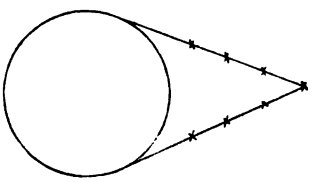


Fig. 5. Entstehung der Keilrotte.

Nachdem wir den Sachverhalt untersucht haben, entsteht für uns die Frage: giebt es in der Sprache einen Ausdruck, der zugleich Keilrotte und $^5/_{12}$ eines Kreises bedeutet? Diese Doppelbedeutung hat der Ausdruck Quincunx. Man gebraucht ihn auch theils als Maß zum Messen der Flüssigkeiten, als Ackermaß pp., theils als Gewicht, ja sogar im Handel als Zinsfuß und in Rechtsbestimmungen bei der Erbschaft immer im Sinne von $^5/_{12}$ des Ganzen. Daß man aber auch die Keilform im Kampf mit Quincunx bezeichnet, ist bekannt, z. B. aus Caesar: obliquis ordinibus in quincuncem dispositis, wo es sich um die Aufstellung des Heeres in Keilrotten handelt.

Man muß bei der Berechnung der Heeresstärke großer Völkermassen außerordentlich vorsichtig in Bezug auf die Verwendung der Ausdrücke sein und darf sich nicht durch die spätere Bedeutung der Wörter leiten lassen. So sind quingenti (quincenti) ursprünglich nur $^5/_{12}$ d. i. 5 gent eines größeren Kreises, dessen Benennung bei den verschiedenen Wanderhorden sehr verschieden ist, aber immer auf einen Kreis sich zurückführen läßt. Auch hier zeigt sich wieder, daß der Sprachforscher nicht eher eingreifen kann, bevor nicht aus den rein sachlichen Merkmalen der Erscheinungen das Thatsachenbereich durchforscht und einigermaßen festgestellt

ist, wie die Lagerordnungen der Vorzeit beschaffen waren und wie die Vermischungen der Horden stattgefunden haben.

Nicht blos für die Heeresorganisation, sondern weit mehr für das Verständniß der Hordenmischung bei der späteren Ansiedelung der Wanderhorden, wenn sie sich zwischen die „Ackerbauer ohne Pflug" eindrängen, ist es nöthig, noch etwas weiter auf die Organisation der Gentes einzugehen.

Man kann sich schon rein apriori denken, daß es die Lage der Umstände nicht immer gestattet haben wird, sich in größeren Kreisen, etwa in Zehntausendschaften niederzulassen. Vielmehr finden wir häufig theils Halb-, theils Viertelkreise von verschiedenem Umfang, d. h. Niederlassungen entweder in Hufeisen- oder auch Spitzwinkelform, und bei beiden letzteren entweder, wie bei den Viehzüchtern eine korallenartige Gruppirung von Einzelstätten um einen größeren Mittelraum oder aber auch eine solche Gruppirung ohne denselben. Wir wollen zunächst die letztere Anlage ins Auge fassen.

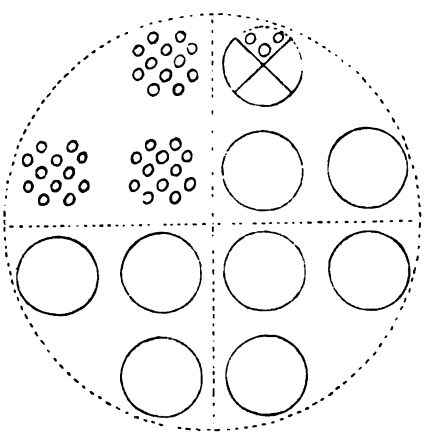


Fig. 6. Das Rundlager in seinen einzelnen Bestandtheilen.

Was die Rundlager sammt und sonders kennzeichnet, ist eben die Eintheilung des Kreises in Hälften und Viertel. Die vorstehende Figur dürfte geeignet sein, uns ein größeres Rundlager in seiner Ganzheit, als auch in jedem seiner Theile zu veranschaulichen. Ich habe das Bild deshalb so eingerichtet, daß wir jeden einzelnen Theil für sich studiren können. Auch wenn das Lager in seinem kleinsten Theile, wie beispielsweise in der Rundung eines der 3 × 12 kleinsten Kreise (im linken oberen Viertel) auftritt, ist doch jeder der 36 Ringe, was ich aus technischen Gründen im Bilde unberücksichtigt gelassen habe, in vier Theile getheilt, so daß immer je drei eine besondere Einheit bilden, etwa in der Form, wie es der oberste Viertelkreis zur rechten Seite des Bildes darzustellen versucht.

Schon ein flüchtiger Blick auf das obere linke Viertel läßt uns erkennen, wie sehr unser an Rundlager nicht gewöhntes Auge in demselben jede Ordnung vermißt, obwohl sie doch darin gegeben ist. Wer es ver-

sucht, auf einer grünen Decke unter Anleitung vorstehender Figur sich mit schwarzer Kreide eine größere Anzahl von Kreisen aufzuzeichnen und ganz exact dieselben mit weißen Knöpfchen zu belegen, wird, wenn er damit fertig ist, finden, daß das Ganze einen durchaus unregelmäßigen Eindruck auf ihn macht, obwohl er doch selbst ein ganz regelmäßiges Rundlager herzustellen bestrebt war, bezw. hergestellt hat. Es darf uns deshalb nicht wundern, wenn wir in den Berichten der Reisenden die Rundlager als „Labyrinthe von engen Zugängen" geschildert finden, „in denen man sich kaum zurecht finde." Man hat dieselben, weil man der Einzelhütte und ihrer Bauart, die ebenso wie der viereckige Bau der Familienhäuser ihrem eigenen Entwickelungsgesetze folgt, eine größere Aufmerksamkeit widmet und sie als die Hauptsache betrachtet, noch zu wenig erforscht, obwohl gerade im Reihenlager der Schlüssel für das Verständniß der Wanderhorden und speziell auch der Viehzüchter liegt. Letztere haben jedoch, wie bereits bemerkt, wegen ihrer Heerdenhaltung bisweilen auch eine von der obigen Figur abweichende Lagerung, mehr in Korallenform.

So können beispielsweise die nach dem innern zu gelegenen vier Kreise der Peripherie näher gerückt sein, wie etwa in folgender Figur, wobei natürlich ebenfalls wieder jeder der Kleinstkreise in Viertelkreise getheilt ist, so daß alsdann, wenn jeder Viertelkreis eine Haushaltung umfaßt, in jeder derselben vier Männer anzutreffen sein würden. Die „vier Männer" im Kreislager, spielen eine ebenso große Rolle, wie die zwölf Männer im ganzen „Go—rod". Der von mir im Centrum dargestellte Kreis, der sich oft auch in der Mitte des Viertelkreises desjenigen Rundlagers, welches in Fig. 6 dargestellt wurde, befindet, bildet eine Umzäunung, für welche in lautlichen Variationen der Ausdruck „Kotla" gebraucht wird. Übersetzt wird er fast in allen neueren Büchern mit Kuhplatz. Solche Plätze kommen nicht nur in der Mitte des größeren Lagers, sondern zugleich auch in den kleinen Gebilden, aus denen das Gesammtlager sich zusammensetzt, vor, so daß also jede Rundgruppe ihre Kotla hat.

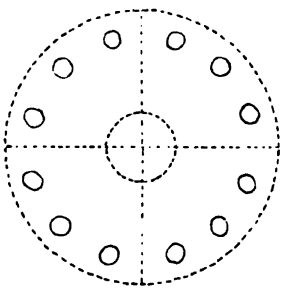


Fig. 7. Rundlager in Korallenform.

Erwägen wir, daß die Kotla, wie beispielsweise bei den sog. Bechuanen, zu Berathungszwecken dient und sich auch bei nicht Vieh züchtenden Rundlagerern findet, so dürfte die Übersetzung mit „Kuhplatz" nicht ganz zutreffend sein; denn jenes Wort bedeutet in einer Anzahl von Sprachen (z. B. russisch kotjöl) Kessel und ist ein specifischer Ausdruck der Wanderhorden. Diejenigen, welche in allen Rundwällen „Bollwerke,

um die Wirkung der Wurfgeschosse abzuschwächen", erblicken, finden natürlich auch in der Umzäunung der Kotla, besonders wenn sie aus recht starken Pfählen oder Baumstämmen besteht, in erster Linie den Vertheidigungszweck, wo aber doch ihre Stelle im Centrum des Lagers mehr als deutlich darauf hinweist, daß sie unmöglich diesem Zwecke ihren Ursprung verdanken kann. Wie schon gezeigt wurde, können solche Umwallungen zur Abwehr dienen; doch sind sie in ihrem Grundmerkmal nur eine Umhordung; und ebenso kann die Kotla auch zur Umhordung des Viehes dienen, kann aber in dieser Hinsicht nur Nebenmerkmal sein, weil sie auch zu Berathungszwecken verwendet wird, aus welchem Grunde ich eben das Wort mit „Kessel" wiedergebe.

Noch näher auf die inneren Verhältnisse der Rundlager einzugehen, als es der Zweck der vorliegenden Schrift gebietet, liegt nicht in meiner Absicht. Sie haben für dieselbe nur so weit Interesse, als sie uns zeigen sollen, wie die viehzüchtenden Horden bei ihrer Begegnung mit den seßhaften Ackerbauhorden sich keineswegs immer in größeren Rundlagern niedergelassen haben, vielmehr theils als Halb- theils als Viertelkreise zwischen den Ackerbauern seßhaft geworden sind und zwar in sehr verschiedener Größe. Wer freilich der Ansicht lebt, daß unsere großen Völker nicht durch Mischungen im Kleinen entstanden sind und von großen Stammeswanderungen nomadischer Viehzüchter, die aus eigenem Instinkt Ackerbauer geworden sind, beseelt ist, dem muß bei seiner nur auf das Große gerichteten Aufmerksamkeit eine liebevolle Hingebung für das Kleine mangeln. Wir können jeden der Theile der vorhin abgebildeten Rundlager noch in so vielen sog. Haufendörfern, bzw. auch noch in Stadtanlagen antreffen, weil eben der menschliche Nachahmungstrieb in der menschlichen Seele so lange seßhaft bleibt, bis durch die Berührung mit einem relativen Gegensatz die Erkenntniß der Unzweckmäßigkeit der bisher eingeschlagenen Richtung heranreift. Aber auch wenn sie herangereift ist, kann eine Lagerordnung nicht so leicht modificirt werden, weshalb wir auch vorerst nur eine Veränderung des Hausbaues vorfinden.

Fassen wir beispielsweise das kleinste Gebilde des Viertelkreises im Sinne der „vier Männer", wofür wir auch vier „Kön"ige (vier chun) sagen könnten, ins Auge, so bietet sich uns dasselbe, um eine Jedem leicht zugängliche Abbildung zu citiren, in Ratzel's Völkerkunde[1]) als „Grundriß einer Hüttengruppe im Dorfe Scharau (Adamaua)" dar. Da ein Cliché jener Abbildung zu meinem Bedauern nicht zu erlangen war, und da ich nicht befugt bin, einen genauen Abdruck nachzumachen, möge sich der Leser mit umstehender Figur, in der der obere Kreis a die „Eintrittshütte", b die „Wohnhütte" und c die „Hütte der

[1]) Erste Auflage III S. 193; zweite Auflage II S. 494.

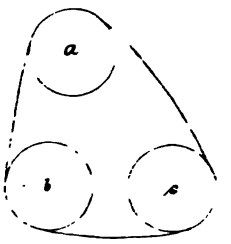


Fig. 8. Ein Viertelkreis.

Frau" darstellt, begnügen. Wer diese Hüttengruppe mit dem in Fig. 6 rechts im oberen Viertel zuhöchst abgebildeten Kreisviertel vergleicht, wird die Übereinstimmung in beiden Gestalten finden. Die erwähnte Gruppe bedeutet ein von demjenigen Kreislager abgelöstes Viertel, in welchem vier Männer seßhaft sind; und ich glaube mich auf Grund des ganzen Systems meiner Beobachtungen nicht zu täuschen, wenn ich hinzufüge, daß es zu demjenigen Lagersystem gehört, welches in den Flußniederungen neben den Einzelhofbesitzern seßhaft und der Entwicklungsmotor derjenigen Lagerordnung wurde, welche die Eintheilung in die zu je 4, bzw. 8 und 16 angesiedelten Höfe bewirkte, worauf wir noch zu sprechen kommen.

Nachdem wir das Kreislager in seinen Hauptzügen kennen gelernt haben, dürfte es nöthig sein, uns nach Bezeichnungen für den internationalen Gebrauch der Halb- und Viertelkreise umzusehen. Hier ist eine Verständigung jedoch nicht so leicht möglich, da bei den Hordenmischungen ein großer Bedeutungswechsel eingetreten ist und wir, statt den Sachverhalt zu klären, eher Gefahr laufen, ihn zu trüben. Vergessen wir nicht, daß bei der Berührung der Wanderhorden mit den seßhaften Horden überall da, wo sich jene niederließen, anfangs Unordnung eintreten mußte, die, wenn sie beiden Theilen ins Bewußtsein trat, eines Gesetzgebers bedurfte, der entweder lenkte oder richtete, d. h. je nach der Stärke und Macht auf der einen oder andern Seite die krummlagernden (linke, laevus, λαιός) mit den gestrecktlagernden (rechte, rectus, ὀρεκτός) verband.

Daher erhält beispielsweise das Wort trev, wenn wir auch nur allein die englische Agrarverfassung ins Auge fassen, eine sehr verschiedene Bedeutung, obwohl dieser Ausdruck als Viertelkreis geradezu international genannt werden kann. Denn trib-us ist das Viertel (quatuor) eines zwölftheiligen Kreises, weshalb dieses Wort bekanntlich auch die Bedeutung von Quartier (z. B. Stadtviertel) hat. Die Erscheinung, daß im Trib drei Kreise sind, giebt der Volksetymologie die Veranlassung, tri-bu-s, d. i. drei (mhd.) bu-s, drei Baue zu deuten, während der Sachverhalt lehrt, daß vier Wohnungen in jedem der drei Rundbaue, wie ein Blick auf das Kreislager (S. 231) lehrt, enthalten sind. Richtig an dieser Etymologie ist also nur, daß drei runde Feuerplätze (πῦρ) enthalten sind, von denen aber jeder wieder in vier Theile zerfällt, so daß also Trib in seinem größten, wie kleinsten Gebilde stets ein quatuor (catvar), d. i. ein Viertel eines Kreislagers ist.

Bekanntlich nennt Plutarch die Stadt des Romulus „Roma

quadrata.“ Einige behaupten deshalb, sie sei viereckig gewesen und bestreiten infolge dessen, daß das Wort urbs mit orbis zusammenhänge; vielmehr sei urbs von urvare „Furchen ziehen“ abzuleiten. Nur übersehen sie dabei die urgeschichtliche Thatsache, daß die Furche rund gezogen wird und Pflügen (im Gegensatz zu arare) rundackern bedeutet. Urbs entspricht dem Worte Ringmauer, weshalb oft der Name der Stadt (z. B. urbs Patavii) im Genitiv dabeisteht: die Ringstadt des Romulus. Man darf urbs nicht mit oppidum (skr. pattana), der Stadt der Bewohner der Ebene, die ganz anders angelegt und nicht umringt ist, verwechseln.

Ebenso schwierig ist es, einen passenden internationalen Ausdruck für den Halbkreis zu finden, weil die dafür passende Bezeichnung von „Pol“, das noch in den slavischen Sprachen (z. B. russ. pol) halb bedeutet, in Polis einen fest begrenzten Sinn erhalten hat. Indessen war diese ursprünglich nur ein Halbkreis, der an der Berglehne angebaut war und sich wesentlich von dem zwei Halbkreise umfassenden Pur unterschied. Letzterer war, wie schon erwähnt, ein kreisrunder Feuerplatz (πῦρ, umbr. pir = Feuer), aus dem unser „Burg“ (auch im Arabischen burg') hervorgegangen ist. Deshalb wurde auch für die Athenische Pol, als der Sage nach die Pelasger die oberste Fläche des Berges ebneten und oben eine ummauerte Burg errichteten, die Hinzufügung von Akro, also die nähere Bezeichnung Akropolis erforderlich, weil eben alle Poleis nur Halbfüllungen sind, wie die Beobachtung von sehr vielen alten Städten beweist. Auch die „Polka“ genannte Schlachtreihe, wenn sie in zweifacher Form den Feind umzingelt, war ein vorzügliches Mittel, den Feind einzuschließen, weshalb sie auch bei den großen Treibjagden der Chane Verwendung fand. Wir treffen in lautlicher Variation (pal) den Ausdruck in der Bedeutung von halb wieder: so ist das Pallium nichts anderes als ein halbrundes Kleidungsstück, das palatum (der Gaumen) hat ebenfalls diese Gestalt; auch das palatium — im Gegensatz zum tribunal, das viertelrund ist — ist ein Halbkreis, der, weil er offen war, augenscheinlich palam die Bedeutung öffentlich verschafft hat.

In der Zeit jedoch, wo die Gens noch auf der Gaea weilte und sich bisweilen in Gestalt eines Halbkreises an die Berglehne anbaute, war dieser geschlossen und wurde als solcher bedeutsam für die Viehzucht, namentlich für die der mehr springenden Thiere, wie Ziegen und dergl., denen der Halbkreis eine Fangstelle wurde. Eine solche heißt auch capistrum, bzw. capella; insofern die Ziege mit ihr in Wechselwirkung steht, erlangt die Ziege von der Fangstelle ihren Namen caper bzw. capella. Nun ist aber das capistrum identisch mit „Half“ter, was wir gewöhnlich mit Zaum bezeichnen. Vor der Scheidung durch die Schriftsprache ist Zaum

dasselbe wie Zaun, nämlich ein Mittel zum Festhalten der Thiere, was eben auch Halfter bedeutet. Ist capistrum bzw. capella sachlich dasselbe wie Halfter, dieses aber ein Halbkreis, so ist auch capella in seinem Grundmerkmal dasselbe wie palas[1]), nämlich die Hälfte eines Kreises, eine Hauptform der Lagerung der Wanderhorden, in der sie mehrfach dauernd seßhaft geworden sind.

Auch wenn wir nur einzelne Kreistheile des Rundlagers antreffen, so werden doch die Wanderhorden durch die Kreisform characterisirt. Seine Gliederung aber hat für die Entwickelung des Völkerlebens die große Bedeutung gehabt, daß sie sich in wichtigen Augenblicken ebenso schnell mit nichtverwandten anderen Gentes verbinden konnten, um sich dann wieder zu trennen. Aber auch bei ihrer Berührung mit seßhaften Ackerbauern war, wie wir noch näher darzustellen haben werden, ein Gleiches der Fall. Um ein Verständniß für ihre Bewegungen zu gewinnen, dürfen wir die Wanderhorden nicht mit unsern heutigen großen Nomadenvölkern verwechseln, welche von jenen zwar abstammen, aber im gewissen Sinne, weil sie gehen und wiederkehren, schon seßhaft genannt werden müssen, indem sie durch über ihnen stehende Herrschaftsverhältnisse zu Auflösungen und Weiterwanderungen gar nicht die Möglichkeit haben. Nomadisiren bedeutet nicht blos Vorwärts-, sondern zugleich auch auf die bereits inne gehabten Plätze Rückwärtsziehen; nomadisiren und wandern ist zweierlei. Auch sind unsere heutigen Nomaden, wie ihre Lagerordnung beweist, durchweg Mischvölker.

Nur wenn wir dieselbe in ihre Bestandtheile zerlegen, können wir uns annähernd eine Vorstellung der urzeitlichen Gens verschaffen, die immer abgeschlossen für sich lebte, so zwar, daß mehrere Ringe zu einem größeren Ringe gehörten, von denen jeder ein Ring für sich war, deren erstes und letztes Glied sich als Ring betrachtete und nach dem üblichen Ausdrucke für das Rundlager (von Hun die Hunnen) benannt wurde. Nur führt bei größeren Verbänden das Oberhaupt, obwohl er selbst Ring ist, noch einen besonderen Namen. Dies kommt beispielsweise in der schwedischen Sagengeschichte in „Häkan Ring" zum Ausdruck. Die Sage spricht hier von einem Ringa-Reich, das Römer's Sohn Hringer gegründet haben soll und von einer Ringischen Königslinie in Schweden, die eine Zeit lang Wester-Gotland inne gehabt habe. Wie immer auch die vielen Bezeichnungen für das kreisförmige Lager heißen, z. B. Kan, — stets wird das Haupt nach der üblichen Bezeichnung des Lagers benannt und

[1]) Als (nach Zosimus II. 53) Julian im Jahre 359 zum dritten Mal über den Rhein ging, kam er in das Gebiet des Hortarius „ad regionem, cui capellati vel Palas nomen est, ubi terminales lapides Alamannorum et Burgundionum confinia distinguebant".

erst in späterer Zeit durch ein Suffix von dem betreffenden Worte für den Kreis geschieden (Kun=ing, Kön=ig).

Ja, der Ring in seiner Nachahmung (aus Metall, Thon, Stein oder aus irgendwelchem andern Stoff) wird sogar zu einem specifischen Abzeichen der Wanderhorden, die allein Ringe tragen, weshalb noch jetzt bei vielen Mischvölkern, in denen die Wanderhorde über die Ackerbauhorde die Herrschaft gewonnen hat, der Ring gleichsam zu einem heraldischen Zeichen wird. So trägt beispielsweise (nach Wilson, der Pelewinseln, deutsch von Förster S. 390) der Ru=pak als der Bevorzugte seinen Knochenring am Arme, der dieselbe Bedeutung hat, was der auf dem Haupte getragene Turb=an beim Orientalen ist. „Pag" und „Turb" haben dieselbe ringförmige Gestalt. Werden wir uns erst daran gewöhnt haben, die Völker auf ihre Bestandtheile zu analysiren, so werden wir bald entdecken, warum das Ringtragen ein Specificum der Gebirgsbewohner den Marbewohnern gegenüber ist. So liest man auch bei Ratzel[1]) über die Völker der Sahara: „Die Tuareg selbst machen große Unterschiede zwischen diesen Gliedern ihres Volkes ... Von den Gebirgsstämmen wird zu den Waffen (?) gerechnet der uns mehr als Schmucksache erscheinende steinerne Armring, den die Männer am rechten Oberarm tragen ... Alle Tuareg mit Ausnahme der Marabut tragen diese Ringe und halten sie so hoch, daß selten oder nie ein Fremder einen zu erwerben vermag und merkwürdiger Weise findet sich gerade dieser Ring bei keinem der Nachbarn dieses Volkes." Schon der Name Marabut (ganz abgesehen von ihrer Organisation) deutet darauf hin, daß sie Horden der Ebene sind, die, so lange sie unberührt von den Gebirgsvölkern blieben, niemals Veranlassung haben konnten, einen Ring nachzuahmen, wie es bei den Ringwohnern der Fall war. Da man Alles, bekanntlich selbst einen Stuhl, als Waffe gebrauchen kann, so ist es nicht unmöglich, daß auch die Tuareg ihren Ring dazu verwenden; aber im Allgemeinen dürfte demselben schwerlich dieses Grundmerkmal inne wohnen. Es wird auch zum Unterscheidungs=, ja bisweilen selbst zum Versöhnungs= bzw. zu einem Bundeszeichen, und es ist allgemein bekannt, daß ihn die Wanderhorden auch als Tauschäquivalent (Ringgeld) in den Verkehr eingeführt haben.

Wir erlangen ein Verständniß für solche und ähnliche Erscheinungen nur, wenn wir uns die urzeitlichen Wanderhorden, sowie alle Horden nur als kleine für sich bestehende Gebilde vorstellen, die möglichst die Einsamkeit aufsuchen, aber zu großen Zusammenschlüssen nur durch Anstöße von Außen, wie etwa durch die Anregungen unter Chingis=Chan kommen. Es gilt von allen Wanderhorden, was Caesar von den sogen.

[1]) Ratzel, Völkerkunde III S. 182 und 180. Zweite Aufl. II S. 482 und 483.

germanischen sagt: Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Das Aufsuchen der Einsamkeit ist ein Characteristicum aller Wanderhorden; und nur überall da, wo sie durch eine starke Nachbarschaft von Ackerbauern behindert werden, weiter zu ziehen, werden sie seßhaft, aber auch alsdann nur in ganz kleinen Trupps. Daher auch dieses Rückwärtsströmen, wenn sie zur Seßhaftigkeit nicht geneigt sind.

Es heißt den Sachverhalt umkehren, wenn Ratzel sagt, die Bechuanen seien deshalb eine politisch zersplitterte, uneinige und zerstreut lebende undichte Bevölkerung, weil ihre Wohnsitze durchaus dem wasserarmen, steppenhaften, wenig zum Ackerbau anlockenden Binnengewebe Südafrikas angehören. Vielmehr umgekehrt suchen die Bechuanen ihre Wohnsitze in den Steppen auf, weil sie in uneinigen Gentes zerstreut leben. Sie sind in kleinen Pagi (πάγος) lebend, sind Rundlagerer und zwar ihrer Beschäftigung nach Viehzüchter (pecuarii),[1]) die ihrer Wohngemeinschaft gemäß, wie alle Pagani, die Einsamkeit aufsuchen.

Dieses Bestreben der Pagani, in kleinen Gemeinschaften abgesondert zu leben, erheischt unser Interesse deshalb, weil mit ihr die schon oben berührte Eigenthümlichkeit der Erlangung von Kunstfertigkeiten in Wechselbeziehung steht. Obwohl ich die Entstehung und Entwickelung der Gewerbe in einer besonderen Schrift zu behandeln gedenke, so kann ich doch, weil ich ja ein geschlossenes System von Thatsachen darzustellen habe, nicht umhin, schon in dieser Abhandlung zu zeigen, wie die Entstehung der Be-

[1]) Wir haben es hierbei, wie so oft, mit einem für eine Reihe Völkerschaften gebräuchlichen Sammelnamen zu thun. Als solcher kann er politisch-geographischen Werth haben, wie jeder andere Name, der ja stets gleichgültig ist. Nach Ratzel, (Völkerkunde I [1885] S. 281.) „werden dem Namen Betschuana zweierlei Bedeutung untergelegt. Die einen leiten ihn ab von tschuana, sich gleichen, wonach er Leute bezeichnet, welche sich gleichen; die andern geben ihm die Deutung: die Hellfarbigen, Weißlichen". Ratzel zieht die letztere Deutung als die dem Geiste dieser Völker entsprechendere, weil sinnliche, vor. Mir will scheinen, daß die Ableitung von pechu, pacho, pecu, pacu, die sich bei so vielen Gohorden Asiens, Afrikas, Amerikas, selbst der Südseeinseln findet, die natürlichste, weil den sachlichen Verhältnissen entsprechendste ist. Denn sie wohnen ringförmig um einen in der Mitte gezogenen dichten Kreiszaun (πάγος), neben dem die ebenfalls umzäunte Kotla mit Feuerplatz und Häuptlingswohnung liegt; pechu (pecu, pacha, pacu oder ähnlich lautend) bedeutet auf allen Erdtheilen sowohl Umzäunung als auch Vieh. Ich halte es daher für richtiger, Bechuanen oder besser Pechuanen zu schreiben und auszusprechen, die englische Aussprache, welche der von Ratzel vertretenen Etymologie zu Grunde liegt, fallen zu lassen. Wenn irgendwo der Sachverhalt einen Fingerzeig für die Etymologie giebt, so ist es bei dem Worte Pechuanen, mag man mit mir die Wohnlagerung oder die Beschäftigung als das Grundmerkmal der Erscheinung betrachten.

rufe in inniger Verbindung mit der Wohnlagerung steht, mag es sich um den Betrieb der Viehzucht oder um gewerbliche Kunstfertigkeiten handeln.

Diejenigen, welche sich den Urmenschen mittelst einer ganz willkürlichen Zusammenstoppelung einzelner Reiseberichte als „stumpfsinniges Einzelwesen" vorstellen, das „überhaupt nicht denkt", oder „nur an sich denkt", als ein Wesen von „grenzenloser Selbstsucht", behaftet mit dem Merkmal der „Trägheit", beachten nicht, daß aus einem solchen Urmenschen niemals ein Kulturmensch hätte hervorgehen können, und ebenso wenig, daß, wenn der Urmensch nur den „Trieb der Selbsterhaltung" gehabt und nur auf die Consumtion kleiner Thiere, Wurzeln und Früchte hingezielt hätte, nie und nimmer ein gewerbliches Leben hätte zur Erscheinung kommen können. Und nun gar, wenn man sich die Urmenschen als eine Art Jäger ohne feste Verbände als Einzelne herumtummeln läßt, die sich zeitweilig vereinen und alsdann die „Horde" bilden, wie sie die rein speculative Richtung in der Wissenschaft sich ausmalt. Ich sollte meinen, daß jeder Besonnene, dem die Entwickelung der Menschheit nicht ein Spiel des Zufalls, sondern ein vieltausendjähriger, durch die Verkettung und Wechselwirkung gesetzmäßiger Ursachen hervorgegangener Bildungsproceß ist, sich abgeschreckt fühlen müßte, aus einzelnen Reisenotizen sich einen wirthschaftlichen Urzustand zu reconstruiren, weil er in dem darin niedergelegten Thatsächlichen degenerirte Zustände erblicken muß. Sie bleiben in meiner Darstellung außer Betracht, weil wir erst durch die zu schildernden Kämpfe zwischen den seßhaften und Wanderhorden Anhaltspunkte für die Beurtheilung solcher Zustände, wie sie uns aus einzelnen Schilderungen überliefert sind, zu gewinnen haben.

Wäre der Urmensch vermöge seines Selbsterhaltungstriebes nur ein consumirendes Wesen gewesen und hätte er nicht zugleich auch einen Gestaltungstrieb besessen, um das, womit er in der Naturumgebung in Wechselwirkung trat, nachzuahmen, und hätten die Urmenschen zerstreut ohne feste Wohnverbände gelebt, so würden wir nichts von Kunstfertigkeit finden. Fertigkeit ist nur durch Übung zu erlangen und setzt die Möglichkeit voraus, sich einem bestimmten Gegenstand dauernd hinzugeben. Im Interesse eines besseren Verständnisses für das gleich Darzustellende möchte ich den Leser zunächst auf Folgendes hinweisen. Die Weltgeschichte zeigt uns an zahlreichen Beispielen, daß plötzlich große Welteroberer aus unscheinbaren Verhältnissen emporwuchsen. Anfangs arm wie Kirchenmäuse, haben sie plötzlich in ihrem Lager die kostbarsten Schätze von Gold- und Silberarbeiten, prachtvolle Gewänder, Waffen und was dergleichen Dinge mehr sind: alles strotzt von Reichthum! Es mag Vieles an solchen Schilderungen übertrieben und „nicht alles Gold gewesen sein was glänzt"; aber der plötzliche Reichthum an Kunstgegenständen bei diesen Welteroberern

ist unbestritten. Woher anders als durch Raub hat ein Chingis-Chan so urplötzlich seine Reichthümer gewonnen? Aber was man rauben will, muß vorhanden und irgendwo angesammelt sein. Was angehäuft ist, muß gemacht sein und was gemacht ist, setzt eine Werkstätte voraus.

Ich erinnere ferner an die großen Massen verarbeiteter Edelmetalle in dem sog. Inkareiche, „dessen von den Spaniern erbeutetes Gold" sich nach dem Ausspruch eines Inkanachkommen „zu dem vor ihrer Ankunft vorhandenen wie ein Tropfen zur Wassermenge eines großen vollen Gefäßes verhalten haben soll", was man allgemein nicht für übertrieben hält. Wer hat diese getriebenen und gegossenen Gold- und Silberarbeiten, welche Cortez an Karl V sandte und von denen die Goldschmiede von Sevilla erklärten, „Ähnliches nicht leisten zu können", gemacht und wie ist ihr Ursprung zu erklären?

Herodot (VI. 137) erzählt, daß man sich noch zu seiner Zeit erinnerte, wie es in Hellas keine Sklaven gegeben habe, daß vielmehr alle Arbeiten durch die Söhne und Töchter des Hauses besorgt worden seien. Aber schon im heroischen Zeitalter ist die Sklaverei allgemein Sitte, und wir erfahren aus Demosthenes Vermögensberechnung, daß sein Vater in einer Stahl- bezw. Messerfabrik 32 und in einer Bettgestellfabrik 20 Sklaven besaß, sowie daß in der Zeit des Perikles der reiche Nikias 1000, Hipponikos 600 und Philemonides 300 Sklaven theils in den Silbergruben Lauriums, theils am Pangäos in Thrakien hatten. Wie kann man glauben, daß diese Berufe der Messerfabrikation und des Bergbaues im Schooße der Familie entstanden sein sollen? und woher kommen plötzlich die zahlreichen des Bergbaues kundigen Sklaven? Wer hat ihnen dazu die Anweisung gegeben? konnte etwa Nikias vermöge eines angeborenen Instinkts auf den Einfall von Bergbaubetrieb kommen? Wir dürfen unmöglich unsere heutigen Verhältnisse ohne Weiteres in die Urzeit übertragen. Es mag ein moderner Kapitalist seine Ingenieure nach erzehaltigen Gegenden fremder Welttheile ausschicken, dort Ureinwohner einfangen lassen und diese sich für bergmännische Arbeiten einlernen. Aber hier handelt es sich um die Lösung des Problems: wie kamen Leute, die nichts vorher vom Bergbau wußten, zu einer so großen Zahl von Sklaven, die für sie fortan Bergbau trieben?

Es ist geradezu unmöglich, die jetzt in der Entwickelungsgeschichte zur Erscheinung kommende Berufsgliederung und sociale Klassenbildung aus der technischen Arbeitstheilung und der großen Kapitalanhäufung erklären zu wollen. Arbeitstheilung und Berufsgliederung sind, wie ich alsbald zeigen werde, ihrem Grundmerkmal nach heterogene Erscheinungen, die sich nur in ihrem äußeren Auftreten gleichen. Die Berufsgliederung setzt Berufsbildung voraus. Die Grundbedingung zur Berufsbildung liegt

in der Möglichkeit, sich ausschließlich einer bestimmten Thätigkeitsrichtung hinzugeben. Diese Möglichkeit hatten nun aber die Wanderhorden, die Genneten oder Genoten, weil sie eben vor ihrer Berührung mit den seßhaften Horden der Ebene auf der zur gewerblichen Thätigkeit einen viel größeren Reichthum an Stoffen darbietenden Gäa zugleich angewiesen waren, sich in kleinen Gemeinschaften abzuschließen. Ein Characteristicum aller Wanderhorden bis zu ihrer Seßhaftigkeit.

In ihrem kreis- oder kesselartigen Lager (skr. ćatra. osc. castru, lat. castrum), gleichsam im Versteck (skr. ćat-ati verstecken) d. h. eben abgewandt von Anderen, in dem die Gens ungegliedert, die Alten mit den Jungen beiderlei Geschlechts zusammenwohnten, konnte durch beständige Nachahmung sich das Kastenwesen entwickeln, dessen Grnndmerkmal eben in der Hingabe an eine ganz bestimmte Thätigkeit liegt. Wie man so häufig das Grundmerkmal nicht von seinen Nebenmerkmalen d. h. den unwesentlichen, weil später hinzugekommenen Merkmalen unterscheidet, so sucht man auch in den Berufskasten das Wesen derselben in nebensächlichen Dingen und führt infolge dessen ihre Entstehung, in der sich ja eben das Wesen ausdrückt, auf einen herrschaftlichen Willen zurück. Aber es besteht ein Unterschied zwischen dem Entstehungsgrund einer Erscheinung und den Ursachen ihrer Erhaltung.

Es ist doch mehr als unwahrscheinlich, daß irgend ein Wille von Oben das Geheiß gegeben haben sollte: „hinfort wirst Du Töpfe drehen, Du aber wirst mit Deinen Nachkommen eiserne Kessel anfertigen, Ihr da macht Goldspangen und Euch befehle ich seidene Gewänder anzufertigen u. s. w." Ich sollte meinen, daß diese Auffassung eigentlich naiv ist. Die Kasten waren vor dem herrschaftlichen Willen da, mag man sich diesen in verschiedensten Formen darstellen. Auch die Mystik ist nur eine Begleiterscheinung des Kastenwesens, die um so fester Wurzeln fassen konnte, je weniger die übrige Außenwelt Reize bot, um irgend welche neue Entwickelungsbedingungen herbeizuführen. Doch das Nähere über diese Verhältnisse soll einer besonderen Schrift, welche die urgeschichtliche Entwickelung von Gewerbe und Handel darstellen wird, vorbehalten sein. Auch die Entstehuug des Kastenwesens zeigt, welch eine Bedeutung der Wohnraum in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit gehabt hat.

Durch die Arbeitstheilung können wir uns weder die Berufs- und Klassenbildung, noch die Entstehung der Sklaverei, noch auch die Entstehung der in Handwerksgassen eingetheilten Städte erklären. Es ist ein oft ausgesprochener Gemeinplatz geworden, die Anerkennung allgemeiner Menschenrechte habe dem Alterthum fern gelegen und die natürliche Bestimmung der Barbaren habe im Dienen bestanden, weshalb sie das Verhältniß der Sklaven mehr sachlich als persönlich (σώματα οἰκετικά) auf-

faßten und Aristoteles sie geradezu ὄργανα ἔμψυχα nannte. Darin liegt ein psychologischer Wink, wie wir uns die Entstehung der Sklaverei zu denken haben.

So wenig als ich mir auch nur annähernd eine Vorstellung davon machen kann, daß der erste Mann, welcher ein Weib raubte, dies um des Geschlechtsgenusses willen gethan haben sollte, was man wohl einem modernen lüsternen Roué, aber keinem primitiven Menschen zutrauen darf; wie ich vielmehr schon früher für den Weiberraub die Vorstellung einer begehrten Arbeitskraft behufs Dienstleistung verantwortlich gemacht habe, so muß ich auch hier den Sklavenraub auf die gleiche Veranlassung zurückführen. Hätte man zuvor niemals gesehen, was diese begehrten Sklaven vermöge ihrer Kunstfertigkeit zu leisten im Stande seien, so würde ohne eine solche Vorstellung niemals das Verlangen entstanden sein, sie sich dienstbar zu machen. Denn auch der Raub setzt, so gut wie der Kauf und Tausch, eine wenn auch nur primitive Werthschätzung voraus, die in der Anerkennung der Bedeutung für einen bewußten Zweck besteht. Wie spät muß man sich somit die Entstehung des Weiberraubs und der Unterwerfung von Sklaven in der Entwickelungsreihe denken, wenn man die psychologische Skala der Vorstellungen mit in Betracht zieht, was man ja immer thun muß, wenn man sich nicht im rein speculativen Nebel bewegen will!

Man sagt, „man habe der Sklaven zu ihren Unternehmungen gebraucht, um damit die aufgehäuften Kapitalien besser zu befruchten." Man muß sich aber doch fragen, woher die Kapitalien gekommen sein sollen in einer Zeit, wo man bislang den allerprimitivsten Ackerbau trieb und wieso bei einer solchen Beschäftigung ein unternehmender Sinn aufkeimen konnte? Wohl ist es erklärlich, daß man um der von den Barbaren angefertigten Producte willen sich deren Verfertiger dienstbar machte, insofern deren Arbeitskraft mit den Trägern derselben unmittelbar verbunden war. Dies erklärt uns zugleich, warum das Schicksal der viehzüchtenden Pagi ein anderes geworden ist, als das aller derjenigen Gentes, die eine Kunstfertigkeit ausübten. Denn bei jenen begnügte man sich mit dem Raub ihrer Heerden und bekümmerte sich nicht weiter um ihre Person, diese dagegen mußte man sich mit der ganzen menschlichen Gestalt zu eigen machen. So konnten die Viehzüchter schließlich selbst zu Herren werden und, wie die Dorier, ganze mit Vicis bedeckte Landschaften erobern und deren Insassen zu Leibeigenen machen.

Begehrte man kunstfertige Sclaven, so muß man rückwärts folgern, daß sie auch kunstfertig waren und Gelegenheit gehabt hatten, sich in der Abgeschiedenheit ihres Daseins als Gentes diese Kunstfertigkeit anzueignen. Um dieser willen kamen einzelne Gentes entweder im Ganzen oder in Theilen unter die Gewalt von Herren und damit zugleich in κύκλος oder

Ringen auf den Markt, und diesem Marktverkehr ist es zuzuschreiben, daß sie fortan Haussklaven von Vicusbewohnern des ebenen Landes wurden, wo sie nunmehr ihre Kunstfertigkeit nicht mehr, wie früher, in der Abgeschlossenheit und in gemeinsamen Verbänden, sondern in der Öffentlichkeit und in getrennter Vereinzelung weiter ausübten.[1]) Freilich nicht überall; denn hier geht die weitere Entwickelung bei verschiedenen Völkerschaften aus einander. Auch nicht innerhalb desselben Gemeinwesens bei allen Gentes in gleicher Weise; denn z. B. eine Bergbau treibende Gens in ihre Glieder aufzulösen, wäre ein Unsinn gewesen, während eine Schmiede-Gens schon eher vertheilt werden konnte, weshalb wir die Schmiede nunmehr vereinzelt, je nach der Lage der Umstände bald unterdrückt und verachtet, bald hoch verehrt und heilig antreffen. Wo, wie in Griechenland (Sparta ausgenommen), die heterogenen Elemente zur Vermischung geneigt waren, werden die Kasten in ihrer Realität zerstiebt, während sie anderwärts, wie in Aegypten und Indien, in compacter Gestalt erhalten bleiben und hier in der Form auftreten, die nach der vulgären Ansicht „Kasse" genannt wird, obwohl sie Kasten bereits vor ihrer Unterdrückung waren. Denn, wie schon bemerkt, ist das letztere Moment nur ein unwesentliches historisches Merkmal am Kastenwesen. Das Grundmerkmal ist die abgeschlossene Wohngemeinschaft (castum = castrum), in deren Gefolge die Einerleiheit ihrer Thätigkeit begründet liegt.

Berufsbildung, Entstehung der Berufsklassen und Berufsgliederung sind drei verschiedene, aber eng zusammenhängende Erscheinungen[2]). Die in der Nationalökonomik vertretene Ansicht, „die Berufsbildung sei mit

[1]) Wir müssen hier unterscheiden. Kam der Vicuswohner (οἶκος) unter die Gewalt einer Gens, so wurde er οἰκέτης bzw. οἰκεῖος im Sinne von Diener, ganz analog wie verna der Haussclave wird; kam der Aedes (od, at) = Wohner in Dienst, so wurde er ἀτμήν, ebenfalls im Sinne von Knecht. Wurden dagegen die Umherziehenden in die Gewalt der Seßhaften gebracht, so wurden sie δοῦλοι. In keinem Worte liegt an sich das Untergeordnet- oder Höher-Sein. Man denke an Sclave (Slave), Knecht (im Engl. bedeutet knight Ritter), Schalk u. s. w. Bei Verschmelzung der Horden und Entstehung einer Nationalsprache verschmelzen natürlich auch die Bedeutungen der Wörter. Auch hierbei ist aus Sprachwurzeln absolut nichts zu ersehen.

[2]) Um nicht mißverstanden zu werden, bemerke ich, daß ich keine neue Zergliederung der Begriffe Arbeitstheilung und Klassenbildung geben will. Der Fortschritt in der Wissenschaft und somit auch in der Nationalökonomik besteht in der Vereinfachung der Begriffe. Die bloße Zergliederung vereinfacht nicht und hat nur wissenschaftlichen Werth, wenn sie zu einer neuen Synthese führt, vermittelst deren etwas noch Einfacheres gefunden wird, als man bisher hatte. Ich würde es als wissenschaftlichen Rückschritt betrachten, wenn man versuchte, eine Zergliederung der obigen Begriffe vorzunehmen. Wir kommen m. E. in der Nationalökonomik mit dem herkömmlichen Begriffe der Arbeitstheilung und Klassenbildung vollkommen aus.

der selbständigen Aussonderung einzelner Arbeiten aus der ursprünglichen Familien- und Hauswirthschaft der primitiven Entwickelungsstufe entstanden", findet in dem rein Thatsächlichen der urgeschichtlichen Erscheinungen keinen Anhaltspunkt und steht in Widerspruch mit dem Begriffe Entwickelung. Es handelt sich hier um eine Verwechslung mit der Arbeitszerlegung d. h. jenem technischen Proceß, wodurch eine an sich einheitliche Operation in mehrere Acte, die in ihrer Vereinigung erst ihren Zweck erfüllen, zerlegt wird. Sie hat ihren Ursprung in der Beihülfe der Menschen. Wenn vier Knaben einen Damm aufbauen, von denen der eine Steine herbeischafft, ein zweiter die Erde aufscharrt, wozu ihm ein dritter ein schaufelartiges Stück Holz zurecht macht, das ein vierter vom Baum abgetrennt hat, so findet hier keine Berufstheilung, sondern eine Arbeitszerlegung statt, die bei jenen vier Knaben ohne besondere Berechnung dadurch erfolgt, daß sie einander unterstützen bei ihrem Vorhaben, einen Damm bauen zu wollen. Ebensowenig nenne ich es Berufstheilung, wenn die eine Magd melkt, während die andere das Vieh füttert und eine dritte für trockene Streu sorgt. Es handelt sich auch hier lediglich um gegenseitige Beihülfe für eine Arbeitsverrichtung, die, wenn auch nicht ebenso gut, doch in einer Hand liegen könnte.

Ganz anders steht es um die Berufsbildung, die in ihrem Grunde lediglich auf einer Wechselwirkung des Gestaltungstriebes mit Dingen der äußeren Umgebung beruht: man sucht hier Dinge nachzuahmen. So bildet man beispielsweise aus Steinen Knochen nach, formt Töpfe wie Behausungen, stellt Ringe nach Ähnlichkeit der runden Umwallungen der Lagerplätze aus verschiedenen Stoffen her, schnitzt in Balken Thür- und Menschengestalten ein und dergl. mehr. Da nur durch beständiges Einerlei der Bethätigung in der Abgeschiedenheit des Daseins Fertigkeit entstehen kann, so liegt auch nur in der Wiederholung der gleichen Bethätigung der Grund der Berufsbildung. Nicht jede Berufsbildung erlangt practische Bedeutung für einen öffentlichen Zweck, wie ja auch der Grund, was ich schon oben (S. 65) gezeigt habe, nicht immer für unsere Erkenntniß sichtbar ist; er wird erst sichtbar, wenn er bestimmt wirklich wird, d. h. im vorliegenden Falle, wenn Bedingungen hinzukommen, durch welche die zu einem Berufe Herangebildeten den Beruf zu realisiren im Stande sind. Solcher Bedingungen sind viele denkbar (Vergewaltigung, Austausch und dergl.). Durch sie kommen alsdann Berufsklassen und die sog. Berufsgliederungen (über die Wahl des Ausdruckes kann man streiten) in Erscheinung. In beiden Fällen wird die bislang private Berufsbildung (Erwerbung der Kunstfertigkeit) zu einer öffentlichen. Sie wird es durch Begegnung heterogener Kunstfertigkeiten, bzw. ihrer Repräsentanten. Erweckt diese Begegnung auf beiden Seiten die Vorstellungen des Wohlgefallens an den Kunst-

gegenständen, so entsteht das Verlangen, sich ihrer zu bemächtigen. Da aber der Drang, das Eigene zu behalten, anfangs zu mächtig wirkt, so liegt zwischen jenem Verlangen und dem späteren Tausch noch eine sehr weite Kluft, die vorerst durch Raub überbrückt wird. Gewinnt man die Vorstellung, daß der Inhaber des ersehnten Products auch sein Erzeuger ist, so begehrt man auch dieſen. Insofern man in Urzeiten aber in Reihen (Horden) lebt und sich bethätigt, ist auch die Vergewaltigung eine geschlossene.

Gelingt es einer größeren aus mehreren Vici bestehenden Phratrie, sich eine ganze (beispielsweise Topfmacher-)Gens zu unterwerfen, so ist der Anfang zur Entstehung der Berufsklassen gegeben, wird jedoch nur ein einzelnes Glied jener geraubt und einer bestimmten Person unterworfen, so wird der Grund zur Hauswirthschaft gelegt. Wenn also die Berufsklassen ebenso wie die Hauswirthschaft ihren bestimmten Grund gemeinsam in der Berufsbildung haben, so kann diese auch nicht aus der Familie hervorgegangen sein. Familie und Hauswirthschaft sind identisch. Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß durch das Entstehen der Hauswirthschaft anfangs die Berufsbildung sehr gehemmt wurde, indem, wie verschiedene Beobachtungen im Völkerleben bezeugen, die dienende Klasse zu verschiedenen Arbeiten gezwungen wurde, die ihr fremd waren und in denen sie wenig zu leisten vermochte.

Es ist eben der Fehler, daß man sich in der Nationalökonomik noch immer nicht von Adam und Eva getrennt hat und die Familie statt auf einen herrschaftlichen auf einen feruellen Zusammenhang zurückführt. Durch Einstellung fremder Arbeitskräfte ist das Hausweſen, die Familie, entstanden; darin liegt ihr Grundmerkmal. Durch Adam und Eva mit ihren Kindern konnte nur ein Zustand der Beihülfe (Arbeitstheilung), aber nie ein Institut wie das Kastenweſen entstehen. Beide haben verschiedene Grundmerkmale. Doch, wie bereits bemerkt, behalte ich mir die nähere Darlegung dieſer Verhältnisse für die „Urgeschichte der Gewerbe und des Handels“ vor, in der zugleich auch bei der Entstehung des Städteweſens gezeigt werden soll, daß die Straßen der Weißgerber, Rothgerber, Schmiede, Schuhmacher, Tuchmacher, Schlosser u. dergl. nicht aus hauswirthschaftlicher Arbeitstheilung, sondern aus Niederlassungen ganzer Reihen (Gewerbs-„Orden“) zu erklären sind.

Vom thatsächlich-historischen Standpunkt aus betrachtet, kann man statt Klassenbildung auch Berufseingliederung sagen, indem eben diese durch Incorporation verschiedener Gentes (Gemeinschaften) zu einem Gesammtweſen entstanden ist, weshalb wir noch heute theilweise beobachten können, wie mancherwärts die Namen der Berufe sogar verschiedenen Sprachen angehören. So sollen beispielsweise in Finland nach Rühs (Finland und

seine Bewohner, 1809) die Namen der Schmiede und Weber finnisch, dagegen die der Schneider, Gerber, Maler, Drechsler schwedisch sein. Mir will scheinen, als ob auch unsere modernen Reisenden diesem kastenmäßigen Geiste, der allen Gentes eigen ist, nicht das richtige urgeschichtliche Verständniß entgegen tragen und daher die Verhältnisse mancher Völkerschaften der Gegenwart unrichtig beurtheilen.

Übrigens treffen wir schon im Alterthum eine so schiefe Beurtheilung solcher Thatumstände an. Bekanntlich waren phrygische Sklaven in Griechenland und Italien sehr verbreitet, und sie galten für so schlecht, daß sie nach einem Sprichwort geprügelt werden mußten, um besser zu werden. Es ist selbstverständlich, daß, nachdem man ihre kastenmäßigen Gentes zersprengt, sie ihrer angesammelten Schätze beraubt und sie höchstens, wie es Pythios that, in ihren Bergwerken belassen hatte, diese Phrygier ungeschickt sein mußten, wenn man sie in Dienste, wie beispielsweise Ackerbau, stellte, deren Beruf ihnen fremd war, während sie sich doch in vielen Industrien, wie namentlich Eisenarbeiten und dergl. äußerst geschickt zeigten. So lange diese Gentes als geschlossene Verbände in Knechtschaft gehalten wurden, waren ihre Leistungen vortrefflich; aber es lag immer die Gefahr vor, daß sie sich empörten, weshalb Platon und Aristoteles empfahlen, immer Sklaven *verschiedener* Herkunft zusammen arbeiten zu lassen. Indem man aber die Sklaven ihrer natürlichen Verbände beraubte und sie durch den Sklavenmarkt trennte, bewirkte man, daß vielfach die Kunstfertigkeit darunter zu leiden hatte, besonders wenn man ihnen eine *falsche* Berufsstellung zuwies.

Es ist leicht gesagt, einem Menschen Vorurtheil und Trägheit zuzusprechen, wenn er eine Thätigkeit nicht ausübt, wodurch er seine Lebenslage verbessern könnte. Gesetzt, ein Jurist käme durch Verlust seines Amtes in eine Nothlage; was würde er demjenigen entgegnen, der ihm vorwürfe, daß er keine Dachrinnen und Blumentöpfe anfertige oder warum er sich nicht auf Wurstfabrikation oder Seidenstickerei lege? Nicht viel anders sind aber die Vorwürfe, die man beispielsweise den sog. Beduinen macht, „daß sie nicht blos den Handel, sondern auch das Handwerk verachten und selbst an den Küsten den Fischfang und die Schifffahrt Anderen überlassen“ und lieber bedürfnißlos dahin leben. *Ratzel*, dem ich die Stelle entnehme, fährt dann fort: „Wie sehr Trägheit und Vorurtheil ihren (der Beduinen) Thätigkeitskreis einengen, mögen einige der bezeichnendsten Thatsachen belegen. Metzger sind in Yanbo Mekkaner, Ägypter und Wachabiden. Neger aus Massaua und Abessinien fertigen hier die tragbaren thönernen Herde, welche die Pilger mit sich führen. . . . An der ganzen arabischen Küste des Rothen Meeres ist die bei der großen Menge Fische, die in

Jambo pp. gegessen werden, wichtige Fischerei in den Händen der Et Tämi eines besonderen Völkchens u. s. w."[1])

Solche und ähnliche Erscheinungen wollen ganz anders beurtheilt und erklärt sein, als es gemeinhin geschieht. Es entspricht dem Thatsächlichen nicht, wenn Ratzel (III. S. 153) von den Beduinen sagt: „Unterstützt von dem maßlosen Hochmuth der Beduinen hat in Südarabien eine Kastenordnung von ganz eigener Schärfe sich ausgebildet, welcher ebensowohl ethnographische und religiöse, wie politische und wirthschaftliche Motive (sic!) zu Grunde liegen." Es handelt sich hierbei gar nicht um zu Grunde liegende Motive, sondern um die Thatsache des Vorhandenseins gewisser Ober- und Unterverhältnisse als Folge des Zusammentreffens heterogener Horden auf ein und demselben Boden, also um einen Zustand, der überall eintreten muß, wenn eine ansässige Horde durch den Zuzug wandernder Horden gestört wird. Das Ober oder Unter für jede derselben hängt von der Kraft der Eindringenden und der Widerstandsfähigkeit der Seßhaften ab. Betrachten wir unter Anleitung Ratzel's die Bevölkerungsbestandtheile bei den Beduinen, so finden wir „Beduinen, die, da sie Krieger sind, immer mehr als die ansässige Bevölkerung, die Harrath (Bauern) gelten". Dann zählt Ratzel noch weitere Berufe auf, die wir, um nicht zu breit werden zu müssen, übergehen: „endlich die Zabih, Schlächter, wozu auch die Töpfer kommen. Dies ist indessen als das Minimum der vorkommenden Sonderungen zu bezeichnen, deren eine viel größere Zahl aus dem auch in Abessinien, aber in anderem Sinne, vorkommenden Begriffe Achdam sich entwickelt, der seine treffendste Verdeutschung wohl in ‚anrüchige Klassen' findet. Achdam (Plural von Chadem) bedeutet Diener. Eine Menge von Gewerben ist bei den stolzen Beduinen verachtet, und diese verrichten nun die Achdam. Sie sind Gerber, Wäscher, Töpfer, Schlächter und gelten für besudelt u. s. w. u. s. w."

Wir werden den weit verbreiteten Ausdruck „Harrath" bei der Erklärung der Wohnlagerung der Sueven näher zu erklären haben; es genügt, wenn wir hier constatiren, daß sie (arische) Ackerbauer sind, dasselbe was anderwärts (z. B. in Schweden und Afghanistan) Herat heißt. Was aber die Achdam bezw. Chadam betrifft, so sind diese die „in Hütten kesselartig Wohnenden, was eben in „Chad", ebenfalls einem Ausdruck, dem wir weitab von den Beduinen wieder begegnen, liegt. Daß die Achdam (Chadam) bei den sog. Beduinen „die Anrüchigen bezw. die Dienenden" sind, liegt ebenso wenig, wie wir oben bei den Odal und Fen sahen, in der Sprachwurzel, sondern in den Thatumständen, in denen sie sich den Harrath bzw. Einzelhöfern — denn Bed = Bud bedeutet aedes — gegenüber befinden, da auch hier das Verhältniß ein umgekehrtes sein könnte, indem die Hüttenbewohner

[1]) Nachzulesen bei Ratzel, Völkerkunde III. S. 142.

die Sieger über die Arier sein könnten. Nicht überall sind die Arya die „hehren", wie wir noch wiederholt zu zeigen Gelegenheit haben werden.

Es kommt ganz auf die Sachlage an, welche die Berührung beider heterogener Horden in ihrem Gefolge hat. Auch die Horde der Gäa, wenn sie zur Herrschaft gelangt, zeitigt Edele, daher gen-ma (skr. ganman Männer von Adel sind, die über Andere glänzen, indem γαν-άω (skr. gañgan-âbhavant = gleich glänzend) noch die Bedeutung glänzen annimmt (gemma das Edelreis, der Edelstein). Aber der entgegengesetzte Sachverhalt zeigt sich auch auf arischer Seite; denn hier erlangt ἄργος, ἀργής ebenfalls die Bedeutung von glänzend und weiß, obwohl Argos ursprünglich das ebene Land ist. Würde man, statt an den Wurzeln herumzunagen, den Sachverhalt untersuchen, bevor man über die Wortbedeutung urtheilt, so würde man nothwendig entdecken müssen, daß auch in den sog. indogermanischen Sprachen zwei Grundelemente enthalten sind, von denen sich das eine auf Bewohner der Gaea, das andere auf Bewohner der Hera zurückführen läßt.

Werden wir erst einmal solche Fictionen, wie die vom „ungetrennten Indogermanenthum", aus dem sich die arischen Völker nach und nach abgezweigt haben sollen, überwunden haben; dann werden wir auch andere Vorstellungen von der Entwickelung des übrigen Völkerlebens gewinnen und erkennen, daß die Verwandtschaft der Völker sich nicht aus Abtrennungen von einem einheitlichen Ganzen, sondern aus Mischungen mit einem bleibenden Grundstoff erklärt und daß die Verwandtschaftsnähe theils von dem mehr oder weniger starken Zusatze, welcher dem bleibenden Grundstoffe beigemengt wird, theils von der Ähnlichkeit der beigemischten Bestandtheile abhängig ist. Es gehören eben zur Bestimmung der Sprachverwandtschaft der Völker zweierlei Hauptelemente, einmal das Element der seßhaften Horden der Ebene und zum andern das Element der großen bunten Mannigfaltigkeit der Wanderhorden als die hauptsächlichsten Entwickelungsmotoren der Sprachen. Was von der Sprache gilt, gilt von allen Lebensseiten der Kultur. Man muß also einerseits die Differenzen der seßhaften Horden und anderseits die bei Weitem größeren Unterschiede der Wanderhorden festgestellt haben, bevor man an Völkervergleichung, möge es sich um Sprache oder eine andere Kulturseite handeln, herantreten kann. Ein Hauptmerkzeichen, wie verwischt es auch bei den modernen Völkern primitiver Kultur schon sein mag, werden die Wohnlagerungen abgeben, an denen die Wissenschaft bisher gleichgültig vorübergeschritten ist.

Überhaupt müssen wir bei der Verwendung von Völkernamen überaus vorsichtig sein, da diese eben nur Bezeichnungen für Völker sind; insbesondere müssen wir uns hüten, sie mit bestimmten Örtlichkeiten in

Verbindung zu bringen. Nichts vermag die Ethnographie mehr in die Irre zu führen als eine voreilige Verbindung mit der Geographie. Weil Wandervölker, den Planeten vergleichbar, in großen Bahnen über die Erde gewandert sind und sich nur zeitweise in der Nähe der seßhaften Ackerbauer, der Fixsterne, aufgehalten haben, ohne die letzteren ganz unberührt zu lassen, müssen wir, wenn wir mehrere zeitlich aus einander liegende Reisebeschreibungen zu verwerthen haben, zuvor genau auf die thatsächlichen Merkmale achten, bevor wir den Völkernamen gebrauchen. Die Stellung der Planeten zu den Fixsternen ist eben nicht immer dieselbe.

Es ist kaum nöthig, hier hervorzuheben, wie oft ein Reisender, der nur einen kurzen Zeitraum später als ein früherer Reisender in ein und dieselbe Gegend kommt, eine ganz veränderte Sachlage vorfindet, weil eben mittlerweile, wenn auch die Fixsterne geblieben sind, die Planeten sich bewegt haben. Und doch nimmt man keinen Anstoß, das vorgefundene Volk mit demselben Namen zu belegen, mit dem es der frühere Reisende benannte. Sicherheit können nur die Ansässigen bieten, vorausgesetzt daß nicht auch diese als Unterdrückte theilweise mit fortgeschleppt worden sind. Wer mit Erfolg Ethnographie treiben will, wird die Urgeschichte nicht mißachten oder unterschätzen dürfen, weil sie in Form der Theorie auf statistischer Grundlage für jene die zur Beobachtung des Völkerlebens erforderliche apriore Erkenntniß zu schaffen sich bemüht, wie sie ihrerseits wieder das ethnographische Material entgegennimmt, zu dem Zweck, es in seine Bestandtheile reiner Merkmale zu zerlegen, um eine Synthese zu gewinnen.

Den Zeitraum, der erforderlich war, um Völker, wie die aus dem Alterthum und der Neuzeit uns bekannten zu einer nationalen Einheit in Sprache und Religion, Kunst und Wissenschaft, Recht und Wirthschaft zu bringen, dürfen wir uns nicht kurzfristig denken und den zum Verschmelzungsproceß erforderlichen Kampf nicht gering erachten. Denn nur ähnliche Unterschiede in der Gesittung, wie wir sie soeben an dem Beispiel der sog. Beduinen bemerkten, konnten es zu Stande bringen, daß etwas Kunstvolles entstand. Wo sich etwas entwickeln soll, müssen Gegensätze auf einander stoßen und allmählich verschmelzen; wo sie nicht vorhanden sind, kann, wie bereits bemerkt, nur ein fader Brei entstehen. Es ist weder „Vorurtheil und Trägheit", noch ist es nationaler „Hochmuth", der sich in den Gegensätzen, die wir bei den halbkultivirten Völkern antreffen, ausspricht, sondern ein unvollendeter Proceß zur Entstehung eines späteren nationalen Gebildes, das ohne Kraftbethätigung und Herrschaft, ohne ein zeitweiliges Uber und Unter, gleichsam ohne Geburtswehen, nicht geschaffen werden kann. Nur weil wir bei unserm kurzfristigen Leben

nicht im Stande sind, einen viele Jahrhunderte erforderlichen Proceß am niedern Volksleben zu beobachten, und weil wir überhaupt geneigt sind, das letztere mit der Vorstellung unsers eigenen Volkszustandes zu beurtheilen und zu messen, entgeht uns die Entwickelungsgeschichte des Volkes, dem wir selbst angehören.

Nicht durch irgend ein inneres Movens im Schooße eines schon fertigen Volkes, sondern durch ein örtliches Zusammentreffen heterogener Horden, die eben noch nicht zu einem nationalen Zusammenschluß gekommen sind, ist das Kastenwesen zu erklären. Wenn H. Barth in den Fellata oder Fulbe, die ihm ein „Volksstamm räthselhaften Ursprungs" sind, „Reste früher selbständiger Völker" sehen will, „die ihren unmöglich gewordenen Volksverband durch einen wirthschaftlichen Verband ersetzten", so trifft er in Bezug auf das „selbständig", aber nicht in Bezug auf das Wort „Reste" die Wahrheit. Die Labe (Zimmerer) Mabe (Weber), Gergassabe (Schuster) Wailube (Schneider) Wambaibe (Sänger), die bei den nördlichen Fulbe „scharf gesondert in kastenartigen Verbänden auftreten", sind eben Wanderhorden und als solche für sich selbständig. Aber die Vermuthung, „höchstwahrscheinlich seien alle Fulbe ursprünglich ein viehzüchtendes Nomadenvolk gewesen", kann doch unmöglich damit in Einklang gebracht werden, „daß sie in manchen Industrien den sedentären Neger übertreffen", indem z. B. „ihre Färbereien durch ganz Centralafrika berühmt sind." Durch welchen Entwickelungsmotor soll der Viehzüchter ein Färber, Gerber, Schmied ꝛc. geworden sein? Es ist eine falsche Auffassung, daß das seßhafte („sedentäre") Volk der Erfinder der Gewerbe sei; im Gegentheil sind die Wandergenossenschaften, die Gentes, weil sie abgesondert lebten, die Erfinder der Industrie geworden. Sie werden auf der Ebene bei ihrer Berührung mit den seßhaften Ackerbauern zum Bleiben genöthigt. Wenn G. A. Krause bei den sog. Fulben zwei scharf getrennte Klassen unterscheidet, die braunen (rothen) „mit heller Hautfarbe und ein den Ariern ähnliches, bisweilen sogar vollständig gleiches Gesicht" und die schwarzen mit fleischigem Gesicht und dunkler Farbe, so sind eben auch hier zwei Gegensätze vorhanden.

Nur durch allmähliche Verschmelzungen können große Nationen entstehen. Dies ist aber ein langwieriger Proceß, der anfangs, bevor die Gegensätze vermittelt sind und man sich kennen gelernt hat, seinen Ausdruck in Verachtung, gepaart mit Spott und Hohn findet. Man höhnt, was man nicht versteht und was durch Neuheit überrascht. Jedes Einführen von etwas Neuem wird von Hohn begleitet, möge es sich um die Einführung einer neuen Hutform, eines neuen Verkehrswerkzeuges oder selbst nur eines neuen Grundgedankens in der Wissenschaft handeln.

Der Schusterjunge gebraucht für den Schneiderlehrling das Wort Schneider und dieser für jenen das Wort Schuster als Schimpfwort.

Würde der Schuster gleichzeitig zu schneidern und der Schneider zu schustern verstehen, so würden sie sich nicht höhnen. Es ist daher meines Erachtens gar nichts Auffallendes im Völkerleben, wenn Ratzel berichtet, daß den Beduinen des Innern das Wort Quarauwi (das sind die des Lesens Kundigen) ein Schimpfwort sei, und daß man mancherwärts die des Lesens Kundigen verachte. Besinne ich mich doch aus meiner eigenen Jugend, daß unsere barfüßigen Schulfreunde aus der Volksschule uns nicht nur höhnten, weil wir Stiefel trugen, sondern uns auch auslachten, weil wir Latein und Griechisch trieben.

Aus kleinen, von einander ganz unabhängigen Horden sind die späteren großen Völker hervorgegangen; das große im Ganzen mehr Einheitliche, was wir anfangs an ihnen bemerken, sind eben die Bestandtheile arischen Ursprungs, während das Differente durch die Wanderhorden, die Gentes, hervorgebracht worden ist. Je nach der Stärke der Einwirkung auf der einen oder andern Seite muß nothwendiger Weise der Gesammtzustand eines nationalen Volkes ein andrer werden. Es müssen im Völkerleben Gebilde vorhanden sein, wo die differenten Elemente der Wanderhorden vorwiegen und Gebilde, wo das Arische im Vordergrunde steht. Würden die Gentes nicht abgesondert für sich gelebt haben, sondern conform gewesen sein, so würden die Sprachverschiedenheiten ebenso wie die Differenzen der übrigen Kulturseiten nur gering sein. Daß sie es nicht sind, beweist eben rückwärts, daß es den Gentes „höchstes Lob war, möglichst Einsamkeit zu haben."

Fünfter Abschnitt.

Das Reihenlager der Viehzüchter in Wechselwirkung zum Reihenlager der Ackerbauer.

Nachdem wir im vorigen Abschnitt das Wesen und die Organisation der Gens im Allgemeinen, theils in ihrem kriegerischen Zustande, theils in ihrer gewöhnlichen Lagerung zu Friedenszeiten kennen gelernt und erfahren haben, wie durch ihre Abgeschlossenheit nothwendig eine verschiedene Berufsbildung entstehen mußte, wollen wir uns nunmehr der viehzüchtenden Wanderhorde im Besonderen zuwenden. Die erste Frage, die sich uns dabei aufdrängt, muß sein: wie wurde die Gens zu einer Vieh züchtenden?

Bekanntlich bestehen über die Zähmung der (späteren) Hausthiere die mannigfachsten Controversen. Daß wir auch hier vor einem schwierigen Problem stehen, kann nur Derjenige in Abrede stellen, der nie gewohnt ist, Probleme zu entdecken und noch weniger Probleme zu lösen. Deshalb bemerkt auch Rauber ganz recht[1]): „Nur dem befangenen und oberflächlichen Blick, der das in der Gegenwart Bestehende mit einem Gleichmuth hinnimmt, als sei es nicht erst unter großen Anstrengungen errungen worden, kann die Schwierigkeit der Züchtung der Hausthiere, wie ihre Tragweite entgehen."

Wer die Zähmung auf einen bewußten Vorgang menschlicher Reflexion zurückführt, stößt, wie bei so vielen Problemen der Entstehung von Einrichtungen, auf unübersteigliche Schwierigkeiten; wer sich dagegen den von mir als Motto für die Urgeschichte aufgenommenen Satz beständig vorhält, daß nichts in unserm Intellect sei, was nicht vorher in den Sinnen war, wird, weil er sich zunächst die sinnliche Anschauung bzw. die Mehrheit sinnlicher Anschauungen vorhält, auf deren Verbindung (Ideen-Association) der betreffende Vorgang beruht, fast immer leicht die betreffende Erklärung finden.

[1]) A. Rauber, Urgeschichte I. S. 389.

Wenn uns Caspari[1]) mit Anderen die Schwierigkeit des in Frage stehenden Vorgangs mit den Worten vorhält: „Das scheue Wild der Urzeit ließ sich lebendig nicht einfangen, und wenn es eingefangen war, nicht so rasch zähmen", so setzt der genannte Gelehrte voraus, daß das Wild ursprünglich „scheu" war. Da aber Niemand aus eigener Anschauung über den Zustand des urzeitlichen Wildes etwas weiß, so ist man ebenso berechtigt vorauszusetzen, daß das Wild ursprünglich nicht scheu war; nur auf die Begründung der beiden entgegengesetzten Voraussetzungen kann es ankommen. Mit etwas Unbekanntem darf man nicht den Erkenntnißproceß beginnen. Wie verschieden auch Thier- und Menschenseele wegen der Verschiedenheit ihres Organismus von einander sind, — in Bezug auf das allgemeine, aus dem Wechselproceß des leiblichen Organismus mit der Außenwelt, durch den überhaupt seelische Zustände nur erklärt werden können, sich ergebende Entwickelungsgesetz sind Thier- und Menschenseele in gleicher Weise gebunden. Somit kann Scheu nichts dem Thiere Ursprüngliches sein. Scheu setzt die Erfahrung eines Widerstandes voraus, die beim Thiere ebenso wie beim Menschen erst im Laufe der Zeit gewonnen werden mußte; und erst in diesem Gefolge konnte die Anpassung der auf Scheu bezüglichen leiblichen Organe sich herausbilden.

Es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß der Mensch das Thier anfangs schon verfolgte und daß sich dieses vor ihm gescheut habe. Vielmehr wird es eine Zeit gegeben haben, wo Mensch und Thier sich friedlich begegneten und die menschlichen Wohnstätten dieses eher angelockt als abgestoßen haben. Denn in ihrer unmittelbaren Nähe mußten sich oft Überreste menschlicher Nahrung vorfinden, auf deren Aufbewahrung der Mensch anfänglich keinen großen Werth gelegt haben wird, wenn er sich gesättigt fühlte. Da er beständig zwischen Fasten und Überfüllung des Magens schwankte, so wird er der Besitzergreifung hungriger Thiere, insbesondere solchen gegenüber, die ihm nicht aggressiv erschienen, gleichgültig, wenn nicht vielleicht gar freudig zugeschaut haben.

Wir können bei sehr strengem Winter noch heute wahrnehmen, wie das im Allgemeinen bereits recht scheue Wild der Gegenwart, vom Hunger getrieben, unsern Höfen sich nähert, um dort Nahrung zu suchen. Wer sollte nie beobachtet haben, wie sich in ihrem Verhalten diesen hungrigen Thieren gegenüber der egoistische Bauersmann von seinem noch sorglosen Kinde unterscheidet, und wie dieses entgegengesetzte Verhalten beider auf das Benehmen des Thieres diesen gegenüber zurückwirkt? Während der bäuerliche Vater, besorgt um den für den eigenen Haushalt erforderlichen Vorrath die ungeladenen Gäste möglichst vertreibt, bewilligt ihnen sein kleiner Sohn in seiner hell naiven Freude nicht blos von den zufällig frei

[1]) O. Caspari, Urgeschichte I. S. 151.

daliegenden Nahrungsmitteln, so viel jene begehren, sondern holt womöglich noch aus den Vorrathskammern neues Futter herbei und kann am folgenden Tage kaum den Augenblick erwarten, wo er die wilden Eindringlinge wieder begrüßen und bewirthen kann. Eben deshalb gestaltet sich das Verhältniß zwischen Kind und Thier anders als zwischen dem hartherzigen Vater, der aus kluger Berechnung das Thier vertreibt. Sind wir nicht berechtigt, analoge Beziehungen in der kindlichen Periode der Menschheit zwischen Mensch und Thier anzunehmen?

Wenn, wie V. Hehn constatirt hat[1]), „in den tausend Jahren des Mittelalters bis zur Entdeckung Amerikas kein gezähmtes Thier mehr zu verzeichnen ist, es vielmehr bei dem alten Bestande trotz der Bewegungen im inneren Asien, der großen arabischen Herrschaft vom Indus bis zum Tajo und der Einbrüche der Türken und Mongolen blieb", — so scheint mir der Hauptgrund dieser Erscheinung darin zu liegen, daß die Stellung der Menschen nicht mehr, wie anfänglich, friedlicher, sondern feindlicher Art geworden war. Das durch Verfolgung gereizte Thier muß die menschliche Gesellschaft fliehen, so daß also bei allen denjenigen Völkern, welche der Thierwelt mit feindlichen Waffen nachstellen, an eine Gewinnung neuer Hausthiere nicht mehr zu denken ist, weil eine Jahrhunderte fortgesetzte Verfolgung den thierischen Organismus nothwendig so verändern muß, daß das Thier den Menschen flieht und scheu wird.

Es ist sehr unwahrscheinlich, daß der vorgeschichtliche Mensch die Thiere herbeigeholt haben sollte. Im Gegentheil: die Thiere werden freiwillig zu ihm gekommen sein; er erfreute sich kindlich naiv an ihrem Kommen, und sie wurden seine Wohnplatz- und Spielgenossen, ganz ähnlich, wie sie es noch heute zum Kinde werden. Ja, das Zurückkehren der Thiere in den angrenzenden Wald wird den Menschen eher unangenehm berührt haben, weshalb er Mittel ergriff, sie an sich zu fesseln. Das Hauptmittel dazu war jedenfalls wie beim Kinde, die Übernahme ihrer Ernährung, und deswegen entschloß er sich, nicht nur für sich selbst, sondern auch für das Thier zu sorgen. Man muß bezweifeln, daß er es gebunden hat, da es unnöthig war, wenn man sich die Form derjenigen Wohngemeinschaft vor Augen hält, deren Betrachtung Gegenstand dieses Abschnittes ist.

Die sich aus dem ganzen Zusammenhang aller einschlagenden Thatsachen mit absoluter Nothwendigkeit ergebende Rundform, sei es Ganz- oder Halbkreis mit der ihn umgebenden Umhordung bzw. Umwallung (Pallisade) war dem Verbleiben der Thiere nur förderlich. Obwohl anfänglich nur Begrenzung, wurde die Hürde zu einem Schutzmittel nicht

[1]) V. Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, 6. Aufl. Berlin 1894. S. 484.

gegen das Eindringen, sondern gegen das Entweichen der Thiere, und so begann man die Umzäunung zu erhöhen. Diesem Vorgange entsprechend macht die Sprache der Völker eine Unterscheidung zwischen Thieren der Wildheit und Zahmvieh. Gerade die für das letztere gewählte Bezeichnung giebt einen genügenden Anhalt zur Beurtheilung der Umstände, unter welchen die Zähmung erfolgte. So heißt z. B. bekanntlich das Zahmvieh bei den Römern pecus = skr. pâçu = die Umfriedigung, daher (pac-s) pax der Friede; pango (urspr. pago) verw. mit πήγ-νυμι einschlagen, umfestigen. Ebenso geht das Wort Vieh (goth. fah-an) auf fah-an = fangen zurück; fangen ist aber ursprünglich wie skr. paç- umschließen, umfahen, umfangen. Somit ist Zahmvieh nichts anderes als Zaunvieh, eingehegtes Vieh, d. h. solches, welches umhaust ist, wie ja auch das Wort zähmen selbst δαμάξω, dömō (ursprünglich dom-e-o, weshalb perf. dom-ui) nichts anderes als umzäunen, umhausen bedeutet, dem alsdann erst die secundäre Auffassung des Bändigens folgt. In ganz analoger Weise heißt Hag (Hagen, Hecke) soviel wie Umzäunung und Hagen der Stier; ebenso Wall = Umschließung und Wallach = Pferd; auch Pferd (parafredus, mhd. pfert) selbst ist augenscheinlich mit mhd. pferrich, ahd. pferrih, d. i. Umfriedung, Gehege (Park) im Zusammenhang, wie denn auch die Grundbedeutung von Roß die von Geflecht ist.

Die Zähmung der Thiere war jedenfalls ursprünglich ein durchaus friedlicher Act, ein freundschaftliches Vertragen (paci-sci) auf gemeinsamem Wohnraum, und erst aus diesem Verhältniß erwuchs durch Reflexion der Begriff Nutzvieh, so daß das ursprüngliche Sichfreuen und Ergötzen im Genießen seinen Abschluß fand.

Man hat sich — unter dem Einfluß der weder logisch noch historisch zu beweisenden Annahme, daß Jäger Viehzüchter geworden seien — die Erklärung der Entstehung der Thierzucht bezw. des Zahmviehs bisher dadurch schwierig gemacht, daß man das Zähmen durch das Einfangen der Thiere zu deuten versuchte; und da das Einfangen großer ausgewachsener Thiere für primitive Menschen nicht leicht ist, so hat man gemeint, man habe sich vorerst der Jungen bemächtigt. Aber mit Recht ist dagegen geltend gemacht worden, daß das Einfangen junger Thiere allerdings nicht allzu schwierig sei, wohl aber die Aufzucht derselben nicht so einfach gedacht werden könne, weil ja doch dem Menschen die Milch der Hausthiere zur Aufzucht gefehlt habe. Da man an Negerfrauen beobachtet haben will, daß diese an ihren Brüsten auch Ferkel säugen ließen, hat man auch darin eine Erklärung gefunden, die indessen bei Großvieh wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch in dieser Hinsicht räumt meine Grundhypothese von der schöpferischen Bedeutung des Wohnraums die Schwierigkeiten fort.

Denkt man sich nämlich mit mir die Umzäunung, als das Characte-

ristische der Horde, durch das reihenweise Rundlagern entstanden, so ist der Vorgang überaus einfach zu erklären. Das Nahrung suchende Thier bringt in den umzäunten Raum ein und wird, wenn es Junge hat, dieselben selbstverständlich mitgebracht haben, weil bekanntlich Junge gerade während der Säugezeit ihre Mutter nicht verlassen; überdies wird sie gerade der Jungen wegen der Trieb nach der Nahrung spendenden Rundstätte menschlicher Wesen hingeführt haben. Und gerade die Beobachtung dieser Erscheinung, daß nämlich die Jungen ihrer Mutter folgen, giebt uns eine weitere Erklärung dafür, wie der Mensch den Nutzen der thierischen Milch kennen lernte.

Die Beobachtung des Ernährungsvorganges bei den Thieren in Verbindung mit der Beobachtung, daß der menschliche Säugling an seiner Mutter Brust das Ähnliche ausübt, mußte den Menschen leicht über den Nutzen der thierischen Milch für die eigene (menschliche) Ernährung aufklären. Hätte der Urmensch jenen Vorgang nicht aus nächster Nähe mit Ruhe beobachten können, so würde wohl schwerlich die eben dargelegte Combination der beiden Vorstellungen zu Einer verwachsen sein. Vom genetisch-psychologischen Standpunkte aus betrachtet mußte das Thier bereits gezähmt, d. h. umfriedet sein, bevor dem Urmenschen der Gedanke werden konnte, die Milch des Viehes zu benutzen. Nicht die Vorstellung, daß das Vieh in der Wildniß die menschliche Milch zu ersetzen im Stande sei, kann (psychologisch betrachtet) der Vorstellung vorangegangen sein, das Vieh zu zähmen, sondern umgekehrt: die Vorstellung gezähmten Viehes muß früher vorhanden gewesen sein als die Vorstellung von der Dienlichkeit der Milch für die menschliche Ernährung. Aber auch der Gedanke, nicht die Milch, sondern vorerst das Fleisch zu verwenden, ist nicht wohl möglich, da man ja doch das Thier alsdann nicht erst mühsam lebend eingefangen haben würde, um es später zu tödten. Auch vom empirisch-psychologischen Standpunkte aus muß man deshalb die Ansicht verwerfen, daß Jäger Viehzüchter geworden seien.

Zu der Meinung, daß der Jägerzustand die erste Entwickelungsstufe sei, ist man vornehmlich durch das Verfahren der summarischen Abschätzung von Völkerzuständen gelangt, indem man nach rein subjectivem Ermessen auf Grund eines allgemeinen Eindruckes von niedrigster, niedriger, höherer pp. Kultur oder von niedrigst u. s. w. stehenden Menschen spricht. Mittels eines solch subjectiven Werthurtheils schafft man sich auch den „wirthschaftlichen Urzustand", indem man die nicht schwer zu erlangenden Berichte, wie sie in Reisebeschreibungen niedergelegt sind, diesem aprioristischen Urtheile als eine Art Beweismittel beifügt. Man übersieht dabei, daß jedes Urtheil, das sich über den Standpunkt der subjectiven Meinung erheben soll, weil es ja durch die Verknüpfung einer Subject- und Prädicatvor-

stellung entsteht, erst dann im Erkenntnißproceß vollendet ist, wenn einerseits die Induction aus der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das Subject in seinem Grundmerkmal bestimmt, und wenn anderseits die Deduction die ganze Entwicklungsreihe des Subjects hergestellt hat. Ein auf Grund eines summarischen Urtheils gewonnener wirthschaftlicher Urzustand muß die Wirthschaftsgeschichte nothwendig in falsche Bahnen führen. Die Ansicht, daß die ersten Menschen als einsame „Bummler" ohne jeden Wohnverband Wurzeln und Kräuter suchten, kleine Thiere fraßen, dann nach und nach auch größeren Thieren nachstellten und auf diese Weise später zur Einsicht kamen, sich zu Gemeinschaften zusammenzuschließen, um erst Vieh zu züchten und sodann der langen Wanderung müde sich zum Ackerbau zu bequemen, bei welcher Gelegenheit man auch durch Arbeitstheilung die Berufsklassen erfand, ist einzig und allein auf solche subjective summarische Werthurtheile zurückzuführen. Da sie selbstverständlich einer Grundhypothese, die alle Erscheinungen erklärt, entbehren, lassen sie die Continuität der einzelnen Zustände mitsammt den Entwickelungsfactoren, welche die Modificationen vermittelten, vollständig vermissen. Solche Constructionen auf Grund willkürlicher Zusammenstellungen von Reiseberichten gewähren nur ein Bild eines wüsten Durcheinanders, aber keinen solchen wirthschaftlichen Urzustand, in dem alle folgenden Zustände ihren Vereinigungspunkt haben und mit dem sie in ihrem Grundmerkmal übereinstimmen. Es ist naiv, in den Zuständen jener Wurzeln suchenden Jäger das Grundmerkmal bzw. den wirthschaftlichen Urzustand anzunehmen, mit dem alle späteren Zustände eine Continuität bilden.

Man würde ein durchaus falsches Bild von wirthschaftlichen Urzuständen erhalten, wollte man beispielsweise die Jägervölker unter den Indianern Nordamerikas den Ackerbauern urgeschichtlich voranstellen, wo wir doch Merkmale genug besitzen, um urtheilen zu können, daß hier vor der Ankunft der Europäer, vor der man übrigens bereits Schonzeiten des Wildes gekannt haben soll, ganz gewaltige Kämpfe von seßhaften und Wander-Horden unter einander stattgefunden haben, worauf auch die Sage angeblicher großer „Völkerwanderungen" zurückzuführen ist. Im Gefolge jener Kämpfe lag es eben, daß die primitiven Ackerbauer der Niederungen, wenn man sie ihres Landes beraubte und dadurch viel hülfloser machte als es gewerbliche Wanderkasten je werden können, entweder zum Fischfang oder zur Jagd überzugehen genöthigt wurden. Oder blicken wir nach Afrika, wo sich z. B. im sog. Masai- oder Gallaland die beiden Gegensätze der ackerbauenden Oasenbewohner und der sie brandschatzenden Höhenbewohner ebenfalls gegenüberstehen. Sobald wir hier dieses Völkergemisch ernstlich analysiren, dürfte es sich mit ziemlicher Sicherheit ergeben, daß Völker wie die Wandorobbo und Wassaniä ꝛc. aus ihren in den Niederungen

gelegenen Wohnsitzen vertrieben und unfreiwillig zu umherschweifenden Jägern gemacht worden sind. Allerdings sind zur Beurtheilung derartiger Zustände unbedingt mehrere, aus verschiedenen Zeiträumen stammende Berichte nöthig; auch ist aus dem schon oben angeführtem Grunde große Vorsicht beim Gebrauche der Völkernamen erforderlich. Aber immerhin kann man erkennen, daß von allen Bewohnern des ebenen Landes die Bewohner der Oasen und der Veene nothwendig dort zu venatores geworden sind, wo der Andrang der Wanderhorden ganz besonders stark war. Nur überall da, wo sie frühzeitig nach den Gebirgen drangen und sich hier vermischten, bezw. ihre Pfahlbauten (darüber später) dorthin verlegen, sind sie selbst Herrscher geworden.

Nie würden die Jäger haben Ackerbauer werden können, weil die Jagd ein viel zu unruhiger Ernährungszweig ist, um die Vorstellungsreihe zu gewinnen, die nothwendig ist, die Natur nachzuahmen. Aber sie würden auch nicht Viehzüchter haben werden können, weil die Thiere ihrer Umgebung sie wegen der unausgesetzten Verfolgung nothwendig fliehen mußten. Der Jäger kann das Thier nur in seiner Bewegung, aber nicht in seinem ruhenden Zustande beobachten; und seine Werthschätzung erstreckt sich auf den Fleischgenuß, nicht auf die Milch, während der Viehzüchter bestrebt ist, das Thier möglichst lange am Leben zu erhalten, weshalb denn auch der Viehzüchter vegetabilische Stoffe keineswegs verschmäht, wenn er auch vorzugsweise sein Augenmerk auf das Fleisch derjenigen Thiere richtet, welche nicht milchergiebig und domesticirbar sind. Auch er kann deshalb, weil auch er die Jagd als Nebenzweig treibt, zum wilden Jäger werden, wenn er aus irgendwelchen Umständen seiner Herden beraubt wird.

Sollte es sich aus irgend einem andern Thatsachenzusammenhange, als dem, in welchem sich meine Untersuchungen bewegen, beweisen lassen, daß es vor vielen Jahrtausenden „Urmenschen" gegeben habe, die nur Jäger waren, so würden wir, falls sie nicht unter das hülfreiche Protectorat von Ackerbauern oder Viehzüchtern oder sonstigen Wanderhorden gekommen wären, annehmen müssen, daß sie dem totalen Untergange preisgegeben worden seien, weil schlechterdings ein Übergang weder zum Ackerbau noch zur Viehzucht denkbar ist. Dort nicht, weil, wie oben (S. 128 ff.) gezeigt wurde, zur Gewinnung der Reihenvorstellung, daß Aussaat Ernte giebt, ein Zustand dauernder Seßhaftigkeit und vorzugsweise vegetabilischer Ernährungsweise erforderlich ist, hier nicht, weil das zerstreute, auf die Verfolgung der Thiere gerichtete Leben ihnen die Vorstellung eines friedlichen Zusammenlebens mit den Thieren nie hätte verschaffen können.

Der Viehzüchter lebte mit seinen Thieren in Frieden (pax) und nur innerhalb des räumlichen Friedens (pagus) in ihrer unmittelbaren Nähe konnte er den Werth ihrer Milch schätzen lernen. Denn zu seiner

Ernährung bedurfte der Urmensch von Anfang an großer Quantitäten von Flüssigkeit in Form von Wasser; und die menschliche, der thierischen ähnliche Milch war ihm ebenfalls von Beginn an bekannt. Daß er der Milch den Vorzug vor dem Wasser eingeräumt hat, wer wollte dies angesichts der bekannten Thatsache, daß man frühzeitig damit begann, Wasser durch Wurzeln, Knollen, Kräuter und Holz schmackhafter zu machen, (Soma, ein Gemischtrank), bestreiten? Der Übergang von Menschenmilch und Wasser zur Thiermilch war zudem so unbedeutend, daß man kaum von einem Übergang reden darf.

So wurde also das umzäunte Rundlager der bestimmende Grund, daß seine Bewohner, wo die Bedingungen dazu vorhanden waren, Viehzüchter wurden. Aber nicht hat der Schutz ihrer Heerden den Viehzüchtern die Nöthigung auferlegt, sich in Kreise einzuschließen und diese mit einem Zaun zu umgeben, wie man wohl behauptet hat. Dazu hätte man ebenso gut eine oblange Form wählen können. Wären die Umzäunungen nicht schon vorhanden gewesen, so würde die oben behandelte Frage, wieso denn der Mensch ohne dieselben zur Zähmung seiner Hausthiere gelangt sei, unbeantwortet bleiben. Es bliebe alsdann nur die Annahme übrig, daß der urgeschichtliche Mensch durch den reflectirenden Verstand auf die Idee verfallen sei, wild umherlaufende Thiere sich zur Aufzucht einzufangen; aber alsdann geräth man in Widerspruch mit dem Entwickelungsgesetz der menschlichen Seele, dem zufolge der bewußten Vorstellung die sinnliche Anschauung vorausgegangen sein muß. Man müßte also dieses Gesetz in Abrede stellen und ein vorbewußtes Geistesleben bezw. angeborene Vorstellungen annehmen.

Berücksichtigen wir außerdem noch die Thatsache, daß der Zaun, bezw. die Umwallung, die gerade auf der primitivsten Kulturstufe deutlicher als späterhin auftritt, ja zuweilen bei einigermaßen entwickelter Viehzucht oft gerade in Wegfall geräth, auch dort sich noch bemerkbar macht, wo man an Viehumzäunungen gar nicht denkt, so können wir unmöglich an der Ansicht festhalten, die umzäunte Kreislagerung sei die nothwendige Folge der Heerdenhaltung gewesen. Waren auf Goland kreisförmig umhordete Lagerungen entstanden, wo kein Vieh vorhanden war, so konnte selbstverständlich auch keine Viehzucht entstehen. Es will mir scheinen, daß der Ausdruck pagus ursprünglich nur für die Viehzüchter gebraucht wurde, ohne daß ich damit sagen will, er könne ihnen nicht von den Bewohnern der Ebene beigelegt worden sein, wie denn skr. gô-pa ganz augenscheinlich eine Bezeichnung der arischen Bewohner für die Hirten des Golandes (γῆ) ist. Wie dem auch sein mag: der Ausdruck ist weit verbreitet. Selbst in Peru wird das Lama „Paco" genannt, und auch dort treffen wir eine Pacha-Verfassung neben der allgemeinen Jana-cuna an.

Gerade durch die Heerdenhaltung wurde diese Wanderhorde nur noch beweglicher. Denn jetzt eng verbunden mit ihrem Zahmvieh, das zu einem integrirenden Bestandtheil ihrer Wohngemeinschaft geworden war, mußte die ohnehin zum Wandern geneigte Rundhorde nur noch mehr wandern, und zwar anfänglich um so mehr, je weniger sie bereits auch für ihr Vieh zu der Erfahrung des Vorrathsammelns für den Winter und überhaupt noch zu keiner Erkenntniß fürsorglicher und tiefgehender Ausnutzung ihrer Bodenumgebung gelangt war. So wurde das ruhelose Leben, welches die Gens überhaupt kennzeichnet, durch den Heerdenbesitz gleichsam conservirt und gesteigert.

Um des Viehes willen müssen die Pagi öfter verlegt werden und zwar, wenn irgendmöglich, nach weit ausgedehnten Ländereien, weshalb denn viehzüchtende Horden selbst der Wüste vor fruchtbarem Ackerland den Vorzug geben und auf ihren Wanderungen nur dort dauernd beobachtet werden, wo sie sich ausdehnen können, während sie die engeren Thalkessel der Vicus-Bewohner regelmäßig nur durchstreifen oder wenn sie sich niederließen, bald wieder aufgaben. Doch dieser Vorgang ist, wie schon oben bemerkt, nicht so zu denken, als ob sie schon bei ihrem Eindringen in neue Ländereien mit der Absicht auftreten, diese bald wieder zu verlassen; sonst würden wir nicht, bevor sie die Construction beweglicher Hütten erfanden, auf Spuren ihrer Rundbaue stoßen, die uns von ihrer Existenz Zeugniß ablegen. Auch ist ihre ursprüngliche Heimath nicht die Steppe, sondern das bergige Goland.

In der Steppe werden sie sogar in gewissem Sinne seßhaft, da diese sie zwar ebenfalls zum Weiterziehen, aber auch zugleich zum Zurückziehen auf die alten Weideplätze nöthigt. Der jährliche Wechsel von Berg- und Thalweide, wie wir ihn z. B. in unserem westlichen Alpengebiet finden, ist modernen Ursprungs und berührt uns deshalb hier nicht. Characteristisch ist den Pagis die schon oben gekennzeichnete kriegerische Organisation, die sie eben im Völkerleben als „Störenfriede" erscheinen läßt. So reißen sie andere, nicht Vieh züchtende Gentes, besonders Waffenschmiede und dergl., mit sich fort und treten mit diesen in einem so lockeren Bundesverhältniß auf, daß sie sich bei erst-bester Gelegenheit wieder von einander trennen. In diesem beständigen Loslösen, um weiter zu ziehen, liegt ein Theil des Geheimnisses der Völkermischung mit ihrer Folge, der Verbreitung der Kultur. Sie würden niemals zu einer so umfassenden kriegerischen Organisation gelangt sein, hätten sie nicht andere Gentes mit sich fortgerissen, die ihnen die Bedingungen der Kriegführung gewährt hätten. Mußten ihnen die gewerbetreibenden Gentes die Werkzeuge dazu schaffen, so benutzten sie anderseits aber auch die ackerbauenden Vicini zur Lieferung der vegetabilischen Lebensmittel. Eben-

deshalb reißen sie auch diese mit sich fort, und so sehen wir in ihrer Umgebung sehr häufig auch Ackerbauer. Dieser letztere Umstand ist von agrargeschichtlicher Bedeutung, weshalb wir hierbei länger zu verweilen haben.

Zur Exemplification dieser Erscheinung will ich das Volk der Sueven wählen, weil uns dasselbe zugleich einen weiteren interessanten Aufschluß über die germanische Vorzeit zu bieten im Stande ist, durch den wir, ähnlich wie wir es bei dem von Tacitus beschriebenen Ackerbau thaten, eine Reihe von Mißverständnissen an Caesar's Darstellung zu beseitigen hoffen. Da aber alle Beispiele, die ich in diesem Abschnitte wähle, complexe Erscheinungen sind, so bitte ich den Leser dieses Umstandes eingedenk zu sein; indessen werde ich mich bemühen, die unter einander heterogenen Elemente möglichst zu analysiren.

Bekanntlich berichtet Caesar (b. g. IV. 1) von den Sueven, „dem bei Weitem größten und kriegerischesten Volk aller Germanen" (Suevorum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium): „Hi centum pagos habere dicuntur, ex quibus quotannis singula milia armatorum bellandi causa ex finibus educunt." Man übersetzt: „Diese, so wird gesagt, haben hundert Gaue, aus deren jedem sie alljährlich je tausend Bewaffnete zum Krieg aus ihren Grenzen führen." Da nun wegen der auf die angeführte Stelle folgenden Worte, daß man in der Kriegsführung abwechselt, diese zehntausend Krieger etwa die Hälfte aller Krieger umfassen, so sind schon aus diesem Grunde Bedenken gegen die Richtigkeit von Caesar's Angaben erhoben worden.

Wenn Caesar die Suevorum gens als longe maxima et bellicosissima bezeichnet, so ist dies keine Thatsache, sondern ein Urtheil; und wenn er zur Begründung dieses Urtheils sich auf ein „man sagt" stützt, so sind wir selbst dann weder berechtigt noch verpflichtet, es als Thatsache zu betrachten, wenn außerdem andere Schriftsteller das Gleiche berichten, da ein Bericht nicht dadurch höhere Giltigkeit erlangt, daß ihn Andere wiederholen. Jedenfalls kann der Ausdruck centum pagi nur durch eine wörtliche Übersetzung eines den Römern fremden Ausdrucks entstanden sein. Unsre Aufgabe besteht somit zunächst darin, die fremde Wortbezeichnung aufzusuchen. Da aber das formale Lexicon auch dabei keine Hülfe leisten kann, weil ja nur der Sachverhalt einem Ausdrucke seine Bedeutung giebt, so erwächst uns die weitere Aufgabe, uns auf Grund der überlieferten thatsächlichen Merkmale unter Vergleichung anderer Völker mit denselben Merkmalen zunächst ein Bild von der Verfassung der Sueven zu verschaffen, um die Vorstellung zu gewinnen, der der Ausdruck centum pagi zu Grunde liegt.

Nach Caesar treiben die Sueven Ackerbau und zwar in der Weise,

daß die, welche nicht in den Krieg ziehen, zu Hause für sich und für jene die Ernährung übernehmen. Denn es heißt: Reliqui, qui domi manserunt, se atque illos alunt. Hi rursus in vicem anno post in armis sunt, illi domi remanent. Sic neque agri cultura nec ratio atque usus belli intermittitur. Auch erfahren wir, daß bei den Sueven das Land nicht, wie im Vicus, in Kämpe zerfällt, sondern entsprechend der Rundlagerung des Pagus als Ganzes von Allen bewirthschaftet wird; denn Caesar fährt fort: Sed privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa non licet. Neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt multumque sunt in venationibus. Das heißt zu deutsch: „Aber gesonderte und noch dazu abgezäunte Äcker giebt es bei ihnen nicht, und länger als ein Jahr auf einer Stelle des Anbaus wegen zurückzubleiben, läßt es nicht zu. Sie leben ja nicht viel von Getreide, sondern größtentheils von Milch und Zahmvieh, und sind viel auf der Jagd."

Schon meine Übersetzung ergiebt, daß ich diese Stelle von der herrschenden Ansicht abweichend interpretire. Ich habe möglichst wörtlich übersetzt, um in die Worte Caesar's, besonders wo er hier objectiv berichtet, nicht mehr hineinzulegen, als was sie ergeben. In den Worten privati ac separati agri apud eos nihil est liegt nichts, was uns verleiten dürfte zu erklären: „Privateigenthum haben sie nicht"; es wird die technische, aber nicht die eigenthumsrechtliche Seite des Ackerbaues beschrieben. Ebenso unerlaubt halte ich es, das „non licet" mit „es ist nicht gestattet" zu übersetzen und dabei an irgend eine verbietende Persönlichkeit zu denken, die alljährlich „vorwärts marsch" commandirt. Denn licet heißt: „es ist nicht zulässig, es läßt nicht zu." Nämlich das ganze geschilderte Sachverhältniß gestattet gar nicht auf derselben Stelle zu verbleiben, weil ja Ackerbau mit Viehzucht verbunden ist. Wenn man sich zudem in den Geist des Schriftstellers versenkt d. h. dessen Gedankenreihe psychologisch zu erfassen strebt, so ergiebt sich schon aus dem in neque enthaltenen que (= τε, skr. — ca), das wir gut mit „ja", also neque mit „ja nicht" wiedergeben können, daß Caesar das non licet uno in loco incolendi causa remanere näher erklären will: „sie leben ja nicht viel von Getreide, sondern meistentheils von Milch und Vieh und von Jagdthieren." Um der vorzugsweise thierischen Nahrung willen wird das „vorwärts marsch" geboten.

Die Schilderung der suevischen Verfassung durch Caesar ergiebt also den Zustand einer wandernden Völkerschaft, die einestheils und zwar vorwiegend Viehzucht treibt und anderntheils gleichzeitig den Acker bestellt, letzteren aber nicht in abgesonderten Kämpen, wie bei den seßhaften Bewohnern der Ebene. Es ist nun leicht gesagt, dieser Zustand stelle das

Bild eines Übergangs nomadischer Lebensweise zur Seßhaftigkeit, bzw. der Viehzucht zum Ackerbau dar. Rufen wir uns den Satz der Psychologie ins Gedächtniß, daß nichts im Intellect ist, was nicht zuvor in den Sinnen war, so erkennen wir die Richtigkeit einer solchen Behauptung. Nie würde ein Viehzüchter auf den Gedanken, Ackerbau zu treiben gekommen sein, hätte er den letzteren nicht zuvor erschaut. Erschauen konnte er ihn nur an einer Bevölkerung, die Ackerbau betrieb. Das zu lösende Problem liegt also in der Aufsuchung des Elements, welches dem Intellect der Viehzüchter den seelischen Reiz bot. Kamen Wanderhorden mit ihrem Vieh in die Thalebene, so pflegten sie, wie es die Sueven (nach Caesar bell. gall. IV. 4) mit den Usipeten und Tenchtheren thaten, die Bewohner dieser Ebenen zu „turbiren" und theilweise zum Mitziehen zu nöthigen. Da aber jede Wanderhorde gegliedert war und der Vicus ebenfalls eine kleine Einheit bildete, so entstanden jetzt kleine zusammengesetzte Gemeinschaften, die Caesar (de bell. gall. VI. 22) mit gentes cognationesque hominum, qui una coierunt bezeichnet, wenn sie, was nicht immer der Fall zu sein braucht, die aratores zum Weiterziehen nöthigen, und zur Heeresfolge mit bestimmen.

In ihrem Innern bleiben beide Elemente jedoch intact, weshalb jedes derselben auch seine Oberhäupter behält: die Gens ihren Princeps, der Vicus seine Magister (Meister).[1]) Nur sind die Vici als die Besiegten untergeordnet und bilden das Heer (goth. harja), ja aller Wahrscheinlichkeit erhält das Wort vic- durch diese Bezwingung (lit. veik-ti) die Bedeutung von Besiegten (victi) und ebenso die von Kämpfern (ahd. vîg-and). Das also, was Jornandes (Cap. 4) von den Goten bemerkt: Vicinos subjugantes suis applicuere victoriis, d. h. „die (seßhaften) Vicus-Wohner unters Joch bringend, verwendeten sie sie zu ihren Siegen" ist eine überall zu beobachtende Erscheinung. Vicini hier mit „Nachbarn" zu übersetzen, ist in Anbetracht dessen, daß man ein bisher feindliches Gebilde unmöglich Nachbar nennen kann, sinnlos; vicini bedeutet hier wie anderwärts immer angesessene Ackerbauer. Ebenso wenig kann man übertragen: „und ließen sie an ihren Siegen theilnehmen"; letzteres kann nur die Folge dessen sein, daß man sie zur Heeresfolge bestimmte.

Es gilt von allen Gentes, was Ratzel von den Indianern sagt: „Sonst aber wurden die Überwundenen blos ausgeplündert und dann verpflichtet, in bestimmten Zeiten bestimmte Steuern zu liefern. Der geschlagene Stamm (besser: Horde) blieb autonom, er regierte sich wie vorher durch seine Vorgesetzten, kein Gedanke an Bildung eines zusammenhängenden Reiches begleitete den ersten Überfall, der nur Einschüchterung

[1]) Das Nähere wird weiter unten ausgeführt werden.

behufs späterer Ausbeutung zum Zwecke hatte.[1]) Die Stellung der Überwundenen hängt jedoch davon ab, ob die Gens weiterzieht. Wurde ein Vicus von nomadischen Viehzüchtern unterjocht und mit fortgeführt, so mußte er unbeschadet seiner Autonomie seine ursprüngliche Verfassung zu Gunsten der Gens modificieren, weil ja jetzt die Arier als Harja zugleich Heeresfolge zu leisten hatten und zwischen Beiden jetzt eine Wechselbeziehung eintrat. Insofern sie aber in Bezug auf die Macht in Herrscher und Beherrschte geschieden sind, müssen zur Bezeichnung des Ganzen zwei gesonderte Ausdrücke, einestheils für die Gens, anderntheils für die Cognatio, hervortreten.

Diese Dappelbezeichnung ist nicht schwer zu finden, sobald einmal das rein Thatsächliche in seinen Elementen festgestellt ist. Auch muß, da die Unterwerfung des Vicus mit seiner Arja-Bevölkerung überall vorkommt, diese Doppelbezeichnung gewissermaßen international sein. Doch da wir zunächst von den Sueven sprechen, so wollen wir auch bei ihnen vorerst diese Doppelbezeichnung aufsuchen. Es ist bekannt, daß unter dem Namen Sueven Horden im Sevegebirge Skandinaviens gewohnt haben, und da sie zur Ebene hinabsteigen mußten, wenn sie weiter wandern wollten, so mußten sie Arja in ihr Gefolge nehmen, da sie ja ohne Unterdrückung derselben gar nicht vorwärts gelangen konnten. Diese Doppelbezeichnung heißt nun den alten schwedischen Schriftstellern nach entweder hunda-haerad, oder auch kinna haerat, und daß sie ein Gemisch, d. h. eine „Sammteinheit" war, daran erinnert noch „Semming-hunda-haerad in Upland. Wie sich hunda zu hundra stellt, haben wir bereits kennen gelernt: hundra ist die gezählte hund. Das Wort haerad, dem wir schon oben (S. 247) bei den Beduinen begegneten, wo harrat die ansässigen Ackerbauer sind, bezeichnet das Landgebiet mit seiner Ackerbau-Bevölkerung, und der Urling ist jedenfalls har bzw. ar, so daß wir hun(d) und har haben.

Sowohl bei Juristen als Nationalökonomen werden, wie man das noch in den allerneuesten Publicationen von Leist und Meitzen[2]) lesen kann, die beiden Wörter hundari und herat für identisch gehalten, weshalb man die Hundertschaften geradezu haerad nennt. Aber sie sind Gegensätze. Haerad (herad, herat, herret, Harden, in der Zend-Avesta haroyu) ist das feuchte Niederland, also Boden der Hera oder wie wir auch sagen können, „arisches" Land. Zu ihm in Gegensatz steht, ähnlich wie Hera zur Gaea, der Gorat (Ghorat), ein Gegensatz, der bekanntlich bis heute noch in Afghanistan eine geographische Bedeutung hat, insofern Ghorat als rauhe Berginsel nomadisirende Völkerschaften beherbigt, Herat

[1]) Ratzel, Völkerkunde III. S. 715.
[2]) Siedelung und Agrarwesen I S. 141, 467.

den fruchtbaren Garten für Ackerbauer darstellt. Auch war bekanntlich das alte Herat schon im höchsten Zendalterthum die Stätte der Arier, die dann in der Makedonier Zeit, wo sich Arier mit Bewohnern von Goland gemischt hatten, nicht mehr Herat, sondern der Mischung entsprechend Arta-Kana genannt wurde.

Herat ist identisch mit Arta, wogegen Kana identisch mit Gorat und eine der vielen Wortbezeichnungen ist, welche wir bei den Gohorden vorfinden. Das G in Gorat wird auch zu J. erweicht, wie beispielsweise in Jorat (Jurten), dem Berg zwischen den Städten Lausanne und Mondon im schweizerischen Cantone Waadt[1]). Nur weil Go-Horden „gehende" Horden (gentes) d. i. Wanderhorden sind, die ihre eigenen Wege gingen und augenscheinlich vielfach, wenn sie die Flachländer der arischen Bewohner durchkreuzen mußten, von diesen letzteren verschieden benannt wurden, wechseln ihre Namen beständig. Daraus ist es eben zu erklären, daß ihre Organisation, je nach der Mundart der betr. Völkerschaft, trotz aller Übereinstimmung in der Sprachwurzel, eine abweichende Benennung führt. So ist eben auch Kana nur eine Variante einer Sprachwurzel, zu der unter vielen Andern griech. καντα, κοντα in ἑ-κατ-όν (d. i. ἑν καντον; skr. çatá für çanta; lat. cent in centum und ebenso hund in hundert gehören.

Wie alt solche Zusammenschließungen von Gens und Ari sind, ergiebt sich daraus, daß sie bereits im Rigveda erwähnt werden. Es ist indessen eine vergebliche Liebesmüh der Gelehrten, aus solchen Wortbezeichnungen die örtliche Wohnlage von Völkerschaften zu bestimmen, die diesen Namen getragen haben, weil sie eben als Wanderhorden vieler Orten vorkommen. So lesen wir beispielsweise bei Zimmer[2]): „Bemerkenswerth ist die Nennung der Gandhāri. Sie müssen bekannt gewesen sein als gute Schafzüchter; denn in dem Bruchstücke eines lasciven Liedes Rv. 1. 126, 7 sagt ein üppiges Weib: ‚Am ganzen Körper bin ich stark behaart wie eine Schafmutter bei den Gandhari.' In der späteren Literatur werden Gandhāra, Gāndhāra oft erwähnt; nach dem Mahābhārata sind sie Verbündete der Kuru; nach Nājat. 1,66 wohnen sie zu jener Zeit an der Sindhu (upasindhu); Darius nennt in der Inschrift von Naqs-i-Rustam 25 Ga(n)dāra neben dem Hi(n)du als ihm unterworfene Völker (cf. Behist. 1, 16). Hekaitios nennt sie ein indisches Volk . . . Nach all dem können wir annehmen, daß die Gandhāri ein indisches Volk waren, das

[1]) Oft ist der Name kaum wiederzuerkennen. So schreibt Berghaus „Djorhat, wofür andere Johrat, Jorhat, Joorhadh (Jurhath), Jorahawt, Jorhaut u. s. w. schreiben, bekanntlich die Residenz der Könige des hinterindischen Staates Asam seit 1792, wo sie der Raja Gaurinath dazu erhob.

[2]) Heinrich Zimmer, Altindisches Leben, Berlin 1879. S. 30.

auf dem Südufer der Kubhā — hier traf sie auch noch Hiuen Tsang — bis zum Indus hin und auch noch auf dem östlichen Ufer dieses Stromes saß."

In verschiedenen lautlichen Varianten begegnen wir bis zur Gegenwart der Doppelbezeichnung für ein Gemisch von Gohorden und Arahorden Kand-hari. Wenn nun Caesar, und zwar, weil er ja „hi centum pagos habere dicuntur sagt, durch seine Gewährsmänner erfuhr, daß die Sueven hunda-haerat haben, so darf uns das Mißverständniß bei der Übersetzung dieses Ausdruckes in „hundert Gaue" um so weniger wundern, als wir ja selbst noch immer über das Wesen der Hundertschaft nicht im Klaren sind und uns krampfhaft an den Zahlenbegriff Hundert anklammern. Was die Übertragung von herat durch Caesar mit pagos betrifft, so war sie nicht incorrect, da seiner Vorstellung nach der Ausdruck pagus ein räumliches Landgebiet schlechthin bezeichnete. Es handelte sich also um eine rein wörtliche Übersetzung zweier Wörter, deren zu Grunde liegender Sachverhalt der Erkenntniß von Caesar's Berichterstatter verschlossen war. Der objective Thatbestand besteht aber, wie gezeigt, darin, daß sich die Gens mit einer Hara verbunden hat, die nunmehr zusammengehen und eine gens cognatioque qui una coierunt, d. h. eine Wanderhorde mit einer mitwandernden Ackerbauhorde bilden, wobei die Gens das herrschende Element ist.

Auf das friedliche Zu„sammen"gehen deutet das „Semming" in „Semming-hunda-härad" hin. Es ist verwandt mit goth. sam-jan, was ursprünglich zusammen=gehen heißt, aber ähnlich wie engl. seemly die Bedeutung anständig, schicklich, ziemlich im Sinne von lieblich, gefällig annimmt, weil das Zusammengehen diesen Zustand als Endergebniß involvirt. Aus einer solchen Zusammenschweißung von Berg= und Niederlandsbewohnern, Hirten und Ackerbauern gingen die Semminger oder Semnonen hervor, die nach Tacitus (Germ. 39) „sich selbst als die längstbestandenen und bekanntesten (vetustissimos nobilissimosque) der Sueven erwähnen", und zwar, meines Erachtens mit vollem Recht, wenn wir sie auf Grund der reinen Thatsachenmerkmale in der Entwickelungsreihe des Völkerlebens mit den Sueven schlechthin vergleichen.

Denn Tacitus sagt im 38. Kapitel der Germania, daß sich die Sueven in Bezug auf das Tragen des Haares nicht blos von den übrigen Germanen unterscheiden, sondern auch bei ihnen selbst die Eingeborenen (ingenui) von den Dienenden (servi). Die mitwandernde Ackerbauhorde ist der eigentlichen Wanderhorde untergeben; im Semming dagegen begegnet uns ein Zustand der Gleichstellung; das letztere steht in der Entwickelungsreihe höher. Reine Wanderhorden (gentes sine cognationibus) haben keine dienende Klasse in ihrer Mitte. Reißen Gentes andere Gentes mit

sich fort, so bilden sie eine meist nur vorübergehende Vereinigung Gleichgeordneter, vorausgesetzt, daß sie nicht in ihrem Berufe verschieden sind und der einheitlichen Gewalt eines Welteroberers, der über ihre Stellung gegen einander disponirt, untergeben sind. Durch Nöthigung einzelner arischer Horden zum Mitwandern entstehen Klassenverhältnisse.

Freilich dürfen wir uns das Verhältniß der Eingeborenen zu den mitwandernden Dienenden nicht in der Gestalt der späteren Sclaverei vorstellen, sondern etwa in der Form, wie Tacitus (Germ. 25) uns ein Bild entwirft: „Der Herr legt ihm wie einem Lehnsmann eine Abgabe von Getreide, Vieh oder Kleiderstoff auf: weiter geht die Unterthänigkeit nicht." Bei einem solchen Verhältniß ist alsdann der Weg zur allmählichen Verschmelzung angebahnt, weshalb sogar ein Tausch in den gegenseitigen Rollen von Pflichtigen und Herren eintreten kann, — ein Tausch, den wir ebenfalls bei Tacitus (Germ. 24) in folgender Schilderung dargeboten finden: „Das Würfelspiel treiben sie, sonderbar genug, nüchtern als ernsthaftes Geschäft, mit solcher Tollkühnheit bei Gewinn oder Verlust, daß sie, wenn Alles hin ist, auf den äußersten und letzten Wurf Person und Freiheit setzen. Der Verlierende begiebt sich freiwillig in die Knechtschaft." Durch solche Verhältnisse werden selbstverständlich die Beziehungen der einst feindlichen Elemente nur noch mehr ausgeglichen.

Daß ein friedliches Band, wie der Semming, nur nach und nach entstehen kann, liegt auf der Hand. Denn wir wissen aus anderweitigen Nachrichten der Völkerkunde, wie grausam bisweilen die erste Begegnung heterogener — seßhafter und Wander- — Horden ist. Die ganze innere gesellschaftliche Organisation und der äußere Habitus der menschlichen Gestalt war eben bei beiden ein so durchaus verschiedener, daß man unmöglich gegenseits das Menschenthum sogleich zu erkennen vermochte, weil eben der Intellect zu allernächst an die äußere Gestalt anknüpft. Wie lange hat es selbst in unserer vorgerückten Kulturzeit gedauert, bis man die farbigen Menschen in ihrer reinen Menschlichkeit gewürdigt hat! Der lange gehegte Glaube an Werwölfe, an Vampyre und dergleichen hätte niemals im menschlichen Geiste eine Heimstätte finden können, und Erzählungen, wie die des Herodot, daß nördlich von den Archippäern Menschen mit Ziegenfüßen wohnen, oder von Plinius, daß es hundsköpfige Menschen gäbe, oder von Tacitus, er lasse es dahin gestellt sein, ob die nördlich von den Finnen lebenden Hellusier und Orionen menschliche Gesichter, aber thierische Leiber und Glieder haben und andere ähnliche Berichte wären niemals aufgetaucht, wenn nicht in Wirklichkeit ganz anders geartete Menschen in thierähnlicher Kleidung vor das Auge der Bewohner der Ebene getreten wären. Den in den Niederungen wohnenden, auf vegetabilische Stoffe angewiesenen Ackerbauern ohne Viehzucht mußten jene Fremdlinge des

Höhenlandes, von denen sie zuvor nie Kunde erhalten hatten, als Nicht-Menschen erscheinen.

Bekanntlich sind die Nachrichten der Alten über abnorme Menschenbildungen selbst noch in die Kosmographien der deutschen Humanisten und von da in die bildende Kunst übergegangen. Und erst mit dem Auftreten der „Statisten", der Statistiker, wie wir sie heute nennen, welche das rein Thatsächliche in den Vordergrund ihrer Darstellung schoben, verschwanden jene Nachrichten. Wir wollen hoffen, daß auch in der nahen Zukunft die Statistik es sein wird, welche an den reinen Thatsachenmerkmalen des Völkerlebens einen neuen Aufbau des urgeschichtlichen Menschen versuchen wird, um damit zugleich die rein speculativen Constructionen seiner Wildheit im Uranfang seiner Existenz nach und nach zu besiegen. Es drängt sich uns an dieser Stelle ganz besonders das Gerede auf, welches wir noch immer über die Menschenfresserei zu hören bekommen.

In unserer Zeit des Haschens nach Sensationellem ist es Mode geworden, die Anthropophagie in die allergraueste Urzeit, möglichst in die erste Zeit des Auftretens des Urmenschen zu versetzen, damit nur ja seine ursprüngliche Rohheit und Grausamkeit recht in den Vordergrund tritt. Sowie die Sau zuweilen ihre Ferkel, so ähnlich, denken sich Einige, verzehrte der Urmensch anfänglich seine Umgebung. Es ist nur wunderbar, daß bei einem solchen Zustande es dem Menschengeschlechte nicht ebenso ergangen ist, wie jenen „Präriehunden", die neuerdings Rudolf Steinmetz nebst einer Anzahl von anderen Thieren sieben Spalten lang zur Beantwortung der Frage herbeizieht, ob der Urmensch von Haus aus Endokannibale war: „Die Tausende Präriehunde, welche Sultan Mahmud auf eine kahle Felseninsel bringen ließ, fraßen einander auf." Es erinnert uns an die beiden Löwen im Studentenliede, die „wuthentbrannt einander aufgezohren", so daß zuletzt nichts übrig blieb „als beider Löwen Wedel". Wenn es unsere menschlichen Vorfahren auch so machten, so dürfen wir uns glücklich preisen, daß wir übrig geblieben sind.

Doch man sollte eigentlich trotz aller Komik, die der Steinmetz'schen Abhandlung innewohnt, nicht scherzen, da es ein trauriges Zeichen unsrer Zeit ist, daß eine so flüchtige, methodisch geradezu fehlerhafte Darstellung, wie sie der Genannte einer Zeitschrift zu bieten wagte, nicht schon von der Redaction derselben, die sie vor dem Abdruck gar nicht gelesen zu haben scheint, zurückgewiesen wurde.

Angesichts der haarsträubenden Schilderungen des Urmenschen möge der Leser mir freundlichst gestatten, meine Darstellung über das Volk der Sueven durch einen möglichst kurzen Hinweis über die Entstehung der Anthropophagie zu unterbrechen, zumal wir durch eine correcte Bestimmung über den Zeitpunkt ihres Auftretens uns zugleich ein Verständniß über

das Wesen der Menschenopfer verschaffen können, welche wir bei den Semnonen vorfinden. Tacitus sagt von ihnen: „Ihr Alterthum wird durch heilige Gebräuche beglaubigt. Zu festgesetzter Zeit kommen durch Gesandtschaften alle Völker von gleichem Blute zusammen in einem Wald und beginnen mit öffentlichen Menschenopfern des barbarischen Götterdienstes schauervolle Feierlichkeit."

Das Thatsächliche an diesem Berichte besteht darin, daß ein politischer Verband öffentlich Menschenopfer bringt und die Glieder derselben bei dieser Feier durch Gesandte repräsentirt werden. Dieser Verband, den wir bei den Semnonen Semming genannt haben, ist das Ergebniß eines Zusammenschlusses heterogener Horden, theils einiger Hunda der Wanderhorden, theils einiger Herat der seßhaften Horden. Wie kamen sie dazu, jetzt Menschenopfer zu bringen?

Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß die in allen Erdtheilen angetroffene Erscheinung der Menschenfresserei, wie auch Ratzel bemerkt, „nicht eine Eigenthümlichkeit der niedrigsten Kulturstufen sei. Völker wie die Mangbattu, Batta, Maori gehören zu den höchsten ihres Kreises". Das bei der Menschenfresserei beobachtete äußere Ceremoniell ist bei verschiedenen Völkern verschieden und nahe verwandt der Mystik, welche bei öffentlichen Menschenopfern angetroffen wird, weshalb man die letzteren schon häufig und zwar mit Recht als im engsten Zusammenhang mit der Anthropophagie stehend angenommen hat. Beide Erscheinungen decken sich — und das ist das Wesentliche — in ihrem Grundmerkmal, nämlich in der Verkennung des Menschenthums. Deshalb finden wir auch, daß beide überall da von selbst verschwinden, wo Diejenigen, welche den schauervollen Gebrauch bisher übten, zur Erkenntniß des reinen Menschenthums gelangen. Der Entwickelungsmotor, welcher dies zu Stande bringt, ist der wechselseitige Verkehr, in dessen Gefolge eben die reifende Überzeugung liegt, daß man einander bedarf. Eine solche Erkenntniß zu gewinnen erfordert, wie jeder Erkenntnißproceß, einen bestimmten Zeitraum, dessen Dauer von den Bedingungen abhängig ist, welche theils hemmend, theils fördernd einwirken. Da nun die Verkennung des Menschenthums ja selbst hemmende Bedingung ist, so geschieht es eben, daß der schauervolle Gebrauch um so länger anhält, je mehr die Mystik Anhaltepunkte findet, ihn im Interesse des „Sammt"zustandes aufrecht zu erhalten. Jede Mystik wurzelt in der Ahnung eines Zusammenhanges. So ahnt man, daß der jetzt friedliche Zustand (semming) aus einem zuvorigen Zustande der gegenseitigen Tödtung mit Verwerthung des Menschenfleisches zum Genuß hervorgegangen ist, hält das Letztere für die Ursache der endgültigen Versöhnung und verstrickt sich dadurch in den Wahn, daß zur Aufrechterhaltung eines geordneten Zustandes das Menschenopfer unbedingt

erforderlich sei. Die einzelnen Erscheinungsformen hier vorzuführen, ist Aufgabe einer monographischen Darstellung, nicht einer Theorie.

Wenn sich Menschen begegneten, die schon in ihrem ganzen äußeren Habitus von einander abwichen, wenn die Bewohner des ebenen Landes, die reinen Ackerbauer, plötzlich in Thierfelle eingehüllte oder mit Thiermasken versehene Gestalten vor ihren Augen erblickten, die, obwohl der menschlichen Sprache, doch nicht ihrer eigenen Sprache kundig waren, sich wohl gar durch Raub ihres Besitzes bemächtigten, so mußten sie sie als Thiere und je nach der Lage der Umstände als solche Thiere betrachten, die ihnen möglicher Weise schon zuvor ähnliche Schäden zugefügt hatten, wie diese neuen Eindringlinge. Wer sollte nicht das entstehende Furchtgefühl bei Kindern beobachtet haben, wenn sich Jemand unterfängt, beispielsweise das als Teppich dienende Bärenfell über seine Schultern zu hängen, sein Gesicht mit dem Bärenkopf zu überziehen und die kralligen Tatzen zur Berührung des kindlichen Händchens zu gebrauchen? Nicht anders kann es um die Furcht jener primitiven Menschen bestellt gewesen sein, die zum ersten Male thierähnlichen Gestalten begegneten. Und wie das Kind erst wieder ruhig wird, wenn die Maske fällt und es zur Erkenntniß kommt, ihm lache jetzt ein freundliches Gesicht entgegen und es werde von einer Hand gleich der seinigen gestreichelt, so wird auch in der Geschichte des Völkerlebens erst dann eine Versöhnung eingetreten sein, wenn man hinter der Maske die Ähnlichkeit mit sich selbst erkannte. Aber die Maske wurde hier jedenfalls nicht so schnell abgestreift, wie jenes zur Verkleidung dienende Bärenfell; vielmehr wird dazu eine lange Zeit erforderlich gewesen sein, eine Zeit des Schreckens und der Grausamkeit.

Was ist natürlicher bei der Berührung der feindlichen Gegensätze zwischen den seßhaften Ackerbauern und den eindringenden Viehzüchtern oder sonstigen Wanderhorden, als daß sie sich tödten, und daß die, welche in den Fremden nichts Menschliches erkennen und sie für Thiere oder thierähnliche Gestalten halten, sie auch zur Nahrung benutzen. Wir wollen den Berichterstattern über Anthropophagie gern glauben, daß Menschenfleisch mancherwärts als Delicatesse betrachtet werde, weil es schmackhaft, daß es auf den Markt komme, hier sehr gesucht sei und dergl. mehr. Aber solche Nachrichten können uns nicht die Entstehung der Erscheinung, sondern nur die Existenz der Sitte erklären. Man kann wegen des Geschmackes und des Erlöses aus dem Verkauf von Menschenfleisch bei der Sitte verharren, aber sie um des willen nicht eingeführt haben, weil dies bereits Erfahrung der Schmackhaftigkeit und des Nutzens voraussetzt. Die wechselnden Motive der Erhaltung der Sitte — dies haben bis auf Steinmetz Alle erkannt — sind unwesentlicher Natur an der ganzen Erscheinung der Anthropophagie und gehören in die Geschichte der Mystik.

Seit einiger Zeit machen einige Ethnologen einen Unterschied zwischen Endo- und Exoanthropophagie, je nachdem man die eigenen oder fremden Stammesgenossen verzehrt. Es leuchtet jedem einigermaßen mit Völkerkunde Vertrauten sofort ein, wie methodologisch falsch eine solche Unterscheidung ist, wenn wir die völkerkundliche Erscheinung in Betracht ziehen, daß bei vielen Völkern die Kinder gar nicht als mit ihrem Vater verwandt betrachtet werden. Ich erinnere beispielsweise an die Erscheinung, wo Söhne bei ausbrechendem Kampf auf der entgegengesetzten Seite, wie ihre Väter stehen, weil sie ihren Mutterbruder als Vater ansehen. Eine der ersten Regeln, welche der junge Statistiker lernt, ist die: „Zergliedere den Stoff in seine Untheilbaren (Individuen) und suche die Merkmale nur an diesen auf." Somit darf man nicht am Volksstamm, weil dieser ein Complex ist, sondern nur an jeder einzelnen Horde, aus deren Vielheit jener besteht, die Beobachtung vornehmen. Auch die Familie ist in urgeschichtlichen Erscheinungen nicht das Individuum, weil die Familie aus Elementen zweier verschiedener Horden zusammengesetzt ist.

Die methodologisch falsche Unterscheidung von Endo- und Exo-Kannibalismus hat neuerdings Steinmetz zu der Fragestellung geführt, ob jener oder dieser als das frühere zu betrachten sei, und da ihm Alles leicht von der Hand läuft, giebt er die Erklärung ab: „wenn wir nun endokannibalische Sitten bei überraschend vielen wilden Völkern vorfinden, dazu die Leichenverspeisung bei höheren Thieren gar häufig erscheint, so folge, daß eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür spricht, den Endokannibalismus als ständige Sitte der Urmenschen, sowie der niedrigen Wilden anzunehmen" (S. 50). Ja, Steinmetz nennt den Endokannibalismus „eine stabile, gesunde Sitte, welche ungeheuer lange geübt werden konnte."

Wir haben schon im methodologischen Theile der vorliegenden Abhandlung hervorgehoben, daß eine Einzelerscheinung niemals aus sich selbst erklärt werden kann, weil eine solche immer nur einen subjectiven Eindruck hinterläßt. Deshalb kann auch der Kannibalismus nur im Systeme der Gesammterscheinungen seine Erklärung finden. Ebenso haben wir bereits oben bemerkt, daß man den Ursprung und die Entstehung einer Erscheinung nicht aus ihren wechselnden Merkmalen, sondern nur in ihrem Grundmerkmal erkennen kann. Es verräth Unvertrautsein mit der Methodenlehre, wenn Steinmetz den unwesentlichen Merkmalen, wie z. B. den Motiven, ob man „aus Lust", „zum Schutze der Leiche", „zur Erlangung der Seele", „aus Pietät und Mitleid" Menschen frißt, nicht blos Bedeutung beilegt, sondern geradezu in den Vordergrund stellt. Wie schwer fällt es selbst uns Kulturmenschen, bei unsern vertrautesten Bekannten das Motiv ihrer Handlungsweise festzustellen, ob beispielsweise eine Mutter ihr Kind aus Liebe, aus Noth, aus Schamgefühl und dergl. umgebracht

hat! Und hier will man auf Grund gewöhnlicher Reisenotizen feststellen, ob die Niam-Niam „die Erschlagenen aus Leckerei", die Baletala aber ihre „gebrechlichen Eltern aus Lust" fressen, und welch feiner Unterschied besteht zwischen Leckerei und Lust? Ist das nicht naiv? Augenscheinlich fühlt Steinmetz selbst, daß bei solchem Geklatsch — so nennen wir jedes Gerede, was nicht auf Thatsachenmerkmalen festgestellt ist — gar nichts herauskommen kann.

Mein ganzes Buch beweist, welch hohe Bedeutung ich der Psychologie für die Erkenntniß der menschlichen Urzeit beimesse. Aber es ist geradezu ein Mißbrauch dieser Wissenschaft, wenn man sie in der Urgeschichte zur Feststellung von Begebenheiten im Menschheitsleben verwendet. Da die Seele nur in den Wechselbeziehungen des menschlichen Organismus und der Außenwelt zur Erscheinung kommt, so muß man zuvörderst die Außenwelt festzustellen suchen, um die dadurch verursachten Vorgänge, die ja in Handlungen hervortreten, richtig würdigen zu können. Die Psychologie kann in der Urgeschichte nur Dienste zur Bestimmung der Aufeinanderfolge der Vorstellungen leisten, worüber ich mich schon in meiner Schrift über Horde und Familie (S. 34) näher ausgesprochen habe, wo ich die menschliche Seele mit einem, eine genaue Registratur über die Folge der Seelenerscheinungen enthaltenden Archiv verglich. Erst dann kann die Psychologie sich in den Dienst der Urgeschichte stellen, wenn die Feststellung der Thatsachen des Völkerlebens als beendet angesehen werden kann und man zur Darstellung des Sachverhalts übergeht; sie kann diesen nur begründen.

Es verräth nicht blos ein geringes psychologisches sondern auch ethnologisches Verständniß, wenn Steinmetz in Bezug auf den Kannibalismus sagt, „die Lösung auch dieses ethnologischen Problems bestehe in der Erkenntniß der Motive, in ihrer klaren Unterscheidung von jenen, welche den wahrhaft gebildeten Menschen ohne psychische Difformität beherrschen". Das ethnologische Problem des Kannibalismus liegt vielmehr in den Erscheinungen des Völkerlebens selbst,[1]) insofern eben

[1]) Indem Steinmetz das ethnologische zu einem psychologischen Problem macht und damit bekundet, daß er Probleme der Ethnologie noch nicht formuliren gelernt hat, nimmt er seine Zuflucht, außer zu den „höheren Thieren, die zuweilen Leichen fressen", zu den „ästhetischen und moralischen Gefühlen des Kulturmenschen", die er ohne jeden Beweis dem Urmenschen abspricht. Er setzt also voraus, was des Beweises erst bedarf. Man höre seine Beweisführung: „Das, was höhere Völker von der Sitte des Menschenfressens zurückhalte, seien ästhetische und moralische Gründe; man dürfe nicht fragen, warum entstand die Sitte, sondern warum hätte sie nicht entstehen sollen? Der Urmensch müsse (sic!) omnivor gewesen sein und müsse gerade in seinen ersten Stadien oft genöthigt gewesen sein, keine Speise, welche seine Constitution ihm erlaubte, zurückzuweisen."

Probleme Fragen sind, die bei der Forschung sich überall einstellen, wo sich Widersprüche zeigen. Findet man dieselben, so ist das Problem immer schon halb gelöst, indem die richtige Fragestellung die richtige Antwort im Gefolge hat.

O. Flügel sagt einmal[1]) sehr richtig: „Allen Völkern ohne Ausnahme sind die Gefühle eigen, aus denen die Sprüchwörter hervorgegangen sind: die Rache ist süß; ein verwesender Feind riecht wohl. Die Rache ist eins der primitivsten Gefühle und ebenso allgemein als das Verlangen nach Speise, Trank und Ruhe". Die bei den primitivsten Völkern beobachtete Rache, für deren Ausübung, wie wir oben (S. 68 ff.) sahen, sogar eine ganz genaue Destination dergestalt besteht, daß der Träger eines bestimmten Namens als Rächer für eine bestimmte andere Persönlichkeit auftreten muß, weist uns mit aller Bestimmtheit darauf hin, daß sich im Uranfang des Menschheitlebens die Menschen unmöglich aufgefressen haben können, weil eben in dieser Destination eine solidarische Handlung liegt, die nur einer Vorstellung von einer strengen Reihenordnung entsprossen sein kann: das fehlende Glied wird gerächt. Findet man nun trotz des solidarischen Verbundenseins der einzelnen Glieder Endokannibalismus, so liegt das demselben zu Grunde liegende Problem in der Vereinbarung der

---

Uberdies fehlten ihm die Motive, welche höher entwickelte Menschen von der Leichenverspeisung zurückhalten."

Woher weiß Steinmetz, daß der Urmensch omnivor war? Daraus, daß einige höhere Thiere der Gegenwart omnivor sind, folgt dies noch nicht. So wenig wir etwas Bestimmtes darüber wissen, ob jene Thiere auch in ihrem Urzustande omnivor waren, so wenig haben wir über die Allesesserei der Urmenschen Kunde. Diese Art Hereinziehen der „höheren Thiere" ist ein methodologischer Fehler. Wir wissen ganz bestimmt, daß viele Thiere ihre Jungen nicht auffressen. Was hält sie zurück? Wollen wir in diesem von Steinmetz beliebten methodologischen Verfahren consequent sein, so müssen wir, wenn wir sie zum Analogen machen, auch bei ihnen ästhetische und moralische Gefühle voraussetzen, die sie davon abhalten. Wir müßten also z. B. Schweine „mit" und „ohne" moralische und ästhetische Gefühle von einander unterscheiden. Diese fressen ihre Ferkel auf, jene dagegen nicht. Eine solche Methode muß zu absolutem Unsinn führen.

Möchten doch unsere wissenschaftlichen Zeitschriften bei der Aufnahme namentlich solcher Abhandlungen, welche wichtige Probleme des Menschheitslebens behandeln, nicht jedem jungen „Schnellfertig" ihre Spalten öffnen. Sie versündigen sich dadurch nicht nur an der Wissenschaft, sondern erwecken im Kreise der Laien, zumal wenn die Zeitschriften einen Bestandtheil der „Lesezirkel" für ein größeres Publicum bilden, Vorstellungen über das Menschheitleben, die geeignet sind, dasselbe zu entwürdigen. Zeitschriften haben, wenn sie ihren wissenschaftlichen Character nicht preis geben wollen, höheren Zwecken zu dienen, als der Sensation Vorschub zu leisten.

[1]) In der Zeitschrift für Völkerpsychologie XII. S. 128.

eben berührten beiden Thatsachen, bzw. in der Beantwortung der Frage: wie kommt es, daß man trotz der bei primitiven Völkern wahrnehmbaren Solidarität und Geschlossenheit Menschenfresserei bezw. Menschenopfer bei ihnen antrifft?

Wir mögen ein dem Kannibalismus huldigendes Volk, wie immer es heiße, unter das Beobachtungsnetz stellen, immer werden wir bei ihm mindestens zwei heterogene Horden in ihrer Gemeinschaft finden. Ich will absichtlich aus der großen Zahl von Fällen ein solches Beispiel wählen, wo uns directe Nachrichten über die Zusammenschweißung heterogener Horden fehlen, ja wo uns im Gegentheil ein zuverlässiger Berichterstatter durch seine Äußerung leicht in die Irre führen könnte, es handele sich nicht um ein Mischvolk; und ich wähle das Beispiel zugleich deshalb, um zu zeigen, wie die Wohnlagerung oft mehr als irgend ein anderes Merkmal uns über den ethnographischen Character eines Volksstammes Auskunft ertheilen kann. Von den sog. Monbuttu berichtet Emin Bey, „daß sie unter sich fest zusammenhalten und ihr Vaterland wirklich lieb zu haben scheinen", gleichwohl aber als Anthropophagen bekannt sind, indem sie „öffentlich in Form eines frohen Gelages" Menschenfleisch verzehren. Gerade daß sie „ihr Vaterland lieben" (mit meinem Ausdruck: sich des Semming erfreuen) ist Beweis ihrer Zusammenschweißung und Versöhnung. Woraus sehe ich, daß sie ein Mischvolk sind? Man meldet, daß bei ihnen der rechteckige Grundriß der Wohnungen vorwalte und daß daneben Kegelhütten bestehen. Dies deutet auf eine derartige Mischung hin, daß einzelne Wanderhorden, die allein Kegelhütten haben, unter die Gewalt von Ackerbauern geriethen. Nicht an dem Ausdruck „Buttu" allein, sondern an den Merkmalen, die den primitiven Ackerbauern, welche vereinzelt, bzw. zerstreut leben, und viereckige Wohnhäuser, die uns schon Schweinfurth (Im Herzen von Afrika II. S. 127) genauer beschrieben hat, besitzen, erkennt man ihren Ursprung. Wird uns nun noch berichtet, daß sie primitiven Ackerbau trieben, so kann, weil dieser durch den Dünger intensiver gestaltet wird, die unterjochte Wanderhorde nicht wohl vorzugsweise Viehzucht getrieben haben. Man wird somit vermuthen müssen, daß jene Wanderhorde mehr dem gewerblichen Leben oblag. Mit dieser rein logisch-experimentellen Folgerung stimmt der thatsächliche Befund überein: man berichtet, daß sowohl der Ackerbau, als auch die Viehzucht bei den sog. Monbuttu primitiv sind, daß jedoch die Bearbeitung von Metallen (Schmiederei) sowie die Töpferei und Holzschnitzerei auf einer hohen Stufe stehe. Auch wenn nur das Merkmal „geringe Viehzucht" gemeldet wäre, würde man die gleichen Schlüsse ziehen müssen.

Auch die Semnonen sind eine complere Völkermasse; denn sie haben Härad und Hunda zugleich, deren Verschweißung mir eben Anlaß gab, zu

der neuerdings wieder lebhaft erörterten Frage über die Sitte der Menschenopfer und der ihr vorausgegangenen Anthropophagie Stellung zu nehmen. Berücksichtigen wir, daß der Semming nur nach und nach zu Stande kam, daß sich anfänglich zwei feindliche Parten gegenüberstanden, die sich in Sitte, Sprache und ihrer ganzen Lebensart nicht verstanden und daher tödtlich hassen mußten, so wird es uns begreiflich, wie sich in ihrer Anschauung das blutige Vernichtungswerk festsetzen konnte. Erwägen wir aber zugleich, daß jedes längere Zusammenleben zu Mischungen führt, in deren Gefolge der Friede sich befindet, so kann der Mysticismus entstehen, daß der Friede die Folge des Blutopfers ist; und um dieses Friedens willen begeht man alsdann das Opfer. Zwischen Anfang und Ende liegen selbstverständlich verschiedene Stadien, auf die wir hier nicht weiter einzugehen haben.

Aber man würde entschieden zu weit gehen, würde man bei der Bildung eines jeden „Semming" den Kannibalismus als einen *nothwendigen* Bestandtheil in der Entstehungsgeschichte des Zusammenschließens voraussetzen, weil eben noch andere Factoren eine solche Erscheinung beeinflussen, die durchaus verschieden und von sehr ungleicher Dauer sein können. Der Kannibalismus ist keine nothwendige Erscheinung. Auch ist dabei zu berücksichtigen, welche von beiden sich begegnenden heterogenen Horden die Oberhand gewinnt; denn wenn auch die Veranlassung zum Kampfe von den Go-Horden ausgeht, so sind sie doch nicht immer die Sieger, und wir werden später noch Gelegenheit haben, zu sehen, wie sich unter die meist in der Defensive bleibenden Vicusbewohner auch auf friedlichem Wege Wanderhorden einnisten. Wo man sich als Menschen erkennt, wie es in den weiten Ebenen oder Steppen, in denen man sich wegen des langsamen und allmählichen Anrückens nicht plötzlich als etwas durchaus Fremdes gegenübersteht, wohl immer der Fall ist, fehlt eben die Vorstellung, welche dem oben geschilderten Proceß zu Grunde liegt. Ein Umstand, dessen man auch bei der Beurtheilung der bockfüßigen ꝛc. mythologischen Gestalten eingedenk sein muß. Viele Völker sind, wenn auch nicht ganz ohne Kampf, doch im Ganzen durch einen friedlichen Zusammenstoß heterogener Horden ein Gemisch (Sam) geworden. Durch solches von vorn herein friedliches Zusammentreffen werden auch die Wechselheirathen wesentlich erleichtert, unbeschadet ihres inneren Getrenntbleibens in einer äußern Einheit und der trotzdem fortbestehenden Standesverschiedenheit.

Beispielsweise können wir dies an den sog. *Turkmenen* sehen, wo unter den Namen Tschomru und Tschorwa die heterogenen Elemente der Ackerbauer und Hirten vereint leben. Sie heirathen unter einander und ihre Kinder sind bald Hirten, bald Ackerbauer; werden sie Hirten, so sind sie vollfrei, werden sie Ackerbauer, so sind sie halbfrei, weil eben der durch

den Wohnraum hervorgerufene Beruf zur Entscheidung kommt. Es dürfte auch hier verfehlt sein, diesen Zustand aus einer durch die geographische Umgebung entstandenen Nothwendigkeit einer inneren Arbeitstheilung erklären zu wollen, wie ich ihn bei einem angesehenen Gelehrten gedeutet finde. Es handelt sich hier nicht um eine Arbeitstheilung, sondern um eine sog. Berufsgliederung, die, wie oben gezeigt, in ihrem Grundmerkmal verschiedener Herkunft sind. Die letztere setzt Berufsbildung voraus, welche ihrerseits wieder die Möglichkeit eines abgeschiedenen Lebens zur Voraussetzung hat. Gerade die bei den Turkmenen anzutreffende Freiheit und Halbfreiheit, welche mit der Ausübung des Berufes verbunden ist, beweist uns, daß die Berufstheilung nicht aus Arbeitstheilung hervorgegangen sein kann. Daß auf höheren Kulturstufen der eine Sohn eines Elternpaares Schneider, ein zweiter Sohn Schuhmacher und ein dritter Doctor wird, darf uns nicht zu der Folgerung verleiten, auch in der Urzeit hätte sich in ähnlicher Weise ein Theilungsproceß vollzogen. Denn dort handelt es sich um die Wahl eines bereits vorhandenen Berufs, zu dem sich der älteste beim Schneider, der zweite beim Schuhmacher und der dritte auf der Hochschule, und zwar jeder abgetrennt von den Seinigen vorbereitet, um ihn später öffentlich auszuüben. Die Urgeschichte, welche die Entstehung der Erscheinungen zu erforschen die Aufgabe hat, muß die Berufsbildung in der Menschheit erklären, um darauf hin das Verbundensein der Berufe in einem einheitlichen Gemeinwesen, was wir eben Berufsgliederung nennen, richtig deuten zu können.

Ackerbauer und Hirten lebten in der Urzeit getrennt. Jene trieben Ackerbau ohne Viehzucht, diese Viehzucht ohne Ackerbau. Aber indem sie sich gegenseitig kennen lernten, nahmen jene die Viehzucht, diese den Ackerbau in sich auf, — eine Erscheinung, die wir noch näher zu verfolgen haben. Wir haben es schon oben als Vorurtheil bezeichnen müssen, die von Tacitus (Germ. 26) geschilderte Occupation der Äcker „von allen gegenseits für die Zahl der Bebauer" sei ein Betrieb mit Viehzucht gewesen, weil uns ja ausdrücklich berichtet wird, daß man keine Wiesen absonderte (prata separent), sondern allein Saat der Erde geboten wurde (sola terrae seges imperatur). Den Herbst, welchen die Hirten auf der Weide sehr wohl kennen, kannten jene Germanen bei einer solchen Bewirthschaftungsweise selbstverständlich nicht, zumal bei „Ackerbau ohne Viehzucht" wegen der langdauernden Bestellung der Äcker im Frühjahr die Ernte nothwendig hinausgeschoben werden muß.

Da die Urzeit der sog. Germanen seit Langem mehr Gegenstand der Dichtkunst in prosaischem Gewande geworden und die geschichtlichen Darstellungen jener Völker im großen Ganzen längst nicht mehr auf den Urquellen, sondern auf phantastischen Interpretationen von Caesar und

Tacitus seitens moderner Gelehrten unter gleichzeitiger Benutzung später als die beiden genannten lebender Schriftsteller über ganz veränderte Zustände aufgebaut sind, so wird jeder Kenner einer solchen altgermanischen Geschichte bereits oben (im dritten Abschnitte meiner Darlegung) bedenklich geworden sein. Von dieser Seite aus droht mir der Einwand, daß uns Caesar ausdrücklich berichtet, wie es zu seiner Zeit bei den Germanen nur einen ganz dürftigen nomadischen Ackerbau gab.

Zu diesem Behuf führt man in der Regel Caesar's Worte (de bello gallico VI. 29) „minime omnes Germani agriculturae student" ins Treffen. Man übersetzt sie: „sehr wenig beschäftigen sich alle Germanen mit Ackerbau" und interpretirt, wie z. B. Gierke: „nur in geringem Maße wurde der Ackerbau getrieben". Manche übersetzen geradezu: „Alle Germanen treiben keineswegs Ackerbau". Schauen wir uns die betreffende Stelle bei Caesar im Zusammenhang an, wo sie lautet: Caesar, postquam per Ubios exploratores comperit, Suevos sese in silvas recepisse, inopiam frumenti veritus, quod, ut supra demonstravimus, minime omnes Germani agriculturae studeant, constituit, non progredi longius; so kann sie meines Erachtens nur wie folgt übersetzt, bezw. interpretirt werden: „Nachdem Caesar durch Ubische Kundschafter erfahren hatte, daß sich die Sueven in ihre Wälder zurückgezogen hätten, bestimmte er, Mangel an Getreide fürchtend, weil, wie wir oben gezeigt haben, keineswegs alle Germanen sich des Ackerbaues befleißigen, nicht weiter vorwärts zu schreiten".

Es kommt nirgends bei Caesar etwas vor, das der Vermuthung Raum geben könne, die Germanen hätten keinen Ackerbau getrieben, sondern er hat nur erklärt, daß sie ihn nicht mit Eifer betreiben, etwa in der Form, wie er ihn mittels Pflug und Ackervieh bei den Römern kennt. Wie alle angesessenen Völker des ebenen Landes auf unserer Erdkugel, haben auch die in Germania angesessenen Aratores von Alters her das Land ohne Pflug und Spannvieh mittels primitiver Werkzeuge betrieben: das will Caesar mit seinem „non student" d. i. „sie beeifern, befleißigen, sputen sich nicht" ausdrücken.

„Durchaus nicht alle Germanen treiben Ackerbau". Gehörte das minime nicht zu omnes Germani, wie die Wortstellung es deutlich zeigt, so gäbe das omnes keinen rechten Sinn. Denn hätte Caesar sagen wollen, die Germanen befleißigen sich in geringem Maße des Ackerbaues, so wäre das „omnes" überflüssig und der Satz hätte dann lauten müssen: agriculturae minime student Germani. Was Caesar in der obigen Stelle darlegen will, ergiebt der Sachverhalt. Wäre er nämlich den Sueven in ihre Wälder nachgesetzt, so hätte er sich von den Ebenen der Aratores entfernt, wo er allein noch auf Getreidevorräthe rechnen konnte, und des-

halb ordnete er an, nicht weiter vorzudringen. Diese seine Anordnung begründet er alsdann damit, „daß, wie er früher gezeigt habe, keineswegs alle Germanen sich des Ackerbaues befleißigen", man also nicht in Gegenden vordringen durfte, wo man Mangel an Getreide (inopiam frumenti) zu befürchten gehabt hätte (veritus).

Man muß bedenken, daß Caesar nur ganz gelegentlich die wirthschaftlichen Verhältnisse und alsdann auch nur im Zusammenhang mit seinen Kriegszwecken erwähnt und nicht, wie Tacitus, „von der Lage, den Sitten und Völkerschaften Germaniens" eine Beschreibung ad hoc geben will. Sein Augenmerk richtet sich mehr auf die kriegerischen Manipulationen der Wanderhorden, nicht auf die mehr friedlichen seßhaften Bewohner der Ebene, die er vielmehr nur, wie die Ubier, zu Kundschaftern (exploratores), bezw. Getreide liefernden Werkzeugen benutzte. Diese fruchtbaren Ebenen waren Caesar sehr wohl bekannt; denn hier lagen eben die Getreide bauenden Vici und Aedificia, die, weil sie den Gentes feindlich gegenüberstanden, sich bereit fanden, diese in ihren Bewegungen zu verrathen. So versprach er z. B. (de bell. gall. IV. 19) den Ubiern Hülfe, wenn sie von den Sueven bedrückt würden (atque iis auxilium suum pollicitus, si ab Suevis premerentur). Nöthigenfalls aber steckte Caesar auch die Vici und Einzelhöfe der Bewohner der Ebene in Brand und mähte ihnen das Getreide ab (omnibus vicis aedificiisque incensis frumentisque succisis). Hätten „sich alle Germanen durchaus nicht des Ackerbaues befleißigt", so hätte er ihnen kein Getreide abhauen können und eine Kriegsführung auf dem Boden Germanias wäre ohne Zufuhrbahnen zu Wasser und zu Lande gar nicht möglich gewesen.

Hätten sich die vielen Schriftsteller, welche bis heute behaupten, zu Caesar's Zeit „hätten alle Germanen nur in geringem Maße Ackerbau getrieben", die Frage vorgelegt, wie denn überhaupt ein Feldherr in so fremdem Lande, fern von der Heimath, in einer Zeit, wo es weder Eisenbahnen und Dampfschiffe, noch elektrische Telegraphen gab, vermittels deren man Getreidezufuhr schnell bestellen kann, Krieg ohne Getreide-Vorräthe zu führen vermochte, so würden sie wohl sicherlich es vorgezogen haben, den objectiven Thatbestand festzustellen und zu diesem Behuf auch diejenigen Erzählungen des Caesar zu berücksichtigen, in denen er uns ausdrücklich vom Getreidebau der Germanen berichtet.

Dies thut er z. B. in der Stelle, mit der er die Beschreibung der Suevischen Völkerschaft einleitet. Dort erzählt er (de bell. gall. IV. 1): Ea quae secuta est hieme, qui fuit annus Cn. Pompejo, M. Crasso Coss. Usipetes Germani et item Tenchthēri magna cum multitudine hominum flumen Rhenum transierunt, non longe a mari, quo Rhenus influit. Causa transeundi fuit, quod ab Suevis complures

annos exagitati bello premebantur et agricultura prohibebantur Das ist zu deutsch: „In dem darauf folgenden Winter des Jahres, wo Cn. Pompejus und M. Crassus Consuln waren, waren die germanischen Usipeten und ebenso die Tenchtheren mit einer großen Menge von Leuten unweit des Meeres, in das der Rhein fließt, über den Rheinstrom gegangen. Die Ursache dieses Überganges war, daß diese mehrere Jahre von den Sueven beunruhigt, im Zweikampf bedrückt und am Ackerbau verhindert wurden".

Es handelt sich also auch hier um eine Bedrängung eingesessener Völkerschaften, die auf den Niederungen arischen Ackerbau trieben und von wandernden Govölkern (den Sueven) belästigt wurden, so daß man sie an der Ausübung des Getreidebaues verhinderte, weshalb sie, wie überall auf dem Erdenrund, wo Viehzüchter mit Ackerbauern zusammentrafen, entweder genöthigt waren, sich jenen zu unterwerfen oder das Land zu verlassen. Wenn ein Feldherr so genau von den in Germania befindlichen Völkern unterrichtet war, wie Caesar in Bezug auf deren Getreidebau, so müßte er ein großer „Quatschkopf" gewesen sein, wenn er mit den oben in Frage stehenden Worten hätte sagen wollen, „alle Germanen betrieben in sehr geringem Maße Ackerbau". Ja, wenn ich mich in den Geist Caesar's versenke, so entnehme ich aus seinen Worten, daß zu seiner Zeit der Getreidebau zwar extensiv, aber in sehr hohem Grade, was die Fläche betrifft, betrieben wurde. Er will darthun, warum er den Sueven nicht nachsetzte und den Satz aussprechen: „Ihr habt leicht reden, warum ich das nicht that; aber Ihr bedenkt nicht, daß diese Sueven, wie ich Euch ja früher gezeigt habe, ein Wandervolk sind, das selbst nicht viel Getreide genießt, sondern von Zahmvieh und Jagdthieren lebt; denn keineswegs alle Germanen treiben Ackerbau. Dieser ist eben nur in den Niederungen bei den seßhaften Völkern zu finden, aus deren Nähe ich mich nicht entfernen konnte, wenn ich nicht an Getreide-Mangel hätte leiden sollen. Hier ist meine Kornkammer!"

Ich glaube, mit dieser Betrachtung nunmehr abbrechen zu können, in der Überzeugung, genügend dargethan zu haben, daß die bisher in der Wissenschaft festgehaltene Lehre, alle sog. Germanen seien zu Caesar's Zeit Nomaden gewesen, die spärlichen Ackerbau getrieben haben, nicht richtig ist. Es hat in Germania eine ureingegessene Bevölkerung in den Niederungen gegeben, die ich Arier nenne, und die als Aratores in der Form Ackerbau trieben, wie ihn Tacitus uns beschreibt, wo also die Äcker für die Zahl der Bebauer von Allen in Gegenseitigkeit in Besitz genommen und nach der eigenthümlichen, ihrer Wohnlagerung entsprechenden Technik unter einander vertheilt wurden. Daneben gab es außerdem noch Einzelhöfe (aedificia), die als „Männer für sich" das Feld bestellten.

Von ihnen ganz verschieden nach Sitte und Herkunft sind die von Caesar in den Vordergrund gestellten Gentes, deren Sitten er vom 11. Kapitel des VI. Buches in Parallele zu denjenigen Galliens stellt, wobei er insbesondere die sog. Sueven ins Auge faßt, die ihm überhaupt die Veranlassung zur Parallele geben. Diese Völkerschaften, „deren ganzes Leben in Jagd und Kriegshandwerk besteht, will Caesar schildern, wenn er (VI. 22) von den Germanen aussagt: „Agriculturae non student, majorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit. Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios: sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierunt quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt. Ejus rei multas afferunt causas: ne assidua consuetudine capti studium belli gerendi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant, potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re fractiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, cum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat."

Diese Stelle dürfte so zu übersetzen sein: „Sie befleißigen sich nicht des Ackerbaues und der größere Theil ihrer Nahrung besteht in Milch, Käse und Fleisch. Und nicht hat irgendwer ein bestimmtes Maß Ackerland oder eigene Gewannen (fines), sondern die Oberen und Vorstände theilen auf einzelne Jahre ihren Genossenschaften mitsammt dem Anhang von Leuten, welche zusammen gewandert sind, wieviel und welchorts ihnen gut scheint, Ackerland zu und veranlassen sie, im Jahre darauf anderswohin zu ziehen. Für diesen Sachverhalt führt man viele Ursachen an: damit sie nicht durch beständige Gewohnheit gefangen die Neigung zum Kriegführen mit dem Ackerbau vertauschen; damit sie nicht weite Flächen zu erwerben bestrebt sind und mächtigere die niedrigeren aus ihren Besitzungen vertreiben; damit sie nicht zur Vermeidung von Kälte und Hitze ihre Wohnungen sorgfältiger bauen; damit keine Geldgier entstehe, woraus Parteiungen und Mißhelligkeiten erwachsen; damit sie durch Gleichmuth das Volk zusammenhalten, wenn jeder seinen Besitz mit den mächtigsten ausgeglichen sieht."

Wir dürfen uns bei der Interpretation dieser Stelle selbstverständlich nicht auf die zuletzt angeführten fünf Gründe (causae), weil sie ja nur referirte Vermuthungen ausdrücken, stützen, müssen uns vielmehr an den Sachverhalt selbst halten. Indessen lassen doch auch die „Gründe" (causae) der Sache (ejus rei) errathen, daß es sich um eine innere Angelegenheit jeder Gens mit ihrem Anhang (cognatio) handelt, weil nur bei dieser

Auffassung die angeführten Gründe einen Sinn ergeben. Es ist eine vollständige Verkennung des Sachverhalts, wenn beispielsweise Giercke, gleich manchem anderen Ausleger der obigen Stelle, „die älteste Verfassung der Germanen auf engere und weitere Genossenschaften freier Männer beruhen" läßt in dem Sinne: „es wurde durch Obrigkeiten und Fürsten den Stammes- und Geschlechtsgenossenschaften der unter einander verbundenen Männer (hominum qui una coierunt) Ackerland zugetheilt, das sie nach Ablauf des Jahres mit anderen vertauschen mußten."

Diejenigen, welche so interpretiren, verlassen den Boden des Thatsächlichen, indem sie mit einer aprioren Erkenntniß an den Stoff herantreten, der einem viele Jahrhunderte später entstandenen Zustande entnommen ist. Caesar will hier das Leben der in Hunda-Herads lebenden sog. Sueven schildern. Das Characteristische derselben besteht darin, daß zwei heterogene Horden, von denen die eine reine Wanderhorde mit Viehzuchtbetrieb ist, eine andere ursprünglich seßhafte Ackerbauhorde in ihrem Gefolge hat, mit der sie jetzt als gens cognatioque hominum qui una coierunt als einheitlicher Verband (civitas) auftreten. Indem sich beide jetzt friedlich vertragen, wird durch die animi aequitas die plebs zusammengehalten, Parteiungen werden vermieden und Differenzen hinsichtlich des Besitzes der äußeren Machtstellung können eigentlich nicht zur Geltung kommen. Das Letztere wird eben durch das gemeinsame Wandern gewährleistet. Die Gens oder Hunda hat ihre Principes und die Cognatio oder der Härad ihren Magistratus. So ist es bei allen gemischten Wanderhorden, wo die Geschäfte in Friedenszeiten getheilt sind. Was Caesar Magistri nennt, hieß beispielsweise bei den sog. Mongolen im Heere Chingis-Chans Jurtdschi; es waren die Quartiermacher. Die Principes dagegen hießen Tewadschi, denen gleichzeitig die Theilung der Beute und die Aufbringung der Truppe, der Mannschaft, zufiel. Zwischen beiden, den „Zeltordnern" einerseits und den „Landanweisern" anderseits sind die Geschäfte vertheilt. Ihnen zusammen liegt also ob, theils die Vertheilung des Landes, theils den Tag des Aufbruchs zu bestimmen, was Caesar zu dem Ausspruch führt, daß die Magistratus ac principes den Gentes cognationesque nach Gutdünken Land zuweisen und sie nach Jahr und Tag veranlassen, weiterzuziehen. In dem „cogunt" liegt nicht sowohl ein äußerer Zwang, sondern eine innere Nothwendigkeit, indem die ganze Situation, in welcher sich die vorzugsweise auf animalische Kost angewiesene Wandergemeinschaft mit Viehbetrieb befindet, das Zusammentreiben (cogunt) zum Weitermarsch (transire) nach einiger Zeit in sich schließt. Die Führer sind nur die Organe, daß Alles glatt vor sich geht.

Diese magistratus ac principes stehen also nicht außerhalb, sondern innerhalb der gentes cognationesque. Somit dürfen wir

uns keineswegs ein „großes einheitliches Reich der Germanen“ vorstellen, in welchem Fürsten und Obrigkeiten in unserm Sinne eine Gewalt über „Stammes- und Geschlechtsgenossenschaften“ ausüben. Das steht in directem Widerspruch zu dem, was Caesar berichtet. Es handelte sich zu seiner Zeit um lauter kleinere Gebilde, die abgesondert für sich lebten, wie wir dies bei allen Wanderhorden finden, deren Characteristicum eben darin besteht, sich so viel wie möglich von andern abzuschließen, weshalb sie eben die Einsamkeit aufsuchen und aus ihrer Nähe je nach Umständen die friedlichen Ackerbauer aus ihren Gewannen (fines) vertreiben. Caesar schildert dies sehr anschaulich an verschiedenen Stellen, z. B. de bello gall. IV. 3, wo er sagt, daß sie es sich zum besonderen Ruhme anrechnen, die Fluren soviel als möglich an ihren Grenzen unbewohnt zu machen. Am deutlichsten (IV. 23) mit den Worten: Civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatis finibus solitudines habere. Hoc proprium virtutis existimant expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope audere consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur, repentinae incursionis timore sublato. Das ist zu Deutsch: „Den (staatlichen) Gemeinschaften ist es größte Ehre, möglichst weit um sich herum Ackerlandschaften (fines = Wannen) zu zerstören, um Einöden zu haben. Sie halten dies für eine Eigenschaft von Männlichkeit, wenn die aus ihren Äckern (!) vertriebenen Grenzbewohner weichen und Niemand in ihrer Nähe zu bleiben wagt; sie glauben auch zugleich dadurch gesicherter zu sein, wenn sie von der Besorgniß eines plötzlichen Angriffs befreit sind.“

Wer geneigt und im Stande ist, Vorurtheile abzustreifen und sich in das Vorstellungsbereich eines Andern zu versenken, der kann unmöglich unter „Civitas“ in vorstehender Stelle des Caesar ein größeres Staatswesen erblicken wollen. Wenn Caesar hier von dem Bestreben der Civitas spricht, „Einsamkeit zu haben“ und erwähnt, daß man zu diesem Behuf die Anwohner aus ihren Äckern (!) vertreibt, zumal man sich gegenüber einem plötzlichen Anfall von dieser Seite her sicherer fühle, so heißt es doch diese thatsächliche Schilderung geradezu mißachten und mißgestalten, wenn man hier große staatliche Verbände ins Auge faßt. Denken wir uns auch nur ein Gemeinwesen von 2000 Familien zu je 5 Köpfen, also nur 10000 Personen: was würde das für eine Einsamkeit abgeben, und was für eine elende, feige und furchtsame Gesellschaft müßte das sein, die die paar Handvoll Ackerbauer aus ihren Äckern verjagt, um gegenüber einem plötzlichen Angriff von dieser Seite aus gesicherter zu sein? Wie verhält sich aber diese Äußerung Caesar's zu der Ansicht derjenigen modernen Schriftsteller, welche glauben, zu Caesar's Zeit habe es „einen Gaustaat (pagus) der verbundenen Gemeinden, nicht mehr einen bloßen

Geschlechterzusammenhang" gegeben? „Die gemeinsame Siedelung habe die Grundlage des Staatsverbandes gebildet, nachdem der Übergang von vorwiegendem Nomadenthum mit Viehzucht und Jagd zu überwiegender Seßhaftigkeit mit Ackerbau sich zu vollziehen begonnen habe". Wie verhält sich ferner obige Äußerung Caesar's zu der vielfach vertretenen Auffassung, wonach es bei den Germanen Könige, Herzöge, Grafen, Freiherrn und dergl. in unserm Sinne gegeben hat, die über jenen Gaustaaten, die „sich in Dorfgemeinden oder Höfergemeinden zergliederten" standen? Duldeten diese jenes Vertreiben der angrenzenden Bewohner aus ihren Äckern? Was würden das für Könige gewesen sein?

Es liegt außerhalb der Aufgabe der vorliegenden Untersuchung, die ja die alten Germanen nur insoweit zur Illustration in die Darstellung einverleibt, als es zum Verständniß der gegenseitigen wirthschaftlichen Stellung der Viehzüchter zu den Ackerbauern erforderlich ist, auf eine detaillirte Widerlegung einer solchen nicht auf Thatsachen, sondern auf aprioren Vorstellungen aufgebauten Urgeschichte der Germanen einzugehen; und zwar um so weniger, als ich die Grundvoraussetzung, auf welcher das luftige Gebäude hauptsächlich beruht, nämlich daß die Germanen als abgetrennte Zweige des großen Volkes der Indogermanen in großen Staatsverbänden in ihre europäischen Sitze eingedrungen seien, durch das ganze System der Thatsachen zu widerlegen hoffe.

Wenn nach Caesar „es den Civitates größte Ehre ist, so weit als möglich um sich herum durch Verwüstung der Ackerländer Einöden zu haben", und wenn Caesar die Art, wie sie dies ermöglichen, beschreibt, nämlich dadurch, daß „sie die Angrenzenden aus ihren Äckern vertreiben", so kann Caesar unter civitas nur eine Gens cognatioque hominum qui una coierunt, d. h. nur ein Gebilde verstanden haben, was wir Semming-hunda-herat benannten.

Solcher und ähnlicher Benennungen bedürfen wir dringend, wenn wir uns für urgeschichtliche Erscheinungen auch nur annähernd ein Verständniß verschaffen wollen. Der Quartaner mag für seine Präparation zum bellum gallicum mit „pagus heißt Gau" vielleicht auskommen. Aber für die Erforschung urgeschichtlicher Zustände dürfte dies schwerlich zureichend sein. Was haben wir unter pagus zu verstehen? Sind wir im Stande, so rein apriori und ein für alle Mal diesem Worte eine Bedeutung unterzulegen? oder müssen wir hier nicht viel mehr ebenfalls von Fall zu Fall untersuchen, welche Bedeutung das Wort haben kann?

Wer der Statistik nahe steht, weiß, was Terminologien zu bedeuten haben? Was fängt der Statistiker beispielsweise mit dem Ausdruck „Fabrik" an? Der kleinste Cigarrendreher, der mit seiner Frau in seinem Stübchen Cigarren anfertigt, bezeichnet (ich spreche aus Erfahrung) auf der Zähl-

karte seinen Betrieb ebenso als Fabrik, wie der Inhaber einer Eisengießerei mit vielen tausend Arbeitern und allen zu seinem Betrieb erforderlichen Maschinen. Würde die Gewerbestatistik hier nicht Unterscheidungsmerkmale verwerthen, so könnte bei der Beurtheilung der Gesammtzahl aller in einer Ortschaft befindlichen Fabriken nur etwas durchaus Schiefes herauskommen: so manche Stadt würde mit den Handschuh-, Stiefel-, Cravattenfabriken ꝛc. zur Fabrikstadt werden. Kein viel besseres Wahrheitsbild erhält man bei einer unvorsichtigen Benutzung des Wortes „pagus".

Denkt man sich den Pagus, wie man sich ihn bei den Helvetiern[1]) zusammengedüftelt hat, 63250 Köpfe stark, so würde man mit einer solchen Vorstellung der Erzählung, man habe die Pagi und Vici verlassen (pagis vicisque omissis) und sich in die Wälder zerstreut, schwerlich einen Sinn unterlegen können. Oder handelt es sich um „principes qui jura reddunt per pagos vicosque", so kann doch sicherlich bei einer solchen Zusammenstellung von pagus mit vicus Niemand ernstlich daran denken, Tacitus habe bei pagus ein größeres Gebilde als beim vicus im Sinne gehabt. „Pagani" sind eben Gegensatz zu „Vicini"; jene wohnen geschlossen, d. h. umzäunt, diese dagegen offen; und weil in den gebirgigen Gegenden die Urheimath der Pagi steht und diese in der Urzeit identisch ist mit Goland oder Gau (Gäa), so wird auch Pagus mit Gau identificirt. Bilden sich Gemeinwesen, in denen die Gauwohner zu Herrschaft kommen, so adoptiren sie diesen Ausdruck auch für ihre staatliche Eintheilung. Wie die jeweilige Bedeutung eines Wortes überhaupt nur aus dem Zusammenhang einer geschlossenen Rede erhellt, und auch nur in ihr erkannt werden kann, so kann auch das Wort pagus nur in einer zusammenhängenden Rede in seiner Bedeutung gewürdigt werden.

Der Pagus kann wie die Hunda, mit der er ebenfalls identificirt wird, groß oder klein sein, weil eben die rasche und schnelle Auflösung und Wiederzusammenschaarung ein Characteristicum aller Wanderhorden ist. Mag das Rundlager groß oder klein sein; immer zerfällt es in vier Theile d. h. Viertelkreise. Mit Ausnahme des kleinsten Kreises, der nur vier Männer enthält, und dessen Viertel selbstverständlich nicht mehr theilbar ist, hat jeder Kreis vier Theile, von denen jedes Viertel drei besondere Kreise hat, so daß also im Ganzen 12 besondere Kreise sind. Denkt man sich jeden der letzteren zu drei Zehnschaften, so kommt eben die Zahl $3 \times 12 \times 10 = 360$ heraus, die unter Anderem in der griechischen Urgeschichte zu der Mystik von 360 Gentes in 12 Phratricen, jede zu $3 \times 10 = 30$ Gentes geführt hat. Doch auf diese Verhältnisse weiter einzugehen ist hier nicht der Ort.

[1]) durch eine Combination von Caesar's bellum gallicum I. 12 mit I. 28, wo es sich aber um ganz verschiedene Grundmerkmale handelt.

Bestanden im großen Kreis zwölf Kleinkreise, so waren zwölf Chane (hun) d. i. principes darin vorhanden und jeder Viertelkreis hatte davon drei. So war es in Friedenszeiten, wo es kein gemeinsames Oberhaupt gab, sondern die Gaureihe, der Go-rod der zwölf Männer die Geschäfte, ein jeder in seinem Kreise, besorgte. Ganz anders war es in Kriegszeiten, wo sich, wie wir schon oben sahen, $^5/_{12}$ von den übrigen $^7/_{12}$ ablösten, die entweder zu Hause blieben (domi manserunt), wie bei den Sueven Caesars oder sich in die Einsamkeit flüchteten, wie bei den Tataren von Petrejus (oben S. 228). Zog sich die Hunda zur Quincunx zusammen, um in den Krieg zu ziehen, so hatte diese nur fünf Chane oder Principes, denen die Überwachung und Aufrechterhaltung der Ordnung, der Horde, übergeben war. Ganz augenscheinlich sind auch die Quinqueviri in Rom ein Überbleibsel der Gentilverfassung. Denn bekanntlich lag ihnen auch in späterer Zeit noch dasselbe Geschäft ob, was ihnen bei allen Wanderhorden zufällt, nämlich die Vertheilung der Äcker (Cic. Agr., 2, 7. 17), die Ordnung des Schuldenwesens (Liv. 7, 21. 5), die Ausbesserung der Mauern und Thürme (Liv. 25, 7. 5) und dergl.

Wer in den menschlichen Einrichtungen nicht eine Laune der Gesetzgeber erblickt, sondern Resultate anfangs unbewußter Handlungen, die ins Bewußtsein erhoben wegen der jetzt erkannten Zweckmäßigkeit Jahrtausende überleben, der wird auch hier eine Continuität in den Institutionen erblicken und eine richtige historische Perspective gewinnen. Der Fünfercommission, den Quinqueviri, den mongolischen Tewadschi, die Caesar in der obigen Stelle magistratus ac principes nennt, lag die Vertheilung der Äcker und dergl. ob, und diese standen nicht außerhalb, sondern innerhalb der Gens; es waren die Principes, die „Ersten" ihres nicht sehr großen Kreises. Sie erlangen eigentlich im Kriege erst ihre Bedeutung.

Deshalb sagt auch Caesar: Cum bellum civitas aut illatum defendit aut infert, magistratus, qui ei bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem, deliguntur. In pace nullus est communis magistratus, sed principes regionum atque pagorun inter suos jus dicunt controversiasque minuunt. Ich übersetze: Wenn ein Gemeinwesen (Semming) einen Vertheidigungs- oder Angriffskrieg führt, so werden Obere gewählt, welche dem Kriege vorstehen, um über Leben und Tod die Gewalt zu haben. Im Frieden giebt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern die Häupter der (offenen) Reihen (des Herad) sowie diejenigen der Zaunschaften (Hunda) sprechen unter den Ihrigen Recht und vermindern die Streitigkeiten." Das will besagen, daß sowohl die viehzuchttreibende Gens (Pagus), also auch die ackerbauende Cognatio, die Caesar hier regio nennt, in Friedenszeiten kein gemeinsames Oberhaupt haben, vielmehr nur im Kriege von beiden (außerordent-

liche) Beamte gewählt werden, die über Leben und Tod von Allen zu entscheiden haben. In Friedenszeiten hat sowohl die Regio (der Herad) als auch der Pagus jedes ihre besonderen Häupter. Das atque zwischen regionum und pagorum drückt wie immer, so auch hier, die Gleichstellung zwischen zwei Dingen aus: die Häupter der Regiones (Herat) und dazu die Häupter der Pagi (hunda). Trotz aller Vereinigung (Semming) besteht nämlich im Hunda-herat ein zweifaches Principat, um das man sich mehrfach gestritten haben wird, weshalb Caesar (b. g. V. 3) z. B. von der civitas Trevirorum sagt: in ea civitate duo de principatu inter se contendebant, Inductiomarus et Cingetorix d. h. „in diesem Gemeinwesen bestreben sich zwei um die Häupterschaft, der Inductiomarus und der Cingetorix. Der Erstere ist, wie sein Name andeutet, der Anführer der marja, während der cingetorix derjenige des Ringes oder Rundlagers ist (cinc- z. B. in cingulum bedeutet „Zingel", Ring, Gürtel).

Die letzte Stelle darf uns nun zwar nicht zu der Ansicht verleiten, als ob es sich hier um ein ganz kleines Gemeinwesen handele, weil ja durch die Verbindung der Wanderhorden unter sich auch der arische Anhang jeder derselben, nämlich die cognationes qui una coierunt, dem größeren Bündniß jener mit einverleibt waren. Doch bildete trotzdem jede gens cognatioque eine Civitas d. i. einen Semming für sich, und zwar derart, daß beide Bestandtheile ihre relative Selbständigkeit bewahrten. Gerade wegen dieses engen Zusammenhanges im Kleinen war bei denjenigen Wanderhorden, welche als Hunda-Herad wanderten, die Lagerung in größeren Kreisen nicht mehr möglich und ganz augenscheinlich bezieht sich die Schilderung des Tacitus (in Germania 16), wie aus dem ganzen Gedankengang hervorgeht, nur auf die Hunda-Herads. Denn nachdem Tacitus als bekannt vorausgesetzt hat, daß die Germanen keine Ringmauern (urbes) bewohnen, fährt er fort: Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit d. h. „sie bauen gesondert und geschieden, wie eine Quelle, ein Landstück, ein Hain ihnen gefällt". Ein solcher Zustand kann in den 150 Jahren, die zwischen Caesar und Tacitus liegen, nur aus einem Zustande einer die Einsamkeit liebenden Wanderhorde, die Ackerbauer in ihrem Anhange hat, hervorgegangen sein, aus einem Zustande, wie wir ihn oben geschildert haben.

Wie etwa ein solcher Hunda-Herad ausgesehen haben kann, läßt sich für europäische Verhältnisse, wenigstens in Bezug auf den Herad schwer bestimmen, da uns hier in der Regel nur die unter dem Namen „Bauerburgen" bekannten Rundkreise erhalten oder (wenigstens mir) bekannt sind. Ich wähle deshalb zur Veranschaulichung eine Figur amerikanischen Ursprungs, in der wir die Rundform neben der oblongen vorfinden. Beispielsweise bringt sie Rudolf Cronau in seinem Werke über

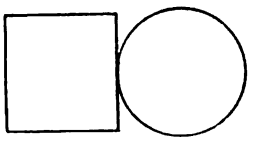


Fig. 9. Ein Hunda-Herad.

Amerika (I. Band S. 35) zur Darstellung, wo er zu der betr. Abbildung hinzufügt: „In der Nähe von Hopeton in Ohio ist ein solcher Ringwall mit einem Quadrat verbunden und beide haben genau einen Flächenraum von 20 Acres". Wie groß ein Semming-Hunda-Herad ist, hängt selbstverständlich von der Größe des Hun ab und ebenso die Art der Umwallung von dem vorgefundenen Material (Gräben oder Steinwallung). Die „Quadratur des Kreises" im Sinne der Umgestaltung der Kreisfläche in ein Viereck von gleicher Größe scheint ein wichtiges geometrisches Problem bei allen Hunda-Herads geworden zu sein. Wenigstens finden wir, wie man bestrebt ist, im Interesse des Agrarwesens den Kreis in ein Quadrat zu verwandeln. Da die Kreisfläche, obwohl sie in der Wohnansiedelung immer noch sichtbar bleibt, auf den Ackerfluren verschwindet, dürfte das Problem im practischen Sinne ohne großes Aufsehen geschichtlich gelöst worden sein.

Mit dem oft zu hörenden Vorwurf, Caesar und Tacitus hätten kein richtiges Verständniß für die agraren Zustände der Germanen gehabt, nähern wir uns der Erkenntniß des vorhistorischen Zustandes der Germanen nicht. Bald hält man sich krampfhaft an die Worte der genannten Autoren, bald aber wieder nicht. Die „hundert Gaue", die Caesar selbst wohl nicht glaubhaft schienen — sonst würde er nicht dicuntur gesagt haben — können unmöglich von der Größe gewesen sein, wie sie gemeinhin berechnet werden.

Noch neuerdings hat Meitzen eine Berechnung angestellt über die Anzahl der Familien, welche die Sueven gehabt haben sollen, indem er sagt: „Was er (Caesar) unter den pagi versteht, ist dabei unerheblich (?!). Er zählt 20000 Waffenfähige. Die Hälfte der Bevölkerung männlich, und davon die Hälfte Kinder, und vom Rest ein Fünftheil Greise und Untaugliche gerechnet, ergiebt eine Volkszahl von rund 1 Million Seelen. Dieselbe würde, die Haushaltung zu acht Köpfen angeschlagen, in 125000 Familien zusammengelebt haben, und diese Zahl genügte für rund 1000 Hundertschaften.[1])

Ich sollte meinen, es sei durchaus nicht „unerheblich", was Caesar unter einem Pagus versteht, da davon alle Berechnung abhängt. Wir haben davon keine Kunde, auch von Caesar nicht, der die Sache mit einem „man sagt" dahin gestellt sein läßt und also auch nicht 20000 Waffenfähige „zählt". Das dicuntur bezieht sich auf den ganzen Passus, so weit er das Numerische betrifft. Sollte der Herad über die Hunda nicht die Oberhand gewinnen, so mußten sie annähernd gleich sein. Die Hunda

[1]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I. S. 150.

kämpften in $^{5}/_{12}$ als quincunx (Keilrolle). Nehmen wir dasselbe Verhältniß zum Herad an und setzen diesen als (abgezähltes) Kleinhundert, so würde nach der Propertion $12 : 5 = 100 : x$ die Zahl der Streiter auf jeden Herad 41,66 d. i. rund 42 herausgekommen. Das würde ganz genau mit der Zahl der Streiter stimmen, welche noch die Lex Bajuvar. (IV. 23) für eine heiriraita angiebt, indem es daselbst heißt: „hostili manu, quod heiriraita dicunt, id est cum 42 clypeis." Eine Hunda scheint (auch im mongolischen Lager) nie mehr als 35—50 Streiter, ja auch weniger (30) umfaßt zu haben. Man darf bei der Beurtheilung dieser Verhältnisse jedoch nicht vergessen, daß an Stelle der Zwölfzahl später die Zehnzahl tritt.

Der Irrthum, in welchem sich Meitzen gleich vielen Anderen bewegt, ist die durch keinerlei Thatsachen bestätigte Annahme eines einheitlichen „inneren deutschen Suevenlands". Auf dieser Annahme gründet Meitzen seine Berechnung, indem er sagt: „Da nun das Suevenland von den Ubiern am Rhein bis zu der Grenze der Ostgermanen reichte, also Brandenburg bis zur Oder, Provinz und Königreich Sachsen, die sächsischen kleinen Staaten außer Coburg, ferner die Hälfte von Hessen, von Braunschweig und von Hannover, und von Mecklenburg das Land östlich der Schaale umfaßte, so waren für diese tausend Hundertschaften ca. 2400 □Meilen oder für jede 2,4 □Meilen durchschnittlich vorhanden. Dies entsprach noch dem Bedarf des Hirtenlebens".[1])

Wir haben darüber von Niemandem Kunde. Von Caesar nicht. Auch Strabo (VII, 1) sagt nur: Die suevischen Völkerschaften wohnen vom Rhein bis an die Elbe hin, ein Theil hat auch jenseits der Elbe Land, wie die Hermondoren und Lankosargen. Eine gemeinsame Eigenheit aller Völker dieser Gegend ist, daß sie mit Leichtigkeit ihre Wohnsitze wechseln wegen der Spärlichkeit ihrer Lebensweise, und weil sie kein Land bauen und keine Schätze sammeln, sondern in Hütten leben, nur mit dem Bedarf eines Tages versehen. Ihre Nahrung gewähren ihnen meistentheils ihre Heerden, wie bei den Nomaden, weshalb sie auch, wie jene, alle ihre Habe auf Wagen packen und sich mit ihrem Vieh hinwenden, wohin es ihnen gefällt."

Ich vermag bei vorurtheilsloser Auffassung aus diesem Berichte nicht mehr herauszulesen, als daß es zwischen Rhein und Elbe ꝛc. eine nomadenähnliche Volksmasse gab, die Strabo Sueven nennt, und deren gemeinsame Eigenheit darin bestand, daß sie ihre Wohnsitze wechselten. Thaten sie das, so waren sie eben nicht seßhaft, und ich sehe nicht ein, warum sie gerade zwischen Rhein und Elbe sich bewegt haben sollten. Vielmehr bin ich berechtigt zu vermuthen, daß wenn „sie sich hinwenden, wohin es

[1]) A. Meitzen, Ansiedelungen und Wanderungen I. S. 150.

ihnen gefällt", sie sich auch nöthigenfalls nach außerhalb der genannten Grenzen gewendet haben werden, zumal es ja bekannt ist, daß Sueven nicht lange zuvor auch im hohen Norden gewesen sind. Folglich ist man nicht berechtigt, von einem „inneren deutschen Suevenland" zu sprechen. Wenn sie von Norden nach Süden gewandert sind, so wird es allerdings einmal einen Zeitpunkt gegeben haben, wo sie auch jene Grenzen durchwanderten. Mit demselben Recht kann man dem Suevenlande eine viel, viel weitere Ausdehnung geben. Es liegt im Gegentheil außerordentlich nahe, zu sagen, daß sie gar kein Land besaßen, vielmehr nach dem Grundsatze „ubi bene ibi patria" sich auf beständiger Wanderschaft befanden. Der Name Sueven kann keine andere Bedeutung haben als beispielsweise der Name Scythen, Kelten und dergl.; er ist eine allgemeine Bezeichnung für Wanderhorde und nichts weiter. Da aber alle Wanderhorden eine nahezu gleiche Verfassung haben, so sind sie sich alle ähnlich und müssen ihrer Ähnlichkeit wegen denen, die sie beobachten, als eine einheitliche Masse erscheinen, ohne es doch in der That zu sein. Niemand kann freilich auf Grund von archivalischen Acten behaupten und beweisen, daß auf dem großen Bodencomplex, den man mit „inneres deutsches Suevenland" bezeichnet, nicht auch andere Völkerschaften gewohnt haben, die nicht Wandervölker, sondern seßhaft waren. Wohl aber ist es höchst wahrscheinlich, daß es auf dem sog. Suevenland nicht anders gewesen sein wird, als überall sonst auf der Erde, daß nämlich in den Niederungen, bzw. der Ebene dieses Landes Ackerbauer seßhaft waren, die ähnlich wie die Usipeten und Tenchtherer unter der Gewalt von Wanderhorden zu leiden hatten. Daß die sog. Hermondoren und Lankosarken zum mindesten ein aus Ackerbauern vorzugsweise bestehendes Mischvolk waren, dürften ihre Namen ergeben; letztere sind ihrer Bezeichnung zufolge aller Wahrscheinlichkeit nach Vicuswohner in Langhäusern, indem die Bezeichnung „Sark" für Arche sich auch bei anderen Völkern zeigt, gewesen.

Alle Wanderhorden, mögen sie von den seßhaften Völkerschaften einen Namen bekommen haben, wie immer er laute, werden dadurch characterisirt, daß sie, in kleine Abtheilungen gegliedert, sich vorwärts bewegen, eine Zeit lang irgendwo bleiben, dabei verwüstend entweder die Ackerbauer vertreiben oder sich zinspflichtig machen, um sie eine Strecke weit mit sich fortzuschleppen; und so ziehen sie mit oder ohne diese weiter. Was beispielsweise Plutarch (Mar. 11) von den Zügen der Cimbern und Teutonen sagt, „sie seien Ausgewanderte, aber nicht wie mit einem Stoße, noch in ununterbrochenem Zuge, sondern Jahr für Jahr wären sie in der geeigneten Jahreszeit immer vorwärts gerückt und hätten so in langer Zeit das Festland unter Kampf und Krieg durchzogen", kennzeichnet prachtvoll alle Wanderhorden auf der Entwickelungsstufe, von der wir jetzt sprechen.

Sie sind auf Plünderung angewiesen und würden sich bei ihrer großen Zahl gar nicht haben erhalten können, wenn nicht die verflossenen Zeiten bereits dafür gesorgt hätten, daß es von Urzeiten an seßhafte Völker, die durch die Wechselbeziehungen zu ihrer, Nahrung spendenden Umgebung arische Ackerbauer geworden waren, auf dem Erdbereich gegeben hätte, das die Wanderhorden durchzogen.

Es ist — und deshalb habe ich mich über vorstehenden Punkt nochmals ausgelassen — für mich unmöglich, mich der allgemein herrschenden Ansicht anzuschließen, in diesen wandernden Gohorden, die in Hunschaften lebten und Ackerbauer theilweise in ihrem Gefolge hatten, die Gründer derjenigen agraren Gebilde d. i. der vici und aedificia auf dem Boden des heutigen Deutschlands zu erblicken, die wir im dritten Abschnitte oben kennen gelernt haben. Es ist nach meinem Dafürhalten unmöglich, den von Tacitus geschilderten Zustand reinen Ackerbaues ohne Viehzucht als eine Fortentwickelung des von Caesar beschriebenen Zustandes nomadischer Viehzucht mit etwas Ackerbau zu betrachten. Das würde voraussetzen, daß man in dem Zwischenraum zwischen Caesar und Tacitus in jenen vicis die Viehzucht vollständig abgeschafft hätte. Dort finden wir einen Solidaritätsverband auf Gegenseitigkeit, eine universitas in vices, wo man pro numero cultorum d. h. auf Rechnung der einzelnen Bebauer das Land occupirt und jedem seinen Antheil nach geleisteter Arbeit zutheilt; hier dagegen bei der suevischen gens cognatioque waltet ein Gemeinschaftsgeist, der abgesonderte Äcker nicht duldet und wo der eine Theil in Gemeinschaft die Arbeit für die ganze Gemeinschaft verrichtet, so zwar, daß der nicht in den Krieg ziehende Theil sich und die anderen ernährt. Aus dem obigen ergiebt sich, daß wir diesen Theil, der zu Hause bleibt und im nächsten Jahr das Waffenhandwerk betreibt, obgleich wir keine directen Nachrichten über die suevischen Verhältnisse besitzen, nur auf $^1/_{12}$ des Kreises veranschlagen dürfen, da nachweislich bei den Gentes $^5/_{12}$ (als Quincunx) kämpft. Diese Wechseleinrichtung von Kriegführung und Ackerbau war eine gute wirthschaftliche Vorschule, um Viehzüchter zu Ackerbauern und Seßhaften zu machen.

Aber trotzdem kann der von Tacitus beschriebene Ackerbau ohne Spannvieh nicht aus dem von Caesar beschriebenen Zustande der mit Ackerbau verbundenen Viehzucht der Sueven hervorgegangen sein, weil es dem Begriff Entwickelung widerspricht, wonach zwischen zwei Zuständen Continuität nachweisbar sein muß, wenn der eine aus dem andern hervorgegangen sein soll. Natura non facit saltus.

Es mag sich in den 150 Jahren, die zwischen Caesar und Tacitus liegen, viel in Germania verändert haben, ja meines Erachtens weit mehr als man gemeinhin anzunehmen pflegt; aber trotz alledem doch nur in

Form der Entwickelung, d. h. unter Modificationen des früheren Zustandes, ohne daß dieser das ihm Wesentliche verlor. So haben sich ohne Zweifel die scharfen Gegensätze, in denen man zu Caesar's Zeit die eingeschlossenen Ackerbauer der Niederungen gegenüber den eindringenden Wanderhorden findet, gemildert, da in vollen fünf Generationen hintereinander viel Persönliches verschmelzen kann. Diesen Verschmelzungsproceß der sog. germanischen Völker zu reconstruiren ist eine dankenswerthe Aufgabe urgeschichtlicher Forschung; er bietet Probleme, die wir nur dann richtig lösen können, wenn wir die darauf bezüglichen Fragen aus den Merkmalen der einzelnen Erscheinungen richtig stellen. So lange wir dies unterlassen und mit Fictionen an den Stoff herantreten, werden wir nach wie vor einem Gemisch von Meinungen gegenüberstehen, nach denen der eine dies, der andere jenes behauptet.

So erklärt beispielsweise der Eine, es habe „unter allen Germanen ursprüngliche Sprachgemeinschaft, wenn auch vielleicht niemals völlige Identität der Zungen bestanden" und führt zum Beweise „die gemeinschaftliche Heimath in Asien und die gemeinschaftliche, durch Jahrhunderte sich hinziehende Einwanderung in Europa" an. Ein Anderer will diese Einwanderung nicht gelten lassen und läßt die Heimath der Indogermanen, von denen die Germanen abstammen sollen, in Europa sich befinden. Damit fällt jenes Beweismoment. Nicht viel anders steht es um die Meinungen der Verwandtschaft der den Germanen benachbarten Völker: die Einen denken sich beispielsweise eine ungeheure Ausbreitung von Slaven auf deutschem Boden, während Andere von einem Eindringen der Slaven auf das seit Jahrhunderten von den Germanen besessene Landgebiet reden. Auf welchen Thatsachen sind diese Meinungen gegründet? Wie groß muß das Volk der Indogermanen in Asien gewesen sein, um binnen weniger Jahrtausende die großen Völkerschaften in Europa zu zeitigen? Wo wechselten diese, wenn sie von den Indogermanen die eine einheitliche Ursprache hatten, ihre Sprache, daß fortan das eine Volk eine lateinische, ein anderes eine griechische, ein drittes eine slavische, ein viertes eine deutsche, ein fünftes, sechstes u. s. w. wieder eine andere Sprachgemeinschaft bildete? Erfolgte diese Umwandlung zur Zeit des „ungetrennten" Indogermanenthums, welche Factoren waren es, die dies herbeiführten? Geschah es auf der Wanderung, durch welche Motoren erfolgte es hier? Waren es Ebenen, Berge, Flüsse, Seen? Waren es die auf der Wanderschaft genossenen Nahrungsmittel oder was war es denn, das diese Sprachveränderungen bewirkte? Stehen wir hier nicht vor lauter Räthseln? Wie verhalten sich die Erkenntnißmittel, welche wir zu ihrer Lösung in Anspruch nehmen, zum Begriffe der Entwickelung?

Die Urgeschichte der großen Völker wird uns in einem ganz andern

Lichte erscheinen, wenn wir die uns überkommenen Nachrichten über die Vorfahren derselben auf ihre reinen Merkmale untersuchen und nicht nur alles in den Schilderungen enthaltene Subjective daraus entfernen, sondern vor allem auch uns gegenwärtig halten, daß unsere eigenen Meinungen bestenfalls nur Momente für einen erst noch zu vollführenden Denkproceß sind. Meinungen sind subjective Acte, ohne deshalb geradezu unwahre Vorstellungen zu sein; nur sind sie Vorstellungen auf Grund einer bisherigen Erkenntniß, indem wir ein bestimmtes Objeet nach seinem thatsächlichen Inhalt ununtersucht lassen und es eben nur vermittels eines Erkenntnißstandpunktes, den wir vor der Berührung mit dem betreffenden Object schon hatten, zu deuten unternehmen, sei es, daß wir diesen für genügend zur Deutung erachten, sei es, daß wir uns aus irgend welchem Grunde nicht in der Lage fühlen, das betreffende Object auf seine einzelnen Merkmale zu untersuchen. Da Meinungen d. h. Deutungen auf Grund einer früheren Erkenntniß, streng wissenschaftlich angesehen, nur Momente des Glaubens, aber nicht der Erkenntniß sind, so pflegen wir, wenn wir gewissenhaft sind, bei Mittheilungen solcher Meinungen für Andere eine Form zu wählen, aus welcher diese entnehmen können, daß es sich eben nur um eine durch das Denken noch unzergliederte Deutung des betreffenden Objectes handelt, indem wir z. B. sagen: „ich möchte glauben" oder „ich halte dafür".

Wenn Tacitus z. B. (Germania 2) sagt: „Ich möchte glauben (crediderim), daß die Germanen selbst Urbewohner und keineswegs (bzw. sehr wenig, minime) mit Ankömmlingen anderer Völker sich gemischt haben", so stellt er dies als eine Meinung hin und will es den Lesern überlassen, ob sie seine Ansicht theilen, die er nämlich damit begründet, „weil vormals nicht zu Lande, sondern auf Flotten (classibus) herangeführt wurden, welche die Sitze zu verändern suchten, und der jenseits unermessene und, daß ich so sage, widerwärtige Ocean durch seltene Schiffe aus unserm Kreise befahren wird. Wer ferner würde, außer der Gefahr des grauenvollen und unbekannten Meeres, Asien oder Afrika oder Italien verlassend Germanien aufsuchen? das ungestalte an Boden, rauhe von Himmel, traurige von Anbau und Anblick, außer wem es Vaterland ist."

Ich glaube kaum, daß auch nur einer meiner Leser diese Begründung des Tacitus als stichhaltig anerkennen dürfte. Aber wohl ebenso wenig dürfte sich Jemand finden, welcher dem Römer darin zustimmt, er halte die Germanen für unvermischt, weil sie in Körperbau und körperlichen Merkmalen (blaue Augen, röthliches Haar ꝛc.) sich gleichen. Wer wollte ohne eine statistische Erhebung selbst in einem Lande mit wohleingerichteten Verwaltungsorganen ein sicheres Urtheil über Haar- und Augenfarbe und über den Wuchs seiner Bewohner abgeben? Aber selbst angenommen, der

Gesammteindruck habe die Beobachter in dieser Hinsicht nicht getäuscht, so sind wir deshalb doch noch nicht der Aufgabe enthoben, auch aus andern Gesichtspunkten die Meinung eines Schriftstellers auf ihre thatsächliche Begründung zu prüfen.

Es liegt nicht in meiner Aufgabe, ja es würde geradezu gegen den Zweck meiner Darstellung gerichtet sein, wollte ich in diesem Buche den Inhalt der Taciteischen Schilderung von Germanien einer eingehenden Analyse unterwerfen, wo es mir doch nur darauf ankommt, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie durch Berührung relativer Gegensätze, nämlich seßhafter Horden und Wanderhorden das Fundament der Völker- und Staatenbildungen auf den verschiedenen Ortpunkten unseres Planeten gelegt worden ist und wie unsere bisherige Erkenntniß in der Annahme irre wandelt, die großen historisch gewordenen Völker seien nicht aus Vermischungen heterogener Horden entstanden, sondern in fertigen Stammesstaaten, von irgend einem Muttervolke sich abtrennend, in ihre späteren Sitze eingewandert und als Halb- oder Ganznomaden seßhafte Ackerbauer geworden.

Wer sich der Mühe unterzieht, die kleinsten Gebilde der Völker mittels Individualkarten auf ihre Grundmerkmale und Nebenmerkmale zu untersuchen, erhält zwei Hauptgruppen von Erscheinungen: seßhafte Ackerbauhorden und Wanderhorden, die sich ebenfalls auch in Germania zeigen. Es finden sich hier zwar auch *größere* Verbindungen von Horden, wie sie entweder durch die Phratrien der Ackerbauer von selbst gegeben sind oder Complexe reiner Wanderhorden oder aber auch Vermischungen von Wander- und ursprünglich seßhaft gewesenen Horden (gentes cognationesque) oder endlich auch Verschmelzungen seßhafter Horden mit einzelnen Elementen von Wanderhorden. Man beachte nur beispielsweise die beiden Gegensätze derjenigen Völker, welche *Tacitus* gleich eingangs namhaft macht, wo er die Völker Germania's nach ihren *damaligen* Sitzen, die schon binnen Jahresfrist wegen der Beweglichkeit der Wanderhorden verändert gewesen sein können, zu schildern beginnt; und wir werden, wenn wir unser Vorurtheil vom Indogermanenthum abstreifen, finden, daß unmöglich die sog. Germanen ein einheitliches Volk gewesen sein können.

Nicht einmal die Sueven, die doch den größten Theil Germaniens inne hatten, sind nach *Tacitus* „ein Volk", sondern durch eigenthümliche Stämme und Namen gesondert (propriis adhuc nationibus nominibusque discreti), wiewohl sie insgesammt Sueven genannt werden (c. 38). Wenn *Tacitus* von den Katten, die sich durch „stärkeren Körperbau, viel Muskelkraft, drohenden Blick auszeichnen und für Germanen viel Verstand und Klugheit haben", aussagt: Alios ad proelium ire videas, Cattos ad bellum d. h. „die *Andern* sähest du zur Abwehr gehen, die *Katten* zum Wechselkampf", so erblicke ich darin zwei wichtige

Gegensätze. Es ist eine im ganzen Völkerleben bekannte Erscheinung, daß die seßhafte (Ackerbau-) Bevölkerung sich in der Defensive hält; dies drückt eben proelium (aus pro-el-jum die Wehr, verw. πρυλέες proeliatores) aus, wogegen bellum (aus duilium) den zweiheitlichen d. h. wechselseitigen Kampf bezeichnet, wie er den nichtseßhaften Horden eigen ist. „Ausgelesene vorzusetzen, Vorgesetzte zu hören, Ordnungen zu kennen, Gelegenheiten wahrzunehmen, Angriffe zu verschieben, tags zu disponiren, nachts zu verschanzen, Glück unter das Zweifelhafte, Mannesmuth unter das Gewisse zu rechnen: und was das Seltenste und nur durch die Art der Unterweisung gewährt ist, mehr auf den Führer als auf das Heer zu bauen" (cap. 30). Eine solche Schilderung, wie sie Tacitus von den Katten giebt, paßt mehr oder weniger auf alle Wanderhorden. Daher hat bei ihnen auch „Keiner ein Haus oder einen Acker oder irgend eine Sorge; sowie sie zu Jemandem kommen, lassen sie sich ernähren; Fremdes verprassend, Verächter des Ihrigen, bis blutloses Alter sie zu so hartem Mannesmuth untauglich macht." Wer will angesichts dieser Schilderung glauben, daß ein solches Volk, das weder Haus noch Land besitzt, seßhaft sei? „Jeder Tapferste trägt überdies einen eisernen Armring", der, wie wir oben (S. 237) erwähnten, ein Characteristicum vieler Ringbewohner, d. h. Rundlagerer ist.

Wie anders steht es dagegen um ihre Nachbarn zu Tacitus Zeit, nämlich um die in der Niederung des Rheines wohnenden Usipeten und Tenchterer? Auch sie haben gewohnten Waffenruhm, weshalb der Römer das Lob, welches er dem Fußvolk der Katten spendete, der Reiterei der Tenchterer ertheilt, „welche von den Vorfahren angeordnet die Späteren nachahmen." Die Reiterei ist eine Eigenthümlichkeit der Bewohner der Ebene (der Marut). Aber was diese besonders characterisirt, ist, daß ihre Einrichtung „der Kinder Spiel, der Jünglinge Wetteifer und der Greise Beschäftigung ist." Bei den rundlagernden Wanderhorden ahmen die Nachgeborenen, da Nachahmung ein allgemein menschlicher Zug ist, ebenfalls die Vorfahren nach; aber nicht nach Altersklassen gesondert, weil sie ihrer Wohnverfassung entsprechend in Urzeiten nur im engsten Kreise bei ihren Eltern leben und entweder als „Heerdsitzer" (Udschigin bei den Mongolen) bei der Mutter verweilen oder als „Knaben bezw. Knappen" mit dem Vater vereint kämpfen, während die Bewohner der Ebene durch ihre Phratrien in Altersklassen getrennt zur Manneszucht groß gezogen werden. Auch besitzen die Tenchterer „Haus, Vermögen und Erbschaftsrechte," was eben Wanderhorden nicht haben, da sie als solche communistisch leben.

Lassen sich solche Gegensätze aus den Schilderungen des Tacitus selbst nachweisen, so folgt daraus, daß das zusammenfassende Urtheil, welches der Genannte in den ersten Kapiteln seiner Germania über die

Germanen im Allgemeinen fällt, keinen anderen Werth beanspruchen darf, als die allgemeine Charakteristik eines geographisch abgeschlossenen Völkerkreises, wie sie noch in der Gegenwart der Darsteller einer Völkerkunde seinen Lesern bietet, indem er beispielsweise, wie es Fr. Ratzel thut, über die Körperbeschaffenheit, die Familienverhältnisse und Stammesgliederungen, den geistigen Charakter und die christlich-religiösen Zustände sowie über die sog. materielle Kultur der Neger in Afrika eine allgemeine Schilderung voranschickt, mit der dann die nachfolgenden Details in einem inneren Widerspruch stehen und folglich auch die allgemeine Charakteristik der Neger größtentheils wieder aufheben. Und wird ein gerechter Beurtheiler der Ratzel'schen Völkerkunde etwa glauben, daß ein Gelehrter, wie der Genannte, diese Widersprüche nicht selbst bemerkte?

Genau dieselbe Methode der Darstellung befolgt auch Tacitus in seiner kleinen Völkerkunde „von der Lage, den Sitten und Völkern Germaniens". Deshalb schließt er denn auch den allgemeinen Theil seiner Schilderung im 27. Kapitel mit den Worten: „Dieses haben wir im Allgemeinen über Ursprung und Sitten aller Germanen vernommen. Jetzt will ich einzelner Völker Einrichtungen und Bräuche, in wie fern sie abweichen, und welche Nationen aus Germanien nach Gallien gewandert seien, herausheben." Tacitus will zwischen den Zeilen gelesen und zunächst aus sich selbst interpretirt sein, weshalb man weder Caesar's, noch späterer Schriftsteller Darstellungen mosaikartig mit Tacitus' Beschreibung verbinden darf.

Lesen wir die älteren Schriftsteller aufmerksam, so finden wir auch in Germania zwar eine theilweise dicht zusammengedrängt wohnende Bevölkerung, doch lauter kleine Gebilde, die nur lose verbunden waren. In den Niederungen die Ackerbauer, die ganz augenscheinlich, wie überall auf der Erde, weil sie eben durch Ausbreitung Seßhafte sind, in größeren Brüderschaften zusammenhalten. Bei ihnen finden wir zugleich die Unterschiede, deren wir zu Ende des dritten Abschnittes gedacht haben. Sie werden beunruhigt durch die viehzüchtenden Wanderhorden, die theils als reine, theils als gemischte auftreten. Die überdies schon sehr bevölkerten Ebenen werden durch die Berührung der beiden Gegensätze nur noch bevölkerter. Die Arier müssen vielfach weichen und kommen dadurch in Conflict mit den Nachbarvölkern. Dazwischen treten die Römer, denen sich zunächst einzelne, namentlich bedrängte seßhafte Horden zuwenden. Doch diese werden wie jene ebenfalls ausgebeutet, und augenscheinlich noch mehr, als von den Viehzüchtern. Die Folge ist, daß sich „Arier" auch mit „Genneten" verbinden, sei es, daß die ersteren, sei es, daß die letzteren sich zu Feldherren aufwerfen. An sich sind der arische Vicus (Ariovicus) oder der Einzelhöfer auf Marland (Marbud) oder der

Scheerenbewohner an der Flußniederung, worauf wir alsbald noch zu sprechen kommen, ebenso zur Heeresleitung befähigt, wie der Chan (Hun) der Wanderhorden.

Wer sollte im Bereiche seiner Wirksamkeit nicht schon die Erfahrung gemacht haben, daß man sich mit seinem Feinde versöhnt und alle kleinlichen, bisher bestandenen Zwistigkeiten vergißt, *wenn man einem Dritten, weit stärkeren Feinde gegenübersteht*, der nicht nur unser eigenes, sondern auch unseres bisherigen Gegners Wohl zu gefährden droht? Ja, man vergißt in einer solchen Zwangslage nicht allein alle bisherigen Differenzen, sondern macht sich den nunmehr versöhnten Feind zum Bundesgenossen, um fortan sich niemals wieder von ihm zu trennen. Es hieße Wasser in das Meer gießen, wollte ich auch nur ein Beispiel aus der politischen Geschichte des Völkerlebens für diese Thatsache anführen, wo ihrer bis in die neueste Zeit so viele vorliegen.

Es genügt oft ein einziger Tag der Kriegserklärung, um die Basis eines einheitlichen Reiches aus bisher politisch unverbundenen Völkern herzustellen. Kann dies schon bei höher gebildeten Völkern geschehen, bei denen ja doch das Bewußtsein wohl erworbener Rechte sehr häufig den Verlust kleiner Vortheile in die Wagschale wirft, um am Eingehen eines Bündnisses zu zaudern, so giebt es dagegen bei primitiven Völkern ein bei Weitem schnelleres Eingreifen. Denn es ist bekannt, daß das Intervall, welches zwischen der Vorstellung, dem dadurch hervorgerufenen Entschluß und der Willenshandlung liegt, beim primitiven Menschen ein viel geringeres ist, als beim höheren Kulturmenschen. Alles was wir wollen, läßt sich entweder auf Erkenntniß oder Gefühl zurückführen. Der Gebildete wägt das Erkannte oder Gefühlte ab; daher erscheint er dem Mindergebildeten gegenüber feige, indem *jener* erst längere Zeit reflectirt, während *dieser* Gefühl und Erkenntniß mehr im Moment in That umsetzt. Sehr gut drückt dies Shakespeare (im Hamlet) aus: „So macht Besinnung[1]) Feige aus uns allen; der angeborenen Farbe der Entschließung wird des Gedankens Bläße angekränkelt."

Das anderthalb Jahrhundert, welches zwischen Caesar und Tacitus liegt, war völlig genügend, die vielen kleinen Horden bezw. bereits vorhandenen kleinen Mischgebilde zu größeren Ganzen zu gestalten. Bedenken wir doch, wie schnell in den darauf folgenden Jahrhunderten die noch von Tacitus aufgeführten Völkernamen verschwunden sind! Nicht *vor*, sondern *nach*, bezw. auch *durch* Berührung mit den Römern wurde durch die Mischung der seßhaften arischen Horden mit den Wanderhorden (Thiod) der Grund zu dem nationalen Gebilde gelegt, aus dem sich langsam nach und nach das deutsche Reich gebildet hat, und zwar in der germanischen

[1]) Im Englischen steht conscience, d. i. etwa reflexives Bewußtsein.

Vorzeit, was uns hier zunächst interessirt, durch die Berührung der beiden Hauptgegensätze, der Ackerbauer mit den Viehzüchtern.

Doch verlassen wir nunmehr den Boden Germania's, den wir ja nur als Illustration benutzt haben, um uns ein Bild davon zu verschaffen, wie der arische Ackerbauer Viehzucht und der wandernde Viehzüchter Ackerbau erlernt.

Wie im gesammten Kosmos die Entwickelung nur durch Berührung und Verschmelzung relativer Gegensätze erfolgt, so sind auch alle Zustände des Wirthschaftslebens auf die Verschmelzung von Gegensätzen zurückzuführen. Überall da, wo wir einen großen Reichthum von Mannigfaltigkeit treffen, dürfen wir auf einen starken Wechselproceß relativer Gegensätze in der Vorzeit schließen. Wo diese nicht vorhanden waren, konnte nur Einfachheit entstehen. Wer der Berührung mit Gegensätzen aus dem Wege geht, muß nothwendig „verſimpeln". Aber damit Gegensätze verschmelzen können, müssen Kraft und Widerstand proportional sein. Von zwei nach derselben Richtung sich bewegenden Körpern leistet der eine dem andern nur Widerstand, insofern als er langsamer fortschreitet und von dem andern getroffen, ihm gegenüber im Zustande der Ruhe erscheint; die Bewegung, die er zwar ebenfalls an sich hat, leistet keinen Widerstand, sondern nur die Differenz ihrer Geschwindigkeiten, die an ihm Zustand der Ruhe ist. Kommen sich zwei gleiche Körper von derselben Geschwindigkeit unter übrigens gleichen Umständen entgegen, so heben sich ihre Geschwindigkeiten gegenseitig auf, und beide üben auf einander denselben Widerstand aus.

Alle Thätigkeit läßt sich in die beiden Factoren von Kraft und Widerstand zerlegen; ist letzterer nicht vorhanden, so kann selbst die höchste Kraft keine Thätigkeit erzeugen. Widerstand ist ebensowohl Spontaneität als Receptivität, indem von jener das Thun, von dieser Leiden ausgeht. In jedem Thun entsteht etwas, in jedem Leiden beruht ein Verschwinden; jedes Thun bedeutet einen Erwerb, jedes Leiden einen Verlust. Ein Ding besteht nur so lange als es Widerstand leistet; deshalb hängt die Existenz eines Dinges von der Kraft ab, dem es widerstehen muß.

Würde der Ackerbauer der Kraft des Viehzüchters und der Viehzüchter nicht der Kraft des Ackerbauers haben Widerstand leisten können, so würde dieser nie Viehzüchter und dieser nie Ackerbauer geworden sein. Daraus folgt, daß der ganze Verschmelzungsprozeß zwischen beiden durchaus nicht in größeren Gebilden vollzogen gedacht werden kann. Denn würde man in solchen sich begegnet sein, so würden wir diejenigen analogen Zustände antreffen, denen wir oben bei Erwähnung der gewerblichen Kasten begegnet sind, die einen schroffen Gegensatz zu einander bilden, weil hier eben jede Möglichkeit einer Verschmelzung fehlt. Die Wanderhorden, welche gewerbliche Berufe trieben und nicht durch Gewalt und Herrschaft

aus einander gesprengt oder in geschlossenen Reihen in die Städte geführt worden sind, mußten, wie ich in einer späteren Schrift ausführlich darstellen werde, in einen Zustand getrieben werden, den wir gemeinhin „Kastenwesen" nennen. So aber dürfen wir uns die erste Berührung der Ackerbauer mit den Viehzüchtern nicht vorstellen, vielmehr nur derartig, daß ganz kleine Gebilde, die ich eben Horden nenne, sich in ihren einzelnen Gliedern begegneten.

Wo größere Complexe zusammentreffen, kann nur ein wohnräumliches Nebeneinander entstehen. Würden wir uns dieselben auch nur von der Größe einiger Tausend denken, so würden niemals Gemische haben stattfinden können, und alle Sprachverschiedenheiten der Völker würden keinen genügenden Erklärungsgrund finden. Um Entwickelung hervorzubringen, war ein Durchwirken von Kleinem beginnend erforderlich. Wer — um ein recht triviales und unpoetisches Beispiel zu bringen — gesehen hat, wie der Kuchenbäcker seinen aus Butter, Zucker, Gewürzen, Mandeln, Rosinen u. s. w. herzustellenden Teig macht, weiß, daß er diese Ingredienzen nicht haufenweise hineinschüttet, weil er eine gleichförmige Mischung mit dem Grundstoffe des Mehles auf solche Weise nicht ermöglichen würde. Doch dürfen wir in dieser Hinsicht nicht verallgemeinern, weil eben die zu einem Mischungsproceß erforderlichen Bedingungen sehr verschieden gewesen sein werden und hier die Örtlichkeitsverhältnisse (geographische Bedingungen), welche wir absichtlich in dieser Theorie, um nicht über die Details den allgemeinen Überblick zu verlieren, bei Seite setzen, modificirend eingewirkt haben.

Wir werden gut thun, uns auch diesen Vermischungsprozeß auf einem bestimmten Boden zu veranschaulichen, wobei wir jedoch die zur Ergänzung fehlenden Mittelglieder, die dort für unsern Blick nicht sichtbar sind, selbstverständlich von auswärts herbeiholen müssen. Ich bitte den Leser, mir nach Irland zu folgen, nicht weil wir dort die urzeitlichen Zustände leichter als irgendwo anders auflesen können, sondern weil im Gegentheil die Irländischen Verhältnisse, trotzdem und vielleicht weil sie viel behandelt worden sind, uns einen Einblick nicht leicht gewähren. Die oft zu hörende Behauptung, die urgeschichtlichen Zustände lägen in Irland offener als sonstwo zu Tage, möchte ich geradezu widerlegen und zeigen, daß sie nur deshalb einigen Nationalökonomen so offen zu Tage liegend erscheinen, weil sie dieselben von einem Erkenntnißstandpunkte aus beurtheilen, der ihnen die Widersprüche, in die sie sich damit verwickeln, gar nicht zum Bewußtsein kommen läßt. Noch neuerdings erklärt Meitzen an der Stelle, wo er die „nationale Besiedelung und das Agrarwesen der Kelten" behandelt: „Eine Untersuchung darüber, wie weit sich gegenwärtig noch hinreichend deutliche Spuren und Erinnerungen für die national-

keltiſche Beſiedelung auffinden laſſen, kann thatſächliche Reſte und hiſtoriſche Beweismittel nirgends ſicherer und ergiebiger als in Irland erwarten."[1])

Wollen wir uns nicht ſelbſt täuſchen, ſo müſſen wir bekennen, daß wir von den Kelten, was ihren Urſprung betrifft, nichts und von ihrer Exiſtenz herzlich wenig wiſſen. Es war ein Name, mit dem man eine Völkergruppe Europa's bezeichnete, die man bald weiter, bald enger faßte, — ein Name wie derjenige der Scythen, Sueven und dergl. Er hat practiſche Bedeutung eigentlich erſt durch die vergleichende Sprachforſchung darum erhalten, daß man die keltiſche Sprache zum indogermaniſchen Sprachſtamm rechnete, obwohl uns von der Literatur der Kelten nichts bekannt iſt, weil angeblich die Druiden ſchriftliche Aufzeichnungen ihrer Lehre verboten hätten. Als moderne Dialecte bezeichnet man Britiſch und Iriſch. Was wir aber vom alten Irland wiſſen, iſt ebenfalls unbedeutend. Die Nachricht, daß die Phönikier, Carthager, Gaditaner und Tarteſſier eine Colonie in Irland angelegt hätten, findet ſich bei Griechen und Römern nicht; beide ſprechen blos von der Gewohnheit, nach den Zinninſeln zu handeln. Caeſar kannte nur den Namen von Hibernien, ſeine Größe und ſeine Entfernung von Britannien. Eine etwas genauere Kenntniß von Irland beſaß Tacitus (Agricola 24), und erſt Ptolemäus weiß etwas Näheres von einzelnen Völkerſtämmen zu ſagen. Wirklich brauchbares Material gäben die ſämmtlichen älteren Schriftſteller nicht; nur intereſſant ſind einzelne Bemerkungen, wie beiſpielsweiſe die des Pomponius Mela, welcher die üppigen Wieſen der Inſel, auf denen das Vieh ſich bis zum Berſten überfüttern könne, ſowie den Mangel an Ackerbau hervorhebt. Nicht ohne Scharfſinn und Gelehrſamkeit iſt vielmehr erſt in neueren Zeiten die alte Sagengeſchichte Irlands behandelt worden. Doch dürfen wir die uns hier allein intereſſirenden Nachrichten über Ackerbau und Viehzucht nur unter Anleitung der in ihnen vorhandenen Thatſachenmerkmale, nicht aber nach einem apriori entworfenen Schema benutzen.

Was zunächſt den Ackerbau betrifft, ſo haben wir ſchon oben der Sage von den Söhnen Aed Slane's gedacht und dieſelbe dahin gedeutet, daß es ſich um Einzelhöfe handelt, welche auf ſchlammigem Moorgrunde in Schlangenform an einander gereiht ſind und eine Acker-Verfaſſung haben, welche allen Schlangendörfern bis heute noch eigen iſt, nämlich die Form, daß jeder ſein Ackerland in einem einzigen regelrecht verlaufenden Streifen hinter ſeinem Hofe hat. Sollte die von anderer Seite gemachte Beobachtung, daß man auch Spuren einer Gemengelage in Irland gefunden habe, richtig ſein, ſo kann dieſe natürlich nicht den Söhnen Aed

[1]) A. Meitzen, Siedelung und Agrarweſen I. S. 174.

Slane's, sondern nur Vicis beigemessen werden. Abgesehen davon, daß wir dieses Wort auch im Altirischen unter „fich" antreffen, spricht für diese Beobachtung der Umstand, daß „zur Zeit der Söhne Aed Slane's die Einwohnerzahl Irlands sehr groß war", man also das Moorland erst besiedelte, als das Arland bereits in festen Händen war, und dieses konnten eben nur die Vici (fich) haben. Wir haben infolge dieses Sachverhalts oben angenommen, daß beide erwähnten Gruppen von Ackerbauern solche „ohne Pflug und Spannvieh" gewesen sein müssen, d. h. solche, welche „arischen" Ackerbau trieben. Deshalb haben wir auch die Ansicht von Meitzen zurückgewiesen, „die Bevölkerung Irlands sei um 600 n. Chr. auf dem Punkte angelangt gewesen, daß die alte Weidewirthschaft mit geringfügigem Ackerbau zum Unterhalte nicht mehr ausreichte, sondern die Nothwendigkeit erkannt wurde, zu regelmäßiger Ackerbestellung in dauernden, fest eingezäunten, also auch der allgemeinen Weide nicht mehr zugänglichen Kämpen überzugehen, wie sie uns noch heute überall auf den irischen Flurkarten begegnen".

Zu dieser Ansicht scheint augenscheinlich Meitzen durch den Inhalt eines andern alten Liedes, das ebenfalls dem 6. oder 7. Jahrhundert zugeschrieben wird, gekommen zu sein. Diesem zufolge soll „Irland in alten Zeiten eingetheilt gewesen sein in 184 Kreise (tricha céd; hundreds) zu 30 Gemarkungen (townlands, bailes), so daß auf der ganzen Insel 5520 Gemarkungen vorhanden waren, deren jede 300 Kühe d. h. vier volle Heerden unterhielt. Die Mark (baile) zerfiel weiter in vier Viertel, von denen daher auf ein jedes eine Kuhheerde oder 75 Kühe kamen. Da der Inhalt einer baile weiterhin als 12 seisrighs angegeben wird und als Umfang des seisrighs 120 acres, so würden wir das Viertel (quarter) zu 3 seisrighs oder 300 acres annehmen dürfen." [1])

Mir ist der Inhalt dieses zuletzt erwähnten Liedes leider nicht bekannt, weshalb ich mich außer Stande fühle, ihn zu analysiren. Ebenso wenig ist mir bekannt, von wem die Berechnung der 5520 Gemarkungen herrührt und auf welcher Grundlage dieselbe erfolgt ist. Nur das ist mir klar, daß wenn nach der einen Handschrift „bis zu den Tagen der Söhne Aed Slane's im 7. Jahrhundert es in Irland weder Graben, noch Zaun, noch Steinwall um die Grundstücke gab, sondern alles ebenes Land war", es zu derselben Zeit nicht „auf der ganzen Insel" 5520 eingezäunte Kreise gegeben haben kann. Die beiden Quellen stehen in Widerspruch zu einander, weil eben tricha céd und baile, worüber man vollkommen einig ist, kreisrunde Umwallungen sind. Da nun nach Seebohm[2]) noch jetzt „auf der officiellen Karte von Irland (ordnance

[1]) Frederic Seebohm (v. Bunsen) Die englische Dorfgemeinde, S. 147.
[2]) a. a. O. S. 148.

map) mehrere Tausend solcher kreisförmigen Umzäunungen verzeichnet sind" und „mitten in einem der heutigen townlands sich noch oft die kreisförmige und theilweise befestigte Einfriedigung findet" so bleibt uns, wollen wir den Einen von beiden Sängern nicht für einen „blinden Sänger" halten, nur die Wahl, entweder das Lied, welches „bis zu den Söhnen Aed Slave's keine Umwallungen kennt" als eine unwahre Thatsache zu betrachten oder aber die umwallten tricha céd als etwas Späteres dem nicht umzäunten ebenen Lande gegenüber hinzustellen, in welchem Falle wir alsdann, was wir ja wohl thun müssen, beiden Berichten Glauben beimessen.

Thun wir das, so ergiebt sich, daß dem Zustande vorherrschender Viehzucht in Irlands Ebenen ein Zustand reinen Ackerbaues vorangegangen ist, der demjenigen entspricht, welchen wir oben nach der Schilderung des Tacitus bei den Germanen finden und den auch Sir J. Davies folgendermaßen beschreibt: „Auch legte während dieser ganzen Zeit keiner von ihnen Gemüse- oder Obstgärten an; weder hegten sie ihr Land ein und verbesserten es, noch lebten sie zusammen in festen Dörfern und Städten." Aber selbstverständlich kann sich jener Zustand reinen Ackerbaues nur auf die Bevölkerung der Ebene beziehen; und wenn dieser modificirt wurde, konnte es auch hier nur durch viehzüchtende Wanderhorden erfolgen, die sich genöthigt fanden, die Ebene aufzusuchen, wodurch eben auch in Irland Ackerbauer Viehzüchter und Viehzüchter allmählich Ackerbauer wurden.

Wenn wir also beiden Schilderungen Glauben beimessen wollen, so handelt es sich im 7. Jahrhundert in Irland um eine Überschwemmung der Ebene mit Viehzüchtern, weil eben die jetzt hier zur Erscheinung kommende Kreislagerung ein Characteristicum der Wanderhorden und der zu ihnen zu zählenden Viehzüchter ist. Die ganze Eintheilung des sogen. Townlandes in vier Viertel weist darauf hin. Nur muß man mit dem Ausdruck „Quarter", weil eben, wie ich oben an der Figur des Kreislagers demonstrirt habe, jeder, der kleinste wie der größte Kreis, in vier Theile getheilt ist, sehr vorsichtig sein. Mir will scheinen, daß auch unter „tricha ced", mag man es mit drei oder dreißig (bzw. 36) Kreise übersetzen, was sachlich auf dasselbe herauskommt, nur ein Viertelkreis ist, da eben mit Ausnahme des kleinsten Kreises, welcher vier Einzelwohnungen enthält, jeder größere Viertelkreis, wie ein Blick auf die Kreiseintheilung (S. 231) zeigt, drei Theile enthält, also der zweitgrößte Viertelkreis von unten 12 Einzelwohnungen hat, wofür man in Irland angeblich den Ausdruck „tate" gebraucht. Daraus erklärt sich, daß die baile 12 seisrighs haben soll, weil eben im Viertelkreis (von unten gerechnet) 3 Kreise, jeder zu 4 Vierteln, 12 tates giebt.

Nun kommt es aber vor, daß die Viehzüchter diesen Viertelkreis, den wir oben Tribus genannt haben, auch in selbständige, korallen- oder traalartige Rundungen verwandeln, woraus es sich eben erklärt, daß der Ausdruck „trib", der an sich ganz identisch mit quatuor (skr. catvar) ist, auch auf das Rundlager der 12 Einzelwohnungen übergeht, dem wir zur besseren Unterscheidung, wie es ja in der That der Sprachgeist verschiedener Völker auch gethan hat, die Bezeichnung Turba d. i. zu deutsch „Dorf" beilegen wollen.

Dorf ist ein ge„dreh"tes rundes Lager der Viehzüchter. Der Ausdruck tritt schon in alter Zeit in Deutschland in verschiedenen Varianten auf, wie Torf, Tharpa, Thorp, Dorp u. s. w. und dann in vielen anderen Sprachen, z. B. griech. τύρβα bezw. σύρβα, lat. turba, kelt. treb, bei den Cimmeriern (Kymren) tref, bei den Scythen trew, bei den Gothen thaurp, bei den heutigen Russen derewnja. Es kommt aber auch in Völkernamen, wie Drav-iden, A„treb"ates, Drewenser und bekanntlich mehrfach in Ortsnamen vor. Dieser Ausdruck, obwohl er den urzeitlich wirthschaftlichen Gegensatz zu Vicus bildet, hat in Deutschland die Oberhand gewonnen, während bei den Römern umgekehrt das Wort Vicus vorherrschend wurde und für turba die Bedeutung Trupp (nach Abstreifung alles Örtlichen) übrig blieb. Bei den Griechen bürgerte sich das (dorische) Wort κώμη ein und wird ebenso für den Vicus, wie für die turba gebraucht (Arist. poet. 3, 6 οἱ πελοποννήσιοι κώμας τὰς περιοικίδας καλεῖν φασιν).

Das „Dorf" oder die Turba ist, wie bemerkt, ein zu einem Rundlager gewordener Viertelkreis und besteht anfänglich nur aus 12 Hütten; ursprünglich nur eine Wohnstätte der Viehzüchter, wird sie, als diese zum Ackerbau übergehen, vielfach beibehalten, weshalb wir ihre Gestalt, wie folgendes Bild, das ich ebenfalls mit der gütigen Erlaubniß des Herrn Verlagsbuchhändler Hertz aus Meitzen's Werk über Siedelung und Agrarwesen I. S. 52 abdrucke, zeigt, noch bis auf diesen Tag mancherwärts antreffen.

Dieses im Regierungsbezirk Lüneburg gelegene Dorf hat in seiner Mitte einen runden Platz, auf welchem ursprünglich das Vieh stand; der einzige in die Rundung zugängliche Weg beweist, daß es anfänglich vollständig umwallt und nur von dieser Seite zugänglich gewesen sein muß. Wenn wir die weiter unten ganz augenscheinlich später hinzugekommenen Häuser in Abzug bringen, so zählen wir um die Rundung herum 12 Höfe, ein Characteristikum aller Wanderhorden. Nur ist der Ausdruck „Hof" urzeitlich betrachtet unstatthaft, da derselbe, wie wir oben sahen, nur den arischen Horden eigen ist. Es handelt sich hier auch bei dieser Wohnlagerform nicht um eine nationale Eigenthümlichkeit, sondern um eine weit verbreitete Lagerform der Wanderhorde. Wie bei allen Bezeichnungen

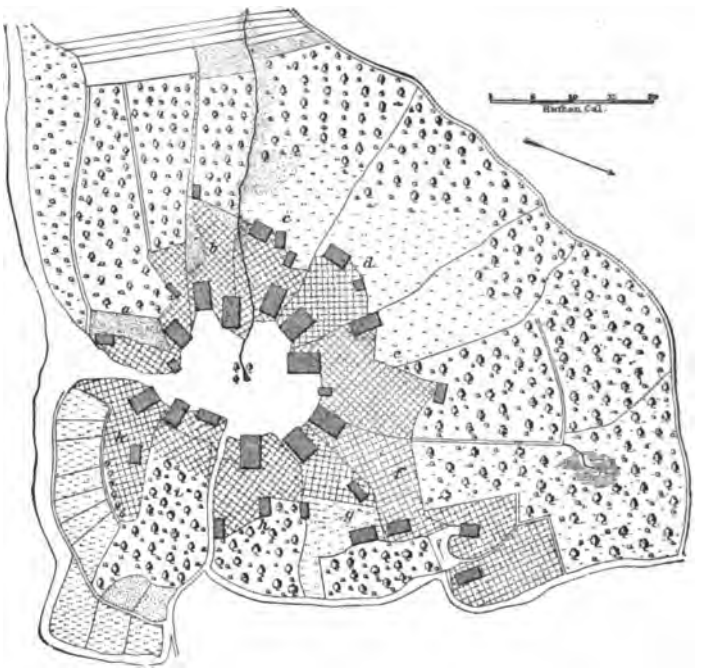


Fig. 10. Die Turba Witzeetze im Drawehn.

für die gehenden Horden (Gentes) kommt auch im Worte „Turba" das bewegliche, was in turbo (τυρβάζω, d. i. wirbeln, umgestüm drängen, bezw. verwirren, daher goth. drôb-jan = stören liegt, mit zum Ausdruck. Die Turben waren in der That für die Arier die „Störenfriede", indem sie sich zeitweilig zwischen die Ackerbauer eindrängten. Deshalb berichtet auch Strabo (IV. 5) von den Britanniern: „Sie zäunen mit gefällten Bäumen einen geräumigen runden Platz ein und errichten auf demselben Hütten für sich und ihr Vieh, aber nicht auf lange Zeit".

Da, wie bemerkt, die Turba ursprünglich ein Trib oder Treff, d. h. ein Viertelkreis von drei mal vier Hütten (engl. hut) war, also aus zwölf casae bestand, so muß die Auffassung derjenigen Beurtheiler der irländischen Wirthschaftsverhältnisse zurückgewiesen werden, in den Townlands oder Bailes hätten 16 Familien gehaust. Auch Meitzen, der ja der Ansicht ist, man sei im 7. Jahrhundert in Irland von der Viehzucht zum Ackerbau übergegangen, hat diese Meinung und glaubt, daß 16 Familien mit 300 Kühen in solchen Rundwällen gewohnt hätten. Nur unterscheidet er nicht die beiden ganz heterogenen Dinge, nämlich tricha ceds und Clane, die er vielmehr beide mit einander identificirt.

Man kennt eben nicht den Unterschied des Genus „seßhafte Horde" von dem Genus „Wanderhorde", und indem man die Rundlager von den

Längslagern nicht scheidet, bezeichnet man heutzutage alles mit „Clan", was man nicht näher zu bestimmen im Stande ist. Man kann geradezu die ethnologische Genusregel aufstellen: „Was man nicht definiren kann, das sieht als einen Clan man an". Ja, es ist bereits so weit gekommen, daß man jedes sociale Gebilde bei primitiven Völkern, welches größer als eine moderne Familie und kleiner als ein Stamm ist, mit Clan bezeichnet. Was ein Clan ist, läßt sich nicht apriori oder mit Hülfe eines Lexikon aufstellen, sondern kann nur aus dem Zusammenhange der Thatsachenmerkmale gewonnen werden.

Es ist sehr leicht gesagt, „Clan bezeichne Kinder, Nachkommen, Familie, und es sei bekannt, daß alle Mitglieder der Clans von demselben Ahnherrn abzustammen meinten, denselben Namen trugen und ihr Gebiet als gemeinschaftlichen Familienbesitz betrachteten."[1]) Wenn man mit diesen paar nichtssagenden Merkmalen das Wesen des Clan definirt hätte, so würden die allermeisten Familien unseres Adels, weil auch sie Kinder und Nachkommen eines Ahnherrn sind, dessen Namen sie tragen und dessen hinterlassenes Gebiet sie als einen gemeinschaftlichen Familienbesitz betrachten, einen Clan bilden. Kein Unbefangener wird in Abrede stellen, daß das Aufstellen einer solchen Definition ein ganz falscher Ausgangspunkt ist, — kein Wunder daher, daß mit dem Ausdruck Clan in der wissenschaftlichen Forschung geradezu Unfug getrieben wird.

Wir haben bereits zur Genüge erkannt, daß durchaus nicht das geschlechtliche Verhältniß, sondern das Wohnlager der Grund und das schöpferische Element der menschlichen Ordnung gewesen ist. Somit wird der Leser von mir erwarten, daß ich auch hier, bei der Erklärung der Clans, zeige, wie derselbe zu Stande kam und überall, wo die Bedingungen dazu gegeben waren, entstehen mußte. Das sog. Clanhaus haben wir oben (S. 137) uns durch Meitzen schildern lassen, dort aber absichtlich vorläufig Folgendes bei Seite gesetzt. Meitzen zeigt,[2]) wie dieses Haus in vier Theile getheilt war, die er mit Gavael benennt: „Jede Gavael im Hause aber theilte sich wieder in 4 Randirs oder Gwelys, Betten. . . . Noch lange nach dem Verfall des ursprünglichen Stammeslebens pflegte die Besitzung eines früheren Stammesangehörigen unter seinen Nachkommen nach Gavaels und weiter nach Gwelys, Weles oder Randirs vertheilt zu werden. Es war also ersichtlich im ursprünglichen Haupt- oder Stammeshause einer baile Raum für 16 Familien vorgesehen, und die dauernd festgehaltene Eintheilung der Mitglieder eines solchen gemeinschaftlichen Haushaltes, sowie des demselben zustehenden Landbesitzes,

[1]) So Meitzen, Siedelung und Agrarwesen I S. 182.

[2]) Meitzen, Ansiedelung und Agrarwesen I S. 186. Auf S. 184 findet der Leser auch eine Abbildung des Hauses.

weist darauf hin, daß dieser Raum auch wirklich mit 16 Familien besetzt wurde."

Bevor wir zur Deutung des hierin enthaltenen Thatbestandes schreiten können, ist es jedoch erforderlich, des Umstandes zu gedenken, daß jenes Clanhaus nicht allein stand. Vielmehr bemerkt Meitzen[1]) in dieser Hinsicht: „Um das Haus reihten sich in den zum Tyddyn (Tate) gehörigen Höfen, dem Kornhof und dem Viehhof eine Küche, eine Darre, eine Scheuer, ein Backhaus, ein Schweine-, ein Kälber- und ein Schafstall. Auch standen innerhalb der Einhegung die kleineren Sommerbuden (biwrd hovedar), welche anscheinend, wie bei den Südslaven zu zeigen sein wird, als Schlafräume im Sommer für eine einzelne Familie bestimmt waren, während das Haupthaus im Winter sämmtliche Hausgenossen in demselben für alle berechneten Räume bei Tag und Nacht aufnahm. Diese Sommerbuden und kleineren Nebenräume waren, wie Sullivan in der Einleitung zu O'Curry p. 296 zeigt, oft rund mit geflochtenem Kuppeldach, wie sie Strabo IV. c. 4 beschreibt. Sie dürfen hier außer Betracht bleiben (sic!) . . . Die runden Hütten sind ein allgemeinerer Typus, das Säulenhaus aber entsprach auch ohne Nebenräume einer eigenartigen Organisation des frühen keltischen Hirtendaseins."

Den subjectiven Erkenntnißstandpunkt, welchen Meitzen in Bezug auf die Benutzung der beiden entgegengesetzten Wohnlager einnimmt, es handele sich anscheinend um Sommer- und Winterbuden, müssen wir vom objectiven Thatbestand ebenso trennen, wie seine Meinung, nur das Säulenhaus habe dem frühen keltischen Hirtendasein entsprochen. Wenn irgend ein Haus dem frühen Hirtendasein nicht entspricht, so ist es doch offenbar das Säulenhaus. Wo in aller Welt hat man jemals Hirten in solchen Häusern gefunden? Sie sind überall in Rundhütten anzutreffen. Indem Meitzen die runden Hütten ohne jede nähere Untersuchung und Begründung „außer Betracht bleiben" läßt, entfernt er sich vom Thatsächlichen und damit zugleich von der Möglichkeit, die vorstehende Erscheinung in ihrer reinen Objectivität zu erfassen.

Wir haben oben gesehen, wie das geschilderte Säulenhaus in seinem Grundmerkmal, nämlich dem wechselreihigen Lager, genau dem Vicus entspricht, also als Wohnstätte der arischen Ackerbauer zu betrachten ist. Auch haben wir erkannt, daß die Rundbauten eine Eigenthümlichkeit der Gentes überhaupt und der Viehzüchter im Besonderen sind. Treffen wir nun beide vereint an, so deutet dies auf eine Vermischung von Viehzüchtern und Ackerbauern hin. Würden die letzteren ohne durch Berührung mit Viehzüchtern Viehzüchter, und würden diese ohne die Berührung mit Ackerbauern Ackerbauer, d. h., würde jeder von beiden mittels eines „Ge-

[1]) Meitzen, a. a. O. I. S. 185.

dankenkeimes unter Anleitung einer natürlichen Logik", um mit Morgan zu reden, also ohne eine zuvorige sinnliche Anschauung, auf die Idee verfallen sein, etwas anderes zu werden, so würde eine solche Erscheinung, wie es der Vicus in Verbindung mit Rundhütten ist, unerklärt bleiben. Diese Erscheinung weist uns vielmehr deutlich darauf hin, wie auch hier eine Entwickelung nur durch Verschmelzung relativer Gegensätze zu Stande gekommen ist.

Es wird schon manchem meiner Leser, der dem oben in Bezug auf den Vicus dargelegten Entwickelungsproceß aus einem Einheitshause in eine Mehrzahl einzelner Häuser mit Aufmerksamkeit folgte, aufgefallen sein, daß durch die Berührung mit Gliedern der Wanderhorden kein Viehzuchtbetrieb eingeführt, sondern nach wie vor „nur Saat der Erde anvertraut und abgefordert (imperatur) wurde". Dieser Entwickelungsproceß war eben nur durch Frauen- und Männerraub allein zu Stande gekommen, weshalb wir denn auch im Sept nach wie vor auf jeder Seite sieben Höfe finden. Wie erklärt es sich nun, daß wir jetzt im sog. Clanhause, das ja doch in seinem Grundmerkmal dem Vicus identisch ist, im Sept acht Lagerstätten finden?

Wir müssen zur Erklärung dieses Umstandes etwas weit ausholen. Der Leser würde ein durchaus falsches Bild erhalten, wollte er sich die Ebenen als so waldarm vorstellen, wie sie gegenwärtig sind. Die Wälder waren viel ausgedehnter, die Moore häufiger und größer, die Steppen seltener und kleiner. Nehmen wir es als ein Grundgesetz, welches das Leben aller Menschen und aller Zeiten durchdringt und worauf zu einem wesentlichen Theile das Heimathsgefühl mitberuht, an, daß man immer denjenigen Gegenden nachzog, welche die Vorfahren inne hatten, so erklärt sich, wie der Menschheit die Möglichkeit zur Entstehung der für ihr Entwickelungsleben so nothwendigen fruchtbaren Gegensätze gegeben war. Ohne diese Möglichkeit wäre sie ein fader Brei und die spätere Eingliederung der Berufe nie möglich geworden. Wenn aus den waldreicheren Gebirgsgegenden Wanderhorden waldreiche Ebenen berührten, so konnten diese sie ebensowohl zum Rasten einladen, wie die Oertlichkeiten, von wo sie kamen. Und da die Ackerbauer unmöglich die Wälder zum bleibenden Aufenthalt sich wählen konnten, so bildete der Wald ihre natürliche Grenze. Aber zugleich konnte der Wald auch ein Berührungspunkt für eine Begegnung der heterogenen Horden im Kleinen werden, was zu einer friedlichen Verschmelzung alsdann hinführen mußte. Es liegt in der Natur der Sache, daß ich in meiner Theorie auf die hier etwa in Betracht kommenden Einzelheiten um so weniger eingehen kann, als es an urzeitlichen Merkmalen in dieser Hinsicht vollständig fehlt. Auch ist es bekannt, daß die Menschen ebenso

wie die Natur (große Brände infolge von Gewitter) zur Veränderung des Waldbestandes so viel beigetragen haben, daß sich in dieser Richtung die verschiedensten Combinationen machen lassen würden, wenn uns darauf bezügliche völkerkundliche Materialien zu Gebote ständen.

Dagegen treffen wir an den Ufern der Flüsse und Meere häufig ein zerklüftetes Terrain an, ein Gewirr zahlreicher Klippen kleiner oder größerer Inseln, die wir mit dem deutschen Ausdruck Scheeren (schwed. Skären) bezeichnen. Ihre Bewohner treten sowohl in der Mythologie als auch sonst in der Sagengeschichte hervor, und zwar mit Bezeichnungen, die unter lautlichen Variationen, wie Sar, Sir, Skar, Sker, Skir, Char, Cher u. s. w. oft wiederkehren. Es ist selbstverständlich schwer zu bestimmen, ob das Land von den Bewohnern oder diese vom Lande den Namen haben, weil eben, wie bei fast allen urgeschichtlichen Erscheinungen, hier eine Wechselwirkung statthatte.

Wenn der Ausdruck Schari beispielsweise im Sudan als Flußname gebraucht wird, so hat ihn sicher der Fluß wegeu des zerklüfteten Terrains an seiner Mündung, das in wenig wasserreicher Jahreszeit diese Formation hat, erhalten. Oder wenn man am Nil das durch künstliche Nachhülfe regelrecht bewässerte Gebiet Scharaki nennt, so hat es wohl ebenfalls seinen Namen von der zerschnittenen Gestalt des Terrains. Doch würde es falsch sein, die verschiedentlich auftretenden Skiren als immer dieselben oder als Bruchtheile einer früher einheitlichen Nation zu betrachten; sie haben sich einfach ausgebreitet und sind denjenigen Gegenden nachgezogen, die ähnliche Existenzbedingungen boten als diejenigen waren, die sie bei anwachsender Bevölkerung verlassen mußten. Wenn sich die Longobarden in Scorunga sammelten, wenn Olaf Trätelja den Sitz seiner Herrschaft in Skiringssal gründete, wenn es im Cod. Theod. (5, 4, 3) Scyras barbaram nationem . . . imperio nostro subegimus heißt und wenn sich im Heere des Attila Skiren finden, so kann es sich hierbei nicht um Theile eines früheren einheitlichen nationalen Ganzen, sondern ebenso wie bei Fin, Wan ꝛc. nur um natürliche Elemente für einen späteren Mischungsproceß handeln.

Wir müssen jedoch hier das Element nicht im engsten Sinne fassen, weil wir es hier bereits mit einem Gemisch zu thun haben. Wir finden nämlich — und wegen dieser für die Agrargeschichte bedeutsamen Eigenthümlichkeit gedenken wir ihrer — ein Vieräckersystem, ein Nebeneinanderliegen quadratischer Äcker, die durch Steinwege, mittels deren jeder zu seinem Acker Zutritt erlangte, von einander abgetrennt werden, was die nebenstehende Zeichnung annähernd veranschaulichen dürfte.

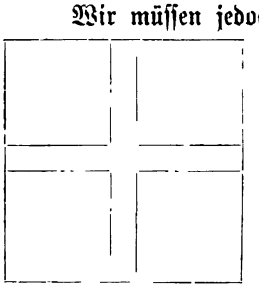


Fig. 11. Vieräckersystem.

Es ist bekannt, daß bei mehreren Völkern ein Symbol der Vier das Kreuz ist und daß sich an den Kreuzweg mancherwärts mystische Vorstellungen knüpfen. So verehrten Azteken und Tolteken seit undenklichen Zeiten das Kreuz. Unter den Kriks (Creeks) wurden am „Feste der Entzündung des Feuers" vier Scheite Holz an einander gelegt in Gestalt eines Kreuzes, das nach den vier Himmelsgegenden gerichtet war; in der Mitte desselben ward das Feuer entzündet. Die Kriks erzählen von vier Menschen, welche von den vier Ecken der Erde kamen und ihnen das heilige Feuer brachten; auch berichten sie, sie seien ursprünglich in vier Stämme getheilt gewesen, welche von vier Frauen abstammten. Wird bei einigen amerikanischen Stämmen die Friedenspfeife geraucht, so geht der erste Paff nach oben, die nächsten vier nach den vier Ecken der Erde, die einigen Völkern als viereckige Ebene erscheint. So hält sie namentlich der Ketschi für viereckig und in vier Theile getheilt, an den vier Ecken mit Stricken an den Himmel gebunden.

Eine solche sinnliche Vorstellung von der viereckigen Ebene der Erde kann kein auf dem Höhenland geborener Mensch gewinnen, da sie ihm nothwendig bogenförmig, wenn nicht geradezu kreisrund erscheinen muß. Die Anschauung von den vier Ecken der Erde kann nur einer Vorstellung seiner nächsten Umgebung entstammen. Erwägen wir, daß der thatsächliche Befund des Vorstellungsbereichs jener Völker nicht blos in der viereckigen in vier Theile getheilten Ebene besteht, sondern daß gleichzeitig auch das Kreuz in der Gesammtvorstellung mit enthalten ist, so dürfen wir folgern, daß das Object, welches die sensibeln Nerven reizte, ein in vier Flächen so getheiltes Viereck war, daß der Theilungsmotor ein Kreuz bildete, also ein Viereck in der oben abgebildeten Figur. Dasselbe ist nur in einer beschränkten Ebene, d. h. in einer solchen, die wir Scheerenland benennen, denkbar, weil hier die Wasserfläche nach allen vier Himmelsgegenden das Land von den übrigen Bewohnern abgrenzt, mit denen außerdem noch ein weiterer Verkehr zu Wasser ermöglicht wurde.

Wir wissen aus der späteren Geschichte, daß jede Slahta in vier Schaaren zu je vier Mann zerfiel. Daß die Urheimath der Slahta das morige Land ist, haben wir oben gesehen. An sich würden wir annehmen müssen, daß sie, weil sie ja zu den seßhaften arischen Horden zählt, auch dieselbe Verfassung wie der Vicus und die Wanne haben müßte. Wenn sie also modificirt wurde, kann der Entwickelungsmotor nur als von Außen gekommen gedacht werden, weil es psychologisch undenkbar ist, daß ohne eine sinnliche Anschauung eine neue Vorstellung entstehen kann, welche die ältere modificirt. Nun wissen wir, daß die vier nur im Kreislager anzutreffen ist. Finden wir dieselbe jetzt auch in der Ebene, so kann sie nur von „den vier Männern" übermittelt sein, „welche zugleich das Feuer

brachten", d. h. von Hirten, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch Wälder der Ebene hindurchgeführt, auf jenes morige Land kamen, in deren Nähe sich auch die „Söhne Aed Slane's" befanden. Nicht sammt und sonders brauchten die Bewohner des schlammigen Landes in jene Richtung geleitet zu werden, die die Schlangendörfer kennzeichnen, weil eben die modificirenden Bedingungen sehr mannigfach sein können, um eine Einrichtung zu verwandeln, und weil die beiden Momente, welche einen Zustand herbeiführen, die Impulsion (Thun) einerseits und die Repulsion (Leiden) anderseits an Stärke sehr verschieden gegeneinander einzuwirken vermögen.

So weit ich das völkerkundliche Material beherrsche, ist mir kein viehzüchtendes Volk bekannt geworden, deren Wohnlager 16 Haushalte zu je vier Gruppen umfaßt. Sind meine Beobachtungen reichhaltig genug, um darüber urtheilen zu können, so kann das irische Clanhaus, nicht wie Meitzen behauptet, „auch ohne Nebenräume einer eigenartigen Organisation des frühen keltischen Hirtendaseins entsprochen haben." Wohl aber konnte diese Eintheilung des Wohnlagers in je vier Abtheilungen zu je vier Tates, d. h. im Ganzen 16 Haushaltungen eine Eigenthümlichkeit des von mir „Scheerenbewohner" benannten Landes sein, und zwar als Folge der Vermischung eines viehzüchtenden Tribus mit vier Frauen einer Slahta, bezw. von vier Männern der letzteren mit vier Frauen eines Tribus.

Wir wollen zur Illustration der vier mal vier d. i. 16 Höfe auf dem Scheerenlande absichtlich ein Beispiel aus Meitzen's Werke selbst anführen. Mit der ihm eigenen Sorgfalt untersucht Meitzen die Flur Meygem bei Gent in Ostflandern, welche auf beiden Seiten des „Scheer"baches liegt, „welcher früher in der Niederung, in der jetzt der Staatskanal angelegt ist, dem Cuelene-Bache zufloß." Dort findet er, daß „die alten Ansiedelungen in den ungünstigen, der Überschwemmung ausgesetzten Lagen am Scheerbache liegen geblieben sind. Dies bestätigen die Wege. Denn die alten Wege der Einzelhofbesitzer liefen möglichst auf dem gemeinsamen Lande fort, wo sie den einzelnen Hof nicht beeinträchtigten und von jedem derselben aus leicht zugänglich waren .... Sind diese alten Hofanlagen nach Lage und Fläche richtig bezeichnet, so ergiebt sich, daß in der Flur Meygem deren 16 vorhanden waren, also genau die Anzahl der Tates in einem altirischen Townland."

Nun ist aber ein Townland gar nicht viereckig, sondern rund, und da jedes Rundlager in vier Theile (Quarters) zu je drei Kreisen zerfällt, so kann, auch wenn wir nur einen Viertelkreis von drei kleineren Kreisen zu 4 Tates annehmen, in beiden Fällen immer nur die Zahl 12 herauskommen, welche eben ein Characteristicum des Rundlagers ist. Sagt doch Meitzen (I. 177) selbst, „daß das Townland gleich war 12 Seisrighs".

Am Scheerbache handelt es sich aber um 16 Hofanlagen. Somit sind die 12 Seisrighs etwas Anderes als die 16 Höfe der Clanverfassung, welche scharf von der Townverfassung geschieden werden muß.

Es würde sich bei der durchaus von einer entgegengesetzten Grundlage ausgehenden Stellung, die Meitzen und ich in dieser Frage einnehmen, nicht verlohnen, mich weiter in Einzelheiten zu verlieren. Meitzen denkt sich in Irland ein einheitliches indogermanisches Volk der Kelten, das von Viehzucht zu Ackerbau übergeht, während ich eine große Anzahl theilweise noch unverbundener Horden vor mir sehe mit verschiedenen Verfassungen, theils solcher von Ackerbauern, theils solcher — abgesehen von den gewerblichen Horden — von Viehzüchtern, die eben im Begriff stehen, den Grundstein für den Bau ihrer historisch späteren staatlichen Einheit zu legen. Wenn Meitzen z. B. von einem „Scariff Townland" spricht und erzählt, daß „kleinere Seen, Sümpfe und Moore zwischen ihnen getheilt sind, wie die Anlage 24, der Quarter von Scariff, im Beispiel zeigt", so ist dies ein ganz anderer „Quarter", als derjenige der reinen Viehzüchter; es handelt sich hier um eine Viertheilung im „Scar"-Lande, die allerdings durch die Rundlager mit hervorgebracht ist. Wenn wir nach Meitzen[1]) in der Feldeintheilung Irlands „zahlreiche unregelmäßige, vierseitige und trapezoidische, auch dreieckige oder abgerundete Grundstücke von verschiedener Größe" vor uns sehen, so ist dies unzweifelhaft ein Fingerzeig einer starken Vermischung von Ackerbauer- und Wanderhorden, von denen sich die letzteren zwischen die ersteren eindrängten, durch welchen Proceß Ackerbauer Viehzüchter und Viehzüchter Ackerbauer wurden.

Dieser Proceß, wodurch die Arier (die Iren) umschlossen und eingeengt wurden, kann anfangs nur zu Ungunsten der Ackerbauer erfolgt sein, weil sie ihre fruchtbarsten Landstriche den viehzüchtenden Wanderhorden zu Wiesen hergeben mußten, weshalb man — vorausgesetzt daß die sagenhaften Zeitangaben richtig sind — im 6. bezw. 7. Jahrhundert in Irland eher von einem Übergang des Ackerbaues zur Viehzucht als von einem Übergang von Viehzucht zum Ackerbau sprechen kann. Denn was mußte für die arische Bevölkerung die Folge eines solchen Eindringens sein?

Entweder blieben sie auf dem theilweise abgetretenen Lande weiter wohnen und nahmen Viehbetrieb auf, oder sie wanderten nach dem Höhenlande. Es wird jedenfalls in Irland, wie anderwärts auf der Erde, ein zeitweiliger Vieh- und Menschen-, insbesondere Frauenraub eingetreten sein, in deren Gefolge starke Hordenmischungen zu Stande kamen. Wanderten die arischen Ackerbauer aus, so konnten sie nur nach den Waldregionen ziehen, die den Viehzüchtern zu enge geworden waren. Indem sie dies

[1]) a. a. O. I S. 177.

thaten, legten sie den Grund zur Kultur des Ackerbaues oder anders ausgedrückt: zum kultorischen Ackerbau und, wie wir gleich sehen werden, zur Entstehung der Clane.

Auswandern konnten nur diejenigen Ackerbauhorden, welche den Viehzüchtern Widerstand geleistet, bezw. einzelne Glieder derselben durch Familiengründungen unterworfen hatten, wogegen alle die, welche in die Gewalt der Viehzüchter gekommen waren, zum „Gesinde" (in England gesithcund benannt) dieser gehörten. Genau ebenso, wie wir dies beim Vicus ohne Viehzucht antrafen, wo sich die Familienfrauen, bzw. die Familienmänner um das Hordenhaus herumlagern mußten, mußten auch die „Famel" derjenigen Ackerbauhorden, welche Viehzüchter mit ihrem Vieh raubten, weil jene im Sept keinen Platz finden konnten, ihre runden Hütten außerhalb des zweireihigen Einheitshauses aufschlagen.

Eine Sache kann sich, wie wir schon oft hervorgehoben haben, nur dadurch entwickeln, daß sie ihr wesentliches Merkmal behält, aber doch zugleich ein neues Merkmal in sich aufnimmt. Da nun das Grundmerkmal aller Invices-Lagerungen eben in den zwei entgegengesetzten (männlichen und weiblichen) Reihen, das Grundmerkmal der Kreislager der Viehzüchter dagegen in der Viertheilung lag, so konnte das zweireihige Lager bei der Berührung der beiden heterogenen Horden auch nur durch das Grundmerkmal „vier" modificirt werden. Die Zahl sieben war beim Vicus nur ein zufälliger d. h. unbewußt zu Stande gekommener Zustand, für dessen nähere Aufklärung mir keine Thatsachenmerkmale bekannt sind. Wollte man Viehzucht-Betrieb einführen, so konnte derjenige Mensch, der zuvor nie Viehstand gepflegt hatte, sich nur von der Vorstellung leiten lassen, die er bei denen gewann, die bisher Viehzucht getrieben hatten. Nur sie konnte er nachahmen. Aus der Vorstellung, daß die Viehzüchter in Quarters getheilt sind, entspringt eben die nunmehrige Eintheilung des zweireihigen Clanhauses in vier mal vier Lagerplätze, und zugleich erklären sich daraus die Rundhütten um das Haus der Ackerbauer. Beides im Verein, das große oblonge Haus und die runden Hütten, ist zum Verständniß eines solchen Vicus, welcher vom Ackerbau zur Viehzucht übergegangen ist, nothwendig: in jenem liegt die Continuität mit dem früheren Wohnlager, in der Viertelstheilung desselben die Modification durch die Viehzüchter.

Es wird dem aufmerksamen Leser, der auch für Kleinigkeiten Interesse hat, schon bei Schilderung des irischen Clanhauses (S. 137) aufgefallen sein, daß in demselben für ein und dieselbe Sache zweierlei Bezeichnungen existiren, nämlich für die das Dach stützenden Säulen die Ausdrücke „gavael bezw. colovyn" und „fyrch". Dies ist für den, einen Thatsachenzusammenhang feststellenden Statistiker mindestens ebenso auf-

fallend, wie für einen Criminalpolizei-Commissarius bei Feststellung der Herkunft eines aufgegriffenen Vagabunden zwei Geldsorten seines Geldtäschchens. Es handelt sich im Clanhause um zwei Ausdrücke für ein und dieselbe Erscheinung, von denen der eine dem Viehzüchter, der andere dem Ackerbauer eigen ist. Was nämlich bei den Wanderhirten die Gabel (ahd. gabala, mhd. gabele, angels. geaful, lat. gabalus), das ist bei den seßhaften Ackerbauern die Furkel (angels. furc, engl. forc, lat. furca verw. zu forceps und forfex). Die Gabel und die Furkel sind zwar ihrer Erscheinung nach von gleicher Gestalt, aber dem Wesen ihrer Herkunft nach doch nicht identisch. Die Gabel benutzte der Viehzüchter zum Aufgabeln des Viehfutters, die Furkel der arische Ackerbauer zum Tragen seines Getreides, weshalb furca bekanntlich bei den Römern geradezu die Bedeutung von „Trage" hat. Im sog. Clanhaus dienten die Gabeln (gavael bzw. fyrch), wie berichtet wird, zum Stützen des Dachbaums; und so nannte der Viehzüchter diese gabelförmigen Dachstützen gavael, der Ackerbauer aber fyrch. — Dem aufmerksamen Leser wird es aber (S. 304) weiter nicht entgangen sein, daß auch für die 4 „Betten" zweierlei Ausdrücke bestehen, nämlich randirs und gwelys. Rand ist die gebogene äußere Kante am Schiff, daher der Ausdruck „Bordes Rand" (bekanntlich ein Schwur). „Bord" ist einer der vielen Ausdrücke für das Langhaus der Brüderschaften, von dem auch die „Barden", sowie die Langobarden ihren Namen haben, die nicht ihrer langen „Bärte", sondern ihrer langen Häuser wegen so benannt wurden. „Rand" waren die beiden Seiten um das Hauptschiff, weshalb Bord und Rand im Sinne von Einfassung oft gleichbedeutend sind. Ahd. rant wird mit Schildrand, Schildbuckel, d. h. die Umrahmung des Schildes wiedergegeben; mit spanisch „randa" benennt man die Spitzen am Kleide; Randir ist der dem arischen Wohnlager entnommene Ausdruck, während Gwely ganz dasselbe bei der Wanderhorde ausdrückt, nämlich die Kante des umwallten Kreislagers, den Wall (engl. wall, angels. weall, lat. vallum).

Wie wir schon mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatten, liegt den Wohnungsbezeichnungen der Wanderhorden zugleich das Bewegliche inne, was wir auch beim Ausdrucke „Wall" wiederfinden. Denn wallen (angels. weallian, ahd. wallôn) hat den Sinn von Wandern (engl. to walk). Die Walka spielt, wie ich bei Darstellung der Geschichte der gewerblichen und Handelshorden in einer späteren Schrift zeigen werde, auch in den sog. Artels eine Rolle.

Da ja die Arier für ihr wechselreihiges Wohnhaus, die Arche, einen bestimmten Ausdruck hatten, so dürfen wir wohl vermuthen, daß ihm die Bezeichnung „Clan" von den um das oblonge Haus Wohnenden, d. h. den vormalig Wandernden, gegeben wurde. Es ist dies ein Ausdruck, der

in lautlichen Variationen weit verbreitet ist und im Gegensatz zu den runden „Hütten" (lat. casa aus cadta), eine ebenfalls weit verbreitete Bezeichnung (wie z. B. kata bei den „Kaff"aken), steht. Auch bei den alten Mongolen treffen wir die beiden hier in Frage stehenden Gegensätze an, z. B. in dem wundersamen Gedichte Purheba Dschami's, wo es heißt: „Kodsch und Kalan begehrt der Divan Deiner Liebe." Hammer-Purgstall[1]) übersetzt die beiden Ausdrücke mit „Wandernde" und „Bleibende", was ich sachlich für entschieden richtig halte; denn die Hüttenbewohner (Kodsch) sind eben Wanderer, während Kalan die Seßhaften bedeutet.

Weshalb die Bewohner der runden Hütten dieses oblonge Haus mit Clan bezeichneten, ist auch hier schwerlich aus der Sprachwurzel allein zu entnehmen, da eben die Wurzel ihre Bedeutung ändert. Bedenken wir zudem, daß die Wanderhorden, wenn sie auch wohl immer nur den ihnen zusagenden und daher sich im großen Ganzen gleichenden Gegenden nachgezogen sein werden, doch nicht ohne Veränderung in ihrem Vorstellungsbereich geblieben sein konnten. Wir wissen aus verschiedenen Schilderungen, daß das Langhaus mit Stroh und Rohr bedacht war: was die Arier „ar"ista nannten, bezeichneten die Wanderhorden mit „cal"amus d. i. „Hal"m. Wir wissen ferner, daß das oblonge Haus, weil es ursprünglich keine Lichtöffnungen hatte, schwarz und dunkel war: im Sanskrit bedeutet kâla = κηλίς einen schwarzen Fleck, caligo das Dunkel; es war ein finsteres „Heim" für die Arier, daher clandestinus ge„heim".[2]) Wie viele Bedeutungen würde man finden, wollte man alle diejenigen Sprachen, auf welche die betreffende Wanderhorde, der dieses Wort eigenthümlich war, befruchtend und modificirend einwirkte, auf die Bedeutung der Wurzel kal durchforschen? Dies zu thun wird Aufgabe der Sprachforschung sein, wenn die Urgeschichte so weit vorgeschritten sein wird, daß sie anzugeben weiß, aus welchen Hauptelementen von Horden das Volk, dessen überlieferte Sprache man jeweilig studirt, zusammengeschweißt wurde; auf Grund der zuvor festgestellten Sachverhalte wird die Sprachforschung meines Erachtens in Zukunft noch viel leisten können.

Das Clanhaus ist der Gegensatz der Hüttenlagerung um das Clanhaus, — ein Gegensatz, der seine wirthschaftliche Bedeutung erst gewinnt, als die Arier sich Viehzüchter unterworfen haben, mit denen sie den Verschmelzungsproceß einleiten, der schließlich zur vollständigen Verschmelzung führt, wie dies an der Begleiterscheinung, die man fälschlicher Weise zur Hauptsache erhebt, nämlich an der schon oben (S. 133 und 134) genügend

[1]) Geschichte der goldenen Horde S. 461.

[2]) Die Form clam (alt calim) ist ein Acc. fem. wie pal-am, promiscam analog zu skr. âm in uttar-âm.

angedeuteten Gleichstellung der fremdhordigen (unehelichen) mit den eingeborenen (ehelichen) Söhnen der Seßhaften ersichtlich ist. Die seruelle Erscheinung ist auch beim Clan etwas Nebensächliches.

Als die Viehzüchter die Ackerbauer in ihrer Ebene bedrängten und ihnen theilweise ihre Felder nahmen und zu Wiesen umwandelten, wie es uns in dem alten Reim sehr gut veranschaulicht wird: „Es hat gemachet ein Riese meine Hube zu ner Wiese" d. h. ein Reisender, ein Gennete, ein Wanderer war es, der die bisher dem Ackerbau dienenden Huben (campi) in Wiesen umwandelte, zu jener Zeit sage ich, mußten die Ackerbauer nach dem Waldlande, namentlich dem oberhalb der ὀργάς gelegenen Lande ziehen und sich selbst „Riesen" unterwerfen. Indem sie das thaten, vollführten sie es zugleich um des Viehes willen, das sie mitraubten. Aber dadurch, daß sie beider zugleich sich bemächtigten, war die Lage jener Viehzüchter keine schlimme, weil diese von ihrem Vieh nicht getrennt wurden. Hätte es zu jener Zeit schon große Völker gegeben, die eine nationale Einheit bildeten, so hätte es nie geschehen können, daß auf einem und demselben Boden in geringen Entfernungen von einander Ackerbauer Viehzüchter und anderntheils Viehzüchter Ackerbauer sich unterwarfen.

Das Land, wohin die ersteren zogen, jenes Waldland, mußten sie nunmehr entwurzeln und mit anderen Werkzeugen, als bisher, nicht mehr mit jener Ritzstange (aratrum) be„ar"beiten, sondern schlagen (col-o κελ-λω, skr. kal-ajati). Es ist die Thätigkeit auf dem bedeckten Lande (col-or die Decke) bezw. dem Berglande (lit. kalnas der Berg), die den cultorischen Ackerbau mit Viehzucht hervorruft. So wurden die arischen Ackerbauer aus „Aratores" zu Ackerbauern des bedeckten Landes d. i. zu „Cultores". Die letzteren sind vom wirthschafts-historischen Standpunkte aus als eine höhere Stufe zu betrachten, weil sie nunmehr genöthigt waren, Spann- und Zugvieh einzuführen.

Das Land, welches die Cultores in Besitz nahmen, heißt in verschiedenen Sprachen ebenfalls „Clan". In der alten schwedischen Sagengeschichte verbinden sich die Gelonen, die bekanntlich Virgil als pfeiltragend (sagittiferosque Gelones) besingt, mit den Budinern, von denen die erstern (nach Dalin) „das Feld mit größerem Fleiße bebauten", eine Mittheilung, die für uns nichts Wunderbares mehr hat, weil eben Einzelhöfer der Niederung arischen, die Gelonen cultorischen Betrieb hatten. Bei dieser Gelegenheit sagt Dalin, „sie hätten ihren Namen von Gäle, einem alten scythischen Wort, das soviel als ein Brachfeld und auch im Slavonischen und Russischen in gleicher Bedeutung Gelahn heiße".

Da dies vollständig mit dem von mir festgestellten Sachverhalt übereinstimmte, obwohl der Ausdruck „Brachfeld", mit dem wir jetzt einen

ganz bestimmten etwas andern Sinn verbinden, für die Gegenwart nicht ganz zutreffend ist, so theilte ich meine Beobachtung meinem geehrten Dorpater Collegen (für russische Sprache), Leonhard Masing, mit, der die Güte hatte, mir über das in Frage stehende Wort folgende Mittheilung zu machen.[1]) „Im Russischen bezeichne jelàn eine Wiese oder ein Feld, namentlich auf einer Waldrodung; jelánstschik heiße ein Bauer, dessen Feld im Walde auf solch einer Rodung liegt. Damit hänge wohl zusammen jèlnja Aushau, Lichtung im Nadelholzwalde; junges Nadelgehölz mit untermischten Baumstümpfen und Wurzelresten; jelzý eine Art Harke statt der Egge gebraucht, wo der Boden wegen des Vorhandenseins von Wurzelresten, Baumstümpfen ꝛc. die Anwendung der Egge unmöglich macht. Wenn der hier vermuthete Zusammenhang richtig sei, so komme jelan von jel', pinus abies und der Ausdruck wäre dann zunächst und ursprünglich von der Rodung im Nadelgehölz zu verstehen; gegenwärtig sei der Sinn verallgemeinert, da jetzt keineswegs nur an Tannen- oder Fichtenrodungen gedacht wird." L. Masing fügt hinzu, „daß die angeführten Wörter sämmtlich im akademischen Wörterbuch von 1847 fehlen, aber Dahl sie habe. Es sei interessant, daß der schwedische Historiker sie kannte. In der eigentlichen Literatursprache seien sie auch gegenwärtig wohl kaum bekannt."

Wir stoßen auf verschiedenen Ortpunkten der Erde auf Völkerbestandtheile, die durch die Sprachwurzel „Gel" characterisirt worden und uns in zahlreichen Völkernamen, wie Gälen, Galen, Walen ꝛc. erhalten sind. Das Gaël oder Gäl wird bald zu Kaël, Käl, Kel verhärtet, bald zu Wal erweicht, bald mit Endungen (Galli, κελτοί, Walliser), bald mit Zusatzworten (wie Kale-don oder Kelt-iberier) erweitert. Die häufige Wiederkehr dieser Sprachwurzel an verschiedenen Ortpunkten der Erde kann an sich ebenso gut aus der Ausbreitung der Arier wie aus der Wanderung der Gentes erklärt werden d. h. so, daß der Ausdruck jenen so gut wie diesen zu eigen gewesen sein kann. Darauf lege ich keinen großen Werth. Nur würden wir, weil ja die Langwohnung bei der in Frage stehenden Erscheinung neben der Hüttenwohnung auftritt, im letzteren Falle annehmen müssen, daß sie beide zusammengewandert wären. Mir ist kein einziges Beispiel im Völkerleben bekannt, daß eine festsitzende Horde eine Wanderhorde zum Wandern nöthigte; das wäre ein Widerspruch in sich selbst. Nahm eine Wanderhorde eine seßhafte Horde mit sich fort, so hatte im Hunda-Härad jene (Gens) die Oberherrschaft über diese ((Cognatio); im

[1]) Da ich keine russischen Lettern zur Verwendung habe, bringe ich die betreffenden Wörter unter Berücksichtigung der russischen Aussprache in lateinischer Schrift, wie sie mir mein früherer College (jetzt Professor in Kasan) E. Bobroff niedergeschrieben hat.

Clanhause aber sehen wir, daß umgekehrt die Ackerbauer über die Außenwohnenden[1]) d. i. die ehemals Wandernden dominiren.

Wo wir kultorischen Ackerbau, wofür wir auch sagen können „Clane" antreffen, können wir bestimmt schließen, daß Viehzüchter von arischen Ackerbauern unterworfen wurden, die Continuität der Haupteinrichtung auf Seiten der Ackerbauer gewahrt und nur entsprechend der Viehzucht modificirt wird; es handelt sich alsdann um einen Übergang vom Ackerbau unter Beibehaltung desselben zur Viehzucht. Daß in Irland lauter Clane sich gebildet haben sollen, ist schon apriori nicht anzunehmen. Aber vor Allem die thatsächlichen Befunde „zahlreicher unregelmäßiger, vierseitiger und trapezoidischer, auch dreieckiger und abgerundeter Grundstücke von verschiedener Größe" auf den Flurkarten lassen deutlich erkennen, daß in Irland eine starke Vermischung von Viehzüchtern und Ackerbauern erfolgt ist.

Zu jener Zeit, als dies geschah, hat sich „die alte Sprache der Iren" nicht, wie behauptet wird, „im Zustande größerer lautlicher Zersetzung als irgend eine andere indogermanische Sprache befunden", sondern sie war im Zustande einer Vermischung mit einer anderen, bzw. mit mehreren anderen Sprachen. So wenig als ich bei der Zubereitung einer Bowle, indem ich zu dem Moselwein Zucker, Apfelsine, Cognac und Champagner zusetze, zu sagen pflege, der Moselwein befinde sich im Zustande der „Zersetzung", wo es sich doch um Hinzutreten von Essenzen handelt, die den Zustand des Moselweins modificiren, so wenig kann man von der Zersetzung einer Sprache reden. Die arische Sprache der Iren wurde durch die Wanderhorden modificirt, und darin bestand ihre Entwickelung. Eine Sprache kann sich durch sich selbst gar nicht zersetzen; wohl aber können diejenigen, welche eine Sprache sprechen, wenn sie in Verkehr mit Personen treten, welche eine andere Sprache reden, wechselseits Elemente ihrer verschiedenen Sprachen in sich aufnehmen, was man eben Entwickelung nennt. Wer viel hat, kann auch in einem solchen Falle viel geben. Sollte die sog. irisch-keltische Sprache, was ich nicht zu beurtheilen vermag, mehr von den Wanderhorden angenommen, als ihnen abgegeben haben, so würden wir schließen dürfen, daß die Wanderbevölkerung einen größeren Einfluß auf die arische Bevölkerung ausübte, als sie auf jene. Wie ein zu großes Glas Cognac den Geschmack des Moselweins in der Bowle selbst für eine

[1]) Der ganze Sachverhalt ergiebt, daß sich hier Innen- und Außen-Wohnende gegenüberstehen. Da ich schon zu meinem eigenen Bedarf bei der Combination eines Ausdrucks benöthigte, so setzte ich dem Worte „clan" das Wort „eter" gegenüber, nicht ohne beim gelegentlichen Zusammentreffen mit Philologen mich erkundigt zu haben, ob man diesen Ausdruck auch gebrauchen könne. Viele Jahre später fand ich bei Corssen, wie ich schon in meiner Schrift „Horde und Familie" S. 243 erwähnt habe, auf etruriſchen Grabmälern „clan" und „eter" als Gegensätze. Sollte hier nicht derselbe Sachverhalt zu Grunde liegen?

fein analysirend durchschmeckende Zunge nahezu illusorisch machen kann, so kann auch eine zu starke Dosis eines bestimmten Wanderhorden-Elementes hier den arischen Grundstoff kaum noch erkennbar sein lassen. Die irische Sprache wurde modificirt.

Was von der Sprache gilt, gilt von allen Seiten des Kulturlebens. Auch die wirthschaftliche Entwickelung der Menschheit beruht auf der Berührung relativer Gegensätze, aus deren großer Mannigfaltigkeit in diesem Buche von mir allein der Gegensatz der Ackerbauer und Viehzüchter ausgewählt worden ist; und was diesen betrifft, so kann er, weil sich ja nicht ganze Völker, sondern eben nur Horden vermischt haben, auch nur in der Mannigfaltigkeit solcher Gestaltungen zu Tage treten, welche unter dem Einfluß wohnörtlicher Bedingungen stehen. Sie in ihrer Buntheit auf *bestimmten* Ortpunkten der Erde zu schildern, ist Aufgabe der monographischen, nicht der theoretischen Darstellung.

Durch das Hineintragen von allerhand apriori gewonnenen Vorstellungen in den thatsächlichen Befund, wozu ich in erster Linie die durch reine Speculation gewonnene Annahme eines großen Volksstammes der Kelten zähle, der über große Länder verbreitet gewesen sein soll, hat man bislang verabsäumt, diesen Befund auf seine einzelnen Thatsachenmerkmale zu nntersuchen. Infolge dessen schreibt man „dem eigenartigen großen Clanhause mit seiner dreischiffigen Eintheilung einen *nationalen* Character" zu, während doch, wie der vorgeführte Thatsachenzusammenhang ergiebt, diese Erscheinung weit über die Erde verbreitet ist. Und indem man die Aufmerksamkeit allein auf dieses angeblich *nationale* Clanhaus richtet, verabsäumt man Umschau um dasselbe herum zu halten. Auf diese Weise übersieht man, daß die Townland-Verfassung in Irland etwas ganz anderes als die Clanverfassung ist, daß beide Erscheinungen außer einer größeren Anzahl anderer wirthschaftlicher Erscheinungen *neben einander* bestehen und daß diese durch einen Erkenntnißproceß von einander geschieden werden müssen.

Das Clanhaus, weil es unter gleichen Bedingungen wie die Slahta der Viehzüchter im wässerigen Scheerengebiet in Erscheinung tritt, hat dieselbe Verfassung wie diese. Es handelt sich nämlich in beiden Fällen um „die vier Männer" des kleinsten Rundlagers der viehzüchtenden Wanderhorde, welche unter die Gewalt der seßhaften Ackerbauhorde kommen. Nur besitzen wir bis auf etwa noch zu machende Beobachtungen bislang für die Scheerenbewohner von deren Einheitshaus noch keine sicheren Nachrichten, während uns im Clan deutliche Spuren erhalten sind. Aus dem Entwicklungsproceß, der sich im siebenhöfigen Vicus zwischen den fremden und heimischen, den arbeitenden und ruhenden Theilen abgespielt hat, würde man vielleicht schließen dürfen, daß sich, weil ja die Bedingungen

im Verhältniß zum Grunde der Erscheinung analog sind, ein ähnlicher Proceß auch hier vollzogen hat.

Daß die vier auch in der Geschichte der Mystik eine Rolle spielt, ist bekannt. Bei den Pythogoräern war die τετρακτύς (quaternio) Wurzel und Quelle aller Dinge, und bekanntlich nahm zuerst Empedokles 4 Elemente, στοιχεῖα, an, die er ῥιζώματα nannte, die aber nicht mit den ἀρχαί, den formellen Ursachen der Schöpfung der Dinge, zu verwechseln sind. Auch bei den Chinesen hat die vier eine besondere Bedeutung; unter Anderm verbindet man mit 4 die Bedeutung von „Alle". Doch zu sichern Combinationen bei der Vierzahl zu kommen, ist deshalb schwierig, weil, wie wir oben gesehen haben, die vier, ursprünglich ein Characteristicum des Rundlagers, erst später auf das oblonge Wohnlager übertragen ist. Die „acht" dagegen ist wohl unzweifelhaft eine Zahl, die für dasjenige Wohngebilde Bedeutung hat, das wir unter „Clan" betrachteten: sie ist eben eine Verdoppelung der vier, weshalb auch skr. ashṭâu (geschwächt aus ‚aktâu', octo=οκτώ) Dualform ist. Es giebt bekanntlich außer der siebentägigen „Woche" auch noch die Zeitspanne „acht Tage", welche beispielsweise die Franzosen huitaine nennen. Sie zählen in ihrer Sprache bis 16 (seize) und componiren somit erst von 17 (dix sept). Seizain bedeutet noch gegenwärtig ein Gebund von 16 „Reifen". Wenn in der Urgeschichte des heutigen Frankreich ebenfalls das kräftige Gemisch, das wir im Clan kennen lernten und welches eben in den 16 um das Wechselgereihte lagernden Rundhütten zum äußeren Ausdruck gelangt, in der Form von Kelten auftritt, so darf uns diese Erscheinung nicht nothwendig zu der Annahme bestimmen, daß auch der Ort, wo das Gemisch zu Stande kam, für Irland und Frankreich derselbe sein mußte. So wenig man, um auf das vorhin gegebene Beispiel zurückzukommen, aus der Existenz zweier ganz gleicher Apfelsinenbowlen an zwei verschiedenen Ortpunkten zu dem Schluß berechtigt ist, sie seien von dem einen nach dem zweiten Orte versandt, so wenig darf man ohne bestimmt angegebene Merkzeichen den Schluß ziehen, die betreffende Agrareinrichtung sei durch Wanderung eines irgendwo einheitlich gewordenen Volksstammes verbreitet worden. Es handelt sich eben dabei nicht um eine elementare, sondern eine gemischte Erscheinung, was man nicht außer Acht lassen darf.

Bei denjenigen Völkergebilden, welche die „acht" haben, erscheint oft als ein hinzukommender „Neu"ling die „neu"n (lat. novem und novus neu, griech. ἐννέα aus ἐ-σνεϝα neu, frisch). Die lernäische Schlange hatte neun Häupter, wovon acht sterblich, das mittelste aber unsterblich war. Die römischen Nundinae bildeten einen neuntägigen Zeitraum, gleichsam eine neuntägige Woche. Im Kegelspiel trennt der Neunte in der Mitte die beiden vier und herrscht über die acht.

Auch dieser Mystik, über die sich weiter zu verbreiten ein leichtes wäre, liegt eine sinnliche Vorstellung zu Grunde; ich gedenke ihrer hier nur deshalb, weil ein Specialist der irländischen Agrargeschichte von mir über den „Tanaist" im irischen Clan noch Rechenschaft verlangen könnte. Ich erkenne in demselben den Neunten.

Es wird gemeldet, daß „einem solchen Clan oder Sept ein Häuptling (Clan Cinneth, Clan Finne) vorstand, der seine Rechte an Würde und Land aber nicht vererben konnte. Vielmehr wurde für ihn schon bei Lebzeiten durch Zustimmung oder Wahl der Stammesgenossen ein geschäftskundiger Nachfolger (Tanaist) ernannt."[1]) Darf man in Bezug auf die Entstehung den Tanaist den Häuptlingen der Sept gleichstellen? Mit nichten. Daß Clan und Sept zu unterscheiden sind, haben wir aus dem Zusammenhange der Thatsachen bereits erkannt. In jedem Clan bestehen vielmehr immer *zwei* Septe genau so, wie bei den Berbern (siehe oben S. 185 Anmerkung) zwei verschiedene, eine linke und eine rechte „Sof" angetroffen werden. Auch in Irland weisen die beiderlei Ausdrücke „Cinneth" *und* „Finne" auf *zwei* Elemente im Clanhause hin, die beim Verschmelzungsproceß allerdings nach und nach gleich„bürtig" werden. Wenn jetzt im Clan ein *Tanaist* bemerkbar ist, so kann dieser nur *später* hinzugekommen sein, weil dies ein Merkmal ist, welches wir bei andern Wechselgereihten noch nicht fanden. Wir müssen erwägen, daß uns die Mittheilungen über die irländischen Zustände aus einem um sehr viele Jahrhunderte späteren Zeitraum übermittelt sind, als wo die Einrichtungen entstanden; und die Aufgabe des Urgeschichtsforschers besteht ja eben darin, den *abgeschlossenen Zustand in seine Elemente zu zerlegen* und aus der durch die Zahl der Merkmale sich ergebenden Entwickelungsreihe der Zustände das historisch Frühere von dem geschichtlich Späteren zu scheiden. Es ist deshalb nicht zulässig, die Mittheilungen, welche wir insbesondere dem Attorneygeneral für Irland unter Jacob I, John Davies, aus dessen Calender of the state Papers 1606—1608 und Discovery of Irland verdanken, ohne Weiteres auf vielleicht ein Jahrtausend zurückliegende Zustände zu übertragen. Der Tanaist ist als ein *neuer* Entwickelungsmotor zu betrachten, indem er eben für jeden der acht Haushalte der Neunte wird.

In den Schilderungen „des irischen Stammeslebens" wird erwähnt, „in der Mitte des Hauptschiffs, zwischen den Mittelsäulen und in der Halle des Häuptlings laufe ein Schirm zwischen diesen Mittelsäulen und den zwei Wänden, der das obere Ende, wo der Häuptling und die vornehmsten Angestellten ihre bestimmten Plätze haben, von dem unteren Ende theilweise absondere, wo die bescheideneren Mitglieder des Haushaltes

[1]) *Meitzen*, Siedelung und Agrarwesen I S. 182.

in Reih und Glied liegen. Die Säulen seien manchmal wie in den Häusern bei Homer oder im salomonischen Tempel mit Metall bekleidet, und um zur Ruhe zu verweisen, pflege der silentiarius eine derselben mit seinem Stab anzuschlagen. Uber dem Bette oder Sitze des Häuptlings erhebe sich zuweilen ein metallener Traghimmel; in seiner Hand ruhe ein goldener Stab, ihm an Höhe gleich und so dick wie sein kleiner Finger. Er speise aus einem goldenen Teller, breit wie sein Gesicht und so dick als der Daumennagel eines Ackerers, der sieben Jahre lang mit dem Pfluge umgegangen sei.[1]) — Es ist kaum nöthig, meinem verehrten Leser, der weiß, daß man die Entwickelung einer Erscheinung nur nach der Zahl der Merkmale in abgestufter Reihenfolge vom Grundmerkmal messen und bestimmen kann, darauf noch besonders aufmerksam zu machen, daß im Vergleich mit den großen wechselreihigen Einheitshäusern, beispielsweise der Polynesier, hier ein neuer Factor hinzugetreten ist, der eben bei den Irländern „Tanaist" heißt, dessen Entwickelung selbst wieder uns zu weit von unserm vorläufig gesteckten Ziele ableiten würde.

Wir wissen aus anderen völkerkundlichen Nachrichten, daß an mehreren Ortpunkten der Erde nach der Entstehung des den Ackerbau mit der Viehzucht vereinigenden Clans, dessen Wohnung, wie gezeigt, auf dem gerodeten Waldlande (Clanland) sich befand, ein weiteres Zuströmen von Wanderhorden nach der Ebene erfolgte, um sich hier auszubreiten. Man kann sie wegen der „deh"nenden Umspannung (skr. tanôti, gr. τείνω, goth. than-jan) mit der Sprachwurzel „Tan" bezw. „Dan" benennen. Sich auf der arischen Ebene ausbreitend, bedrücken sie ihre Bewohner und in ihrem Bestreben, sie zu beherrschen, werden sie, wenn auch nicht überall, sondern nur, wo die Bedingungen gegeben sind, nicht blos die Begründer kleinerer Reiche, sondern vorerst Herren der entstandenen kleineren Mischgebilde, zu denen in erster Linie eben die Clans gehören. In ihnen treten sie als die „Neuen", bzw. Neunten auf.

Da uns diese Erscheinung urkundlich nur in fertiger Form vorliegt, ihre Entstehung aber in das Gewand der Sage gehüllt ist, werde ich im nächsten Abschnitt ihrer im Mythos des Kampfes zwischen Gelanor und Danaos, dem jener die Herrschaft übergiebt, gedenken. Die schwedische Sage drückt das Hinzukommen der „Neuen" etwas prosaischer aus, indem sie erzählt, „es hätten die Gelonen mit den Wodinern Dörfer angelegt, zu denen sich noch ein Geschlecht, ein Gemisch von Scythen, Griechen nnd Ebräern unter dem Namen der „Neu"erer gesellt, so daß aus drei Völkern gleichsam eins ward, welches sich westwärts nach unseren finnischen nnd schwedischen Scheerengegenden zog." Da man zur Zeit Dalin's, dessen

[1]) Ancient Laws etc. p. 3 nach Fr. Seebohm (v. Bunsen), die Englische Dorfgemeinde S. 161. 162.

„Geschichte des Reiches Schweden" (S. 45) ich diese Notiz entnehme, noch gern alle Sprachverwandtschaft auf die Juden zurückführte, ähnlich wie man sie in unserm Jahrhundert auf die alten Indogermanen zurückleitet, so hält der schwedische Schriftsteller die Neurer für Überbleibsel von den zehn israelitischen Stämmen, die Salmanasses gefangen aus Canaan führte.

Da jedoch die Entstehungsgeschichte der Völkergemische eine combinatorische Arbeit für sich bildet, mir es aber in dieser Schrift nur um Darlegung der zum Verständniß der Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht erforderlichen Elemente ankommt, so lasse ich die ethnographischen Combinationen absichtlich bei Seite. Mit der Entstehung des Clans schließt diejenige urgeschichichtliche Periode, welche zu schildern in diesem Buche ich mir vorgenommen habe, ab. So wie sich schon bei der Lectüre meiner ersten Schrift mancher „Schnellfertig" gewundert hat, daß ich in derselben des Clans nur mit dem Hinweis gedacht habe, er sei ein späteres herrschaftliches Gebilde, obwohl doch gerade die moderne Ethnologie den Clan möglichst weit in die Urzeit zurückverpflanzt, so darf ich im Voraus gewiß sein, daß auch mancher Leser der vorliegenden Schrift sich wundern wird, daß ich mich nicht über Erscheinungen ausgesprochen habe, die er ebenfalls fälschlich in grauer Vorzeit zu finden erwartet.

Das ist eben das Merkwürdige, daß bei der Betrachtung der Erscheinungen im Zusammenhang auf Grund reiner Thatsachenmerkmale viele Dinge, von denen man beim Beginn des Untersuchungsprocesses vermeinte, sie seien frühzeitlich, sich als spätzeitlich herausstellen und daß anderseits wieder Erscheinungen frühzeitlich sind, die man anfangs für spätzeitlich hielt. Die historische Perspective muß nothwendig eine andere werden, je nachdem man apriori auf Grund eines allgemeinen subjektiven Eindrucks sein Werthurtheil abgiebt, oder ob man aposteriori aus den dem Grundmerkmal hinzutretenden Nebenmerkmalen die wirkliche Aufeinanderfolge der Erscheinungsformen bestimmt.

Wir müssen, wie gezeigt, wohl unterscheiden die Ackerbauer, welche zur Viehzucht übergehen, von den Viehzüchtern, welche Ackerbau in sich aufnehmen, und auch innerhalb der beiden Hauptkategorien außerdem noch die Verschiedenheit der Formen, in denen sie erscheinen, aus einander halten. Dann werden wir erst ein richtiges Verständniß für die bunte Mannigfaltigkeit des Wirthschaftslebens gewinnen und erkennen, daß allerdings eine bestimmte Gesetzmäßigkeit im Völkerleben beobachtbar ist, daß aber anderseits auch große Verschiedenheiten sich bemerkbar machen, weil eben überall da, wo Grund und Bedingungen gleich sind, gleiche Zustände, wo sie aber differiren, abweichende Verhältnisse entstehen müssen. Es sind bei den Mischungsverhältnissen zahlreiche Combinationen denkbar, bei deren Durchforschung wir außerdem berücksichtigen müssen, daß oft nur die Ansätze zu

Mischungen gemacht, diese aber nicht durchgeführt wurden, weil der wandernde Theil vor Beendigung des Processes seinen Dienst versagte und wieder weiter zog.

Es ist eine, selbst in solcher Zeit, wo es bereits größere Complexe im Völkerleben giebt, oft zu beobachtende Erscheinung, daß sich einzelne Theile des Complexes loslösen, um weiterzuziehen. So wissen wir z. B. durch Procop von Abscheidungen eines Theils der Vandalen in Schlesien, oder durch Paulus Diaconus von ähnlichen Vorgängen bei Deutschen in Skandinavien. Für diese und ähnliche Erscheinungen gewinnen wir erst dann ein richtiges Verständniß, wenn wir den Schwerpunkt *nicht* in den Völkernamen selbst, die ja in den allermeisten Fällen nur zufällige Bezeichnungen für gewisse complexe Gebilde sind, erblicken, sondern wenn wir die Zusammensetzung derselben aus gewissen Merkmalen zu ergründen streben, wobei eben insbesondere wohl zu unterscheiden ist der Hunda-Haerad (gens cognatioque), die unter dem Clan befindliche Wanderhorde, die Verbindung einer zeitweilig mit einer andern ebenfalls zeitweilig seßhaften Wanderhorde und dergleichen mehr.

Die Wirthschaftsgeschichte wird deshalb gut thun, vorerst bei ihrer Durchforschung der alterthümlichen Einrichtungen die unbekannten Nationalitätsverhältnisse der Völker bei Seite zu setzen, da ganz augenscheinlich, wie der Zusammenhang der vorgeführten Thatsachen ergeben dürfte, die Geschichte der Nationalitäten fruchtbare Hinweise aus der reinen Wirthschaftsgeschichte, aber nicht umgekehrt diese aus der Nationalitätengeschichte erwarten kann. Ich meine, daß es deshalb auch zu früh sei, die verschiedenen Dorfanlagen der Menschen auf *nationale* Eigenthümlichkeiten der Völker zurückzuführen, und beispielsweise von germanischen, slavischen oder keltischen Dorfanlagen zu sprechen.

Es ist meines Erachtens durch nichts zu begründen, wenn *Meitzen* beispielsweise das oben S. 118 abgebildete Dorf, welchem ich den Namen Vicus gegeben habe, ebenso wie das S. 303 dargestellte Runddorf, das ich mit Turba bezeichnete, „zwei bestimmte Grundpläne der *Slavendörfer*“[1]) nennt, dagegen das oben (S. 175) wiedergegebene Schlangendorf germanischen Ursprungs sein läßt. Hätte *Meitzen* Recht, dann würden sämmtliche Germanen der Gemengewirthschaft und der Gewanneintheilung entbehren und die Schilderung des Tacitus von der Occupation der Äcker in Gegenseitigkeit für Rechnung der Bebauer wäre ebenso eine echt slavische Einrichtung, wie diejenige Ackerverfassung, welche aus den Rundlagern der Viehzüchter hervorgegangen ist. In diesem Falle aber müssen wir folgern, daß auch die *Slaven* aus zwei heterogenen Elementen bestanden haben, und

[1]) *A. Meitzen* a. a. O. S. 52 und 53.

so kommen wir auf das zurück, was ich für alle Völker behaupte, daß sie aus Mischungen hervorgegangen sind.

Ganz entschieden widersprechen muß ich auch Meitzen, wenn er den im Kreise Merseburg gelegenen Ort Geusa als ein dem deutschen Nationalcharacter entsprechendes Dorf ansieht. Ich freue mich, daß mir gestattet ist, diese Ansiedelung ebenfalls aus dem Meitzen'schen Werke abzudrucken, weil ich eben dadurch zeigen kann, wie zwei verschiedene Autoren eine und dieselbe Erscheinung von zwei entgegengesetzten Standpunkten aus beurtheilen können und daß in der Umdeutung der Erscheinungen die eigentliche Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung liegt. Weil durch solche Umdeutungen der objective Thatbestand niemals geändert, sondern nur anders erkannt wird, so verlieren auch alle solche Werke, wie dasjenige Meitzen's, nichts an ihrer objectiven Brauchbarkeit und bleiben auf lange Zeit hinaus Fundgruben mit reichhaltigem Material für den Aufbau wissenschaftlicher Gebäude.

Fig. 11. Der Flecken Geusa im Kreis Merseburg.

Der Leser findet den Ort Geusa in Meitzen's Werke „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen ꝛc." I. Band S. 47 abgebildet. Zu dieser Art von Ansiedelungen, wie sie in Geusa zu Tage tritt, macht Meitzen zunächst folgende Bemerkung: „Sie bestehen nicht weilerartig aus nur wenigen Gehöften, noch sind in ihnen stadtmäßig Hunderte solcher Wohnstellen zusammengedrängt. Auch liegen die Häuser dieser Gehöfte, wie schon Tacitus über die Vici der Deutschen von seinen Gewährsmännern belehrt worden ist, nicht wie in Italien städtisch Mauer an

Mauer an einander, sondern die Gebäude jedes Gehöftes stehen einzeln, haben neben oder zwischen sich einen für Wirthschaftszwecke bestimmten Hofraum, und sind von einem kleineren oder größeren eingehegten Garten umfaßt".

Diese Äußerung Meitzen's beruht auf einem Mißverständniß an Tacitus, der, wie wir oben (S. 144 ff) gesehen haben, nicht von „einem für die Wirthschaftszwecke bestimmten Hofraum", sondern nur von einem „spatium" d. h. einem Abstand der Gebäude von einander spricht, im Übrigen aber unter Vicus nur das versteht, was er in Wirklichkeit ist, nämlich eine aus zwei gegenüber liegenden Reihen einzelner Höfe bestehende Ortschaft, welche genau die Form hat, die Meitzen als eine nationale Eigenthümlichkeit den slavischen Dörfern zuweist. Wenn Tacitus, um die Sittenreinheit der Germanen zu schildern, berichtet, daß der Mann das unkeusche Weib „den ganzen Vicus entlang mit einer Geisel vor sich hertreibt" (per omnem vicum verbere agit), so dürfte er schwerlich unter „Vicus" ein solches Gewirr von Gehöften im Auge gehabt haben, wie ihn der Ort „Geusa" im obigen Bilde darstellt. Ich muß es überhaupt bezweifeln, daß es schon zu Tacitus' Zeit derartige Complexe in Germania gegeben habe.

Meitzen stellt sich unter „Dorf" unzweifelhaft etwas Falsches vor, wenn er die weitere Bemerkung daran knüpft: „Auch darin läßt sich der typische Character nicht verkennen. Wie das Wort Dorf, Turf, Trupp dem Sinne nach einen Haufen (?) bedeutet, so ist auch haufenförmig oder Haufendorf der geeignetste Ausdruck für diese Art der Dorfanlage. Daß eine oder einige Straßen die Ortschaft durchziehen, ist nothwendig, aber es gelingt nicht, für die Gesammtlage ein Gesetz oder einen ursprünglichen Plan aufzufinden. Selbst die Hauptwege laufen willkürlich nach verschiedenen Richtungen und das Ganze bildet im Aufrisse ein Netz von krummen und winklichen Gassen und Zugängen. Auch die Abgrenzungen der Gehöfte stehen in keiner bestimmten Beziehung zu einander. Der Überblick des Ganzen läßt keinen anderen Schluß zu, als daß innerhalb der meist wenigstens in Resten noch vorhandenen Bewehrung durch Hecke und Graben, wie sie der Sachsenspiegel (II. 66 § 1) voraussetzt, sich zu Zeiten die anwachsende Bevölkerung enger als anfänglich zusammengedrängt und den von Beginn an planlos vertheilten Raum noch unregelmäßiger zerstückelt hat. . . . Daß in allen diesen Zügen characteristische Eigenthümlichkeiten der Besiedelung des germanischen Volkslandes erkannt werden müssen, ergiebt überzeugend die Vergleichung mit den Nachbargebieten".

Ich habe mich vergeblich bemüht, für den bei Meitzen oft wiederkehrenden Ausdruck „germanisches Volksland" bei Caesar und Tacitus Anhaltspunkte für die Annahme zu finden, die Germanen hätten „Volks-

land" gehabt, das sie als einheitliches Volk unter sich vertheilt hätten. Daß das Wort „Dorf" einen Haufen bedeute im Sinne eines Durcheinanderliegens von Grundstücken, ist wohl nur eine persönliche Auffassung Meitzen's, vielleicht erzeugt durch die Redewendung: ein wilder Haufen. Doch dabei ist es erst das „wild", welches diese Vorstellung erweckt, während das Wort Haufen an sich eine durch Aufschüttung hervorgebrachte (erhöhte) Menge bedeutet; daher die Verwandtschaft von ahd. hûba (Haube) zu ahd. houbit (Haupt): ein Haufen Kirschen bedeutet ebenso wie ein Haufen Menschen nur eine große aufgeworfene Anzahl Kirschen bzw. eine zusammengekommene Menge Menschen, aber keineswegs an sich etwas planlos Unregelmäßiges. Ordnen wir ja doch im Gegentheil an, die zerstreut liegenden Blätter im Garten zu einem Haufen zusammenzukehren, damit es ordentlich wird. Aber auch in der Bezeichnung „Dorf" liegt ebenso wenig etwas Unregelmäßiges, wie im Worte „Trupp" (S. oben S. 302).

Wenn wir dieser Art von Anlagen, die Meitzen „Haufendorf" nennt, einen bezeichnenden Namen beilegen wollen, so kann es nur der Ausdruck „Fleck", bzw. „Flecken" sein. Flecken sind nämlich aus heterogenen Bestandtheilen zusammengeflochtene (mhd. vlëhten = flechten) bzw. zusammengeflickte (gr. πλήσσω, mhd. vlieken = flicken) Ortschaften (lat. plaga, gr. πλαγκή, lit. pléka und plėga, mhd. vlëke). Der Vergleich mit einer zusammengeflickten Arbeiterjacke drängte sich mir schon als Knaben auf, wenn ich diese Art von Ansiedelungen von der Höhe aus betrachtete. Wenn irgend ein Wohnhäusercomplex uns zu verdeutlichen im Stande sein kann, wie an manchen Ortpunkten sich starke Mischungen heterogener Horden vollzogen haben, so sind es diejenigen Wohnsiedelungen, die ich „Flecken" und die Meitzen „Haufendörfer" nennt und in denen seiner Ansicht nach „characteristische Eigenthümlichkeiten der Besiedelung des germanischen Volkslandes erkannt werden müssen."

Ohne Zweifel hat sich in denselben „zu Zeiten die anwachsende Bevölkerung enger als anfänglich zusammengedrängt und den von Beginn an planlos vertheilten Raum noch unregelmäßiger zerstückelt". Aber der Leser wird trotzdem, wenn er meinen Darlegungen aufmerksam gefolgt ist, aus dem vorstehenden Bilde selbst bei nicht allzu großer Anwendung von Mühe erkennen, daß sowohl zu unterst als auch links oberhalb um die Kirche zwei Ansiedelungen in Form eines Halbkreises sich befinden, von denen jeder sechs Gehöfte zählt; ein gleiches bemerkt man da, wo sich die unteren Hauptwege kreuzen, und zwar rechts oberhalb vom Kreuzungspunkt, wo ich ebenfalls sechs Höfe zähle. An zwei Stellen, nämlich erstens auf dem Wege, der von oben nach unten geht, und zweitens auf dem quer laufenden Wege, der in den zuerst erwähnten einmündet, sind in nicht zu großer Entfernung von einander zwei schiffsförmige Erweiterungen der betreffenden

Wege zu erblicken. Aber man sieht endlich auch noch um die Mündungsstelle der beiden genannten Wege einen Viertelkreis.

Wollen wir diese Dorfanlage richtig deuten, so können wir unmöglich an eine nationale Eigenthümlichkeit denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach standen dort ursprünglich zwei Vici in unmittelbarer Nähe neben einander, eine Erscheinung, die man selbst bei bloßen Steinsetzungen oft beobachten kann. Diese Vici wurden zerstört: ob gleich anfangs total, läßt sich selbstverständlich nicht mehr bestimmen. Wollten sich die Viehzüchter der arischen Ackerbauer bemächtigen, so mußten sie wenigstens deren Reihen auflösen. Nun ist es aber ein Characteristicum aller Wanderhorden, daß sie, wenn sie sich irgendwo niederlassen, je nach Lage der Umstände es auch in Halb- oder Viertelkreisen thun, weil ihnen eben ihre Gliederung, die bis auf 4 herabgeht, dies gestattete. Nur, wo es die Gelegenheit bot, entstand der 12höfige Rundkreis d. i. die Turba oder das Dorf, von dessen Gestalt wir oben (S. 303) in Witzeetze ein Beispiel boten.

Combinirt man, was statistisch unbedingt geboten ist, weil ja eine Erscheinung nie aus sich selbst erklärt werden kann, die Flurkarten mit den Wohnansiedelungen, so findet man in Meitzen's Haufendörfern bisweilen regelrechte, bisweilen verstümmelte, bisweilen gar keine Gewannen, sondern Scheereneintheilung, was deutlich auf das Zusammengeflickte hinweist, auf eine Vermischung eingewanderter Deutscher (thiud) mit seßhaften Ariern.

Um zu einer brauchbaren Terminologie für die Ansiedelungen kommen zu können, möchte ich als allgemeine Bezeichnung einen dem deutschen „Ort" entsprechenden internationalen Ausdruck empfehlen. Daß die Grundbedeutung von Ort nicht „spitzer Punkt, Ende, Anfang", wie man immer liest, bedeuten kann, habe ich schon in meiner früheren Schrift gezeigt. Ort ist vielmehr Reihe (ord), deren einzelne Punkte selbstverständlich auch Anfang und Ende bezw. Spitzen haben. Jeder Ort, wie immer er aussehen mag, ist ein Wohnreihenlager; ist er wechselreihig zusammenhängend, so heißt er „Vicus", ist er rundreihig, heißt er „Turba" (Dorf) und ist er gemischt zusammengeflickt, „Fleck" (plaga). Daneben treten Erscheinungen, wie die „Schlangendörfer" auf und außerdem noch andere Gebilde, die, wie die einreihigen Orte, z. B. Fischerdörfer, uns in dieser Abhandlung nicht interessiren. Was man schlechthin Einzelhof nennt, ist „Weiler" (ahd. wilâri, lat. villa), aber kein „Ort"; dieser Ausdruck, der in seiner Bedeutung gewechselt hat, hat bei der Verlängerung der Orte, insbesondere der Vici, auch den Sinn von Hof erhalten, woraus sich dann Composita wie „Rotweil" (Rotwila) d. i. Reihenweiler gebildet haben. Weiler sind, wie ich anderwärts zeigen werde, späteren Ursprungs und deshalb nicht

Gegenstand dieses Buches, in denen vorzugsweise der Vicus der Turba gegenüberzustellen war, weshalb ich meinem Buche am liebsten den Titel Vicus und Turba gegeben haben würde.

Alle Dörfer oder, wenn wir die Tautologie gebrauchen wollen, alle Runddörfer sind ursprünglich Anlagen der Viehzüchter, welche die innere Rundung zur „Trift" d. h. als Ort, wohin das Vieh ge„trieb"en wird, benutzen. Daher vereinigen sich in dem Worte „Dorf", dem trib-us oder tref, der, wie wir oben erkannten, ursprünglich nur ein Viertelkreis (Quarter) von drei mal vier Wohnstätten war, eine Anzahl von Wörtern, die der reflectirende Verstand später lautlich scheidet. Aber anfänglich sind sie in der Totalanschauung vereint, weshalb z. B. bekanntlich mhd. trift nicht blos „Heerde", sondern auch das Thun und Treiben der Hirten im Sinne ihrer „Lebensweise" bedeutet. Ihr Wohnlager ist der Ort, wo man sich „trifft". Das „weit"er abgelegene und weite d. i. geräumige Land (ahd. wît, altsächs. wîd, angels. wîd) für die Weide (mhd. wîde, althd. vîda), wo das Vieh sein Futter (ahd. weida = Futter, Speise) (ahd. weidôn = Futter suchen) suchte, liegt außerhalb des Dorfes und ist ungetheiltes Land.

Indessen ist dabei im Auge zu behalten, daß zu Zeiten der reinen Viehzucht doch insofern stets eine Theilung stattfand, als immer je vier Haushalte einen Complex für sich hatten, weshalb sich z. B. in England die viertheilige Weide noch in seiner späteren Agrarverfassung bemerkbar macht. Sie heißt hier „hide", ein Ausdruck, den man in der Regel mit „Vierhufenland" übersetzt; sie ist aber ursprünglich das Land der vier Männer, weshalb auf eine hide vier „Virgaten" zu gehen pflegten. Ob die hide, wie mehrfach in den Quellen angegeben wird, 120 acres und somit eine Virgate 30 acres enthielt, hat wohl für die späteren Landausmessungen mit der im Interesse der heterogenen Horden zu gebenden Agrargesetzgebung, aber nicht für die Zeit, von der wir jetzt reden, Bedeutung. Ebenso ist auch die Double-hide, das sog. Achthufenland, sowie die Halfhide keine Einrichtung des Kreislagers, sondern eine Folge der Vermischung der Viehzucht mit dem Ackerbau.

Man muß eben Beides scharf auseinander halten und immer bedenken, daß oft in nur geringer Entfernung von einander zwei ganz verschiedenartige Gebilde bei der Mischung entstehen konnten und daß erst nach lang andauerndem Verkehr, durch den das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit erwachte, unter gleichzeitigem Einfluß einer von Außen kommenden Herrschaft sich diejenigen Gesetze bildeten, welche uns die Urkunden überliefern. Sie würden niemals ins Dasein getreten sein, wenn die socialen Gebilde aus Agglomeration abzuleiten wären, weil alsdann wegen des menschlichen Nachahmungstriebes keine Gegensätze entstanden

wären, die bei Forterhaltung der wesentlichen Characterzüge auszugleichen und zu versöhnen eben der Zweck der später auftretenden Gesetzgeber wurde. In diesen sind nicht causale Schöpfer, sondern nur die formalen Ordner der durch den Mischungsproceß entstandenen Unordnungen zu erblicken.

Dem Specialforscher erwächst die Aufgabe, diese urkundlichen Befunde in ihre Elemente aufzulösen, wobei er alsdann die Beobachtung machen wird, daß jede Unordnung aus zwei oder mehreren Ordnungen entstanden ist. Würden wir dieses Umstandes stets eingedenk sein, so würden wir nicht blos vorurtheilsfreier und gerechter uns der Beurtheilung fremder Zustände gegenüber verhalten, sondern auch weniger „tyrannische Barbaren" sein, deren Characterzug eben darin wurzelt, daß sie verhöhnen und muthwillig zerstören, dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit für die Zukunft zu durchforschen und zu durchdenken sie zu träge sind. Auch übersehen solche Rabulisten und einseitigen, weil gar nicht auf „Grund", sondern auf „Fiction" fußenden Rechthaber in ihrem von Haß gegen alles ihnen Fremde begleiteten Vorurtheil, daß ihre Nihilisirungs- und Nivellirungstendenz bei consequenter Durchführung nothwendig auf einen Punkt führen muß, wo alle Gegensätze verschwinden. Da nun aber nur aus der Berührung und Verschmelzung von Gegensätzen überhaupt Entwickelung als möglich gedacht werden kann, so ahnen solche Herren nicht, daß sie ein allmähliches Fortschreiten unmöglich machen und einem Zustande zutreiben, den wir Stagnation nennen.

Bei der Entstehung ausgleichender Rechtsgesetze im Völkerleben werden die für die heterogenen Einrichtungen bestehenden Ausdrücke selbstverständlich ebenfalls gemischt, wodurch dieselben andere Bedeutungen erhalten, ein Umstand, der uns umsomehr nöthigt, selbständig eine neue Nomenklatur im Interesse eines gemeinsamen Verständnisses zu schaffen. Was bedeutet beispielsweise in der englischen Agrargeschichte nicht alles „hide"; es wird mit familia, casatum, Sippe, Geschlecht, Familienbesitz, Hufe, Pflugland, Grundsteuer, Ackermaß u. s. w. wiedergegeben, ja selbst von Sprachforschern mit Haut, mit Hülle (cot), mit Umzäunung und mit bergen (to hide) in Verbindung gebracht. Was ist mit solchen Etymologien im Interesse gegenseitiger Verständigung zu gewinnen?

Bei vielen Wörtern tritt allerdings der dem Worte zu Grunde gelegene ursprüngliche Sachverhalt deutlicher hervor, wie beispielsweise in den Gegensätzen von Haken und Pflug, dem aratrum und plaustrum, aber schon weniger in den übrigen Bezeichnungen, wie vomis, culter, rostrum, die zwar Plinius (hist. nat. XVIII. 48) zu scheiden versucht, aber doch nur aus dem Gesichtspunkte seiner Zeit. So vielfache Bezeichnungen weisen deutlich darauf hin, daß sie verschiedenartigen Combinationen beim Mischungsprozeß von Ackerbau und Viehzucht entsprangen. Es darf auch hierbei

nicht an nationale Gegensätze bei Anwendung des Pfluges gedacht werden; so wenig man berechtigt ist, von nationalslavischen oder nationalgermanischen Dorfanlagen zu sprechen, so wenig ist man befugt, von einem römischen im Gegensatz zu einem germanischen Pflug zu reden. Der Arator brauchte andere Werkzeuge als der Cultor, und diese folgten eben ihrem besonderen Entwickelungsgesetze.

Wie die verschiedenen Werkzeuge eingeführt wurden, ist nicht so leicht und daher auch nicht so zuversichtlich zu bestimmen. Mit einiger Sicherheit dürfen wir annehmen, daß bei allen Ackerbauern, welche die Viehzucht in größerem Umfange aufnahmen — und dies sind alle diejenigen, welche die Viertheilung mit der im Gefolge stehenden „acht" und sechszehn Gehöfte haben — das Land fortan mit acht Ochsen, ihren Haushaltungen entsprechend, bestellten und, wie im Vicus pro numero cultorum die Kämpe vertheilten, weil eben darin das Continuum liegt. Bei den Dörfern aber, die Viehzucht mit Ackerbau verbanden, wird aller Wahrscheinlichkeit nach ähnlich, wie bei der Viehweide, das gesammte Land in vier Theilen gemeinsam bestellt worden sein.

Das Venedotische Gesetzbuch von Nord-Wales, eine der drei in wallischer Sprache angeblich aus der Mitte des 10. Jahrhunderts stammenden Sammlungen, enthält folgende Bestimmung:[1]) „Das erste gepflügte erw soll an denjenigen gehen, der pflügt, das zweite an die Pflugschar, das dritte an den Leitochsen auf der äußersten Linken, der Schollenseite, das vierte an den Ochsen auf der äußersten Rechten, der Nasenseite, das fünfte an den Treiber, das sechste bis elfte an die übrigen sechs Ochsen in bestimmter Reihe; das zwölfte war schließlich das Pflug-erw zur Erhaltung des Holzwerks am Pflug."

Da alle Verfassungen derjenigen, welche Ackerbau mit Viehzucht verbinden, das Land unter Acht bezw. unter Sechzehn vertheilen, die vorstehende Gesetzesbestimmung sich aber an Zwölf wendet, so ist wohl klar, daß es sich hierbei um die modificirende Übertragung einer Gesetzesbestimmung (sagen wir kurz:) des Clanwesens auf die Turbenverfassung handelt. Denn nur diese kennt zwölf Höfe. Die „acht" Ochsen anderseits sind eine Eigenthümlichkeit jener Verfassung. Man beachte dabei wohl, daß es sich nicht um ein Verlosen der Grundstücke handelt, sondern daß jeder, seiner Antheilnahme an der Arbeit entsprechend, sein „erw" d. i. sein Erbe im Sinne eines Ackerlandes erhält. Denn Erbe ist ursprünglich nicht das, was Jemand seinem Nachkommen hinterläßt, sondern das, was Jemand besitzt, um es seinem Nachkommen hinterlassen zu können; ob dieser Nachkomme sein Kind oder ein Anderer, z. B. die universitas in vices selbst ist, ist unwesentlicher Natur und ein wechselndes Merkmal.

[1]) Fr. Seebohm (Bunsen), die Englische Dorfgemeinde S. 83.

Es ist eine irrige Vorstellung, das Verlosen von Grundstücken als eine auf einer gewissen Kulturstufe anzutreffende Eigenthümlichkeit aufzufassen, die erst später durch Einführung des Privateigenthums abgeschafft worden sei. Wir haben gesehen, wie durch das wechselreihige Wohnlager ein Jeder seiner natürlichen Stellung (secundum dignationen) zufolge bei der Reihenarbeit seine Kämpe erhielt. Damit war allerdings das Eigenthum noch nicht geschaffen, aber durch den Besitz der Grund zu demselben gelegt, indem bei der durch fremde Eindringlinge nothwendig in Frage kommenden Landabtretung sich ein Jeder bewußt werden mußte, was ihm von Alters her zustand. Ganz anders war es bei den Viehzüchtern, die als Wanderhorden nie seßhaft waren und zu einer Vorstellung von Einzelbesitz nie gelangen konnten. Sie kennen allein Gemeinland.

Geht das Dorf nach der Berührung mit Ackerbauern, wodurch es übrigens erst ganz augenscheinlich seine jetzige (d. i. die von uns jetzt betrachtete) Gestalt erhält, zum Ackerbau über, so muß ein Theil dieses Gemeinlandes ausgeschieden, bezw. ausgelöst und zum Freiland gemacht werden. Daher Losland (ahd. lôs = frei) ursprünglich das freigegebene, d. i. das Land ist, was man erlangt (sortior = erlange). Während im Vicus durch die spatia camporum d. h. die Abstände der reihenweis occupirten Huben eine Vertheilung von selbst gegeben war, mußte in der rundreihigen Turba, die ja technisch jene Reihenarbeit nicht zuließ, ein anderer Vertheilungsmodus gewählt werden. Er erfolgte durch das Loos, indem man das beworfene (sero = παλλύνω streuen, besäen) Land durch einen mystischen Beschluß sich gegenseitig zuwies. Daher heißt sowohl das Land, als auch der Beschluß, als auch das Zuweisungsverfahren „Loos".

Die ursprünglichen Viehzüchter schlugen den umgekehrten Weg wie die arischen Ackerbauer ein. Bei jenen gehörte das Land ursprünglich den Genoten gemeinsam und der Einzelbesitz wurde erst später von denselben gelöst, wodurch eben die Lose entstanden. Bei den Ariern dagegen bestand der Einzelbesitz früher und erst infolge ihres Übergangs zur Viehzucht war es in deren Interesse nothwendig, in Form von Wald und Weide Gemeindeland zu occupiren.

Mit diesem Hinweis schließe ich die Urgeschichte des Ackerbaues und der Viehzucht. Denn wir kommen jetzt auf historischen Boden, den zu betreten ich mir in diesem Buch nicht zur Aufgabe gestellt habe. Er bildete für mich nur das Fundament, von dem aus ich das Dargelegte zu reconstruiren hatte.

Sechster Abschnitt.

Der Kampf der Ackerbauer mit den Viehzüchtern in der Sage und Mythologie.

Was wir in den vorausgegangenen Abschnitten feststellen konnten, war, daß uns im Völkerleben zwei heterogene Elemente begegnen, nämlich einerseits seßhafte und anderseits Wander-Horden, von denen jene durch die Längsreihen, diese durch die Rundreihen characterisirt werden. Als den ursprünglichen Wohnsitz der seßhaften Horden, die wir Arier nannten, erkannten wir die Ebene, als denjenigen der wandernden Horden, die wir mit Genneten bezeichneten, das hoch gelegene Land. Wie die letzteren dahin gekommen, vermochten wir zwar nicht vollständig festzustellen, infolge dessen sich auch die Frage nicht definitiv beantworten ließ, welches der beiden Elemente als das früheste zu betrachten ist. Indessen gedachten wir einiger Merkmale, welche andeuten, daß die Wanderhorden aus irgend welchen Ursachen nach dem Höhenlande verschlagen sind.

Bis zu demjenigen Zeitpunkt vorzudringen, wo diese Trennung, wenn eine solche überhaupt angenommen werden darf, erfolgte, gestattet das Thatsachenmaterial, auf welchem sich vorliegende Theorie aufbaut, nicht. Wir müssen uns ja überhaupt vor der aprioriſchen Fragestellung hüten, dürfen also nicht aus bloßer Neugier Fragen stellen, die nicht durch die Forschung selbst geboten werden. Alle Fragen bleiben unbeantwortet oder müssen willkürlich beantwortet werden, wenn sie eines bestimmten Substrates ermangeln, das in seiner mannigfaltigsten Quantität eine Durchforschung zuläßt. Durchforschen heißt ein bestimmtes Material durchdenken. Denken nennt Platon (Soph. 363e) einmal „ein lautloses Fragen und Antworten, eine stille Zwiesprache der Seele mit sich selbst"; alles Denken wird zur Phantasterei, wenn es sich von dem jeweilig zu durchforschenden Gegenstande entfernt, und somit artet das Fragen in Neugier und die Antwort in Willkür aus. „Am Fragen erkennt man den Menschen".

Das Publikum, welches im Theater über die näheren Verhältnisse von Karl und Franz Moor in ihrer Jugendzeit mehr wissen möchte, als

der Dichter bot, und unbefriedigt nach dem Fallen des Vorhanges seinen Sitz verläßt, weil es weder den Mann, „dem geholfen werden kann", noch Karl selbst vor dem weltlichen Richter, dem er sich freiwillig stellt, mehr erblickt hat, würde aber garnicht so neugierig geworden sein, wäre ihm nicht zuvor das Schauspiel „die Räuber" vorgeführt worden. Ich kann mir sehr wohl denken, daß auch ein Theil meiner Leser, und zwar erst infolge meiner Darstellung, nicht blos über die äußerste Vergangenheit hinaus, sondern auch über gewisse Zustände, die ich selbst behandelt habe, weitere Aufklärungen erhalten möchte. Man möge nicht glauben, daß ich bei der Lectüre meines eigenen Buches, besonders da ich es vor der Publication und letzten Umarbeitung eine geraume Zeit lang zur Seite gelegt hatte und es mir in Folge dessen etwas fremdes geworden war, nicht ebenfalls zu mancherlei Fragen veranlaßt worden bin. Aber wenn ich ihnen näher trete, erkenne ich, daß sie einen anderen Thatsachenzusammenhang zur Voraussetzung haben, als den, in welchem ich mich jeweilig bewege.

Fragen, wie beispielsweise die, auf welche Weise die uns bekannten Völker in ihre Wohnsitze gelangten; ob die hellfarbigen Neger des heutigen Afrika vor den dunkelfarbigen dorthin kamen; wie überhaupt sich die Menschen über den Erdkreis verbreiteten und zu wievielmalen; ob überall z. B. auch in Australien, die beiden Hauptgegensätze, welche wir in dieser Schrift behandeln, sich bemerkbar machen; ob man mancherwärts bereits in gemischter Form eingewandert und dann von Neuem sich Seßhafte und Wandernde geschieden haben, — diese und viele ähnliche Fragen lassen sich ohne große Mühe Seiten lang aneinanderreihen. Aber zu Fragen der wissenschaftlichen Forschung, insofern Fragen und Forschen Eins ist (vgl. oben S. 113), werden sie doch erst dann, wenn uns die Möglichkeit gegeben wird, die Angel nicht in den weiten Ocean, sondern in einen umschlossenen Teich zu werfen.

Ich besinne mich, in der Zeit, wo ich am statistischen Bureau in Berlin thätig war, aus Ernst Engels Munde oft gehört zu haben, was für nutzlose, weil übereilte und vorzeitige Fragen an diesen Director gestellt wurden, und wie er so häufig erklären mußte, daß man nur aus vorhandenem Material etwas statistisch beantworten kann. Wer sich jemals in seinem Leben über den bloßen Compilator erhoben und selbstständig geforscht hat, weiß, daß die menschlichen Gedanken langsamer als die Früchte des Feldes reifen, daß aber die Bedingungen für eine solche Reife, insbesondere der Grund und Boden, nicht so wohlfeil wie ein Stück Ackerland zu gewinnen sind.

Was ich im Menschheitsleben feststellen konnte, besteht also nur darin, daß wandernde und seßhafte Horden nachweisbar sind. Ob jene vor diesen bestanden haben können, kann nur aus dem Zusammenhange der Erscheinungen

festgestellt werden. Wir haben gesehen, daß Seßhafte nur durch Wandernde zum Wandern und daß Wandernde nur durch Seßhafte zum Bleiben genöthigt werden. Daraus ergiebt sich, daß die Seßhaftwerdung der Wandernden nicht durch bloße Wechselwirkung mit einer schönen Gegend herbeigeführt worden sein kann. Wäre das der Fall, dann bliebe es unerklärt, warum Wanderhorden die fruchtbare Ebene so häufig mit dem weniger fruchtbaren Höhenlande wieder vertauschten. Denn um von einer Höhe zu einer andern zu gelangen, mußten sie die Ebene berühren, die sie aber augenscheinlich deshalb wieder verließen, weil sie ihnen nicht zusagte. Es muß aller Wahrscheinlichkeit nach gewaltige Katastrophen gegeben haben, die den wandernden Menschenschlag erzeugten, der, wie Kain, fortan ruhelos wurde. Die darauf bezügliche Urgeschichte hat die Naturwissenschaft zu erforschen.

Steht es nun aber fest, daß die Genneten nur durch die Seßhaften zum Bleiben genöthigt wurden, und steht es ferner fest, daß jene als Lagerform das Rundlager, diese aber das Längslager hatten, und bemerken wir, wie die Rundlagerer bei ihrer Vermischung mit diesen und der damit im Zusammenhang stehenden Seßhaftwerdung in einem ganz allmählichen, noch immer nicht ganz beendeten Proceß das Rundlager in ein Längslager umwandeln, so folgt daraus, daß dieses nicht dem wandernden Hirtendasein, sondern nur der Existenz einer seßhaften Bevölkerung entsprechend sein kann. Da aber, wie gezeigt, eine Wanderhorde nicht von selbst, sondern nur durch eine seßhafte Horde seßhaft wurde, so folgt, weil das Rundlager ein Characteristicum der Wanderhorde ist, weiter daraus, daß das Längslager nicht eine höhere Entwickelung des Rundlagers ist; es bedeutet nur für die Rundlagerer einen höheren Grad, insofern man, was aber nur ein subjectives Werthurtheil ist, das Seßhaftsein gegenüber dem Wandern als einen Fortschritt betrachtet. Die ganz wenigen Fälle, wo man Ackerbauer in Rundhütten trifft, sind mir selbstverständlich nicht unbekannt geblieben, z. B. von den Warundi und Waha, deren geräumige Hütten rund, innen durch Strohwände aber getheilt sind; letzteres ist keine Eigenthümlichkeit des Rundlagers an sich. Wenn bei ihnen jetzt „mit großer Sorgfalt" Ackerbau betrieben wird, Viehzucht nicht bedeutend ist, so würden wir, auch wenn es uns nicht besonders[1]) gemeldet würde, schließen dürfen, daß ihnen — in diesem Falle durch „Einfälle der Wangoni und im Süden auch der Massai" — das Vieh geraubt wurde; aber trotzdem „trifft man noch ziemlich viel Kleinvieh und Hühner, auch Tauben, die in den im westlichen Ungamwesi gebräuchlichen Taubenschlägen gehalten werden." Daß aber in dem von Baumann besuchten Theile von Afrika Ackerbau unabhängig von Viehzucht betrieben wird, sagt er aus-

[1]) O. Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle. Berlin 1894. S. 226.

drücklich: „die seßhaften Stämme ernähren sich sämmtlich von Ackerbau, der mit der Hacke betrieben und von Viehzucht gänzlich unabhängig ist, die nebenbei auch gepflegt wird“ [1]). Die Erscheinung, daß auch Rundhütten-Bewohner Ackerbau treiben, beweist nicht, daß etwa Ackerbauer Rundlagerer geworden sind. Ebensowenig beweist die Benutzung eines Rundthurms zum Kornspeicher, daß jener ein Bau der Seßhaften sei.

Ist der Rundbau ein Characteristicum der Genneten, so folgt noch weiter, daß auch die aus Steinen construirten thurmähnlichen Bauten nicht von Seßhaften erbaut sind, und daß wir zu der Erklärung, der Steinbau sei eine höhere Entwickelung als der Holzbau keine Berechtigung haben. Denn auch dies ist nur ein subjectives Werthurtheil, was von der Person des Werthschätzers abhängt und keineswegs von Allen, weder von Einzelpersonen, noch von Völkern, getheilt wird. Es giebt Horden, die vom Stein- zum Holzbau, und Horden, die vom Holz- zum Steinbau übergegangen sind. Man findet häufig, daß die Wohnung aus Holz, der Viehstall dagegen aus Stein, und zwar bisweilen nur die nicht nach dem Gehöft zugelegene Seite aus Stein gebaut ist. Auf meine Anfrage nach dem Warum erfuhr ich von den betreffenden Besitzern, es geschehe, um dem Viehdiebstahl, besonders dem Pferdediebstahl vorzubeugen. Es gehört nicht hierher, mich über die weiteren Gründe des Übergangs vom Holz- zum Steinbau zu verbreiten, da er in eine spätere Zeit fällt.

Auch darüber, warum der Rundbau von den Wanderhorden, insonderheit den Viehzüchtern beliebt wurde, habe ich schon oben genügend gesprochen; ob es der Feuerplatz selbst gewesen, ob der Horizont, das Himmelsgewölbe und dergl. mehr, was die Anweisung dazu gegeben hat, wer wollte darüber etwas Bestimmtes sagen, und wenn er es könnte, welchen Vortheil würde die Wissenschaft daraus ziehen? Könnte man wirklich daraus folgern, daß der Rundbau das Natürlichere sei? Was heißt in diesem Falle natürlich? Soll natürlich „ursprünglich“ bedeuten, so habe ich mich darüber zur Genüge ausgesprochen, weil sich die Antwort auf diese Frage mit derjenigen deckt, welche wir in Bezug auf die Seßhaftwerdung der Wanderhorden und das zwangsweise Mitwandern der seßhaften Horden gegeben haben.

Einen Urzustand zu construiren, wo Alle wanderten, erlaubt das Thatsachenbereich, aus dem wir schöpfen können, nicht, weshalb alle Beobachtungen, denen zu folge es auch Menschen ohne feste Verbände giebt, die sich beim Sammeln von Wurzeln und Früchten zufällig zusammenfinden, aber wenn die Fundstätte erschöpft ist, wieder zerstreuen, nie und nimmer zur Reconstruction eines Urzustandes hinführen können. Denn wie schon oben (S. 257) bemerkt wurde, kann als ein solcher doch nur derjenige

[1]) O. Baumann, a. a. O. S. 250.

bezeichnet werden, in dem alle späteren Zustände ihr Grundmerkmal haben, als den einheitlichen Vereinigungspunkt, in welchen rückwärts alle Entwickelungsformen einmünden. Ein Urzustand aber, dem ein solches Grundmerkmal fehlt, wie es unzählige Male auf Grund bloßer völkerkundlicher Notizen vermittelst einer rein subjectiven willkürlichen Voraussetzung geboten worden ist, kann nicht als das Produkt der empirischen Forschung betrachtet werden, da Beobachtetes noch lange nicht Erfahrenes ist, die Erfahrung im wissenschaftlichen Sinne vielmehr erst in einer systematischen Erkenntniß der Totalität der Erscheinungen ihren Abschluß findet. Ob beispielsweise die Wedda auf Ceylon zu den niedrigst stehenden Menschen gehören, wie die Einen sagen, oder ein herabgekommener Menschenschlag seien, wie die Andern behaupten, ist subjectives Ermessen.

Wer die Behauptung aufstellt, der wirthschaftliche Urzustand der Menschen habe im Vereinzeltleben bestanden, dem erwächst die Pflicht, nachzuweisen, durch welche Factoren man später dazu geführt wurde, sich in bestimmten Reihen niederzulassen, d. h. er hat zu zeigen, welchen Umständen der Urmensch die Erfahrung verdankte, jenen früheren Zustand aufzugeben. Man verkenne nicht, daß ein solcher Übergang aus der ursprünglichen Vereinzelung zur Reihengliederung eine grandiose Revolution bedeutet, indem hier die Continuität mit dem früheren Zustande gewaltsam beseitigt wird. Aber es ist umgekehrt denkbar, daß man den Reihenzustand durchbricht, um ein Einsiedler zu werden und — setzen wir hinzu — zu bleiben, und zwar so lange zu bleiben, bis ein wohlwollender bzw. mächtiger Wille jene aus der Vereinzelung wieder zur Reihenordnung zurückführt.

Der Wohnraum ist, wie der Zusammenhang der vorgeführten urgeschichtlichen Erscheinungen ergiebt, von hoher Bedeutung für die wirthschaftlichen Einrichtungen der Menschheit gewesen; auf das Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen in demselben, was ja auch in dem Worte Ökonomie liegt, sind die Wirthschaftsformen in ihrer Mannigfaltigkeit zurückzuführen, was ich bei der Betrachtung der gewerblichen und Handelshorden näher darzustellen haben werde. Im vorigen Jahrhundert glaubte man auf Grund oberflächlich verwertheter Reisemittheilungen in der individuellen Nahrungssuche den Urzustand gefunden zu haben und noch G. F. Krause (1830) dachte sich ihn ähnlich. Kein einziger Nationalökonom dürfte heutzutage auf solche Ableitungen zurückkommen, seitdem uns eine bessere Methode der Verwerthung völkerkundlicher Notizen zu Gebote steht, nämlich die systematische Beobachtung der in ihnen enthaltenen reinen Thatsachenmerkmale. Man zog der Nationalökonomik den sicheren Boden unter den Füßen weg, indem man diese Wissenschaft auf solchen individualistischen Phantomen aufbaute. Würden die Urmenschen nicht in kleineren Gebilden zusammengelebt haben, so hätten sie sich nie

ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden können und eine Verschmelzung zu immer größeren Wirthschaftsgebilden wäre niemals möglich gewesen, und hätten sie alle auf einem gewissen Ortpunkte zusammengehockt, so wäre die bunte Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen niemals entstanden. Es gäbe aber auch keine Seßhaftigkeit, wenn alle Urmenschen ohne Ausnahme nomadisirt hätten.

Der Zusammenhang der vorgeführten Thatsachen lehrt, daß keineswegs alle Menschen in der Urzeit gewandert sind. Ratzel geht entschieden zu weit, wenn er in der Urgeschichte eine Geschichte der Wanderungen erblickt. „Was bleibt", so fragt der eben Genannte,[1]) von der Urgeschichte der Griechen übrig, wenn man sie ihrer mythologischen Zuthaten entkleidet, als die Wanderungen und Kolonisationen?" Ich meine, wenn man sie der mythologischen Zuthaten entkleidet, so bleibt überhaupt nichts übrig, da die Wanderungen ja selbst zu den ‚mythologischen Zuthaten' gehören. Was sind überhaupt in diesem Falle mythologische Zuthaten? Woraus anders als aus ihnen können wir das Material für die Existenz der Wanderungen schöpfen? Wenn wir die mythologischen Zuthaten genau analysiren, so erfahren wir alsdann nicht blos von Wanderungen, sondern zugleich von Ansässigkeiten. Denn in allen Wandersagen ist von Kämpfen die Rede, die sich um den „Raum" abspielen. Wäre dieser nicht von Seßhaften eingenommen gewesen, so wäre ein Kampf garnicht denkbar, weil sich zwei Wanderer nie um Immobilien, sondern höchstens um Mobilien streiten. Daß wir in der Urgeschichte mehr von Wanderern als von Ansässigen hören, findet vielmehr seine Erklärung darin, daß Wandernde die Aufmerksamkeit mehr auf sich lenken als die ruhig in der Stille dahin lebenden Angesessenen. Wir würden ein vollständig falsches Bild vom Handel einer Stadt gewinnen, wollten wir beim zufälligen Besuch eines Jahrmarktes allein die nichtseßhaften Jahrmarktshändler in Betracht ziehen, dagegen aber die dauernd niedergelassenen Kaufleute in den abgelegenen Straßen, die unsere Aufmerksamkeit beim Besuche der jeweilig bewegten Stadt weniger fesseln, unberücksichtigt lassen.

Daß umherziehende Völker wegen ihrer Unruhe dem Historiker mehr in die Augen fallen, als die angesessenen, hat uns in Bezug auf Deutschland gerade Caesar bewiesen, dem die letzteren zwar nicht entgangen, aber für eine besondere Schilderung belanglos erschienen sind. Seßhafte Ackerbauer verhalten sich, wie Jeder, der etwas besitzt, zunächst in der Defensive; sie werden zu Kämpfern erst, wenn man sie offensiv angreift, während die leicht beweglichen Wanderhorden viel leichter zum Anwachsen eines kriegerischen

[1]) Fr. Ratzel, Anthropogeographie, Stuttgart 1882 (I) S. 33.

Conglomerates gereizt werden. Doch bleiben wir, da uns Ratzel zur Urgeschichte der Griechen geführt hat, zunächst bei diesen stehen.

Wollen wir für ihre Urgeschichte, soweit sie rein mythologisch ist, ein Verständniß gewinnen, so müssen wir auch hier nach den Elementen suchen, aus denen die in Frage kommenden Erscheinungen zusammengesetzt sind. Nun sagt man, „in der griechischen Mythologie trete uns das Streben nach individueller Entwickelung entgegen: Nicht in zwei Städten würden ganz dieselben Götter verehrt und kehren auch in mehreren Städten dieselben Hauptgötter wieder, die Verschiedenheit trete nicht nur in den andern Göttern hervor, die neben ihnen in derselben Stadt ihren Kultus hatten, sondern die Art der Verehrung sei bei denselben Göttern nie ganz dieselbe. Und es bilde in jeder Stadt der Gottesdienst ein geordnetes Ganzes, auf das engste verbunden mit der politischen Verfassung.“ [1])

Wodurch anders läßt sich dies erklären, als durch die Annahme, daß die einzelnen Städte vormals unverbunden waren und daß sie ursprünglich einander durchaus fremd gegenüberstanden? „Streben nach individueller Entwickelung“ ist ein unklarer Ausdruck; denn Entwickelung setzt immer die Berührung mit etwas Anderem voraus, wodurch sie eben erfolgt. Der Einsiedler, der sich in seine Höhle einschließt, Niemanden zu sich läßt, wird sich außer durch seine Berührung mit der Natur niemals entwickeln können, es sei denn, daß er zu der Zeit, wo er sich in die Einsamkeit begiebt, bereits einen Geistesvorrath mit sich nimmt, der genügend ist, um seine Gedankenfäden weiter zu spinnen. Aber dies hat seine Grenzen. Sind diese überschritten, so geräth er in mystische Vorstellungen. Alle einsamen Denker werden Mystiker; und ebenso verrennen sich die Völkerschaften, die sich abschließen, in einen verkehrten (meist religiösen) Wahn, in dessen Begleitung die Stagnation liegt.

Die Annahme, daß die Griechen einstmals eine nationale Einheit bildeten und dann sich in selbständige Stämme zergliederten, widerspricht nicht blos dem Entwickelungsgesetze, sondern auch der historischen Erfahrung. Vielmehr umgekehrt hat sich das Volk der Griechen aus ganz kleinen Gebilden, die selbständig für sich bestanden und in Folge des Nachahmungstriebes es nur zu einer einseitigen Fertigkeit brachten, allmählich durch Bündnisse oder Unterwerfungsverhältnisse zu größeren Staaten ausgebildet. Die Religionen der verschiedenen Staaten erkennen sich allmählig gegenseitig an und greifen durch Absendung heiliger Gesandtschaften mehr und mehr in einander. Nach und nach bilden mehrere Staaten auch größere Ganze in den Amphiktyonen, wie zu Delphi und Kalauria, oder durch gemeinsame Feste, wie die Panionien; endlich werden alle Staaten durch die vier großen Nationalfeste, die Olympien, die Pythien, die Isthmien und

[1]) Ersch und Gruber, Encyclopädie I S. 82 Th. S. 163.

Nemeen verbunden und die allgemein anerkannten Orakel, besonders das delphische, knüpfen ein gemeinsames Band. Sollte wirklich dieser allmählichen Verschmelzung zu einer nationalen Einheit ein Zustand vorangegangen sein, wo sich aus einem einheitlichen, von den sog. Indogermanen sich loslösenden Volksstamme dieser in kleine Gemeinwesen zersplitterte?

Es ist bekannt, daß die griechische Sprache an grammatikalischer Feinheit sehr viele Sprachen übertrifft, daß sie z. B. einen Dualis, daß sie viele Conjugationen hat, daß sie durch ihren Aoristos, durch doppelte und dreifache Futura die Zeiten fein unterscheidet, daß sie in dem Besitz einer großen Menge von Participien ist. Müssen wir daraus nicht folgern, daß die Griechen, bevor sie ein einheitliches Volk wurden, in einer großen Masse von selbständigen Völkerschaften lebten, deren jede verschiedene Conjugationen und theilweise verschiedene Wörter und Wendungen der Rede hatten, daß diese nach und nach in Verbindung mit einander traten und ihre Eigenthümlichkeiten mit einander austauschten? Dadurch wurde eben eine durcheinander gemischte Sprache geschaffen, die anfangs wegen der durch die verschieden geformten Sprachwerkzeuge verschieden erzeugten Lautartikulationen Dialekte hervorbrachte, welche die Dichter, Redner, Philosophen und Kritiker in den Stand setzten, den Überfluß von Declinationen, Conjugationen und Wendungen nach den Gesetzen der Sprachvollkommenheit zu gebrauchen. Das letztere war um so leichter, als die Redner öffentlich sprachen, die Dichter öffentlich ihre Gedichte absangen und die Philosophen ihre Schüler hatten, die sie öffentlich unterrichteten. Durch diesen Proceß geschah es dann auch, daß wegen der vielen Synonymen, die durch die Vermischung der Wörter verschiedener Horden entstanden sind, ihnen ein Sinn beigelegt wird, den die Sprachwurzel in dieser Besonderung ursprünglich nicht hatte, ein Umstand, dessen sich der Urgeschichtsforscher stets bewußt sein muß.

Es liegt doch ohne Zweifel ein Widerspruch in der Behauptung, die in Griechenland vorgefundenen Dialecte seien geographischen Einflüssen zuzuschreiben, wo wir doch anderseits beobachten können, daß genau dieselben geographischen Einflüsse es zulassen, daß die Dialecte später sich allmählich ausgleichen. Die Erscheinung, daß Dialecte örtlich sind, läßt nicht die Folgerung zu, daß die Örtlichkeit die causa efficiens des Dialectes sei.

Die älteste Geschichte Griechenlands bis zur dorischen Wanderung, ja noch weit über letztere hinaus, ist in Dunkel gehüllt und entbehrt beglaubigter, wirklich historischer Zeugnisse beinahe gänzlich. Es gilt als vollständig ungewiß, ob der aus der Sage bekannten ältesten Bevölkerung von Urgriechenland, die besonders unter dem Namen der Pelasger uns genannt wird, eine noch ältere vorangegangen ist, und ebenso ungewiß

sind wir darüber, ob und wann die gegenwärtige Gestalt der Landschaften zwischen dem griechischen und kleinasiatischen Festlande sich gebildet und ob, wenn vielleicht durch gewaltige tellurische Revolutionen aus einem größeren Festlande die zahlreichen Inseln und Halbinseln sich gebildet haben sollten, diese schon zu einer solchen Zeit von Menschen bewohnt gewesen seien. Auch das ist dunkel und unentschieden, ob Griechenland vom Orient aus bevölkert wurde und wenn dies geschah, ob die Bevölkerung von Norden her, vom Hellespont aus, ob sie über die Inseln, oder auf verschiedenen Wegen zuströmte.

Nur in Bezug auf einen Punkt hat man sich auf Grund der Resultate der vergleichenden Sprachforschung geeinigt, nämlich darin, daß das griechische Volk, wie es seit dem Ausgange des sog. historischen Zeitalters in den Gebirgen und Ebenen, den Küsten und Inseln, vom Olympos bis nach den Tänaren hin sich darstellt und sich allmählich zu dem vollen Hellenenthum entwickelt, als ein Zweig der sog. arischen Völkerfamilie im Sinne eines vormals ungetrennten Indogermanenthums anzusehen sei.

Aber auch dieses Eine, was man für gewiß an der griechischen Urgeschichte hält, möchte ich in Zweifel ziehen. Denn die sog. arische Völkerfamilie ist, wie ich schon eingangs gesagt habe, keine Thatsache, sondern eine Fiction, die sich auf weiter nichts als auf vereinzelte Merkmale, welche verschiedenen Völkern gemeinsam sind, stützt, die aber eines Grundmerkmals, auf welche sich diese Nebenmerkmale zurückführen lassen, entbehrt. Man spricht heutzutage nicht mehr blos von „einer altarischen Sprachgemeinschaft", sondern geradezu von einer „altarischen Volksgemeinschaft", ja sogar von „einem ungetrennten arischen Volksthum", das irgendwo als territoriale Einheit gelebt haben soll, von dem sich nach und nach selbständige Völkerschaften loslösten, die bei ihrem Weiterwandern gewisse kulturelle Eigenthümlichkeiten in Sprache und Sitte, Religion und Recht, Staat und Wirthschaft in ihre neue Heimath mit hinübernahmen, aber unter dem Einfluß der äußeren Umgebung nach und nach umgestalteten, so daß trotz aller Verschiedenheiten doch immer das Einheitliche noch deutlich bemerkbar sei und trotz des Einheitlichen Verschiedenheiten sich offenbaren.

Nun wissen wir aber von der Urheimath der „ungetrennten Indogermanen", absolut nichts, was selbst Diejenigen zugeben, welche zu den Vertretern der Lehre von den „ungetrennten Indogermanen" gehören. So liest man beispielsweise beim Juristen Leist[1]): „Es ist ganz ungewiß, wo, wie und wann sich die einzelnen Glieder (slavische, nordische, germanische, keltische, italische, griechische, thrakische, armenische, persische, indische) vom alten Urvolke der ‚ungetrennten Indogermanen' abgelöst

[1]) Altarisches jus civite I. Abtheilung, Jena 1892, S. 14.

haben. Wir wissen nicht, ob die einzelnen Völker in einmaligem oder öfter wiederholtem Zuge gewandert sind, ob sie dabei noch wieder längere Unterbrechungen der Wanderung gemacht haben, auf welcher Etappe der Entwickelung dieselben rücksichtlich der Hauptelemente der Kultur (Kenntniß der Hausthiere, Pflanzen, Metalle, Übung von Viehzucht und Ackerbau, Ausbildung der Gewerbe und Kunstfertigkeiten) bei ihren Zügen angelangt waren. Wir wissen nicht, woher die Iranier, denen die Inder sehr nahe stehen, in die verschiedenen Provinzen Irans gelangt sind, wo und wann sich die Griechen und die Italiker von den Iraner-Indern abgelöst haben. Insbesondere in Betreff der Griechen und Italiker ergiebt sich aus der nahen Verwandtschaft ihrer Rechtsordnungen (‚ebenso nahe und ebenso fern, wie die griechische und italische Sprache zu einander stehen') keinerlei directer Schluß auf das Zusammenleben oder das Getrenntsein der beiden Völker".

Wenn wir von alldem thatsächlich nichts wissen, so meine ich, dürfte man doch wahrlich nicht mit solcher Bestimmtheit von einer „Urheimath der Indogermanen" und „ungetrennten Indogermanen" reden, weil man mit lauter Unbekanntem nie irgend etwas Bekanntes schaffen kann. Aber man wird entgegnen, daß es doch auch Bekanntes gebe. Und in dieser Hinsicht schreibt Leist[1]): „Aus der Thatsache z. B., daß wir bei Indern, Griechern, Italikern und Germanen den Dyaus, Ζεύς, Jupiter, Zio vorfinden, schließe ich, daß dieser Götterbegriff schon den Vorfahren dieser Völker gemein war. Aus der Thatsache, daß von den Indern dieser Gott der Dyaus pitā janitā, von den Griechen der Ζεὺς πατὴρ γενετήρ, von den Latinern Jovis pater genitor genannt wird, schließe ich, daß den Vorfahren der Inder, Griechen, Latiner der Begriff des weltmächtigen Obergottes sich bereits zu dem des zeugenden göttlichen Vaters gestaltet hat."

Man kann die Erscheinung vollständig anerkennen, braucht sie aber nicht nothwendig so zu deuten, wie sie gedeutet wird, da ja, um zu dem schon gewählten Beispiel zurückzukehren, aus der Erscheinung eines aus mehreren Essenzen zubereiteten Trankes, den man an zwei oder mehreren Ortpunkten in vollständig gleicher Qualität antrifft, noch lange nicht folgt, daß er an einem gemeinsamen Orte zubereitet wurde. Man würde sich erst dann mit der obigen Deutung zufrieden geben dürfen, wenn nachgewiesen würde, daß die Zubereitung jenes Mischtranks nur an einem einheitlichen örtlichen Punkte ermöglicht werden konnte.

Unterscheiden wir als Ursachen der Bevölkerungszunahme „Ausbreitung" und „Zuwanderung", wie sie auch heute noch als solche bestehen und wie sie als solche nach dem vorgelegten Sachverhalt als vom Urbeginn des Menschheitlebens bestehend gedacht werden müssen, so kommen wir eben zu einer

[1]) a. a. O. S. 12.

anderen Deutung und werden genöthigt, dem sogenannten Arierthum eine wesentlich andere Rolle zuzuweisen, als es bisher geschieht. Sind die Arier diejenigen Elemente des Völkerlebens, welche sich über die feuchten Niederungen der Erde von Anfang an ausbreiteten und die Nicht-Arier diejenigen, welche sich der Höhen bemächtigten, so müssen überall da, — selbstverständlich, weil ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß *eines der beiden Elemente fehlt*, nur überall da — wo sich beide begegnen, Reibungen stattfinden. Sie müssen sich bekämpfen, weil sie sich bei ihrer Begegnung fremd gegenüberstehen; sie müssen sich berauben, sobald sie den Werth der Erzeugnisse schätzen lernen, welche jedes bisher ungetrennt hervorgebracht hat; sie müssen sich einigen, wenn sie auf friedlichem Wege durch Tausch in den Besitz der beiden Theilen fremdartigen Güter gelangen wollen, und sie müssen sich endlich versöhnen, wollen sie auf die Dauer jener Güter theilhaftig bleiben. In allen diesen Acten des großen Verschmelzungsprozesses liegen natürlich vielfache Modificationen; und diese sind es eben, welche in dem Jahrtausende alten Verschmelzungsprocesse den Völkerschaften und ihren Institutionen in der Gegenwart ihr eigenthümliches unterscheidendes Antlitz gegeben haben.

Es ist nicht absolut nothwendig, daß die feindlichen Berührungen in Menschenfresserei übergehen und diese als „eine stabile, gesunde Sitte" überall auftrete. Wir haben Mythen von Völkern, wo sie nicht erkennbar ist, trotzdem sie uns von den Kämpfen der Wanderhorden mit den seßhaften Horden viel zu berichten haben. Wie wir nämlich alsbald sehen werden, entnehmen die Mythen der Völker ihren wesentlichen Stoff der feindlichen Begegnung der Horden der Gäa mit denjenigen der Hera.

Allen Mythen müssen Begebenheiten zu Grunde liegen, die auf einer sinnlichen Anschauung beruhen und als solche einen so tiefen Eindruck hinterlassen, daß sie von Mund zu Mund der Nachwelt überliefert werden. Das Alltägliche hinterläßt keinen Eindruck. Daß Sonne, Mond und Sterne leuchten, kann wohl Gegenstand der Beobachtung sein, aber niemals zu einem Kultus führen, wenn nicht ein begleitender Umstand hinzukommt. Es läßt sich meines Erachtens psychologisch durchaus nicht begründen, daß die Beobachtung der Natur der Grund mythologischer Vorstellungen sei. Das ewig Wiederkehrende ist für den Geist ein ewig Bleibendes und übt auf keiner menschlichen Entwickelungsstufe einen besonderen Reiz aus. Selbst Naturwalten genügen meines Erachtens nicht, Mythen von sich aus zu begründen. Es ist z. B. leicht gesagt, große Sturmfluten hätten im Geiste vielköpfige Hydren erzeugt. Wäre nicht die vielköpfige Hydra bereits zuvor ein Gegenstand der Mystik gewesen, so würde die Phantasie nie zu diesem Vergleich gekommen sein. Denn wenn ich die Sturmfluth eine mehrköpfige Hydra nenne, so bediene ich

mich eines Vergleichs, der beide Vorstellungen voraussetzt. Nun kann eine solche Hydra im Sinne einer vielköpfigen Meerschlange unmöglich als das Resultat einer sinnlichen Vorstellung gedacht werden, weil sie eben als solche gar nicht existirt; somit muß zuvor erst die Frage beantwortet werden: wie kam der Mensch zur Vorstellung jener Hydra? Man vergesse nicht den Entwickelungsgang solcher Vorstellungen, der, an eine strenge Reihenfolge gebunden, nie sprungweise sich vollzieht! Immer muß man unterscheiden das Wesen von der Deutung der Erscheinung; letztere ist anfangs, weil sie mit der Ahnung des Zusammenhangs beginnt, mystisch und knüpft in der Mythologie in den allermeisten Fällen an ein bloßes Wort an, für welches die ihr zu Grunde gelegene Vorstellung bzw. Erscheinung verloren gegangen ist. Um so mehr scheint es mir geboten, sich auch in der Mythologie zunächst nach thatsächlichen Vorgängen und Begebenheiten umzusehen, und erst wenn man diese festgestellt hat, nach Benennungen und Namen zu suchen, deren verschiedene Bedeutungen man so lange durchschütteln muß, bis man diejenige als die Urbedeutung erhält, welche sich mit der Begebenheit deckt. Man kommt mit Worterklärungen wie Hera = die Hehre, Gott = der Gute u. s. w. dem Sachverhalt nicht um einen Schritt näher!

Es ist mit Eigenschaftswörtern wie stark, mächtig, groß, mild, weise, hehr, edel, gut, böse und dergl. nicht viel, ja ich möchte fast sagen, gar nichts anzufangen, weil sich dies nur auf den Standpunkt des Beurtheilers bezieht: die Divi sind für die Einen gute, für Andere böse Wesen. Es würde mir ein leichtes sein, hundert Namen hintereinander aufzuführen, die man mit mächtig, stark, siegreich ꝛc. deutet: ein halbstündiger Einblick in ein etymologisches Wörterbuch wird genügen, um den Leser davon zu überzeugen. Wie oft begegnet man bei unsern Mythologikern ausgesprochenen Bedenken, es könne unmöglich dieser oder jener Gott als ein böses Princip gedacht werden, da er ja ausdrücklich anderwärts als gut bezeichnet würde. Wenn z. B. im gothischen thiū(s) die Bedeutung von gut (bonus) erhält, goth. thiu-s (ahd. deo) aber auch Die-ner heißt, so darf man daraus nicht schließen, daß der Diener so heißt, weil er etwas gutes sei. Denn goth. thiudisk hat auch die Bedeutung von ἔθνη, gentes, pagani im Sinne von Heiden. Heiden sind Feinde der Ackerbauer (Arier), die, wenn jene in ihre Gewalt kommen, ihre Diener (thevis) werden.

Niemand wird sich wundern, warum von den drei über eine schmale Brücke hinter einander gehenden Müller, Schulze und Maier der erste den Schulze für einen guten Mann hält, weil er ihm den Vortritt gewährt, während Maier ganz denselben Schulze für einen bösen Mann hält, weil er ihm den Vortritt nicht gestattet. Fehlte es den Dreien an den Bezeichnungen gut und böse, so würde Müller den Ausdruck Schulze für

gut, Maier aber den Namen Schulze zur Bezeichnung für böse gebrauchen. Nicht anders ist es bei mythologischen Erscheinungen, wenn man ihre Entstehung ins Auge faßt. Die verschiedenartige Bedeutung der Göttergestalten ist der deutlichste Beweis für das Zusammentreffen heterogener Elemente, die sich kämpfend gegenüberstehen, sich überwinden und versöhnen und damit zugleich ihre Sagen begründen, die anfangs von jeder der Parteien vom eigenen Standpunkt aus besonders erzählt werden, aber nach und nach, wie die Erzähler selbst, unter einander verschmelzen und somit die ersten Widersprüche in den Sagen hervorrufen, die man deshalb auszugleichen beginnt, ohne aber zu ahnen, daß man dadurch die Widersprüche nur noch mehr steigert.

Der Ursprung der Mythologie wird uns in ewiges Dunkel gehüllt sein, wenn wir uns nicht klar werden über die Reihenfolge der Vorstellungen, wie sie einzig und allein an das thatsächlich Gegebene gebunden sind. Alles uns überkommene Mythologische besteht einestheils aus Thatsache, anderntheils aus Deutung. Auch hier muß man die Deutung, weil sie späteren Ursprungs als die Thatsache selbst ist, zunächst entfernen. Zur Deutung gehört auch zugleich die Bildersprache, mit der man die mythologischen Figuren darstellt. Aber man darf nicht umgekehrt die Bildersprache in den Vordergrund stellen, um die mythologische Figur daraus zu erklären. Dies thut man, wenn man das Mythologische unter den Gesichtswinkel der Naturbilder stellt und, wie beispielsweise Schwartz[1]), „in den Sagen ein Chaos gläubiger Naturanschauungen erblickt, aus der sich dann die Formen der eigentlichen Götterlehre entwickelt haben".

Darnach sollen „Wolken, Sturm, Blitz, Donner, dann auch Regen und Regenbogen in der mannigfaltigsten Auffassung als Symptome der Wesen und des Treibens einer anderen Welt den Mittelpunkt aller mythologischen Gestaltung gebildet haben". Und aus dieser ursprünglichen Naturauffassung sollen vermöge des Triebes, Alles zu personificiren, nach und nach die mythologischen Personen entstanden sein, indem man Analogien zwischen den Naturerscheinungen und den Menschen zog." Diese mit der Psychologie in Widerspruch stehende Auffassung von der Entstehung der Göttergestalten ist geradezu herrschend geworden. So erblickt z. B. W. H. Roscher in Hermes, dem geflügelten Boten des Zeus, eine „Windgottheit"[2]) und nach Kuhn (Zeitschrift für vergl. Sprachforschung I.

[1]) F. L. W. Schwartz, Der Ursprung der Mythologie, dargestellt an griechischer und deutscher Sage. Berlin 1860. Ferner: Schwartz, Die poetischen Naturerscheinungen der Griechen, Römer und Deutschen in ihrer Beziehung zur Mythologie, 2 Bde.. Berlin 1864 und 1879.

[2]) Auch O. Schrader, Linguist.-histor. Forschungen zur Handelsgeschichte und Waarenkunde, Jena 1886 S. 97 schließt sich dem an: „Alle diese Erklärungsversuche stehen an Wahrscheinlichkeit — und wer wollte in mythologischen Dingen

S. 536) gab es erst „Regengottheiten" und „erst als man nicht mehr daran glaubte, daß die verhüllten Wolkenmädchen (die Nymphen) aus ihren Urnen im Regen das Wasser auf die Erde gössen oder die Gewitterdrachen die Regenströme hüteten, versetzte man die in der Tradition haftenden Wesen an irdische Quellen". Mir will scheinen, daß diese Art, dem Ursprunge der Mythologie nachzuforschen, die Entwickelung der Vorstellungen auf den Kopf stellen heißt.

Es ist denn auch zu weit gegangen, wenn Schwartz meint, daß „die unpersönlichen und Thier-Auffassungen der Naturerscheinungen die ersten Zeiten repräsentiren, die Mythe der himmlischen Jäger, Schäfer, Sänger, Schmiede u. s. w. eine immer entwickelter werdende Entfaltung des menschlichen Lebens zeigen". Wenn Hermes (Merkur) mit dem Winde verglichen wird, die Nymphen mit dem Regen in Beziehung gesetzt werden, so ist dies ein Bild, das zweierlei unvollkommene Erkenntnißacte bezw. zweierlei mystische Deutungen voraussetzt. Man kennt weder den Ursprung des Hermes, noch den des Windes; man kennt weder das Wesen der Nymphen, noch kann man den Regen erklären. Und so verknüpft man zwei mystische Deutungen zu einer mystischen Vorstellung. Dasselbe ist bei dem himmlischen Schmied im Gewitter der Fall. Die Entstehung des Schmieds ist den Ariern der Ebene unbekannt und sie wissen nur, daß er von den Bergen kommt, wo die Gewitter stehen. Somit verschmelzen in der Vorstellung der Arier Gewitter und Schmied zu Einem. Aber daß bei den Griechen, Römern und Deutschen die gleiche Sage besteht, beweist nicht, wie Schwartz[1]) vermeint, „das Vorhandensein der Schmiedekunst bei diesen Völkern vor ihrer Trennung". Es findet sowohl in Griechenland, als in Italien, als auch in Schweden dieselbe Vorstellungscombination statt, weil sich die gleichen Vorstellungen aufdrängen.

Da an verschiedenen Punkten der Erde die beiden heterogenen Horden, nämlich die festgesessenen Arier mit den wandernden Bergbewohnern zusammenstießen, mußten an allen diesen Punkten die gleichen oder besser: „ähnliche" Vorstellungen entstehen, und zwar durch das Zusammenplatzen menschlicher Wesen, von denen sich zwar jedes derselben für gut hielt, die sich aber gegenseitig nicht anerkannten, bevor sie sich erkannten.

Wie der geneigte Leser aus diesen wenigen Andeutungen erräth, stehe ich in Bezug auf die Auffassung der mythologischen Gestalten auf

mehr als eine solche zu erreichen hoffen? — weit zurück hinter der am energischsten und glücklichsten von W. H. Roscher vertretenen Auffassung zurück, nach welcher in dem geflügelten Boten des Zeus eine Windgottheit zu erblicken ist. In der That scheint nichts einfacher und natürlicher (?!) als in dem dem Himmel entstammten und den Wohlgeruch des Opfers gen Himmel tragenden Sturmwind den Boten des Zeus zu erblicken" ꝛc.

[1]) Schwartz a. a. O. S. 20.

einem ganz anderen Boden, wie die bisherige Forschung. Man entfernt sich auch in der Mythologie vom Boden des Thatsächlichen, indem man nicht scheidet, was Thatsache und was Erkenntniß der Thatsache ist; man begreift die erstere nicht in ihrer Objektivität, wenn man es verabsäumt, die Deutung zuvor auszuschließen.

Mythen sind in ihrer objectiven Form Überlieferungen und Erzählungen von Thaten und Schicksalen Derjenigen, die einen Zustand herbeigeführt haben, den man erschaut. Mit überlieferten Namen und Thaten ausgerüstet, deren Substanz der sinnlichen Anschauung nicht mehr vorliegt, beginnt man später zu deuten; und da man sich selbst für unfähig erklären muß, in einer übersehbaren Zeitspanne das zu leisten, was man erschaut, so schreibt man das vollbracht Erschaute entweder überirdischen Menschen, die man zu Göttern erhebt, zu, oder man verlegt die Thaten in große Zeiträume und schafft dadurch Genealogien, wodurch Persönlichkeiten, deren Namen man nur kennt und die gleichzeitig neben einander bestanden haben, zeitlich weit aus einander gerückt werden.

Ebenso entstehen unabhängig von einander bei vielen Völkern ähnliche Sagen von Heroen göttlicher Abstammung, deren Thaten den Inhalt besonderer Gesänge bilden, die sich von Mund zu Mund fortpflanzen, um theilweise zu großen Epen vereinigt zu werden, denen dann später mancherwärts priesterliche Stände eine höhere Weise geben. Gerathen dagegen solche Sagen in die Hand von Philosophen primitivster Art d. h. von Personen, die den Zusammenhang der Dinge in der äußeren Naturumgebung suchen, so werden jene Begebenheiten gleichsam in eine Lehre von den Naturkräften verwandelt. Es sind dies die ersten Anfänge einer Naturphilosophie. Die letztere gegenüber den menschlichen Handlungen als das Vorangehende zu betrachten, widerspricht jeder psychologischen Erfahrung. Es heißt deshalb vollständig ins Blaue hineinschießen, wenn Kuhn die Mythen geradezu nach den Kulturstufen der Jäger, Hirten und Ackerbauer eintheilt.

Nach ihm wird in der Jägerperiode von Sonnenjagden, in der nomadischen von Sonnenrindern u. s. w. geredet, und die diese Begriffe verwendende Mythenbildung sei eingetreten, „sobald die folgende Periode das Verständniß für die Sprache der je früheren verloren habe." Es habe eben der Jäger, der Hirte und der Ackersmann die Himmelserscheinungen von ganz verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt. Dieser Ansicht sind viele Gelehrte gefolgt, ohne aber zuvor die Thatsache festzustellen, ob denn in der That die drei Perioden der Jäger, der Hirten und der Ackerbauer urgeschichtlich nachweisbar sind. Auch der bekannte Mythолog W. Schwartz hat sich der Auffassung Kuhn's angeschlossen. Der Jäger habe in dem dahin jagenden Gewitter eine wilde Jagd dahin toben gesehen, im Sturm

das Heulen von Hunden vernommen, im Regenbogen den Bogen des gewaltigen Jägers, dessen Pfeile im leuchtenden Blitz durch die Wolken flogen, erblickt. Dagegen habe der Fischer, wenn in der Wasserwelt, die dort oben sich plötzlich aufthat, der Blitz hin und herfuhr, an einen zauberhaften, leuchtenden Fisch gedacht. Dem Hirten hätten die vom Winde getriebenen Wolken die Vorstellung einer himmlischen Heerde erweckt, und wenn der Donner zu brüllen begonnen, dann seien es Rinderheerden zauberhafter Art gewesen, während endlich der Ackersmann bei den am Horizont herumziehenden Wolken und in den Furchen, die der Blitz zog, an ein wunderbares Pflügen dort oben dachte und, falls er die Vorstellung mit den brüllenden Rindern verknüpfte, feuerschnaubende Stiere das Himmelsfeld durchpflügend wähnte[1]).

Läßt sich auch diese Auffassung mit den Erfahrungen des Seelenlebens vereinbaren? In seiner „Geschichte des Materialismus" sagt Fr. A. Lange an der Stelle, wo er sich gegen die speculative Richtung in der Psychologie wendet (S. 473), „es sei erstaunlich, mit welchem Phlegma unsere guten Philosophen über die Entstehung des Bewußtseins raisonniren können, ohne je das Bedürfniß zu empfinden, einmal in die Kinderstube zu gehen und genau hinzusehen, was sich etwa ereignet, das mit diesem Problem zusammenhängt". Hieran anknüpfend, möchte ich folgendes Geschichtchen erzählen. Der sechsjährige Sohn meines früheren Hausmanns, eines Schiffers, hat sich von seinem dritten Jahre an beständig am Wasser der Elbe herumgetrieben und besitzt in Bezug auf Schifffahrt, insbesondere über die Formen der Schiffe und ihre Bezeichnungen eine so genaue Kenntniß, wie kaum mancher Erwachsener. Eines Abends sitzen wir mit ihm auf dem Balkon meiner Villa und beobachten die Wolken, deren eine uns allen eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Schiffe unter schwellendem Segel hat. Nur er allein fand keine Ähnlichkeit und hatte an Allem zu mäkeln, auf was wir ihn aufmerksam machten. Ein ander Mal saßen wir an gleicher Stelle und erblickten ein Kameel in den Wolken, das herzlich wenig Ähnlichkeit mit einem solchen hatte. In diesem Falle stimmte der kleine Junge nicht blos zu, sondern sprach vom Kopf, vom Schwanz und von den Beinen des Kameels, trotzdem sich die Wolke bereits verschoben hatte. Warum fand er hier die Ähnlichkeit, dort aber nicht? Weil er das Kameel nur von seinem Bilderbogen kannte, während ihm ein Schiff bis ins Kleinste bekannt war. So wenig als der Junge in den Wolken sein Schiff, so wenig wird der Jäger im Sturmgeheul die Stimme seines Hundes oder der Hirt in den Wolken seine Heerde

[1]) W. Schwartz, Die melkenden Kühe bei den Indogermanen. In der Zeitschr. für Völkerpsychologie XIX. (1889). S. 67 ff.

erkannt haben. Was man genau kennt, ruft weder Mystik noch Mythenbildung hervor. Auch gewisse Thiere würden niemals Gegenstand der Mystik geworden sein, wenn nicht Horden bereits Träger von Thiernamen gewesen wären, die sie später zu deuten suchten.

Es giebt eine Urgeschichte für alle Wissenschaften, auch für die Mythologie. Die Urgeschichte beschäftigt sich in erster Linie mit dem *Ursprunge* einer Sache, und dieser liegt in seinem Grundmerkmal, nicht in den später hinzugetretenen Nebenmerkmalen. Es ist ein Hauptfehler der bisherigen Behandlung der mythologischen Figuren gewesen, daß man die *Entstehung* derselben unberücksichtigt gelassen und nur die spätzeitlichen, bereits fertigen Sagen äußerlich an einander gereiht hat; wir begegnen also demselben Fehler, wie beim Urgeschichtsforscher in den übrigen Wissenschaften, an denen wir zu rügen hatten, daß man rein apriori Mittheilungen an Mittheilungen knüpft und sich nach rein subjectivem Ermessen Entwickelungsreihen herstellt, überhaupt von Aufeinanderfolge von Zuständen spricht, wo wie beim Mutter- und Vaterrecht, nur das Vorhandensein gleichzeitiger Zustände sich feststellen läßt.

Bekanntlich sind die Hesiodischen Gedichte theologischen Ursprungs und in einer Zeit entstanden, wo es sich den Priestern um Consolidirung der religiösen Vorstellungen handelte. Den Priestern lag es daran, den ganzen Kultus in ihren Händen zu haben, weshalb sie alle Vorstellungen zu verdrängen suchten, welche das Gemüth des Volkes von dem neuen Kultus abwenden könnten. Das Characteristische an der Stellung, welche Hesiod den Göttergestalten gegenüber einnahm, war, daß er das Bild, welches er von ihnen gewonnen hatte, d. h. also das räumliche Nebeneinander in ein zeitliches Nacheinander umwandelte. Unter den göttlichen Personen fand er auch menschliche, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, wie es durch Zeugung entsteht, war ihm bekannt, weshalb es uns nicht wundern darf, daß er diese seine Erkenntniß auch auf die Götterwelt übertrug, den Gedanken der Zeugung auch auf sie ausdehnte und eben dadurch jenes zeitliche Auseinander hervorbrachte. Auf diese Weise entstand auch die bekannte Reihenfolge: Götter, Dämonen und Heroen.

Wir haben in diesem Buche mit Nachdruck den Satz vertreten, daß man die Bedeutung eines Wortes nur aus dem Sachverhalt, nie aber umgekehrt den letzteren aus der Bedeutung eines Wortes gewinnen kann. Denn nehme ich die Bedeutung desselben voraus (apriori), so kann der daraus gewonnene Sachverhalt, wie ich es an *Schrader's* methodologischem Verfahren wiederholt gezeigt habe, ebenfalls immer nur eine apriorische Speculation sein. Auch bei der mythologischen Forschung muß man dessen eingedenk bleiben und außerdem noch erwägen, daß die mythologischen Gestalten gerade wegen ihrer *Namen*, die man nicht mehr verstand, aber

gleichwohl, weil durch das Hordengemisch eine neue Sprache entstanden war, mittels dunkler Überreste des ihm zu Grunde liegenden Sachverhalts zu deuten versuchte, zu einem Gegenstand der Mystik wurden.

Es ist an sich wenig gewonnen, wenn man das Wort Dämon mit div, diu, daivas in Verbindung setzt und sie die „Glänzenden" nennt, oder δαίμων für verwandt mit skr. dasju = dasa erklärt; mehr schon, wenn man mit Preller die divi manes in Gegensatz zu Immanes stellt, weil man durch die Erforschung der Prädicate entgegengesetzter, wenn auch anfangs nur entgegengesetzt vermutheter Subjecte der Aufdeckung des Sachverhalts näher kommt. Man weiß, daß die Dämonen ein feindlicher Gegensatz zu etwas Anderm sind. Nun pflegt schon der allereinfachste Mann, wenn man ihm beispielsweise mittheilt, daß die Türken Krieg angefangen haben, zu fragen: mit wem denn? So muß man auch in der Wissenschaft fragen, zu wem stehen denn die Dämonen im Gegensatz und wodurch ist dieser begründet?

Die Dämonen sind, wie das Folgende ergiebt, der Gegensatz zu den Heroen. An verschiedenen Ortpunkten der Erde stoßen zwei feindliche Klassen auf einander: die einen sind in der Ebene seßhaft, die andern kommen von der Höhe herab, anfangs in kleinen Gebilden, mit denen man sich nach und nach vermischt, und zuletzt in großer Anzahl. Die letztern umspannen zumeist die in der Mitte liegenden und dehnen sich (τανύω) nach und nach aus, so daß sich ein Kampf zwischen Beiden um den Raum entspinnt, und dieser Kampf wird eben geführt von den Dämonen, den Bewohnern des Höhenlandes mit den Bewohnern der Hera, d. i. den Heroen.

Schon die Geschichte Israels meldet (nach Luthers Übersetzung) im Buch der Richter 1, 34: „Und die Amoriter drungen die Kinder der Dan aufs Gebirge und ließen nicht zu, daß sie herunter in den Grund kämen und die Amoriter fingen an zu wohnen auf dem Gebirge Heres. Doch wurde ihnen die Hand Joseph's zu schwer und wurden zinsbar". Trotz einer kleinen Entstellung erkennen wir hier deutlich, wie die Hera die Kinder Dan's zurückzudrängen sucht, selbst nach dem Gebirge vordringt, dadurch aber in Abhängigkeit geräth. Kommt ein Bewohner der Hera unter die Gewalt Dan's, so wird er eben dienstbar, weshalb denn auch in der dänischen Sage sich Dan der Stolze sein Streitpferd von zwei „Her"jen satteln ließ. Je nach den Bedingungen blieben die Dan auf dem Höhenlande oder breiteten sich über die Ebene aus. Ursprünglich sind sie aber die Bewohner des dürren, trockenen Landes, weshalb skr. dhanvan geradezu diese Bedeutung annimmt (θήβαι aus θανβαι).

Dieser Mystik vom trockenen Lande im Gegensatz zum feuchten Lande entspricht die Sage vom König Danaus und seinem Zwillingsbruder

Aegyptos, dem Repräsentanten des Nilthales, von dem er floh, um sich mit seinen fünfzig Töchtern in Argolis niederzulassen, welche in der Hochzeichtsnacht mit Ausnahme der Hypermnestra, die Lynkeus, ihren Verlobten, schonte, ihre Bräutigame umbrachten und für diese Grausamkeit verurtheilt wurden, Wasser in Sieben, statt der Schöpfgefäße, so lange in ein Faß zu tragen, bis dieses gefüllt war. Der Trockenheit Dan's liegt ferner die Sage der Danaë zu Grunde, deren Schönheit Zeus reizte, weshalb er, um sie zu besuchen, sich in einen goldenen Regen verwandelte und so in ihren Schooß fiel.

Daß man Danaus mit seinen Töchtern die Bewässerung des vieldurstigen Argos und die Einführung agrarischer Kultur durch die Thesmophorien zuschrieb, ist, wie man wohl allgemein richtig erkannt hat, eine Sage spätern Ursprungs; denn erst aus einer Vermischung des wandernden „Da" bzw. „De" mit der seßhaften arischen „Meter" wird jene Gesetzgebung herbeigeführt, weshalb eben Demeter den Beinamen θεσμο-φόρος (Gesetz-Bringerin) erhielt, die der Sage zufolge den Ackerbau einführte, die bürgerliche Gesellschaft stiftete und den Grund zur rechtmäßigen Eheverbindung zwischen den eingewanderten Danaern und den bereits seßhaften Bewohnern der Ebene gelegt haben soll (Herodot C, 134). Aber nicht die De-meter, sondern die Meter ist die Begründerin des Ackerbaues, durch die Verbindung von „Da" und „Meter" zu einer Einheit erlangen auch die Familienheirathen die „eheliche" Form. Somit ist Demeter die mythologische Figur, welche den Familienheirathen die eheliche Sanction giebt. Denn die Ehe bestand vor der Familie, der die Ehe anfangs fremd war und die anfangs nur verbotenen Geschlechtsumgang kannte.

Indessen sind augenscheinlich die Argiver schon beim Einzug der Danaer ein Mischvolk gewesen, worauf die Sage von Gelanor, mit welchem Danaos in Streit gerieth, hindeutet. Der Inachide Gelanor soll nämlich in Argos geherrscht haben, als Danaos (angeblich von Rhodos aus) ankam und letzterem die Herrschaft abgetreten haben, nachdem zwischen beiden um diese ein Streit entstanden war, der vor der Volksversammlung eines Tages geschlichtet werden sollte. Da fiel in die vor der Mauer weidende Rinderheerde ein Wolf ein und kämpfte mit dem Stiere, der die Heerde führte. Bei dieser Gelegenheit fällt den Argivern ein, mit dem Stier den Gelanor, den Danaos mit dem Wolfe zu vergleichen, „weil dieses Thier nicht mit dem Menschen zusammengelebt hatte bis auf jene Zeit". Als daher der Wolf den Stier niedergemacht hatte, erhielt Danaos die Herrschaft.

Mit Hülfe des bereits oben festgestellten Sachverhalts von der Entstehung des Clan, der anderwärts „Gelan" heißt, sind wir im Stande, diese Sage zu deuten; denn vom einseitig sprachlichen Standpunkte aus — man übersetzt Ἑλάνωρ = gleich der Glänzende — dürfte auch in diesem

Falle nichts zu gewinnen sein. Wir haben oben gesehen, wie der Clan aus der Verbindung arischen Ackerbaues mit Viehzucht hervorging und wie durch diese Verschmelzung der erstere gewann, bzw. entwickelt und gekräftigt wurde; er ist jetzt gegenüber dem arischen Ackerbau ohne Pflug der stärkere Bewohner der Hera. Seine Personification findet er, wie wir alsbald zeigen werden, in der Person des „Hera-Kles" oder Hercules. Das durch die Wurzel kel und gel mit seinen lautlichen Modificationen gekennzeichnete Gemisch von Ariern und viehzüchtenden Gentes beherrscht eine Zeit lang die Kultur, bis ein größerer Menschenstrom der übrigen, namentlich gewerblichen Horden sich nach unten ergießt, infolge dessen eben Gelanor die Herrschaft an Danaos abtritt.

Gelanor wird Inachide d. h. ein Abkömmling von Inachos, angeblich dem ältesten König von Argos genannt. Nach Pausanias Berichten war er nicht Mensch, sondern ein Flußgott, ein Sohn des Okeanos und der Thetis. Der Clan ist eben derjenige arische Theil, welcher als zweireihiges Schiffshaus aus dem Wasserlande nach dem rodbaren Waldlande, dem sog. Clanlande bergwärts stieg. Indem er dies that, begab er sich zwischen die reinen Arier, die nun unterhalb zu liegen kamen, und die noch höher gelegenen Bewohner der Gäa, d. i. die Daner, durch deren Eindringen Gelanor in die Enge (ἄχος) kam. Inachos ist der Repräsentant der auf verschiedenen Ortpunkten der Erde vorkommenden Angermänner (angor = ἄχος = die Beengung). In der schwedischen Sage treten sie als Ingevoner, Ingemänner, Engemänner auf und bewohnen hier die zahlreichen engen, zwischen Bergen und Seen eingeschlossenen Winkel, die sie zu tragbaren Feldern, noch jetzt ång oder ångwall genannt, anbauen. Die chronologisirende Sage versetzt die Ynglinger, das von Ynge oder Ynge-Frey abstammende Geschlecht in eine spätere Zeit. Es hat eben der Ynguare, Yngue's und, wie sie sonst ähnlich heißen, viele gegeben; sie sind die incolae, die Vertreter des „kulturischen" Ackerbaues, eines ersten Gemisches von Ariern mit Wanderhorden.

Deshalb giebt auch der Mythos dem Inachos zwei Frauen, die Arrhia, von der er unter anderen Kinder die Io hat, und die „Kol"are, die ihm den Phoroneus und die Mikale gebar. Die erstere, eine Tochter des Okeanos heißt auch Melia, ein Name, der schwer zu deuten sein dürfte, weil Deutungen wie die „mil"de bezw. süße (mel, der Honig) ebenso wenig thatsächlichen Untergrund haben, wie etwa bei Melanie „schwarz". Ganz augenscheinlich gehört sie den Nymphen an, wie ja auch Melas, welche von Poseidon den Angelos empfing, zu ihnen zu rechnen ist. Es ist interessant in der griechischen Mythologie zu beobachten, wie beim Inachos der erste große detaillirte Stammbaum auftritt, weil eben durch die Vermischung die dazu erforderliche Erkenntniß gewonnen wurde.

In der indischen Mythologie gerathen die kriegerischen Danawas in welterschütternde Kämpfe, namentlich mit dem Reiche des Indra, mit dem sie stets in Zwist lebten und nicht selten über ihn und seine Heere Sieger wurden. Zweimal befreite Wischnu den Herrscher von der Schmach, den Dämonen zu unterliegen, wobei ihm Duschmanta (ein Mischling) einmal zu Hülfe kam. Indessen liegt es nicht in meiner Absicht, mich in diesem Buche, das ja die gewerblichen Horden von der Betrachtung ausgeschlossen hat, mich weiter über mythologische Gestalten, die nicht auf die Ackerbauer und Viehzüchter directen Bezug haben, zu verbreiten. Wir durften der Danaer bzw. Dämonen nur gedenken, weil wir ja im irischen Clan den „Tanaist" erwähnen mußten. Doch auch in Bezug auf den Kampf mit den Ackerbauern und Viehzüchtern, der an verschiedenen Ortpunkten der Erde sich vollzogen hat, werde ich mich mit einigen characteristischen Beispielen begnügen.

Wenden wir uns zunächst zu den Altindern, d. h. denjenigen Menschen, welche man Indogermanen, Indokelten oder schlechthin Arier benennt. Nach Ansicht der modernen Sprachvergleicher haben wir in ihnen ein einheitliches Volk zu erblicken, das sich später in einzelne Stämme aufgelöst haben soll. Mit dieser unerwiesenen Voraussetzung beleuchtet man den in den altindischen Veden niedergelegten Stoff. Obwohl ich der Sprache derselben nicht mächtig und nur auf Übersetzungen derselben und Darstellungen des Lebens der alten Inder angewiesen bin, so hoffe ich doch mit Hülfe des mir zu Gebote stehenden allgemeinen völkerkundlichen Materials dieses altindische Leben anders als bisher beleuchten zu können. So sehr es mir bisweilen in den Fingern juckt, eine Stelle anders zu übersetzen als es von sprachgelehrter Seite aus geschieht, so will ich mich doch dessen enthalten und werde mich der Hauptsache nach, da ich mich nicht um die Meinungsverschiedenheiten der Sprachforscher bekümmern kann, auf die Darstellung eines der bekanntesten und tüchtigsten Sprachgelehrten beschränken. Wir verdanken meinem verehrten früheren Collegen in Greifswald, Heinrich Zimmer, ein vielgelesenes Buch: „Altindisches Leben. Die Kultur der vedischen Arier. Berlin 1879".

In demselben lesen wir: „Die Nachkommen wendeten die Lieder mit einigen für den speziellen Fall nöthigen Veränderungen wieder an, dichteten wohl auch neue Verse hinzu: ‚Mit einem Gebet putzte ich meine Lieder heraus nach Kanva's Art, wodurch Indra Kraft empfängt' gesteht ein Sänger Rv. 8, 6, 11 und zum Schluß desselben Hymnus heißt es: ‚Dies alte Andachtslied, das strotzt von Segensfülle, haben die Kanva um einen Spruch vermehrt Rv. 8, 6, 43. ‚Indra, den von Marut begleiteten rufen wir mit altem Liede herbei zum Trunke dieses Soma'. Rv. 8, 76. 6".

Mir will scheinen, daß bei der Vermischung der Govölker mit den

Ariern nicht blos einige Verse neu hinzugetreten sind, sondern daß überhaupt ein ganz großer Bestandtheil der Veden nichtarischen Ursprungs ist. Die Vermischung der Völker hatte nicht blos die Vermischung der Götter, sondern auch des gesammten Kulturlebens im Gefolge. Deshalb ist aus den Veden, solange man ihren Inhalt nicht analysirt hat, nicht „die Kultur der Vedischen Arier, sondern bestenfalls nur ein „Altindisches Leben" zu entnehmen. So sind eben schon die „Kanva" der Gegensatz zu den Ariern.

Das alte Vorurtheil, daß Jagd, Viehzucht und Ackerbau drei Entwickelungsstufen repräsentiren, von denen die Viehzucht dem letzteren vorangegangen sei, ist in erster Linie schuld an der Behauptung, die älteste Dichtung der Inder, der Rig-Veda mit seinen Götterhymnen, spiegele die einfachen Anschauungen eines Hirtenvolkes wieder, und infolge dessen tritt man mit der weiteren Behauptung hervor, die vedischen Arier wären als ein halbnomadisches Volk auf der Wanderung an den Indus und in das Penjāb begriffen. Wir werden alsbald aus dem ganzen Thatsachenzusammenhang ersehen, daß es sich vielmehr um eine arge Bedrängniß der festeingesessenen Arier durch die Nichtarier handelt. Betrachten wir deshalb zunächst „die Hymnen, in denen die Frommen voll kindlicher Unbefangenheit und aufrichtiger Sehnsucht um das eigene Wohl und um Vernichtung der Feinde bitten", etwas genauer, — was finden wir da?

Die Bittenden sind die Arya, die gemeinsamen Verehrer bestimmter Götter, die Feinde sind die Anarya, gewöhnlich Dasyu genannt, welche die arischen Götter nicht anerkennen. Beide stehen gegen einander in Kampf. Was zunächst die Bedeutung von Dasyu anbelangt, so bezeichnet es nach Zimmer (S. 110) „im Altbaktr. danhu, daqyu Gau; auch im Altp. dahyāus trete öfters diese einfache Bedeutung hervor". Nun hat aber dasyu auch die Bedeutung von „Feind", worüber sich Zimmer (S. 112) wie folgt ausspricht: „Wie nun identisch dasyu lautlich eranisch daqyu entspricht, so indisch dasa eran. dāna. Schon Herodot I. 126 kennt den skythischen d. h. turanischen Stamm der Δάοι, Δάαι südlich vom kaspischen Meer, bei Plinius erscheint derselbe als Dahne; Bundehesch 15 werden die Daischen Gegenden erwähnt, der Farv. Yt. endlich kennt ebenfalls die dāhischen Gaue: Es ist demnach nicht zu zweifeln, daß dasa eine gemeinsame indoeranische Bezeichnung für Feind war, die dann die Eranier später auf ein bestimmtes turanisches Volk übertrugen. Hierdurch wird auch die indoeranische Bedeutung von dasyu festgestellt." Endlich hat dasa auch die Bedeutung von Sclave.

Unterscheidet man Grundmerkmal von Nebenmerkmalen, so haben diese mehrfachen Bedeutungen nichts Auffallendes. Die sich über das Gauland Ausbreitenden nennen die Arier Gaubewohner, sowohl im Sinne des Gehens („ja"ti), als auch im Sinne des Landes und des Volkes (jana).

Sie sind Feinde, weil sie Fremde sind und werden Sklaven, wenn sie in Gefangenschaft gerathen, ganz ebenso wie es die Ackerbauer in der Fremde werden.

Den Dasyu stehen in den Veden die Arya gegenüber, über die sich Zimmer (S. 214), wie folgt ausspricht: „In grauer Vorzeit, als die indischen und éranischen Stämme noch vereinigt waren, pflegten sich die Glieder dieses Volkes Arya (altb. airya, altp. ariya) zu nennen im Gegensatz zu feindlichen Völkern (dasyu). Ein diesem Volke Angehöriger, ein Abkömmling dieses Volkes hieß Arya, d. h. den Arya, den Freunden, dem Volke zugehörig. Mit diesem Ehrennamen nennt sich das indische Volk bei seinem Eintritt in die Geschichte". Und damit im Einklang sagt Zimmer an einer anderen Stelle (S. 100): Arya bedeutet wohl zu den Freunden, den Eigenen gehörig, popularis, ‚Mann des eigenen Stammes', wozu sich unser ‚Deutsch', das auch ursprünglich (goth. thiudisk) zum Volke gehörig bedeute, vergleichen lasse.

Auch hier muß man die Grundbedeutung von der hinzugetretenen Bedeutung unterscheiden. Daß in Arya etwas Ehrenhaftes erkannt wird, unterliegt ebensowenig einem Zweifel, wie der Umstand, daß sich innerhalb einer Gemeinschaft sämmtliche Glieder unter einander (gegenseits) als Personen von besonderm Ansehen gegenüber Fremden betrachten und sich deshalb gegenseits zu Freunden zählen. Aber das Gleiche muß auch für die Dasyu von ihrem Standpunkt aus gelten, wie denn in der That das von Zimmer selbst angeführte gothische thiudisk der entsprechende, dem arischen entgegengesetzte Gauausdruck in Schweden ist. Es ist psychologisch nicht anzunehmen, daß sich die Dasyu selbst als Gottlose betrachtet haben werden.

Ja, das Wort Dasyu hat geradezu auch die Bedeutung „ehrenvoll". Nur sagt Zimmer (S. 112): „Daß die Benennung Dasyu ursprünglich eine „ehrenvolle" war, ruht allein auf der Annahme, daß dasa, mit dem es auch nach Lassen wurzelverwandt ist, ursprünglich dienend, gehorsam bedeutet habe". Diesen Umstand deutet Lassen nämlich so: „Sie muß Folge des lebhaften Bewußtseins einer großen eingerissenen Entzweiung sein, durch welche Völker, denen auch die Benennung Dasyu gehörte und eine ehrenvolle war, den Indern in dem Lichte abtrünniger und gesetzloser Menschen erscheinen, so daß ihr Name ein unrühmlicher wurde. Die Inder übertragen zwar das Wort auch auf nicht éranische, indische Völker; die eigentliche Anwendung muß aber gegen Eranier sein, da wir nur bei ihnen den Namen als einen ehrenvollen gebraucht wissen". (S. Zimmer a. a. O. S. 112). Daß der Name hier ehrenvoll, dort nicht ehrenvoll ist, liegt in der Wechselstellung der beiden Elemente: „den Ariern sind die Dasyu, diesen die Arya unehrenvoll und jedes ist sich selbst ehrenvoll, wenn es sich zum andern Elemente in Gegensatz stellt.

Erschöpfend wird also durch Zimmers Auseinandersetzung das Wort Arya keineswegs erklärt, weshalb man nach einer Grundbedeutung suchen muß. Diese liegt nun eben im Wohnlager, und zwar im Gegensatz der

beiden Elemente: einerseits der umspannenden (Dan) Govölker, anderseits der festgesessenen Mar- oder Ar-Völker; jene (die gentes, pagani) erscheinen diesen als unfromme „Heiden", sie sich selbst aber den Ariern gegenüber als generosi (skr. gâti) als Adelige, weshalb eben die Sprachen nach der Vermischung der heterogenen Elemente zweierlei Bezeichnungen für edelgeborene haben, z. B. Ἄριζαντοι und Εὐγενεῖς.

Befinden sich die Arya in einem feindlichen Gegensatz zu den Dasyu und nennen sich die ersteren unter einander Freunde, so erhält der Forscher altindischen Lebens schon allein durch diese Gegensätze die Richtung zugewiesen, den vedischen Stoff nach zwei Grundmerkmalen zu analysiren, weil eben jener Thatbestand die Vermuthung aufdrängt, statt einer Einheit wenigstens eine Zweiheit im Volksleben zu erwarten. Aber es ist statistisch nicht statthaft, eine Syntheſe mit dem Vorurtheile eines „ungetrennten Arierthums" vor der Analisirung des Stoffes vorzunehmen; man geräth sonst in Widersprüche. Das ist auch bei Zimmer der Fall, der es unbeachtet läßt, daß die Veden nicht blos von Ariern, sondern auch von Anariern aussagen. Er dehnt ohne Zweifel den Begriff Arier viel zu weit aus, wenn er (S. 177) schreibt: „Die vedischen Arier waren nichts weniger als „Heilige" untereinander. „Mißgunst ist überall verbreitet" klagt der Sänger Av. 5, 7, 9; sie ist ein wegelagerndes wildes Thier (paripanthin mrga) Av. 3, 15, 1. Die Beziehungen der Einzelnen waren daher nicht immer die friedfertigsten. In schöne Gesellschaft führt uns z. B. Rv. 1, 42: Agha vrka „verderblicher Räuber", duhçeva „Unholdgesinnter", paripanthin „Wegelagerer", mushvran „Spitzbube", huraçcit, „Trugsinner", dvayāvin aghaçamsa „doppelzüngiger Bösewicht"; alle diese soll Pūshan fern halten auf der Reise".

Mir will scheinen, daß diese „sonderbaren Heiligen" ihrem gegenseitigen Verhalten gemäß in ihrer Gesammtheit unmöglich „Arier" gewesen sein können, und daß auch dieser Umstand reizt, die Grundbedeutung des Wortes Arya in einen anderen Sachverhalt, als in dem angenommenen zu suchen. Nun belehrt uns Zimmer (S. 215), daß „sich allmählich aus der Masse des Volkes, viç, zwei bevorzugtere Kasten, Priesterschaft und Ritterschaft, erhoben, die alle Rechte schließlich an sich rissen und die Nachkommen der Viç, die Vaiçya, zur dritten Kaste herabdrückten. Gleiche Degradirung erfuhr der uralte Ehrenname Arya, er bezeichnete nunmehr, wie Vaiçya, die dritte Kaste", und Zimmer fügt hinzu, daß „arya für vaicya" stehe und nach Mahidhara árya gleich vaiçya sei.

Wenn man vom „allmählichen Erheben zweier bevorzugter Kasten" spricht, so ist dies keine erwiesene historische Thatsache, sondern eine Vermuthung, gewonnen aus der Vergleichung zweier Zustände, nicht aber durch fortlaufende Beobachtung (Registrirung) einer Bewegung. Da uns

also der wesentlichste Bestandtheil zur Abgabe des Urtheils des „allmählichen Erhebens", nämlich die Zwischenzeit zwischen den beiden Zuständen fehlt, so müssen wir somit bei der statistischen Feststellung jene Vermuthung abwerfen. Als rein Thatsächliches bleibt alsdann zurück, daß arya identisch mit viç ist. Wissen wir von dem historischen Processe selbst nichts, so können wir aus der angeblichen Entstehung der beiden bevorzugten Kasten aus dem viç nur den Schluß ziehen, daß viç schon anfänglich dasselbe wie Arya war und daß Arya gegenüber den beiden bevorzugteren Kasten blos seine Bedeutung als „Ehrenname" verlor. Bleibt nun nach dem Gesetze der Continuität eine Sache in ihrem Grundmerkmale dieselbe, trotzdem sie mit Anderm in Berührung tritt, wodurch sie untergeordnete Nebenmerkmale empfängt, so kann in diesem Falle der „Ehrenname" nie das ewig gleichbleibende Grundprädicat für Arya sein. Vielmehr sind Arya und viç zwei Bezeichnungen für ein und dasselbe Wesen, und es fragt sich nur, welche von beiden die allgemeinere ist.

Nach dem von mir oben Dargelegten bezeichnet viç = vicus die wechselgereihte Wohnlagerung des ebenen Landes, deren Bewohner aratores (Ackerbauer) wurden und so lange blieben, als die Bedingungen dazu gegeben waren. Den Gegensatz dazu fanden wir in der wandernden Gaugemeinschaft, die sich auf den höher gelegenen Landstrichen ausbreitete, wofür im Völkerleben der verbreitete Name Dan, Daha, Dasa gegeben ist, was man deshalb ganz gut mit Gaubewohner wiedergeben kann. Die Dasyu sind die Gegner der Arya. Nun soll aber nach Zimmer (S. 158) „das Volk der indischen Arier in eine große Anzahl von Stämmen zerfallen." Sich auf Tacitus Zeit berufend, wo „unter den Germanen ganz dieselben Verhältnisse" bestanden hätten, giebt Zimmer willkürlich den in den Veden angetroffenen Wörtern seine Bedeutung. Darnach soll jana „Stamm und Volk" bedeuten: „die nächste Unterabtheilung des Stammes sei der Gau; sein einheimischer Name sei viç"; „in der weiteren Abstufung komme die Dorfschaft grāma, vrjana, vollständig gleich dem altgermanischen vicus" (S. 159).

Dies zusammenfassend erklärt dann Zimmer (S. 159): „Wir sehen also, daß der altindische Staat sich ganz entsprechend dem altéranischen, altgermanischen, altslavischen und altitalischen aufbaut. Das Staatsganze beruht auf dem Hause (altb. nmāna, dmāna), der Einzelfamilie. Sie ist nur ein Theil der Gesammtfamilie, Sippe oder Dorfschaft: altind. grāma, vrjana, eran. viç, altit. gens, germ. vicus-thorp, langob. fara, slav. rodu, obĭština. Eine Vereinigung dieser Sippen, Clane, zu einem größeren Ganzen ist bei den Indern die viç, Eraniern zantu, Ital. tribus, Germanen pagus (skandin. fylki, syssel, angels. scir), Slaven plĕme. Die Verbindung endlich einer Anzahl solcher Gaue bildete den Stamm

oder das Einzelvolk: ind. jana, éran. daqyu, lat. civitas, osk. und umbr. tota, germ. thiuda, slav. narodu, jezyku."

Obwohl ich der Sprachforschung, wie mehrfach erwähnt, fremd gegenüberstehe, möchte ich doch, selbst rein sprachlich angesehen, den Aufbau von Zimmer's altindischem Staatswesen stark in Zweifel ziehen. Daß „die Gesammtfamilie" — ein übrigens sehr unglücklicher Ausdruck englischer Herkunft — bei den Eraniern bezw. Germanen viç bezw. vicus benannt sei, bei den Indern aber dasselbe Wort Gau heißen soll, daß ferner bei den Altitalern gens identisch mit germ. vicus für Gesammtfamilie und bei den Indern derselbe Ausdruck jana gar für Stamm gebraucht, während das iranische zantu eine Sippe sein soll — will mir schon rein äußerlich betrachtet nicht recht einleuchten. Aber immerhin würde das möglich sein, weil ja ein Wort je nach dem Erkenntnißstandpunkt eines Volkes ganz verschiedene Bedeutungen annehmen kann.

Daß übrigens diese genannten Wörter nicht überall den untergeschobenen Sinn haben, muß Zimmer (in der Anmerkung zu S. 160) selbst bekennen: „Es ist wohl kaum nothwendig hervorzuheben, daß, wenn ich jana, viç, grāma (vrjana) als die Namen des altindischen Staatsganzen und seiner deutlich (?) sich ergebenden Unterabtheilungen bis zur Familie bezeichne, hiermit keineswegs eine feste Terminologie in den vedischen Gesängen von mir behauptet wird. Dieselben sind dafür nach Zeit und Art ihrer Entstehung viel zu weit entfernt von einander. Sodann ist die etymologische Bedeutung, die obigen Wörtern zu Grunde liegt, eine so dehnbare, daß bei weitem nicht immer aus dem jedesmaligen Zusammenhang für viç, jana die prägnante Bedeutung sich ergiebt; auch die altb. Wörter zantu, viç, daŋhu zeigen noch allgemeinere Bedeutungen neben der oben angegebenen prägnanten."

Es liegt nicht in meiner Absicht, noch weiter in das Detail des angeblichen Staates „der vedischen Arier" mich zu verlieren; es wird die Aufgabe Anderer sein, die mit der vedischen Sprache vertrauter sind als ich, ihn neu zu reconstruiren, nachdem ich gezeigt haben werde, daß die Arier unmöglich die einwandernden Elemente und die Dasyu das Urvolk gewesen sein können. Die Grundbedeutung von Arya liegt vielmehr im „seßhaften Ackerbau", die von Dasyu im eindringenden, von vier Himmelsgegenden ausgehenden, sie umspannenden Bereich der Wanderhorden. Der angeblich von Zimmer festgestellte „Grundbegriff" für Dasyu deckt sich, wie ich gleich zeigen werde, nicht mit dem vorfindbaren Sachverhalt; denn Zimmer sagt in Bezug auf das Wort Dasa: „Suchen wir alle diese Bedeutungen von einem Grundbegriff aus zu entwickeln, so müssen wir, wie nicht schwer zu erkennen ist, von „vernichtend, feindlich, Feind" ausgehen. Nach der einen Seite (eranisch) entwickelte sich daraus die Be-

zeichnung des von den Feinden ursprünglich besetzten Landes, daher „unterworfener Landstrich" und endlich „Gau, Land" überhaupt. Ganz anders bei den indischen Ariern. Wie ihre Feinde, die Urbewohner, ihnen jeden Strich Landes streitig machten, wie sie immer aufs Neue sie wieder belästigten, ihnen die Erde öfters einengten [!!!] (Rv. 6, 47, 20), so stellten sich auch dem kriegerischen Indra in seinem Gebiete ähnliche Feinde entgegen; auch er hat zu kämpfen und zu ringen, daß es jenen Dämonen des Luftraums nicht gelingt, ihn zu verdrängen."

Wenn ich den vorurtheilslosen Leser, der etwas nationalökonomische Kenntnisse besitzt, frage, um was wohl ein von Außen kommendes Hirtenvolk, das Land erobern will, seinen Gott bitten wird, so wird er mir antworten, daß seine Gebete die Beihülfe zur Erwerbung von Land zum Inhalt haben werden. Und wenn ich dem Leser die weitere Frage vorlege, was der eindringende Hirtenstamm, der mit Vieh einzieht und das Weideland beansprucht, nicht bitten wird, wird er mir zur Antwort geben: um alles Andere, aber nicht um Vieh, da er ja nur Land bedarf. Er wird eher Vieh als Tauschobject gegen Land hingeben; um Vieh bittet nur ein angesessener Ackerbauer, der zur Viehzucht übergehen will.

Nun erfahren wir aus den Veden, daß sich die Arya ihrem Gotte Indra „beuteverlangend" im Gebete nahen: „ob er wohl der unbekämpfbare unser sehnlichstes Verlangen nach diesem Schatz von Rindern uns erfülle . . ." „Er der Herr der Heerschaaren hängt um den Köcher, er treibt des Feindes (!) Rinder weg, wessen er will . . ." Zum Genossen machte Indra den Donnerkeil, zog mit dem Lichtstrahl die Kühe aus dem Dunkel heraus" . . . Und zur Bedienung schenkte mir Yadu und Turva (!) zwei geschickte Sclaven (dasa), die eine Fülle von Rindern besitzen."

Die ganze Sehnsucht der Arya ist also auf das bewegte Goland (gavyati) gerichtet, wo die Heerden weiden, welche die Hirten (gopā) bewachen (gopāty). Ihrer Besitzerwerbung gilt der Arya Sehnsucht und Kampf aus der Hand ihrer Bedränger, „die sie immer aufs Neue wieder belästigen, ihnen die Erde öfters einengten (Rv. 6, 47. 20)". Sagt uns doch Zimmer (S. 222), dessen Übersetzung ich die vorliegenden und nachfolgenden Stellen entnommen, daß „gavishti = Begierde, Wunsch nach Kühen die Bezeichnung des Kampfes geworden sei."

Die ganze Situation zeigt deutlich, daß es sich einestheils um einen Kampf der Ansässigen zur Unterdrückung bzw. Dienst- und Zinspflichtmachung der heerdenbesitzenden Nachbarvölker auf Goland, die, wie alle Viehzüchter und Gentes auf dieser Kulturstufe in kreisförmigen Dörfern (turva), in Ringen (anu bezw. kur) und runden Steinfesten (pur) wohnhaft sind. Anderntheils handelt es sich um einen Kampf dieser Gentes gegen

die Bewohner der Ebene mit dem Verlangen, sich hier im Interesse ihrer Heerden auszubreiten. Es handelt sich also um einen wirthschaftlich nur zu sehr begründeten Kampf. Ackerbauer (Arya) haben sich seit unvordenklichen Zeiten auf dem lockeren Mürblande (Ar- bezw. Mar) vicusweise angesiedelt; sie benennen sich nach ihrer Thätigkeit (skr. arjâmi, goth. arja, althd. erre aus erja, griech. ἀρ-όω, latein. aro, arao, altsl. or-ju-n) „Arya". Die eigentliche Bedeutung von ar- ist lockern, trennen, die Kunst dieser Thätigkeit ar-s, während das Wort „Kun"st selbst (ahd. chun-s-ti) mit ǵnâ- = kennen zusammenhängt, also der entgegengesetzte Ausdruck der Goländler ist. Das Erzeugniß der arischen Thätigkeit sind die Ähren (ar-ista). So lange sie reinen Ackerbau treiben, wissen sie nichts vom landwirthschaftlichen Spannvieh (armentum).

Inzwischen ist das höher gelegene Goland durch einwandernde Hirten in Besitz genommen worden; sie haben sich theils durch Inzucht vermehrt, theils aber sind andere Gentes von Außen durch Wanderung hinzugekommen. Da sie mitsammt ihren Heerden an Zahl gewachsen sind, so müssen sie hinab zur Ebene steigen, was ihnen anfangs nicht verwehrt wird, indem ja zwischen den einzelnen Fruchtäckern (arva) noch wildes, theilweise von Wald bewachsenes Land (aranya) liegt, was ja eben das Zerstreutsein der Gewannen verursacht. Auf ihm siedeln sich also die Hirten an, indem sie ihrer Hirtengewohnheit gemäß ihr Land umzäunen und in diesem umfriedeten Platze (vrjana) eine seßhafte Gemeine (kshiti drhuva) bzw. Turba werden. Dadurch entstehen allmählich auch engere Beziehungen zwischen den Eingesessenen und den Zugewanderten, besonders wenn die Arya den Werth des Viehes durch diese schätzen lernen. Zugleich bauen sich die neu Angesiedelten aus den, dem steinigen Feld- (Fels-) lande entnommenen Steinen ihre Feuerplätze (pur, πῦρ) in altgewohnter Weise. Diese ersten Ansiedelungen, die überall, auch in Deutschland nachweisbar sind, werden keinen Schwierigkeiten begegnet sein, weil die Vicus-Bewohner das Land, das sie nicht schätzten und dessen späteren Werth sie nicht im Voraus berechnen konnten, ruhig Andern zu überlassen vermochten, wofür sie möglicher Weise, sobald sie die Bedeutung des Feldlandes für die Viehzüchter und des Viehes für ihren Ackerbau annähernd kennen lernten, auch Vieh einzutauschen begannen.

Aber anders wurde die Lage, als weitere Gentes sie von allen Seiten bedrängten und sie nun als Innenwohnende (Indra) vollkommen eingeschlossen waren; da mußten sie sich nach allen vier Himmelsgegenden zur Wehr setzen und schließlich auch ihre nächsten Nachbarn, denen sie anfangs freundlich den Zutritt gewährt hatten und mit denen sie schon etwas enger verbunden waren, den Garaus machen.

Dies ist die thatsächliche, sich aus dem wirthschaftlichen Sachverhalt ergebende Situation, in welcher sich die innegehenden (indra) Arya be-

fanden, als sie allseits von den außendrängenden Dasyu eingeschlossen wurden. Und dies ist die Grundbasis aller mythischen Vorstellungen, wie sie durch die Phantasie später ausgebildet und in den Veden zu einem wirren Knäuel im Laufe von Jahrhunderten gestaltet worden ist.

Nirgends bietet die Geschichte ein Beispiel, daß seßhafte Ackerbauer, ausgenommen, wenn sie in Knechtschaft gerathen waren und mit fortgeschleppt wurden, den Wanderstab ergriffen, und nirgends ist ein Beispiel nachweisbar, daß Vieh züchtende Nomaden, außer wenn sie mit einem Ackerbau treibenden Volk in Berührung kamen, seßhaft wurden. Immer ist es ein herrschaftlicher von Außen kommender Wille gewesen, der Ackerbauer nöthigte, das Heim zu verlassen. Die spätzeitlichen Verhältnisse, wie Religionsverfolgungen, politische Unterdrückungen und dergl. berühren uns hier nicht. Allerdings ist man in Bezug auf die Arier der Ansicht, sie seien Halbnomaden gewesen; so wenn Zimmer (S. 141) schreibt: „Die vedischen Arier waren, als sie auf ihrer Wanderung an den Indus und in das Penjab kamen, kein eigentliches Nomadenvolk mehr; Heerden bildeten zwar noch immer den Hauptbesitz der Familie, aber daneben trieb man auch Ackerbau. Sie hatten daher schon das bewegliche Zelt des Hirten und Nomaden mit einem festen Obdach vertauscht." Und diese zur Seßhaftigkeit übergehenden Halbnomaden bitten „beuteverlangend" um Vieh!

Ganz abgesehen davon, daß das „bewegliche Zelt" technologisch betrachtet eine viel größere Kunstfertigkeit voraussetzt, als die unbewegliche Hütte und somit einer höheren Kulturstufe angehört — die zahlreichen über den Erdboden verbreiteten steinernen Rundbauten sind Zeugen dafür, daß man sie oft verließ —; ganz abgesehen davon haben niemals Hirten nach ihrer Seßhaftwerdung einen Vicus gegründet. Dies behauptet Zimmer allerdings nicht, da er das Wort viç mit Gau wiedergiebt und statt dessen die Ansicht ausspricht, die Ortschaften hätten bei den Ariern „grama" geheißen: „Soweit die Angaben der Rishi reichen, wohnte man nicht einzeln, sondern immer in Ortschaften zusammen, die den Namen grāma führen." (S. 141). Da dies von zahlreichen Autoren Zimmer nachgesprochen ist, sehe ich mich veranlaßt, dies hier zu widerlegen.

Die zum Beweis dafür angeführten Stellen lauten bei Zimmer: „Zur Ruhe geht man in den Dörfern, zur Ruh was läuft, zur Ruh was fliegt, zur Ruhe selbst der gierige Aar" und ferner: „Diese Preisbilder bringen wir Rudra dem starken, dem lockigen Männerbeherrscher dar, damit es wohl ergehe dem Zwei- und Vierfüßigen, Gedeihen und Unversehrtheit herrsche in diesem Dorfe". Wie diese Stellen Zimmer nöthigen, grama mit Dorf zu übersetzen sehe ich nicht ein, zumal er durch seine eigenen unmittelbar darauf folgenden Worte auf die Bedeutung von grama hätte kommen müssen. Denn er sagt: „Ins Dorf kehren die

Kühe von der Weide zurück. (Rv. 10. 149. 4) Agni ist Schützer in den Dörfern. (Rv. 1, 44. 10). Dies haben wir wohl ganz wörtlich zu verstehen, insofern man, um reißende Thiere, wie Löwe, Wolf vom Einbruch abzuhalten (Rv. 1, 174, 3; 10, 127. 6) Feuer anzündete in der Nacht". Grama ist nicht Dorf, sondern ganz augenscheinlich der zwischen den beiden bogenförmigen Linien der Vicushäuserreihen eingeschlossene „Platz", auf welchen man urkundlich bis in die neuere Zeit hinein während der Nacht das Weidevieh trieb[1]). Bekanntlich liegt der Zaun des Vicus — entgegengesetzt zu demjenigen der Turba (Runddorf) innerhalb der Gehöfte, während hinter denselben das Land offen ist; bisweilen ist die Grama außerdem noch mit einem Graben versehen, so daß der schiffsförmige Platz mit seinem Heerdfeuer innerhalb der Linien so recht gegeignet war, zur nächtlichen Ruhe des Viehes zu dienen, besonders in einer Zeit, wo der Viehstand der Ackerbauer noch gering war und man deshalb noch wenig Ställe gebaut hatte. Ob man Grama auch mit „Grasplatz" übersetzen darf, lasse ich dahin gestellt sein. Ist Grama der schiffsförmige Platz im Vicus, so dürfte wohl auch „Gramani" nicht mit „Anführer des Heerbannes" wiedergegeben werden (Zimmer S. 171).

Nach Zimmer (S. 142) „drückt dasselbe wie Grama noch öfter vrjana aus, nur daß es die Sache mehr von einer andern Seite nennt, es ist die umfriedigte, geschlossene Niederlassung kshiti dhruva; vergl. Rv. 1, 73, 2: ‚Er (Agni), welcher wie Gott Savitar, der lauteren Sinnes mit Einsicht schützt alle Ortschaften (vrjanani viçva)' mit Rv. 1, 73, 4: ‚Dir, o Agni, dem trauten, im Hause entflammten sind die Männer ergeben in den Ortschaften (kshitishu dhruvāsu). Hier in diesem Dorfe (vrjane) ‚o Indra, wollen wir unter Deinem Schutz mit dem Opferherrn vereint reich an Helden sein' Rv. 2, 51, 15". — Jedenfalls handelt es sich hier nicht blos um „eine andere Seite der Sache", sondern um eine ganz andere Erscheinung. Denn ist grama, was ich bestimmt festzustellen vermag, nicht „Dorf", sondern der gebogene Mittelplatz des Vicus, auf welchen das Vieh zu der Zeit getrieben wurde, als man eben anfing, Vieh zu halten und noch keinen Stallraum im Gehöft hatte, so kann vrjana nicht dasselbe wie grama sein. Der Sprache nicht mächtig, kann ich leider hier nicht tief eingreifen. Nur ersehe ich, daß, weil jana identisch mit Gens ist und Gens den wirthschaftlichen Gegensatz zum Vicus bildet, auch jana nur Gegensatz zu viç sein kann, dessen Mitte eben die grama bildet. Übersetzt Zimmer kshiti dhruva richtig mit umfriedigte Niederlassung, dann könnte dhruva nur eine Turba sein, weil diese allenthalben umfriedet ist.

[1]) v. Maurer, Einleitung zur Geschichte der Mark-, Hof-, Dorf- und Stadt-Verfassung. München 1854. S. 35 ff.

Wir gedachten vorhin der auf dem Feldlande befindlichen Feuerplätze, durch deren Anlegung die ersten dauernden Beziehungen zwischen den angesessenen Ackerbauhorden und wandernden Viehhirten angebahnt wurden. Sie dürften den meisten Lesern aus eigenen Beobachtungen bekannt sein: meist liegen sie auf einer kleinen Anhöhe, an der unterhalb ein Wässerchen fließt. Auch befinden sie sich in der Regel in der Nähe fruchtbaren Landes; doch auch ihre nächste Nähe kann selten als unfruchtbar bezeichnet werden. Für die Ackerbauer ohne Pflug und Vieh zu einer Zeit, wo man Dung noch nicht kannte, war solches Land theils Waldland, theils „Acker, den man überließ". Wie wir oben sahen, blieben oft Zwickel durch die verschwenderische Occupationsmethode der arischen Ackerbauer übrig. Wo sie zu winzig klein sind, pflegte man sie z. B. in England „keines Mannes Land", bald „jedermanns Land", bald „Johanns Land" zu benennen, wofür auch die Bezeichnung gores oder gored im Agrarwesen Englands gebraucht wird. Sie sind unter ähnlich klingendem Namen (auch in Rußland gorodiště) wie gorod, garot, gard, garz und dergl. verbreitet. Selbstverständlich konnten den eindringenden Viehzüchtern nur die größeren „Zwickel" dienen; aber nicht blos das Land, sondern auch die Lagerplätze selbst wurden mit diesem Namen bezeichnet, eine Erscheinung, der wir im Verlaufe unserer Darstellung schon öfter begegnet sind. Deshalb versteht man unter Gorods auch die Umzäunungen mitsammt der Behausung selbst. Insofern sind auch die „Pur" oder Feuerplätze sachlich dasselbe wie die „Gored". Im Inkareiche Peru's führen sie den Namen „Pucara".

Es ist hier nicht der Ort, auf die mannigfachen Deutungen der Burgen (Bauerburgen, Schwedenschanzen ꝛc.), zu denen immer neue Deutungen hinzutreten (Opferaltäre, Herrscherſitze ꝛc.), soweit sie nicht wirthschaftlicher Art sind, einzugehen. Einige halten sie sogar, wenn sie irgendwo zahlreich auftreten, für Überreste alter Städte, wieder andere für Zufluchtsstätten, die man erbaut habe, um sich bei feindlichen Angriffen in sie zurückzuziehen. Die Möglichkeit, daß letzteres geschieht und geschehen ist, kann man, da man in der Gefahr überall Zuflucht sucht und selbst wenn nöthig, einen Fluß durchschwimmt, getrost zugeben; aber so wenig als der Fluß an sich als eine Zufluchtsstätte zu betrachten ist, sind auch die steinernen Thürme nicht von vornherein als solche anzusehen. Sie sind vielmehr Überbleibsel vorübergehend ansässig gewesener Hirtengemeinschaften auf anfangs nicht beachtetem Feldland und haben, wie ich gleich zeigen werde, auch anderweitige Verwendung gefunden.

Es fällt nämlich schon rein sprachlich betrachtet auf, daß z. B. griechisch πύρ-γος die Burg, der Thurm, πυρ-ός der Weizen, πῦρ das Feuer, πυρ-ά bzw. πυρ-ή die Feuerstelle, πυρόω brennen und reinigen heißt, wie ja auch im lateinischen frumentum pur-gare die Bedeutung von Getreide

sichten, durchsieben, ausschälen hat. Niemand wird ernstlich glauben, den Zusammenhang obiger Wörter mit Hülfe der mystischen Vorstellung, daß das Feuer alles reinige, erklären zu können, da das brennende Feuer, das wohl als ein purgamentum für allerlei Unrath, aber auf keine technische Art als Reinigungsmittel zur Scheidung des Weizens von der Spreu gedacht werden kann. Übrigens heißt auch bekanntlich πυρός nicht sowohl Weizen, als vielmehr gereinigter Weizen. In der That werden diese Purs, wo man sie in pyramidaler Form überdacht findet, von Ackerbauern zu Getreidespeichern benutzt, und es ist bekannt, daß bis in unser Jahrhundert hinein in Europa Thürme dazu verwendet worden sind. Aber es ist ebenso bekannt, daß man in sie, wie im Süden Menorcas, auch das Vieh hineintreibt. Kurz, die Verwendung dieser Purs kann verschiedenen Zwecken dienen und gedient haben.

Sie werden, wie erwähnt, noch vielfach vereinzelt angetroffen, theilweise aber auch, wie beispielsweise auf der Insel Sardinien, in größeren Massen (4000); sie heißen hier „Nurhag", welches Wort der Kanonikus Spano in Cagliari mit „kreisförmige (nur) Wohnung (hag)" deutet. Mit Recht führen die Bewohner der persischen Provinz Chorassan, wo man sie ebenfalls zahlreich vorfindet, „sie auf die ‚Div' (Genion) zurück, welche in unvordenklichen Zeiten diese Gegenden bewohnten" (Globus XII. Band, S. 165). Auffällig ist, daß wir diese Pur vielerorts vollständig zerstört finden. Den Grund dafür können wir aus der ganzen Sachlage, in der sich die Arier Indiens befanden, ziemlich deutlich herauslesen.

Im Rigveda heißt es: „Erschließe uns großen Reichthum, o Indra, wie eine rinderreiche Burg" (Rv. 8, 6, 23). Diese Stelle deutet Zimmer (S. 142): „Häufig werden die vielen Burgen der Urbewohner erwähnt, die Indra zu Gunsten der Arya brach und ihnen die Schätze derselben, d. h. die dorthin geflüchteten Kühe, auslieferte." Es ist mir nicht recht verständlich, vor wem die Kühe dorthin geflüchtet sein sollen. Die rinderreichen Burgen sind die natürlichen Wohnplätze des Viehes mitsammt ihren Besitzern, die in der Totalanschauung eben die Puru bilden. Von den Ariern, die selbst noch nicht rinderreich waren, können die Kühe nicht entwichen sein; diese ersehnen sich vielmehr Vieh, weil sie als die ansässigen Ackerbauer genöthigt sind, zur Viehzucht überzugehen. Sie (die Arya) sind die Urbewohner, aber nicht die Puru; letztere haben sich vielmehr als Fremde eingenistet und die Arier nach Vieh lüstern gemacht. Den Werth des Landes ursprünglich nicht kennend, ließen die letzteren, die Puru, das „Land, was über ist", occupiren. Aber sie übersahen, daß sie dabei selbst in die Enge kamen, indem sich jene ausbreiteten, worauf ohne Zweifel sich der Gesang bezieht: „Du verhalfst (o Indra) ihrem (der Puru) Schlachtruf zum Siege in den Kämpfen; einen Strom nach dem andern

brachten sie in ihre Gewalt" Rv. 1, 131, 5. Nach und nach rücken aber die höher wohnenden Gentes heran, so daß auch die Puru mit ins Gedränge kamen, weshalb diese ebenfalls gegen die Danaer kämpfen: „Mögen wir auf's Neue durch Deine Huld siegen, o Indra; es preisen hier mit Opfern die Puru (Deine frühere Hülfe), daß Du die sieben Burgen çāradih, die Wehr, brachst, die Dasustämme schlugst, dem Purukutsa helfend" Rv. 6, 20, 10.

In die Enge getrieben und genöthigt, Viehzucht mit Ackerbau zu verbinden, erstreben die Arya jetzt Weideland und streben in folge dessen den Bergen zu: „Wir kamen in eine kein fruchtbares Weideland in sich fassende Gegend; die Erde, o Götter, die doch weit ist, war uns eingeengt; o Brhaspati zeige im Kampfe um Heerden, zeige, o Indra, dem Sieger, mit dem es so steht, den Weg. Von Tag zu Tag trieb er (Indra) hinweg die gleiches Aussehen habenden schwarzen Leute aus ihrem Wohnsitz von Ort zu Ort" Rv. 6, 47, 20, 21.[1])

Mit Bitten solchen Inhalts kann seinem Gotte nur ein Volk nahen, das von allen Seiten eingeengt ist, aber nicht ein halbnomadisches Volk, das von irgendwo her erobernd ins Land zieht. Darauf deuten denn auch die fünf Völkerschaften (pañca kṛshṭayah) hin, die die älteren Forscher (Roth, Geldner) nicht ganz falsch „die Arier als Mittelpunkt und die in den vier Weltgegenden um sie herumwohnenden Völker" gedeutet haben, zumal sie ja ausdrücklich pañca janāḥ genannt werden. Es sind also Gentes (janāḥ), Gohvölker, und diese stehen in Gegensatz zu den Arya, den bleibenden, dauernd verweilenden Völkern. Zimmer (S. 122) hält sie dagegen für die fünf Arierstämme, deren Namen in folgender Stelle vorkommen: „Wenn, o Indra und Agni, ihr bei den Yadu, den Turvaça, den Druhyu, den Anu, den Puru seid, so kommt, o Stiere, von dort herbei, trinkt hier von gekeltertem Soma". Turva, Puru und Anu, die sämmtlich Kreislager (auch anu ist analag zu kuru Ring) bezeichnen, kommen nur bei den Wanderhorden vor und sind eben Gegensatz zu den Ariern, die in den Besitz der Stiere jener Viehzucht treibenden Horden zu gelangen wünschen.

Indessen ist es meines Erachtens eine vollständig nutzlose Arbeit, aus dem bunten Gewirr von Wohnbezeichnungen — denn nur damit haben wir es hier, wie überall zu thun, — Völkerschaften und ihre Wohnsitze nebst Beziehungen zu einander abzuleiten. Denn wie schon mehrfach erwähnt wurde, leben alle Wanderhorden (gentes) in abgeschlossenen Gemeinschaften, die bei ihrer jedesmaligen Begegnung entweder nach der äußeren Gestalt oder nach dem inneren Betrieb der Wohngemeinschaft ihre besonderen Namen erhalten. Dazu kommt aber noch, daß alle diese ursprünglichen Wohnbezeichnungen in einer späteren Zeit, wo die menschliche

[1]) Nach Zimmer a. a. O. S. 104, 105.

Erkenntniß anfing, den Zusammenhang der Zeugungsverhältnisse zu ahnen und zu begreifen, zu Geschlechternamen von Persönlichkeiten erhoben wurden, zu deren Söhnen und Töchtern die Phantasie wieder andere Wohngemeinschaftsnamen machte, bis so zuletzt ein Knäuel wirrer Begebenheiten zu Stande kam.

Begnügen wir uns deshalb mit dem Kern, um den die phantastischen Vorstellungen eines großen Zeitraums sich herumgelagert haben, wie er uns in dem Kampfe der Arya mit den Dasyu deutlich sichtbar ist, so besteht er eben darin, daß sich zwei Gruppen gegenüberstehen, von denen die eine von Alters her seßhaft ist, aber durch die Ausbreitung der anderen bedrängt wird. Die Seßhaften sind die Ackerbauer. Da die einzelnen Veden aus sehr verschiedener Zeit stammen, so schildern sie selbstverständlich auch verschiedene Zustände, weshalb der Inhalt der Gesänge unter Anleitung der Merkmale in der Entwicklungsreihe aller Völkerzustände bewerthet werden muß. Würden die Arya nicht mit den Puru eine längere Zeit in Tauschverkehr gestanden haben, so würden sie weder den Werth des Ackerlandes, noch die Bewässerung, noch die Brauchbarkeit des Dunges kennen gelernt haben. Dem Inhalte der Veden zufolge kannten sie diese Dinge. Denn „wie einen Acker maßen sie mit einem Rohrstab die eine Schale aus, die weitklaffende“; auch führt man dem Boden durch angelegte Gräben (khanistra) künstlich Wasser zu; ja man legt sogar auf den in den Hürden zurückgelassenen Dünger (karīsha, çakan) Werth. Das Messen des Bodens ist überdies ein Characteristicum der Vicuswohner, indem bei den in Rundlagern bezw. Turben wohnenden Hirtenvölkern noch lange nach ihrer Seßhaftwerdung das Feldland „verlooſt“ wird. Da es mir zweifelhaft erscheint, ob Khanistra wirklich Gräben oder nicht vielmehr runde Gruben sind, so will ich mich nicht weiter darüber aussprechen; handelte es sich wirklich um Gräben zur künstlichen Bewässerung, dann wäre ein starkes Anzeichen langer Seßhaftigkeit vorhanden. Was aber die Verwerthung des Düngers betrifft, so setzt sie eine langzeitliche Beobachtung voraus, die nur machen kann, wer auf der Scholle sitzt und infolge von Landmangel durch die Erfahrung belehrt wurde, wie nützlich ein Viehzuchtbetrieb mit Ackerbau verbunden wird. Nomadische Ackerbauer kennen den Dung überhaupt nicht; bei ihnen wird ohne ihr persönliches Zuthun das Feld gedüngt, indem sie das Vieh auf die Stoppelweide ziehen lassen.

Mit dem Vorstehenden hoffe ich zur Genüge dargethan zu haben, um was für einen Zustand es sich in Altindien handelt, nämlich einerseits um alteingesessene Ackerbauer, die hier Arya heißen, und anderseits um die sie einengenden Dasu des Höhenlandes, mit denen sie einen Kampf um Land aufnehmen müssen, nachdem sie den anfänglich im Kleinen her-

angezogenen Gentes (jana) beim Erwerbe von Land für deren Vieh nicht hinderlich gewesen, weshalb diese ihre puru (Feuerplätze) in ihrer Nähe angelegt hatten. Diese Puru galt es zu zerstören und ihre Einwohner daraus zu vertreiben, eine Erscheinung, die auch anderwärts wiederkehrt, weshalb auch Tacitus (Germ. XVI.) von den Germanen sagt: „Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est: ne pati quidem inter se junctas sedes.

Man übersetzt diese Worte in der Regel so: Daß von den Völkern der Germanen keine Städte bewohnt werden, ist hinlänglich bekannt; nicht einmal unter sich verbundene Wohnsitze dulden sie. Dem entgegen übertrage ich die Stelle, wie folgt: Daß von den Völkern der Germanen keine Ringmauern bewohnt werden, ist hinlänglich bekannt: ja daß sie unter sich nicht einmal verbundene Wohnsitze dulden." Man darf urbs nicht mit Stadt schlechthin übersetzen, weil man wegen des oppidum eines gegensätzlichen Ausdruckes bedarf. Oppida d. h. unverbundene Wohnplätze der Ebene kannten auch die Germanen.

Die in 4 Quatuor zu je 3 Kreisen eingetheilte Wanderhorde umfaßte zwölf Ringe zu je 12 bezw. (später) 10 Hütten, deren ganze Anlage, wenn sie einem gemeinsamen Feinde gegenüberstanden, sie mit einer Ringmauer zu umgürten pflegten, wodurch sie dem Bewohner der Ebene gefährlich wurden. Zu Cäsars Zeit erfahren wir noch von Drängeleien der Bewohner der Ebene Seitens der Wanderhorden, die jene am Getreidebau hindern: zu Tacitus Zeit ist in dieser Hinsicht Ruhe eingetreten. Ganz augenscheinlich ist in der Zwischenzeit ein großer Theil der Wanderhorden weitergeschoben, ein anderer Theil aber seßhaft geworden, weil die vereinten Kräfte der Seßhaften es verhinderten, daß man in „verbundenen Wohnsitzen" sich niederließ, weshalb denn auch Tacitus berichtet, daß sie dieselben unter sich nicht einmal dulden. Vielmehr „zerstreut und gesondert bauen sie sich an" (colunt discreti ac diversi) d. i. etwa in einzelnen Treffs. Daß das pati zwischen ne und quidem gestellt wird, ergiebt, daß Tacitus auf „dulden" den Nachdruck legen will und daß er inter se nicht auf junctas sedes bezieht, erweist der bald darauf folgende, schon oben von mir interpretirte Satz: Vicos locant. Denn Vici sind, weil sie ja eben zweireihige Wohnstätten sind, auch wenn ihre Wohnhäuser in Abständen liegen, unzweifelhaft verbundene Wohnsitze. Tacitus will nur die mit Mauern verbundenen Wohnungen in Gegensatz zu den einzelnen Wohnplätzen bringen. Die ersteren duldeten sie nicht unter sich. Zu einem solchen Ausspruch konnte Tacitus, auch wenn er nicht selbst Augenzeuge gewesen war, doch nur in Folge von wirklichen Begebenheiten seitens eines Berichterstatters gelangen; zum mindesten mußten die Germanen es verhindert haben, daß man Ringmauern anlegte. Doch würden sie nicht zum Nichtdulden gekommen sein, hätten sie die sinnliche

Anschauung solcher Ringmauern für mehrere puru nicht zuvor vor sich gehabt. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß sie ebenso, wie die Altinder, die Burgen zerstört, bzw. unbewohnbar gemacht haben werden.

Absichtlich habe ich die eben interpretirten Worte des Tacitus an dieser Stelle eingeführt, weil es das einzige thatsächliche Vorkommniß ist, was uns zu der Behauptung verleiten könnte, die Germanen des Tacitus bzw. Caesar's seien ein abgezweigter Volksstamm der in den indischen Veden geschilderten „Indogermanen". Man könnte nämlich vermuthen, sie hätten noch die Zerstörung der alten indischen Puru in Erinnerung gehabt. Aber im Übrigen dürfte nach dem von mir Dargelegten wohl kaum Jemand behaupten, daß die Germanen des Caesar und Tacitus ein von den vedischen Indern abgelöster Volksstamm seien. Es wäre doch wunderbar, daß man den Proceß eines Kampfes der festeingesessenen Ackerbauer mit den Viehzüchtern nochmals durchgemacht hätte. Aber ebenso wenig können die „irischen Kelten" ein Abzweig der Indogermanen sein, da wir auch bei ihnen einen ähnlichen Proceß Seßhafter und Wanderhorden sich vollziehen sehen. Doch verläuft dieser Proceß, auch wenn er als solcher seinem Wesen nach derselbe ist, doch der Erscheinungsform nach nicht überall in gleicher Weise.

Man darf bei der Behandlung von Sagen nicht vergessen, daß diese erst entstehen, nachdem die Handlungen, welche ihnen den Stoff bieten, bereits vollendet sind, und daß das Vollbringen eines solchen Werkes auch von denen mitgefeiert wird, welche zum unterlegenen Theil beim Kampfe gehören. Darin liegt die Schwierigkeit, die leider nur zu oft übersehen wird, wenn man das innere Leben eines Volkes einer urzeitlichen Reconstruction unterziehen will; man darf die in den Gesängen niedergelegten Kämpfe nicht mittels einer von Außen hineingetragenen Anschauung betrachten, sondern muß vielmehr nach den Elementen suchen und sie in ihrem Grundmerkmal erkennen, um mittels dieser die analogen Erscheinungen zu gewinnen. Alsdann erkennt man die Gegensätze der Ar- und Go-Elemente, wie sie z. B. sich zwischen der Maha-barata und Rama-jana, zwischen Ir-an und Tur-an zeigen. Und da, wie eben gezeigt wurde, die Mischungsverhältnisse in mehrfachen Akten, und diese nie ohne Kämpfe erfolgten, weil eben Macht und Herrschaft die Völker als solche zusammengeschweißt und zu „Stämmen" gemacht haben, nicht aber die sog. natürliche Abstammung, wie immer behauptet wird, so treten auch die Heroen als einfache und gemischte Persönlichkeiten auf, was der Darsteller mythologischer Erscheinungen berücksichtigen muß.

Es ist mir auch als Nichtsprachforscher, ja ich kann sagen schon als Gymnasiast, der Gegensatz der beiden Wurzeln ar und ga mit ihren lautlichen Variationen aufgefallen. Wenn man beispielsweise erfährt, daß jamātar die Bedeutung Schwiegersohn hat, daß es aber nicht blos diesen,

sondern (nach Spiegel[1]) auch den Mann der Schwester, den Schwager, ja sogar den Gatten selbst bedeutet, so geht daraus hervor, daß eine Gruppe von Personen für den Obigen eine einzige Bezeichnung hat, und es reizt, da ja mātar Mutter bedeutet, das ja in jamātar zu bestimmen, indem man es in Beziehung zu verwandten Erscheinungen bringt. Doch diesen Verhältnissen nachzugehen, ist nicht meine Aufgabe.

Wir haben oben der Dämonen gedacht, als deren Urheimath wir das Höhenland bezeichneten, das wir bisher meist Gäa nannten und in Gegensatz zur Hera stellten. Die Horden der ersteren nannten wir Genneten oder Gentes, weil sie gehende Horden sind, die der letzteren Arier, weil sie durch die Seßhaftigkeit characterisirt werden, indem ja der Urling ar, bez. mar und mor das Verweilen ausdrückt. Ist ja doch den Arhorden selbst das Sterben (moriri) nur ein Bleiben (morari, daher mors der Tod); wogegen bei den Gohorden, den Danaern, der Tod ein Dehnen (θάνατος) ist. Doch machten wir in Bezug auf die Danaer und Genneten einen Unterschied, indem wir mit dem ersteren Ausdruck nur diejenigen Wanderhorden bezeichneten, welche zuletzt die Arier umspannten, während wir Genneten nur die nannten, welche sich zuerst mit den Bewohnern der Hera vermischten, nachdem sie sich zuvor feindlich bekämpft hatten.

Dieser Kampf findet in der griechischen Mythologie seinen Ausdruck in dem Kampfe der Giganten mit den Heroen. Schon Homer[2]) gedenkt der Giganten als übermüthiger Menschen (ὑπέρθυμοι), als wilden Geschlechts (ἄγρια φῦλα) und frevelhaften Volks (λαὸς ἀπαλασθος), das an Kraft und Größe die Menschen weit übertraf und, wie die Phäaken und Kyklopen, den Göttern nahe stand. Durch Hesiod (Theogon. Vers 184 ff) erfahren wir, daß sie Abkömmlinge der Gäa waren: „groß, in Waffen strahlend und mit langen Speeren". Doch ist man infolge der leider verloren gegangenen Beschreibungen des Alterthums zu allermeist auf die Erzählung in Apollodors Bibl. I. 6, 1 und 2 angewiesen. Die darin vorkommenden geographischen Bezeichnungen sind für vorliegenden Zweck interesselos.

Der Sage nach gebiert Ge vom Uranos die Giganten, die wegen ihres langen, vom Kopf und Kinn herabhängenden Haares schrecklich anzuschauen, Felsen und angezündete Baumstämme gegen den Himmel schleudern. Unter ihnen zeichneten sich namentlich Porphyrion und Alkyoneus aus. Letzterer, der so lange unsterblich war, als er in seinem Geburtslande kämpfte, wurde durch Herakles, den Athene als Mitstreiter zur Hülfe ge-

[1]) F. Spiegel, Die arische Periode und ihre Zustände, Leipzig 1887. S. 87.

[2]) Odyssee VII. 58 ff, 205 ff. und X. 120.

rufen hatte, mittels Pfeiles zu Boden gestreckt, wo er zu noch größerer Gluth gelangte, aber sein Ende fand, nachdem ihn Herakles auf Athene's Rath aus seiner Heimath Pallene hinausgeschleppt hatte. Porphyrion stürmt nun auf Herakles und Hera los, geräth in vom Zeus eingeflößtes Liebesverlangen nach Hera, die, weil er ihr das Gewand zerriß und ihr Gewalt anthun wollte, nach Hilfe rief, zunächst vom Zeus mit dem Blitzstrahle getroffen und von Herakles durch Bogenschuß getödtet wurde. Die übrigen Giganten flohen zum Theil, während die anderen, ebenfalls vom Zeus durch Blitz betäubt, ihren eigentlichen Tod durch die Pfeilschüsse des Heracles fanden. Während des Kampfes verbot Zeus der Eos, der Selene und dem Helios, ihr Licht leuchten zu lassen.

Es ist mit Hülfe meiner Theorie nicht schwer, die Grundidee des Mythos zu finden und zugleich das spätere herauszulösen. Wenn Ge nach Apollodor vom Uranos die Giganten gebiert, so heißt dies, daß der Kampf erst entsteht, nachdem der Lichtgott der arischen Bewohner in Beziehung zum Berglande getreten ist; und deshalb greift auch Zeus, der Gott des Gelandes, mit ein. Wenn dieser dem Porphyrion Liebesverlangen nach Hera einflößt, so bedeutet dies, daß er der Vermischung günstig gegenübersteht; aus letzterem Grunde wirkt er zugleich durch Finsterniß und Blitz, welch letzteren er aussichickt, nicht um zu tödten, sondern nur zu betäuben. Die Giganten würden der Weissagung gemäß von den Göttern nicht getödtet werden können, wenn nicht ein Sterblicher mit ihnen streite; deshalb wird Porphyrion nicht im eigenen Lande und nicht durch Zeus, sondern auf fremdem Boden durch den Pfeil des Herakles umgebracht. Indessen wird meist ein Vater der Giganten gar nicht erwähnt und nur die Gäa als Mutter genannt, weshalb sie z. B. Nonnos ausdrücklich als „von selbst entstanden" (αὐτόγονοι, ἀυτοτέλεστοι) bezeichnet.

Als die eigentliche Urheberin des Kampfes betrachten Apollodorus und Claudianus die Gäa; über den eigentlichen Zweck gehen die Meinungen der Autoren so aus einander, daß wir ihre Ansichten im Einzelnen hier nicht aufzählen können. In der Hauptsache herrscht darüber Übereinstimmung, daß die Giganten die Bewohner des Waldgebirges waren, dem sie nicht blos ihre Angriffs- und Vertheidigungsmittel, sondern auch ihre aus Thierfellen bestehende Bekleidung entnahmen, weshalb man sie auch mit den Kentauren, mit denen sie öfters zusammengenannt werden, sogar identificirt. Unter den Göttern, die am Kampfe gegen die Giganten betheiligt sind, tritt neben Zeus (Juppiter) hauptsächlich Athene (Minerva) hervor, die gerade während des Gigantenkampfes aus Zeus' Haupte geboren sein und den Sieg herbeigeführt haben soll. Daher ihr Beiname Nike. Aber auch dem Mars wird (z. B. von Lucilius, Aetn. v. 61) eine

hervorragende, ja geradezu die erste Rolle im Gigantenkampfe beigemessen: er tritt auf einem mit Rossen bespannten Streitwagen in den Kampf ein. Daneben wird als Mitkämpfer gegen einzelne Giganten ausdrücklich der Halbgötter gedacht, vor Allem, wie schon oben erwähnt wurde, Herakles, dem Alkyoneus, als jener die Rinder des Geryon am Thrakischen Isthmos von Pallene vorbeitrieb, zwölf vierspännige Wagen vernichtete und gewaltige Steinmassen, die Herakles mit der Keule apparierte, entgegenschleuderte. (Schol. Pindar, Nem. IV 25). Steinmassen schleudert man nicht von der Ebene nach den Bergen, sondern von diesen nach jenen. Nach Pindar ist Alkyoneus Rinderhirt, dem (nach dem Scholiasten I 67ff) Herakles die Rinder des Helios wegtrieb, nachdem er ihn niedergeschossen hatte.

Was die Örtlichkeit des Gigantenkampfes betrifft, so wird dieselbe an sehr verschiedene Stellen der bekannten Erde gesetzt, so daß man sich also nicht eine bestimmte Landschaft als Kampfplatz dachte, sondern vielmehr einen vielerorts beobachteten Kampf schildern wollte. Der mythische Name der Kampfstelle ist Phlegra (Φλέγρη) und die älteste bekannte Phlegra die Halbinsel Pallene, welche nach Herodot (Hist. VII. 123) und Anderen früher Phlegra geheißen haben soll, während Philostratos (Her. p. 617) diesen Namen als dichterisch für Pallene bezeichnet. Phlegrae sollen nach Polybios (Hist. un. III. 91. 7) Gefilde genannt worden sein, die sich wegen ihrer Fruchtbarkeit besonders auszeichneten. Was endlich die uns Aufschluß bietenden Denkmäler anbelangt, so zeigt das eine vaticanische Relief uns die Giganten in einer gebirgigen und waldigen Gegend, während auf dem andern Artemis und Hekate sich auf demselben Boden mit ihren Gegnern befinden. Durchgängig werden die Giganten nur mit einem Thierfelle oder einer Chlamys bekleidet dargestellt und ihre Waffen in Form von Keulen, Baumstämmen, Felsblöcken oder Steinen.

Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, daß die Ausbildung und Darstellung der Gigantensage in eine so verhältnißmäßig späte Zeit fällt, daß den Bearbeitern und Darstellern, aus deren Händen wir die Sage erhalten haben, das eigentliche Motiv derselben kaum noch vorgeschwebt haben kann. Wenn eine Nation den Verschmelzungsproceß der heterogenen Volkselemente zu einem Ganzen bereits soweit durchgemacht hat, wie in jener Zeit Griechenland, und wenn damit zugleich auch die verschiedenen Mythologien bereits zu einem mehr oder weniger fertigen Ganzen verwebt sind, so müssen die Göttergestalten, in denen das eigentlich Geschichtliche zur Erscheinung gebracht wird, so im Vordergrunde stehen, daß diese geradezu Das verdrängen, was der Sage ursprünglich zu Grunde liegt.

Die Homerische Darstellung bietet zu wenig Stoff, um den Mythos erkennen zu können; doch tritt bei den übrigen Schriftstellern das Motiv deutlicher hervor, indem hier die Giganten Abkömmlinge der Gäa (γῆ)

sind, welche die Berge bewohnen, ihrem Gebahren und ihrem Äußern (Kleidung) nach roh auftreten, Heerden besitzen, mit den Bewohnern der fruchtbaren Gefilde und Niederungen in Conflict gerathen und dadurch, daß sie, wie der Rinderhirt Alkyoneus, den Kampf auf fremdem Boden kämpfen, erliegen. Auch kommt das Liebesverlangen der Bergbewohner zu den Frauen der Ebene (Alkyoneus zur Here), was später zur Vermischung führt, bei Allen klar zum Ausdruck.

Erwähnenswerth ist noch, daß bisweilen von „schlangenfüßigen" Giganten die Rede ist und daß sie mit Schlangenfüßen dargestellt werden. Die Schlange ist an sich den Bewohnern der Gäa ebenso gut, wie denen der Hera bekannt; nur erlangt sie für beide Bewohner eine verschiedene Bedeutung, indem theils die schlangenreihigen Ortschaften von den Höhenbewohnern, theils die umringten Wohnlager von den Bewohnern der Ebene „Schlangen" genannt wurden. So bezeichneten beispielsweise die alten Schweden jene mit Ormar und die Ringmauern, die sich um die Wohnungen herumzogen, mit Kättar (Ketten) und Skidgördar (Planken) oder auch mit Drakar (Drachen), „weil sie (nach Dalin) sich in der Runde zusammenschlungen, besonders wenn sie von Stein waren". Wenn die Go-Horde durch die schmale Öffnung der Rundwohnung Glied um Glied hindurchdrang, mußte außerdem ihr Anmarsch stets schlangenförmig gewunden erscheinen, da eine Quincunx bzw. ein Dreikant in Form der Pyramide sich nur vom freien Rundlager aus, wie wir bereits oben dargestellt haben, bilden konnte.

Auch bei dieser Erscheinung meinen diejenigen Mythologiker, welche in den Naturanschauungen der Menschen den Ursprung der Mythologie erblicken, „daß Acheloos, der himmlische Sternengott, als er mit Herakles im Gewitter ringt, bald bei des Blitzes Schlängeln in eine Schlange, bald bei des Donners Brüllen in einen Stier sich gewandelt zu haben schien." Eben dies soll es erklären, „daß Typhon und Python bald als Drache, bald als Mensch galt, wie in dem serbischen Märchen der Drache Burgen und Schlösser wie ein König habe".[1]) Wenn es für die sinnliche Anschauung gar keinen Drachen giebt, so muß man sich doch fragen, wie denn der Mensch dazu kam, eine Naturerscheinung einen Drachen zu nennen. Die „gedrehten" Wälle, die Umfassung (δράγμα) der Burg, in welcher die Bergbewohner hausten, war die sinnliche Anschauung, die der Drachensage zu Grunde liegt und identisch mit derjenigen der Schlange ist. Hätte sich nicht bei den Bewohnern der Ebene an die Schlangenwälle der Burgen zuvor ein Mysticismus entwickelt, so wäre man niemals dazu gekommen, den Blitz mit einem gar nicht existirenden Drachen zu vergleichen, und niemals würde Furcht vor einem „Drakon" entstanden sein. Drako ist,

[1]) Schwartz, Ursprung der Mythologie S. 20.

wie bemerkt, der ge„dreh"te Wall, die Ringburg, und deshalb bewacht in den Sagen der Drache die Burgen.

Immer muß die Phantasie an wirkliche Gestalten anknüpfen. Waren die wilden Gaubewohner für die an sich friedlichen Marhorden ein Schrecken, so mußte deren Blick stets angstvoll nach den Bergen und dem Oberlande gerichtet sein, von denen das Unheil kam. So konnte Alles, was sich dort zutrug und was ihr Auge dort erschaute, auch nur als ein integrirender Bestandtheil des ganzen Gauwesens aufgefaßt werden. Von den Bergen kamen der zerstörende Blitz und der in ihnen widerhallende Donner; die Ursachen davon konnten nur die großen Anführer der gefürchteten „Dan" sein. Indem sie jetzt erkannten, was bereits ihrer langen Beobachtung nicht entgangen war, daß die freundlich wärmende Sonne ihren Ackerbau begünstigte, traten die Kontraste der beiden Vorstellungen in den Vordergrund. Dort die Hemmungen des Friedens, die zur Verzweifelung führen, hier die Befreiung von der Hemmung, in deren Gefolge die beseligende Wonne sich befindet. Mittels der beiden Antipoden des Vorstellungsbereiches mußte die zuletzt genannte Vorstellung das statische Maß überschreiten und eine sogenannte „freisteigende" Vorstellung entstehen, die immer zu einer Schwelgerei in Gefühlen führt: die bisher gleichgültig beobachtete Sonne wurde nunmehr ein Gegenstand der Verehrung und führte zu einem besonderen Kultus, indem man ihr brennendes Abbild zugleich umkleidete (skr. vas- kleiden). So entstand der Vesta- (Ἑστία-) Kultus, wodurch der Abglanz der Sonne bei den Vicuswohnern gleichsam ein wandelnder Mitbewohner (skr. vas-ati vorübergehend wohnen) wurde. Der heimische gütige Lichtgott wurde so der Verehrungsgegenstand der Aratores.

Weder Zeus (Ju-s, Djus, Δεύ-ς, Ζά-ς, Ζή-ς, dor. Δᾶ-ν) noch alle übrigen, von der Wurzel dyu, div-, dem ind. jut = yut = dyut benannten Dei sind ursprünglich Götter der feldbauenden Marhorden gewesen. Der Alles umfassende und bedeckende (var-) Himmelsgott der Arier war vielmehr Uranus, der indische Varuna, der nur Segen spendenden Regen über die arva ergoß und im Sonnenglanze des Tages als Mithra erschien. Im Gegensatz zu den ausländischen Göttern war er zugleich Indra, der im Innern gehende (daher Indra synon. ist mit îçvara, der Eigene). Erst nachdem sich Uranos der Gaea vermählt hatte, wird Zeus (Ju-s), der dann fortan als Compositum Ju-piter auftritt, auch ein „pitar" (pater) der nichtarischen Horden und ebenso erhält Indra alsdann auch den Beinamen Dyâus. Dasselbe gilt von allen Divi, die, wie bemerkt, ursprünglich Gauwesen sind. Diese werden den Ariern erst später als Adityas zu- bezw. beigegeben. Ursprünglich sind sie deren Feinde. Feinde sind aber in der Urzeit Fremde. Daher ist das, was vom Standpunkte

der Arier Feind ist, vom Standpunkte der Gobewohner Freund, woraus man es sich zu erklären hat, daß bei dem einen Volke dieselben Wesen den Göttern helfend, bei einem andern dagegen als den Göttern Feind auftraten.

So nahmen beispielsweise im Zend-Avesta der Perser die einzelnen Wesen eine andere Stellung ein, indem dem Ahuramasda (Ormuzd) der Angra-mainyus (Ahriman) entgegensteht, der bei den Indern den Göttern hilft, und Asura (= Ahura) zu den Götterfeinden gehört, Indra (pers. Andra) aber bei den Persern Anhänger des Angra-mainyus ist. Daraus ist ferner zu erklären, daß auch Götter, wie die Vanen bei den skandinavischen Völkern, von andern Göttern (den Asen) zurückgedrängt werden. Solche Erscheinungen können nur durch eine specielle unterscheidende Untersuchung der ursprünglichen Go- von den Ar-Göttern gelöst werden, was selbstverständlich hier nicht der Ort sein kann, da der Zweck meiner Untersuchung das Mythologische nur soweit berührt, als es für meine wirthschaftlichen Verhältnisse unumgänglich nothwendig ist. Ich bin überzeugt, daß eine exacte statistische Untersuchung der mythologischen Thatsachen auf die Kenntniß der Urgeschichte der Völkerbildungen von großem Einflusse sein kann.

Wenn man den Donner mit brüllenden Kühen, die Wolken am Himmel mit Heerden vergleicht und man in den Höhen des Luftreichs Dämonen erblickt, so ist dies nur vom Standorte der unten wohnenden Arier zu verstehen. So sehr die natürlichen Verhältnisse die Phantasie mit belebt haben, so muß man sich doch hüten, das eigentliche Motiv des Mythos in den Naturgewalten zu suchen. Würde es sich in der Gigantensage um eine Schilderung „des Gegensatzes der elementarischen Kräfte der Natur gegenüber der klaren Ordnung und Harmonie des ruhigen Bestandes der Welt" handeln, um „Repräsentation der Finsterniß im Gegensatz zum Lichte", um das Schrecken oder Staunen Erregende am Himmel und auf der Erde, wie wilde Wasser, feuerspeiende Berge und Erdbeben, so würden die Gestalten der Halbgötter, die doch gerade im Vordergrunde des Kampfes stehen, geradezu unverständlich sein.

Die uns verloren gegangenen Beschreibungen des Alterthums haben vielmehr, wie man immerhin noch deutlich erkennen kann, uns in den Giganten die in den Gebirgen hausenden Waldbewohner vorführen wollen, die, wie Alkyoneus, Rinderhirten waren, und mit den in den Niederungen hausenden Ackerbauern, die ihnen, wie Herakles, Rinder entführten, in Kampf geriethen. Hier in den Niederungen unterlagen sie, angeblich vom Blitz getroffen, aber, wie wir bereits erwähnten, von der Hand des in Herakles personificirten Ackerbaues getödtet.

Über die Ableitung und Bedeutung des Wortes γίγας bestehen verschiedene Ansichten; die einen bringen es mit γῆ, Andere mit ΓΑΩ in

Verbindung. Nach der Etym. magn. p. 231, 20 sollen die Γιγάντες παρὰ τὸ ἐκ γῆς εἶναι genannt sein. Dem thatsächlichen Befunde nach kann γίγας nicht zeugerisch bedeuten, sondern Gau-gänger; ich halte für ΓΑΩ die Bedeutung „gehen" für das Ursprüngliche; daraus folgt dann „hervorgehen" und endlich erkennen im Sinne von „erzeugen"; wenigstens entspricht dies dem Entwicklungsgange der Seele von der sinnlichen zur nicht-sinnlichen Verstellung am besten.

Sind die Giganten die Gaubewohner, so sind ihre natürlichen Feinde die Ar- bzw. Mar-bewohner, die Heroen. Letztere werden repräsentirt durch Ares bzw. Mars, der, wie bereits oben erwähnt wurde, nicht sowohl in erster Linie Kriegsgott, sondern, ebenso wie Oden, Ackerbaugott war und zum Kriegsgott erst durch den Kampf mit den Hirtenvölkern wurde, nach deren Besiegung bzw. Unterwerfung er selbstverständlich, wie jeder Sieger, auch Bestandtheile der Besiegten gleichsam in seine Titulatur aufnahm, wie beispielsweise bei den Römern „Silvanus" als Gott der Heerden und Gogänger überhaupt.

Die Giganten sind dasselbe, was im Deutschen die Riesen sind, altf. wriso, ahd. riso verw. mit skr. vrish-an = Mann, aber nicht Mann im Sinne des Ariers, der seßhafte (bleibende maneo) Mann, sondern sein Gegensatz: der wandernde, gehende Hirten-Mann, weshalb das Wort auch zugleich Stier bedeutet. Riese hängt zusammen mit reisen und ist daher sinnverwandt mit γίγας = Gogänger. Die Reisenden oder Riesen sind zudem noch in Begleitung von Vieh. Daß auch die viehzüchtenden Riesen des deutschen Mythos mit den ackerbauenden Marländern wegen Länderbesitzes in Conflikt geriethen, läßt die schon oben erwähnte Stelle noch errathen: „mir hat gemachet ein rise mine huoba zeiner wise.[1]) Denn auch die Hufen- (huoba) Besitzer auf Marland wurden genöthigt, den reisenden bzw. entreisenden Gaubewohnern mit Viehzucht immer mehr Ackerland als Wiese einzuräumen. Und durch diese Nöthigung wurde eben der Verschmelzungsproceß von Ackerbau und Viehzucht allenthalben durchgeführt, so daß die Viehzüchter zur Seßhaftigkeit, die bereits seßhaften Ackerbauer aber zur Viehhaltung genöthigt wurden.

Nur liegen die Thatsachen nicht immer so bequem vor uns, daß wir sie so leichter Hand an der Oberfläche des stillstehenden Gewässers abschöpfen können, weil sie durch eine Menge anderer Gewächse einer späteren Zeit überwuchert worden sind, weshalb man, um in die Tiefe zu gelangen, die mannigfachen Schlingpflanzen erst zu beseitigen hat.

Wir haben schon mehrfach der Person des Herakles gedacht, der ja auch im Gigantenkampfe eine Rolle spielt. Da er wirthschafts- bzw. agrarmythologische Bedeutung hat, so müssen wir seiner noch besonders ge-

[1]) Grimm, Rechtsalterbücher 525 Note.

denken. Denn er ist der Repräsentant des kultorischen Ackerbaues, des Clanwesens, d. h. desjenigen Ackerbaues, welcher Viehzuchtbetrieb in sich aufnimmt. Die Deutung der Gestalt des Herakles gehört bekanntlich zu den schwierigsten in der Mythologie. Sagt doch schon Diodor (IV. 8), daß, wer den Herakles mit der gehörigen Würde behandeln will, mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Schon die zahlreichen Beinamen dieses Heros deuten an, in welch verschiedene Beziehungen ihn die Sage versetzt hat. Auch wenn wir nur an seinen Namen anknüpfen, stoßen wir bereits auf Schwierigkeiten, da ja der Name Hera als der fruchtbaren Göttin des ebenen Landes, mit der Gaea verwechselt, bzw. identificirt wird, obwohl sie Gegensätze sind. Wie sehr bereits den Schriftstellern des Alterthums der von mir scharf betonte Unterschied Beider verloren gegangen war, beweist beispielsweise die Deutung des Namens Erechtheus durch Herodot (VIII. 55): ἐρα-χθων = Ἐρεχθόνιος = ὁ γηγενὴς λεγόμενος, wo doch ganz augenscheinlich Erechtheus nur der Repräsentant des Heralandes ist. Seine Mutter ist Hera bzw. Minerva, welche Zeus einst zu Hephaestos sandte, weil jener über den Scherz des letzteren, welcher für Juno einen goldenen Stuhl gemacht hatte, von dem sie nicht aufstehen konnte, hoch erfreut worden war. Zwischen dem lüsternen Schmied und der jungfräulichen Göttin entspann sich ein Kampf, bei welchem Hephaestos die Hera befruchtete, deren Ergebniß eben Erichthonios war.

Gerade diejenige Thätigkeit, welche den Herkules zu einer besonders interessanten Gestalt macht, nämlich die bekannten zwölf Arbeiten, möchte ich als *solche* betrachtet, ihm nicht zuweisen. Der Sage liegt augenscheinlich die Thatsache zu Grunde, daß Bewohner der Hera in den Dienst der zwölf Männer im Gorod gestellt worden sind. Die Persönlichkeit des Herkules ist nicht sowohl eine dienende, als gebietende, wie es eben die Cultores im Clan den um ihr Haus herumwohnenden Hirten gegenüber sind. Der Repräsentant der herumwohnenden ist Amphitruo, der seine junge Frau Alkmene nicht eher sehen wollte, bevor er nicht die Teleboer (Fernwohnende) besiegt habe. (Es ist die bekannte Erscheinung, wonach bei der Familienheirath der fremde Mann das heimische Hordenweib nicht schon in der Hochzeitsnacht beschläft.[1]) Doch Zeus hatte das jungfräuliche Weib lieb gewonnen, erschien in Amphitruo's Gestalt, dem Helios verbietend, am Himmel zu erscheinen, so daß die Nacht um das Dreifache verlängert wurde. Amphitruo kommt zurück, Alkmene bedeutet ihm, daß er schon bei ihr gewesen sei und der Seher Tiresias klärt dem ersteren das Räthselhafte des Vorfalls auf. Alkmene gebar zwei Knaben, vom Jupiter den Herakles, vom Amphitruo den Iphikles. Doch den ersteren setzte Alkmene aus.

[1]) Vgl. darüber mein Buch „Horde und Familie" S. 140 ff.

Lassen wir seine Jugendgeschichte als für uns unwesentlich bei Seite. Der Mann seiner Mutter bzw. sein (nichthordiger) Vater sandte den Knaben zu seinen Rinderheerden; dort erwuchs er zu riesiger Größe, gewann an Stärke und Muth, weshalb er mit achtzehn Jahren schon den berühmten kythaeronischen Löwen, der unter den Heerden Verwüstungen angerichtet hatte, tödtete. Ganz unverkennbar wird hier gezeigt, wie durch den Verkehr mit Rinderheerden der Sohn der Clanmutter deren Ackerbau stärkte. Auch hatte ihn Amphitruo „im Lenken der Quadriga" unterrichtet, ein Hinweis auf die Viertheilung des Clans durch den Hirtenmann.

Die Kraft des Herkules wird in seiner Keule repräsentirt, welche den „kul"torischen Ackerbau kennzeichnet, welcher eben durch die Verbindung des arischen Ackerbaues mit der Viehzucht bewirkt wurde. Daher ja auch sein Name „Hera-Kles", den man aber bekanntlich als „Ruhmverkünder" deutet (Ἡρακλῆς, ὅτι δ' Ἥραν ἔσχε κλέος). Insofern er als Begründer des Clan betrachtet wird, tritt er auch als Heerdenräuber auf. Doch wird der von ihm bewirkte Raub mit zu den zwölf Arbeiten gerechnet, nämlich als ein Auftrag, die Rinder Geryons, des dreigestaltigen Sohnes des Chrysaor und der Kallirrhoe von der Insel Erytheia zum Eurystheus zu bringen. Hier erschlägt er zuerst den Hund Orthros und den Hirten Eurytion und fing an, Geryons Heerde wegzutreiben. Doch Menötios, der die Heerden weidete, hinterbrachte es dem Geryon; dieser setzte dem Räuber nach, wurde aber von dessen Pfeile durchbohrt.

Insofern jedoch dieser Raub kein besonderes Characteristicum an Herakles ist, gehen wir auf ihn nicht besonders ein, zumal wir alsbald diese Erscheinung an Hermes näher erörtern wollen. Besonders bemerkenswerth ist seine Stellung zu Athene und Here. Erstere ist seine Beschützerin, welche sich unzweifelhaft aus der Stellung erklärt, welche die ursprünglich benachbarten Einzelhöfer, deren Repräsentantin eben Athene d. i. die Eine (odin) ist, den Pfahlbaubewohnern gegenüber, aus denen sich im Clanlande der Clan entwickelte, einnehmen; sie sind beide, wie wir gesehen haben, desselben Ursprungs, nämlich Bewohner des Marlandes. Der Athene in Griechenland entspricht bei den Römern Minerva; es ist nicht leicht, beide Figuren auseinanderzuhalten, weil hier augenscheinlich Übertragungen stattgefunden haben. Ihren Character zu kennzeichnen ist, wie schon oft hervorgehoben wurde, sehr schwer; offenbar wußten die Mythenbildner des Alterthums nicht viel mit ihr anzufangen. Obgleich Göttin der Weisheit, begeht sie arge Thorheiten. Den Männern nicht feind, schenkt sie keinem ihre Liebe; sie erscheint eben als Sonderling, weil sie die Einsame ist. Indem sie ihrer ganzen Haltung nach, wie Athene, diejenige ist, welche den Acker (arvum) allein baut und seßhaft ist, kann ich einer Etymologie „die Geistvolle" (mens = μένος Muth) ebenso wenig zustimmen wie der

von Athene aus ἀσθήνη, die Geistige. Die Athener waren unter den Ariern Griechenlands die Einzelhöfer, dasselbe wie die Asen in Schweden, die später nach der Höhe drangen. Auch Minyas, der König von Böotien, ein Enkel Neptun's und der Vater des Erbauers von Orchomenos war seßhaft in der Ebene, wie denn die Minyer Söhne der Argonauten waren. Desgleichen war Minos, König von Kreta, Richter der Seelen in der Unterwelt. Hier im Ades (Hades), dem am tiefst gelegenen Punkte, wo die Einzelhöfer eben verweilen, ist der Sitz der Manen, die bei den Römern Ähnlichkeit mit den Heroen der Griechen haben.

Auffällig ist die Stellung des Herakles zur Here, die ihm eine eifersüchtige und unversöhnliche Feindin gewesen sein soll. Bei seiner Rückkehr von Troja soll sie z. B. gewaltige Seestürme erzeugt haben, worüber Zeus erzürnt seine Gemahlin vom Olympus herab in der Schwebe aufhing. Zuletzt aber versöhnt sich Herakles mit Here und erhält von ihr deren ewig blühende Tochter Hebe zur Gattin, die ihm den Alexiares und Ariketos gebar. Das eigentliche Motiv, weshalb Hera dem Herakles zürnte, der doch im Gigantenkriege durch seinen tödtlichen Pfeil die Keuschheit der Hera vor einem sehr ungestümen Liebhaber, dem Giganten Porphyrion rettete, ist in den Erzählungen nicht aufzufinden; doch kann man vermuthen, daß ihre Feindschaft aus den Gegensätzen herzuleiten ist, die zwischen den reinen Ariern und den mit Wanderhorden gemischten Ariern eine Zeit lang bestanden haben werden. Denn Herakles stammt aus unebenbürtiger Ehe (Familienheirath) und ist Auswärtiger, was die Sage erzeugt, er sei nicht in Argos, sondern in Theben geboren. Auch die Schlangen (Aed Slane) bedrohen schon den Säugling.

Was nun Hera selbst betrifft, so wird sie, wie bereits bemerkt, mit Gaea verwechselt, weshalb ihr Name mehr und mehr zurücktritt, an dessen Stelle insbesondere Juno erscheint; aber diese Person ist eigentlich nur ein Theil der Mischbewohner der Ebene, nämlich der am Wasser Wohnenden. Als solche ist sie ursprünglich Vina und ihrem Grundmerkmal nach identisch mit der altitalischen Venilia und der Venus. Venilia erscheint bald als Geliebte des Neptun, bald als Gemahlin des Janus, ersterer ist ihr hordenverwandt, dieser ein fremder Ringbewohner. Venus, die Schaumgeborene (Aphrodite), entstammt dem Meere, angeblich aus den dem Uranos geraubten Theilen, die Saturn ins Meer warf; bekanntlich ist sie von Praxiteles als Schifferin dargestellt worden. Jene Theile sind eben Theile der Gesammt-Hera, von der Vina nur ein Glied ist. Indem Vina zur Gemahlin des Jus (Jovis, Djus) wird, ist sie eben Juno d. i. Jo-vina (Djuno). Insofern Jus (Zeus) der entgegengesetzte Ortpunkt, nämlich das Höchstland ist, Vina aber am Wasser wohnt, ist ihre Verbindung als eine heterogenhordige anfangs nur Familienheirath; erst später wird das

Band geheiligt (ἱερος γαμος) und daraus eine Geschwisterehe gemacht, weshalb Zeus und Juno bzw. Here zu Geschwistern werden.

Vor ihrer Bekanntschaft mit Zeus wandelte Hera jedoch allein, ohne Begleitung. In der gegenseitigen Vermählung beider wird der Vermischungsproceß der Gebirgsbewohner mit denen der Ebene zur Darstellung gebracht, weshalb ihr auf Samos (sam = sammt) die älteste und größte Verehrung zu Theil wurde. Daraus entwickelt sich die bekannte Sage von ihrem Bilde bei den Samiern, das in seiner späteren Ausschmückung für uns hier kein Interesse hat. Die Samier behaupteten, sie sei bei ihnen geboren und früher πάρθενος d. i. Jungfrau gewesen. Lange hatte Zeus sich um ihre Gunst vergeblich bemüht; da erregte er plötzlich einen heftigen, von Platzregen begleiteten Sturm und nöthigte die luftwandelnde Göttin sich auf der Bergspitze, Prone, niederzulassen; er selbst verwandelte sich in einen Kukuk und setzte sich ihr gegenüber auf die andere Spitze. Da fliegt zu der in Gedanken versunkenen jungfräulichen Here der Kukuk und fleht, sie umflatternd, um Schutz gegen das Wetter. Sie kommt zu sich selbst, empfindet Mitleid gegen das Thierchen und erwärmt es, nichts Arges ahnend, an ihrem Busen. Der Verwandelte hat seinen Zweck erreicht, nimmt seine Gestalt wieder an, beschwichtigt alle ihr Herz bestürmenden Zweifel, besonders die Furcht vor ihren Eltern, durch das Versprechen, sie zu ehelichen, täuscht sie, δυσωπουμένος τὴν ἠγαπωμένην und sie gebiert einen Sohn.

Diese Sage, der die Verbreitung der Herabewohner nach dem Höhenlande zu Grunde liegt, verkörpert uns in einem schönen Bilde den Vermählungsproceß der Gohorden mit den Marhorden, der anfänglich in betrügerischer Absicht vollführt wurde, indem nicht Ehen, sondern Heirathen geschlossen wurden, in deren Gefolge zunächst außereheliche Kinder entstanden. Wie ich schon hervorgehoben habe, wird die Familienheirath mit der Hordenehe später verschmolzen, weshalb wir auch im Verhältniß des Zeus zur Hera drei Stadien zu unterscheiden haben: im Geheimen zur Jungfrau (παρθενία), nicht geheim zum gekürten Kebsweib (κουριδίη ἄλοχος) und öffentlich destinirt zur vollendeten Ehefrau (τελεία). Unter dem Parthenon (παρθενών) haben wir ursprünglich das Hordenhaus der Jünglinge und Jungfrauen zu verstehen, dasselbe, was die Sabbha ist, nämlich das Langhaus der Barden, eine weit verbreitete Bezeichnung für Brüderschaft. Auch „Pharao" bedeutet (nach Steinthal, Zeitschr. f. Völkerpsych. 18, S. 217) eigentlich „großes Haus", und augenscheinlich ist auch die Potiphar nur eine Herrin (pot in δες-πότ-ης) in jenem Langhause gewesen.

Doch wenden wir uns speciell noch der Stellung der Viehzüchter den Ackerbauern gegenüber zu. Treiben die Bewohner der Gäa — abgesehen vom gewerblichen Leben, dessen mythologische Figuren ich in einer

andern Schrift zu schildern habe, Viehzucht und die Bewohner der Hera Ackerbau, so muß, wenn die letzteren von jenen, wie wir an den Indern sahen, in die Enge getrieben wurden, der Wunsch nach Vieh und das Streben nach den Höhen eintreten, und anderseits müssen die Gauwohner jene zu verdrängen suchen.

Der Repräsentant der Vertreiber der Viehräuber ist in der griechischen Mythologie Apollon. Sein Name Lykegenes (Λυκηγενής, Λυκαῖος) wird bekanntlich entweder so gedeutet, Apollon sei Lykischen Ursprungs, oder auch so, er sei der Lichtgott (von Λύκη, lux, das Licht). Am liebsten würde ich das Wort mit Lohländler (Lohmann) wiedergeben, doch da Hain identisch mit Loh ist, so übersetze ich das Wort mit „Hainentstammt", wie ich denn auch unter Lykiern nur Hain- oder Waldbewohner (Lukumanen) verstehe. Unter Hain (Loh) begreift man den gelichteten Wald, d. h. einen Hag, der durch Baum„hau" hergestellt ist; dasselbe bedeutet auch lucus (skr. lôka, lit. lauka, ahd. lôh). Durch das Fällen der Bäume entsteht eben die Lichtung, d. i. die vom Unterholz gereinigte (φοιβάω, φοιβάζω) Stelle (φοῖβος), weshalb Phoebus (Φοῖβος) ganz dasselbe ausdrückt, wie Lykaios. In dem auch von Wölfen (λύκος) besuchten Hain, dessen Bewohner sich in Wolfsfelle kleiden, indem sie zugleich den Wolfskopf helmartig (λυκεία = Helm aus Wolfsleder) über ihren eigenen Kopf ziehen, und die deshalb den Bewohnern der Ebene Veranlassung zu der Sage vom Wärwolf (λυκάνθρωπος) oder Wolfsmenschen wurden, ist der Sitz der Rinderhirten, bzw. der Viehzüchter überhaupt. Es ist deshalb der Phoebus oder Lykegenes der Repräsentant des heerdenbesitzenden Waldbewohners. Es wird zum Apollon dadurch, daß er die rinderbegehrenden Arier der Niederung bei ihrem Viehdiebstahl vertreibt. Apollon ist nicht sowohl abzuleiten von ἀπ-όλω = ὄλλυμι vernichten im Sinne dessen, „der Dunkelheit oder Übel vernichtet" und dadurch Licht hervorruft; er hat vielmehr seinen Namen von ἀπέλλω (aus äol. ἀπ-ϝέλλω) = ich vertreibe, was sinngleich ist mit ϝέργω = ich wehre ab, weshalb Apollon auch der ἐκάεργος ist. Apollon ist der Gott der nomadisirenden Hirten und ist als solcher Nomios; er wird später auch in den Städten verehrt, die er mit festen schützenden Mauern (vergl. das oben S. 361 ff. über die puru Gesagte) gebaut haben soll, wo man für ihn Tempel, meist Altäre und geheiligte Haine anlegte und ihn sogar mit dem Sonnengott verwechselte und verschmolz.

Für uns hat nur der urzeitliche Apollon Interesse, d. h. in seiner Eigenschaft als heerdenbesitzender Hainbewohner, als Lykegenes, der auf dem rauhen Lande (γῆρας = runzeliges Land, woraus die Andeutung des runzeligen Aussehens der Haut der Greise, Alter sowie die Haut selbst) wohnt. Von diesen (steinigen) Rauhen „raunt", d. h. erschallt das Ge-

brülle des Viehes (γηρ-ύω brülle, schreie, blöke) zur Ebene hinab. Dieses Gesammtbild wird personificirt in Geryon, Geryones oder Geryoneus. Dieser Riese hatte einen aus drei Männern zusammengesetzten Körper, sein Leib theilte sich nämlich von der Gegend des Magens nach oben und unten in drei Theile, so daß er sechs Füße, sechs Hände und drei Köpfe hatte; — augenscheinlich ein aus dem in drei Theile zerfallenden Viertelkreis der Viehzüchter entstandenen Mysticismus. Wie wir schon oben sahen, raubte Herakles die Rinder des Geryon. Doch wollen wir an Stelle dieses Heerdenräubers lieber die Figur des Hermes heranziehen.

Auch eine Gestalt wie Hermes, kann nicht durch die Summe ihrer Merkmale, sondern vorerst nur in ihrem Grundmerkmal gedeutet werden. Man urtheilt zu schnell, wenn man ihn, mit dem römischen Merkur identificirend, ohne Weiteres zum Vorsteher des Handels und Verkehrs erhebt und ihn alsbald zum Gott der Diebe und Kaufleute macht. Gewiß haben Hermes und Merkur gemeinsame, aber auch sehr verschiedene Merkmale, die man bei der Vergleichung nicht außer Acht lassen darf. Darüber, daß man z. B. den Hermes auch in Aegypten als Repräsentanten des Handels verehrt habe, sind keine deutlichen Spuren vorhanden; vielmehr repräsentirt er hier die niedere fruchtbare Erde und die Fruchtbarkeit selbst. Der Schildkröte, welche bei den Nilüberschwemmungen der Vorbote des wichtigsten Ereignisses für Aegypten ist (Aelian. hist. animal V. 52), legt er eine besondere Bedeutung bei. Bleibt die Nilflut in der Frühlingsgleiche aus, so entsteht ein furchtbarer Weltbrand (ἐκπύρωσις) d. h. eine Austrocknung; auch schreibt man ihm in Ägypten die Anpflanzung des Ölbaumes zu, wodurch er als befruchtende und erfreuende Gottheit erscheint. Desgleichen ist der griechische Hermes Gott der Fruchtbarkeit, dem — zur Erinnerung an die große verheerende Fluth — die aus ihr Geretteten für die in derselben Umgekommenen im alten Athen im Monat Anthesterion (dem röm. Februar und März) allerlei Samen in Töpfen (χυτρας πανσπερμας) als Sühnopfer brachten.

Als Sohn der Maja, die in einsamer schattiger Grotte fern von den Göttern wohnte, geboren, wird er in dem bekannten Hymnos Homers „εἰς Ερμην" geschildert:

Ihn gebar der Morgen, am Mittag spielt' er die Lyra,
Und am Abend stahl er die Rinder Phöbos Apollons.
Als er sich los gerissen hatte vom Leibe der Mutter,
Konnt' ihn nicht halten die viert' Stund' in der heiligen Wiege,
Plötzlich sprang er empor und suchte die Rinder Apollons.

Wie die Mythographen in Bezug auf diese Sage in einzelnen Zügen von einander abweichen, dies hier vorzuführen ist nicht unsere Aufgabe; uns genügt die Thatsache, daß Hermes, ähnlich wie Hercules, zum Vieh-

räuber wird. Wäre er nicht ein Repräsentant der ackerbautreibenden Bewohner der Hera, sondern der Viehzüchter, so würde er nicht schon kurz nach seiner Geburt der „listige Rinderentführer" geworden sein. Macht ihn der Mythos auch zum Aufseher der Heerden und läßt ihn den Hirtenstab vom Apollon erhalten, so muß diese Sage als spätere betrachtet werden, weil sie nur entstanden sein kann mit Hülfe von Zwischengliedern aus andern Sagen. Diese liegen in seiner vermittelnden Stellung zwischen den „Mar"bewohnern und den „Ring"bewohnern der Gäa, weshalb ihn die römische Sage „Mer"="Curius" nennt; denn an der Grenze (margo) spielte sich in primitiven Zeiten der Handel, der Markt ab. Deshalb erkennen ihn die Griechen und Römer als Gott des Denkens und Redens, weil eben Tauschen und Handeln theils Erwägen (skr. març-), theils Sprachverkehr, bzw. Verkehrssprache voraussetzt. Aus Raub entsteht Tausch. Da Tauschen Täuschen im Gefolge hat, wird Hermes als ein listiger, betrügerischer, räuberischer und selbst meineidiger Gott vorzüglich in Homer's Hymnus geschildert, zufolge dessen auch Platon im Kratilus als Hauptmerkmal aufführt: το κλωπικον τε και το απατηλον εν λογοις, και το αγορατικον.

Weil eben Hermes der Vermittler der heterogenen Völker, darunter auch der Ackerbauer und Hirten wird und ihre beiderseitigen Interessen vertritt, erhält er von Apollon den Hirtenstab, der aber zugleich auch zum Handelsstab und zum Heroldsstab (κηρυκειον) wird. Wenn Hermes von seiner Geliebten Palaestra, einer Tochter des Königs Chörilus, in vertraulicher Stunde die von ihren Brüdern geübte Ringkunst erlernt (Virg. Aen. VII. 138), so deutet dies ebenfalls darauf hin, daß er, da der Choros ein Characteristicum der Ringbewohner der Gäa ist, den Niederungen entstammt, wo der arische Ackerbau getrieben wird. Hier herrscht nicht der Rundtanz, sondern der Wechsel-Reihentanz und die Kampfreihe. Hermes ist ein Repräsentant des Ackerbaues. Da dieser aber überall genöthigt wird, zur Viehzucht überzugehen, wenn die Viehzüchter ihn in die Enge treiben, so ist der Heerdenraub die nothwendige Folge dieses Umstandes.

Sind Mythen auf Begebenheiten zurückzuführen, die nur in dunkeler Erinnerung sich erhalten haben, so sind vorerst diese Begebenheiten zu reconstruiren; und beruht der Ausbau der Mythen auf Deutungen der letzteren, so müssen diese Deutungen zunächst entfernt werden. Insofern nun Mythen durch die Sprache übermittelt werden, nicht Alle aber von Denjenigen, denen man sie überbringt, wegen der inzwischen eingetretenen Veränderung der Sprache diese Sprache verstehen, so ist es nicht statthaft, mittels einer viel vervollkommneteren, beispielsweise der uns überkommenen griechischen Sprache der Klassiker, die mythischen Ausdrücke zu deuten. Vielmehr muß umgekehrt aus dem den Mythen zu Grunde liegenden

Sachverhalt, der nur aus dem Zusammenhang der in der einheitlichen Vielheit aller Erscheinungen des Völkerlebens enthaltenen reinen Thatsachenmerkmale festzustellen ist, die Bedeutung der mythischen Wörter erforscht werden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach beruht die Sage vom Austausch der Lyra gegen Vieh, wie so häufig in der Mythologie, auf einer sprachlichen Mystik. Bewegen wir uns nicht im Wolkenkukuksheim, sondern auf dem Boden des wirklichen Lebens und behalten wir im Auge, daß der Ackerbauer mangels anderer Tauschäquivalente für Vieh ursprünglich nur ebenes Land hingeben konnte, so können wir uns der Erkenntniß des Sachverhaltes nähern. Im Gefolge der Hordenvermischung steht die Sprachenvermischung, und diese schließt nicht blos einen Bedeutungswechsel, sondern auch ein Verschwinden von Wörtern in sich. In der lateinischen Sprache bedeutet lira die zwischen zwei Furchen aufgeworfene Erde, das Ackerbeet (Cels. 2, 4, 8) und bei Homer (Od. 7, 123) hat in λευρῷ ἐνὶ χώρῳ das λευρός die Bedeutung eben; es wird verdrängt durch λεῖος.

Der ganzen Sachlage nach kann die Heimath des Hermes nur die feuchte Niederung gewesen sein, da, wo auch die Okeanide Liriope zu Hause war, nämlich am Wasser, speciell auf dem zerklüfteten (Scheeren-) Lande, wo wir das viertheilige, in Form einer Art Hochäcker geebnete Land antreffen, das nicht gerade nur dem Getreide-, sondern je nach den Bedingungen dem Obst- und Weinbau diente. Da dieses Land durch einen Kreuzweg in vier Äcker getheilt ist, auf welchem, wenn sie nicht zur Wegepflasterung ausgebreitet worden waren, große Haufen dem Ackerlande entnommener Steine lagen, so fand die Mystik hier verschiedene Anknüpfungspunkte. Die Steinhaufen sind eine verbreitete Erscheinung, und die mystische Sitte, ihnen neue Steine zuzuwerfen, in ihrem Ursprung zu erkennen, fällt dem nicht schwer, der die kindliche Seele begreift und beispielsweise beobachtet hat, wie sich der Knabe unwillkürlich einen Schneeball zurecht macht, um einem bereits erhöhten Schneehaufen seinen Theil hinzuzufügen. Diese Sitte des Steinwerfens hat sich auch in Griechenland (nach Theophr. Char. 16), besonders an den Kreuzwegen lange erhalten; nur erlangt sie hier noch eine andere Bedeutung. Es wurden nämlich in solchen Haufen zugleich Pfeiler von Holz oder Stein aufgerichtet, die man mit dem männlichen Geschlechtstheil bzw. auch mit Bildnissen von Göttern versah.[1])

[1]) Daß Hermes ein arischer d. i. ein Ackerbau-Gott war, erkennt man auch aus dem Hermares der Skythen, bei dem wir die analoge Erscheinung, nämlich des Errichtens von Ackerbeeten, wie auf dem Scheerenlande, finden. So erzählt Herodot (IV. 62): „In jedem Bezirk haben die Skythen dem Ares ein Heiligthum errichtet, nämlich einen großen Hügel von Reißbündeln, welcher vier Seiten

Die Verwendung der Steine zum Wegebau ist in der Entwickelungsreihe das Spätere; beides besteht aber nebeneinander, woraus es sich erklärt, daß auch die Mystik bei Hermes an beides anknüpft[1]). Die Steinhaufen führen zu den sog. Hermen, denen man eine viereckige Gestalt giebt (Thuk. 6, 27. εἰσὶ δὲ κατὰ τὸ ἐπαχώριον ἡ τετράγωνος ἐργασία πολλοί u. s. w. vergl. mit Paus. 4. 33, 4 Ἀθηναίων γὰρ τό σχῆμα τὸ τετράγωνόν ἐστιν τοῖς Ἑρμαῖς u. s. w.); eine Erscheinung, deren Mystik nur auf die vierfelderige Lira (λευρὸς χῶρος) zurückgeführt werden kann. Lira-Land ist das von Steinen befreite Land; denn λευρὸς χῶρος ist identisch mit χῶρος λεῖος πετράων (Hom. Od. 5, 443) und dor. λεύς = λᾶς (Stein). Nach Diodorus Siculus (3, 16) war die Lyra ursprünglich vierſaitig, nach Anderen ſiebenſaitig; letzteres könnte nur durch die ſieben Kämpe in der Gewanne veranlaßt worden ſein. Doch ergiebt der Zuſammenhang, daß ſie vierſaitig geweſen ſein muß, da dem Hermes die Vier heilig iſt. Am vierten Monatstage geboren, wurde ihm in Athen an jedem vierten Monatstage geopfert, und in Argos führt der vierte Monat ſeinen Namen; auch „konnt' ihn nicht halten die viert' Stund in der heiligen Wiege." Inwiefern die Schildkröte (χελώνη) zur Myſtik der aus ihr angefertigten Lyra geführt haben kann, dürfte ſich möglicher Weiſe aus der Behauſung der Scheerenbewohner ableiten laſſen. Bekanntlich bedeutet χελώνη auch ein aus vier Balken beſtehendes Gerüſt, an welchen die beiden Seitenhölzer am Ende gebogen ſind, ſo daß es (abgeſehen von ſeiner Eigenſchaft als Erſtürmungswerkzeug) in ſeiner ſchiffsförmigen Ueberdachung der Schildkrötenſchale ähnlich iſt. Auch im Lateiniſchen bezeichnet testa ein überwölbtes Gehäuſe, das in umgekehrter Form als Scherbe, bzw. Geſchirr-Schale benutzt wurde; testudo die Schildkröte erhielt davon ihren Namen. Bis zu ſeiner Begegnung mit Hermes hatte Apollon dem Mythos zufolge nur die Hirtenflöte gekannt und Hermes benutzte zu ſeinem eigenen Gebrauch die Syrinx (σῦριγξ), das Schilfrohr, das nur am Waſſer wächſt und deſſen ſireniſcher Geſang ebenfalls nur auf dem Scheerenlande vernehmbar iſt.

Wenn alſo Hermes für die Rinder des Apollon dieſem friſch grünendes (χλωρόν) bzw. offenes (λωρόν) und ebenes (λευρόν) Land, d. h. ein Ackerbeet (liram) dafür hingiebt, ſo wiederholt ſich hier eine Erſcheinung,

---

hat und oben eine viereckige ebene Fläche. Jedes Jahr machen ſie dieſen Hügel neu, weil er durch die Witterung immer wieder zuſammenſchwindet." Es handelt ſich hierbei nicht um eine Pyramide, ſondern um ein Ackerbeet.

[1]) Da die mancherwärts zur Pflaſterung der Kreuzwege benutzten Steinhaufen, durch deren Verwendung Hermes auch „ἐνόδιος", Schutzgeiſt der Wege wird, beſſer in einer Urgeſchichte des Handelsverkehrs zur Beſprechung kommt, ſo begnüge ich mich mit einer bloßen Andeutung.

die wir auf der ganzen Erde, wo arische Ackerbauer mit Viehzüchtern zusammengekommen sind, beobachten können. Nur müssen wir dabei im Auge behalten, daß die viersaitige Lyra, d. h. die Vierfeldereintheilung die Folge der Versöhnung zwischen Hermes und Apollon ist, die beide dem Mythos zufolge unzertrennliche Freunde und ein Brüderpaar wurden, das sich gegenseitig in allen Dingen hilft und vertritt.

Wie ganz anders aber wird dieser Mythos in der Regel erklärt! Bekanntlich wird der Sage zufolge Hermes zum Olymp gebracht und hier vor Zeus des Diebstahls angeklagt. Hermes leugnet die That, vermag aber nicht Zeus zu überzeugen und bequemt sich endlich, Apollon das geraubte Gut zurückzugeben, bei welcher Gelegenheit er diesem die von ihm erfundene, aus einer Schildkröte angefertigte Lyra zeigt, über deren Töne Apollon so entzückt wird, daß er sie gegen die Heerden eintauscht, die nunmehr rechtmäßiges Eigenthum des Hermes werden. Der thatsächliche Befund dieser Sage ergiebt also, daß auch der Repräsentant des Ackerbaues Viehzüchter wird und zwar auf dem ehrlichen Wege des Tausches. Dieser Mythus wird dagegen von Forchhammer (Hellenen S. 70) und Andern so gedeutet: die Rinderheerden seien Wolken, die durch Regen (Hermes) auf die Erde (die Höhle) herabgefallen, als Dunst emporgestiegen (zurückgegeben worden) seien, wobei die Erfindung der Lyra von der, durch die auf einer Schildkrötenschaale fallenden und einen Klang verursachenden Regentropfen erfolgt sei. Diese Erklärung hat so viel Beifall gefunden, daß man den gleichen Mythus auch bei andern Völkern (z. B. durch Kuhn für den altindischen Heerdenraub) in ähnlicher Weise deutet.

Mir will scheinen, daß zuallernächst die realen Verhältnisse eines Heerdenraubes in der menschlichen Vorstellung vorhanden sein mußten, bevor man sie mit den Wolken vergleichen konnte. Das Reale ist der gegenseitige Raub und Rückraub. Die natürliche Heimath der Heerden und besonders der schwertretenden Rinder ist das waldreiche bergige Land (γη), nicht das sumpfige Marland; letzteres ist das natürliche Ackerland und die Urheimath des Getreides. Heerden können hierher höchstens besuchsweise gekommen sein und mußten, wenn dies der Fall war, von Seiten der Ackerbauer, wenn sie deren Fluren schädigten, solange vertrieben werden, bis man ihren Nutzen erkannte; dies konnte erst bei Begegnung der Viehzüchter entstehen. Bis dahin war das Vieh ein Schädling, den man verjagte oder erjagte, um ihn zu tödten.

So wie Here, Hercules und Hermes, so gehörte auch Ares dem niederen Marschlande an und war seinem Ursprunge nach der göttliche Repräsentant der Ackerbauer. Und eben weil der Ackerbau den geographischen Bedingungen gemäß bei den Römern mehr als bei den Griechen im Vordergrunde steht. tritt die Gestalt des römischen Mars viel stärker her-

vor als der Ares bei den Griechen; und zugleich erklärt es sich, daß er bei den letzteren in älterer Zeit eine bedeutendere Rolle gespielt zu haben scheint, da er in der Mythologie viel häufiger vorkommt als im Kultus. In der Ilias Homers greift er handelnd ein; in der Odyssee wird er nur beiläufig oder in Episoden erwähnt. Bekanntlich spielt in Griechenland der Ackerbau in späterer Zeit nicht die gleiche Rolle, wie in Rom, weil sich dort das aus den gewerblichen Gentes entsprungene Leben in seiner reichen Mannigfaltigkeit hervordrängt. Aus dem letzteren finden wir auch noch die Erklärung, warum der Character dieses Gottes bei Griechen und Römern verschieden ist. Bei den Römern lenkt er mit seinen Augen die Schlachten von ferne, bei den Griechen mischt er sich blutdürstig in das Getümmel der Feldschlacht und erscheint viel roher und wilder gegenüber den feiner und zarter gebildeten übrigen Göttern, als der römische Mars. Das erklärt eben das Vordrängen der Anschauungen der Wanderhorden (Gentes), denen der Ares ursprünglich nicht zugehört, weil er eben der Gott der Arier im Sinne der aratores ist. Insofern er als Sohn der Here mit dem Zeus erklärt wird, ist der Verschmelzungsproceß der beiden Völkerelemente vollzogen, und wo dies, wie bei den trakischen Völkerschaften, der Fall ist, bringt man ihm, als dem Vollstrecker des Processes, in Erinnerung an die ursprünglich menschenmordenden Zustände blutige Menschenopfer, deren Darbringung, weil man den Grund ihrer Entstehung nicht kennt, ihrerseits wieder in der Anschauung jener Völker den Ares als einen grausamen, blutdürstig mordenden, selbst in den Eingeweiden der Feinde wühlenden Gott hervorrufen muß, während er doch in seiner Grundeigenschaft der friedliche Bewohner der Ebene ist.

Wollten wir alle mythologischen Gestalten theils der Bewohner der Hera, theils derjenigen der Gäa im Einzelnen aufführen, so würden wir weit über den Rahmen einer Theorie hinausgreifen. Auch würden wir schon um des willen eines zu großen Raumes bedürfen, weil die beiden Hauptgestalten bereits im Alterthum mit einander verwechselt worden sind, als sich die Theogonie des Mythenstoffes zu bemächtigen begann. Wollte ich beider, der Hera und Gäa, Vermählungen mit entgegengesetzten Gestalten hier reconstruiren und in jedem einzelnen Falle zeigen, ob Hera oder Gäa in Betracht kommt, so könnte dies nur in einer sehr breiten Form geschehen. Obgleich L. Laistner[1]), der wohl erkannt hat, „daß Hera nicht von Anbeginn die Gemahlin des Herrschers im Donnergewölk war", die richtige Bemerkung macht, „der Name Hera klinge wie ein Femininum zu Heros", wird er doch zu Äußerungen geführt, wie beispielsweise „Dione, die in Dodona für die Frau des Zeus galt, sei identisch mit

[1]) L. Laistner, Das Räthsel der Sphinx, Grundzüge einer Mythologie I. Berlin 1889. S. 258 ff.

Hera", weil ihm eben der Unterschied von Hera und Gäa fehlt. Gäa vermählt sich mit Personen des Unterlandes, wie z. B. mit Pontus, wogegen Hera mit Wesen des Oberlandes eine Vermischung eingeht. Und was von beiden Hauptrepräsentanten gilt, gilt zugleich von allen übrigen Personen, die zu ihnen in Beziehung stehen. Wegen der größeren Verschiedenheit der Wanderhorden gegenüber den seßhaften Horden sind der oberen Götter mehrere. Die Erklärung wird nur dadurch complicirt, daß Götter der Unterwelt durch den Vermählungsproceß zu himmlischen Göttern gemacht werden. Es wird sich für mich in der Urgeschichte der Gewerbe und des Handels später Gelegenheit bieten, noch etwas näher darauf einzugehen. Hier haben wir es allein mit Ackerbau und Viehzucht zu thun, in Bezug auf deren Gegensätze ich nur noch einiger Einzelheiten gedenken will, die uns, wenn auch nicht, wie im Kampfe der Heroen mit den Giganten, in so großartig greifbarer Form den Kampf der Hera mit der Gäa, doch im Kleinen die Bewegungen veranschaulichen können, welche bei beiden Theilen durch ihre gegenseitige Berührung erzeugt worden. Diese Vielerleiheit von Gestalten mit gleichwohl einheitlichem Grundmerkmal ist aber ein Beweis dafür, daß die später in Erscheinung tretenden historischen Gebilde aus einer Buntheit kleinerer Gebilde hervorgegangen sind.

Wie verschleiert die Person der Hera schon im Alterthum war, beweist ihre Stellung zu Io, die als ärgste Feindin der Hera angesehen wird. Wären die Griechen ein abgezweigter Volksstamm der „ungetrennten Indogermanen" gewesen und hätten sie als solcher eine einheitliche Sprache gehabt, so würde man das Verhältniß der Hera zur Io anders aufgefaßt, bzw. den dem Mythos zu Grunde liegenden Sachverhalt anders gedeutet und ausgebaut haben. Mir will scheinen, daß eine Durchforschung der Mythen in ihren reinen Thatsachenmerkmalen den philologischen Vertretern der Hypothese vorhistorischer Lautgesetze manche wünschenswerthe Auskunft bieten dürfte, wogegen eine Deutung mythischer Personen aus den Wortformen der fertigen Sprache schon deshalb zu keinem Ziele führen kann, weil die Mystik zum Umbaue und zur Ausgestaltung der Mythen eben an Worte anknüpft, deren frühere Bedeutung verloren gegangen war. Meiner Ansicht nach kann Io ihrem Grundmerkmal nach nichts anders als Gäa, d. i. die Wandernde, die Gehende sein.

Wohl wird Io der Sage nach vom Zeus geliebt, der in einer Wolke sich ihr naht, aber von seiner Schwester-Gattin Juno überrascht Io in eine weiße Kuh verwandelt und jener gegenüber seine Verbindung mit Io ableugnet. Nun ist aber die Kuh (io = go) Repräsentantin der Gäa bzw. der Viehzucht und diese der Gegensatz der Hera bzw. des Ackerbaues. Juno ist keineswegs identisch mit Hera, vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, die geheirathete Vina des Dius, während

Hera schlechthin Jungfrau ist. Dius wird selbst erst dadurch zum Dius pater, daß die Familienheirath mit Hera in eine Horden-Ehe verwandelt wird. Die den ganzen bekannten Erdboden durchwandernde Jo ist ein Sinnbild der viehzüchtenden Wanderhorde. Nur so aufgefaßt erhält alsdann die sich weiter daran knüpfende Sage, der Flußgott Inachos habe (seine Tochter) Jo nach Argos eingeführt, einen Sinn.

Die Gestalt des Inachos ist, wie wir bereits gesehen haben, eine gemischte. Seiner Abstammung nach gehört er dem Fluß an und wird als vormaliger Ackerbauer Viehzüchter, nachdem er mit Jo, die zu ihm an die Küste kam, bekannt geworden war. Ein anderer Mythos drückt diese Thatsache auch so aus: Jo-kastes sei nach Italien gekommen und König der Küstenländer in der Gegend von Rhegium geworden. Das will besagen, daß die Wanderkaste die Ebene zu beherrschen beginnt. Infolge dessen geht nunmehr Inachos hinauf in das rodbare Waldland oder Clanland, wo er eigentlich erst zum Inachos wird. Die imposanteste Gestalt dieses Landes ist, wie wir gesehen haben, Herakles, von dessen Stiefbruder Iphikles Jo-laos d. i. das Wandervolk, bzw. das Volk mit den Kühen abstammt. Eben deshalb finden wir auch den Jolaos bei vielen Gelegenheiten, die ich als bekannt voraussetze, in der Begleitung des Herkules.

Das Vorstehende ergiebt, wie auch in der griechischen Mythologie der ganz naturgemäße *wirthschaftliche Vorgang*, den ich an den irländischen Verhältnissen zu illustriren versucht habe, noch zu erkennen ist, daß nämlich die bisher nur Ackerbau ohne Viehzucht treibenden Ebenen mit Viehzüchtern überschwemmt wurden, infolge dessen die Bewohner des Marlandes, insbesondere die Einzelhöfer nach ihrer Bekanntschaft mit der Viehzucht nach dem Gebirgsland ziehen mußten. Kreusa und ihr Vater, der König von Athen, Erechtheus, sind Repräsentanten der Ebene. In erstere verliebte sich einst Apollo, als sie zu ihm in den Tempel kam. Seine Liebe erwidernd, schenkte sie ihm den Jon, den berühmten Stammvater der Jonier. Daß sie das Kind in einem Kästchen aussetzte, war natürlich, weil es eben kein Hordenkind war; doch diese Verhältnisse sowie sein Verhältniß zu seiner Mutter Gatten Xuthos, der ihn an Kindesstatt annahm, sind uns schon in Hinsicht auf die abweichenden Berichte gegenstandslos. Daß die Jonier auf der Ebene zur Herrschaft kamen, ist in ihrer Ausbreitung daselbst begründet.

Dieselben Horden, denen wir bei den arischen Ackerbauern des niederen Landes begegneten, treffen wir auch als Personen in der Mythologie an, die sich bei verschiedenen Völkern wegen der in gleicher Weise aufgenöthigten Vorstellungen ähnlich wieder finden, ohne daß wir an Entlehnungen zu denken haben. Erst bei der dichterischen Gestaltung können Übertragungen

ſtattgefunden brauchen. Aber trotz der vielfachen Übereinſtimmungen ſind doch auch große Verſchiedenheiten zu erkennen, die in der vergleichenden Mythologie ihre Berückſichtigung finden müſſen. Werden wir erſt einmal erkannt haben, daß jedes große Volk ſeine nationale Eigenthümlichkeit ſeinem eigenartigen Miſchungsproceß verdankt, ſo werden wir zugleich auch ſehen, daß es ſeine eigene Mythologie hat, die um ſo geſtaltenreicher iſt und ſein muß, je mannigfaltiger die Gegenſätze waren, die ſich berührten. Doch nicht überall haben dieſelben in der Mythologie ihren Ausdruck gefunden, weil ja bisweilen auch (z. B. durch große Eroberungen oder durch das Auftreten des Chriſtenthums) die Bedingungen zur weiteren Ausbildung fehlten.

Wir haben unter der Bezeichnung Aed oder Ad (S. 169) der Einzelhöfer gedacht. Wohl Jedem ſind die Feſte der Adonien in Griechenland bekannt, welche dem Adonis zu Ehren gefeiert wurden. Bekanntlich weichen die Mythographen in ihren Angaben über Adonis, ſowohl in Hinſicht ſeiner Eltern als auch des ganzen Verlaufs ſeiner Geſchichte von einander ab; ich ſetze dies als bekannt voraus und deute ſeine Erſcheinnng wie folgt. Adonis iſt der Eine, d. i. der Einzelbewohner; ſeine Mutter iſt Myrrha d. i. das Einheitshaus auf morigem Land, von dem eben die Einzelbewohner abſtammen, indem ja marea eine Bezeichnung für die Arche iſt. Myrrha war der Sage nach ſehr ſchön, hielt ſich aber für ſchöner als Venus, d. i. als die am Waſſer gelegene Gewanne. Denn wie wir ſchon oben ſahen, ſind die beiden Schweſtern Morana und Venilia Concurrentinen der Ebene. Aus einem Myrrhenbaum trat Adonis hervor; Venus barg den Knaben in einem Käſtchen und übergab ihn der Perſephone (Proſerpina, der Tochter der Ceres), alſo einer Repräſentantin des Ackerbaues, zur Aufbewahrung, welche jedoch die Rückerſtattung des Jünglings verweigerte. Zeus aber, der Repräſentant der Gäa, entſchied dahin, daß beide Göttinen ſich in ſeinen Beſitz theilen ſollten, infolge deſſen Adonis acht Monate auf der Oberwelt und vier bei Proſerpina zubrachte. Mars ward eiferſüchtig auf ihn und ſandte dem jagdluſtigen jungen Helden (der Sage nach auf dem Libanon) einen Eber zu, den dieſer zwar tödtete, aber doch verwundet wurde. Wie Perſephone ſelbſt, die urſprünglich der niederen Ebene angehört, nur einen Theil des Jahres, den andern aber in der Oberwelt zubringt, ſo auch Adonis. Die Oberwelt iſt der Boden der Gäa, wohin, wie wir geſehen haben, die ſchlangenförmigen Einzelhöfer ihre Wohnſitze verpflanzen, während ein Theil noch zurück bleibt. Die Morländler, die in Mars perſonificirt ſind, werden eiferſüchtig auf letztere, welche durch das Betreten des waldreichen Höhenlandes das dortige Wild zwar erlegen, aber ſich doch durch dieſen Eintauſch ungaſtlichen Bodens verwunden. Die Trennung beider Theile von

einander macht das Fest der Adonien zu einem Trauerfeste, weshalb sich die griechischen Frauen an demselben den wildesten Ausbrüchen zügelloſen Schmerzes hingaben, das Haar zerrauften, die Brust zerrissen und Trauerlieder sangen. Daß das Fest als ein agrarisches zu deuten ist, lehrt die Erscheinung, daß man unter Gesängen der Trauer mit Erde und Sämereien gefüllte Gefäße umhertrug. Diese sog. Adonisgärten, worunter man eben aus verschiedenen, oft sehr kostbaren Stoffen hergestellte Gefäße verstand, welche Erde enthielten und mit leicht keimendem Samen besäet wurden und die eine Spielerei der Griechinnen waren, sind die Folge der Erkenntniß, daß das magere Höhenland durch Ubertragen von morigem Land fruchtbar gestaltet werden muß. Die „acht und vier Monate" sind unzweifelhaft eine spätere Mystik, die unter dem Einfluß der naturwissenschaftlichen Deutung des Mythos entstanden ist.

Diese Mystik konnte um so leichter entstehen, als ja die Einzelhöfer vielerwärts ein Factor des Sonnenkultus wurden, den ich, weil er sich nirgends einheitlich gestaltet hat, absichtlich ausgeschlossen habe. So vermählte sich z. B. in der Phönizischen Mythologie Adad in Babylon mit Bel und auch die Schriftsprache der Braminen nennt die Sonne Adal.

Auch Adam ist Einzelmensch, der den Garten Eden mit einem andern Lande vertauschte. Die Sage hat ihn wahrscheinlich nur deshalb zum Ersten Menschen gemacht, weil er der erste war, der nach der Höhe, dem Sonnenlande stieg; denn auch in der ägyptischen Mythologie ist Athor der Uranfang, die alte Nacht, die nach der Kosmogonie der Aegypter und Juden früher als der Tag war. Die Divi (die Wesen des Tages, dies) sind überall die Oberen, die sich erst später mit den Unteren vermischen, wodurch sie eben Eigenschaften von diesen annehmen, weshalb Zeus (Dius), der zum Pitar der Ebene wird und als solcher Jupiter heißt, auch den Beinamen Athoos erhält, wie denn auch unter die Zahl der Giganten Bewohner der Ebene, wie beispielsweise der schlangenfüßige Athos aufgenommen werden. Athos ist eben seinem Ursprunge nach ein Sohn des Poseidon bzw. Neptun, und dieser wieder nicht ein Sohn der Gäa, sondern der Hera.

Das Gleiche gilt von der Gestalt des Athamas, dem Sohne der Enarete, in dem wir ebenfalls den Einzelmann auf arischem Boden zu erblicken haben. Aus der in sich widerspruchsvollen und verwickelten Sage mit seinen Frauen und Kindern ergiebt sich, daß die Athamanen weit verbreitet waren, wie denn in der That mehrere durch Minyer gestiftete Orte den Namen Athamania trugen; bekannt ist insbesondere unter diesem Namen die fruchtbare Ebene bei Akräphion in Böotien. Daß Athamas Getreidebauer war, ergiebt die Sage, der zufolge Ino die Frauen des Landes beredet habe, den Weizen, mit dem das Feld bestellt werden sollte,

vorher zu rösten, so daß Mißwachs die natürliche Folge war. Das φρυγειν τὰ σπέρματα hat augenscheinlich zu der Mystik geführt, Athamas sei bereit gewesen, seinen Sohn Phryxos (φρυγειν) dem Zeus zu opfern. Das Fortziehen der Einzelhöfer aus ihrer ursprünglichen Heimath drückt sich in der Frage des Athamas an das Orakel aus, wohin er sich nach der Tödtung seines Sohnes Learchos wenden solle, worauf ihm die Weisung zu theil ward, sich da niederzulassen, wo Wölfe ihn zu Gaste bitten würden. Daß das nicht die fruchtbare Ebene gewesen sein kann, ergiebt der Sachverhalt, vielmehr hat die Mittheilung des Pausanias (IX. 34), Andreus habe dem Athamas die Gegend um den Berg Laphistion abgetreten, die Wahrscheinlichkeit für sich, weil eben die Einzelhöfer, wie wir gesehen haben, ihre Schlangendörfer nach den Bergen verlegen.

Der mit den Einzelhöfern in Verbindung stehenden Schlange, die in den Sagen der Völker mehrfach auftritt (die Schlange des Adam im Garten Eden), haben wir schon oben gedacht. Wollte man in der Hydra nichts anders als einen See erblicken, so würde sich der Kampf gegen das vielköpfige Ungeheuer psychologisch nicht erklären lassen. Die oft wiederholte Deutung, es habe sich auch bei Herakles um eine Austrocknung des Lernäischen Sees bezw. Sumpfes gehandelt, kann doch nur eine bildliche Ausdrucksweise, aber keinen Stoff für einen Mythos abgeben. Wie sollte Herakles dabei verwundet worden sein?

Neben den Einzelhöfern gedachten wir auch oben S. 307 der Bewohner des Scheerengebietes, die unter der Bezeichnung Skiren und ähnlich lautender Namen auch als Völkernamen bekannt sind; sie wohnen in den zerklüfteten Terrains der Fluß- und Meerniederungen, in der Nähe der Einzelhöfer (Adins). Auch Athene hatte unter anderen den Beinamen Skiras, unter dem ihr sowohl im Hafen Athen's als auch auf Salamis ein Tempel geweiht war. Ein sehr berüchtigter Räuber auf den Felsen zwischen Athen und Megara, der sich von den Vorüberziehenden die Füße waschen ließ, sie aber dann mit einem Fußtritt ins Meer stürzte, wo sie eine Schildkröte auffraß, hieß Skiron. Plutarch, der diesen Angaben widerspricht, erklärt ihn dagegen für einen ehrlichen Mann, der selbst Räuber verjagt habe. Leider haben wir über die genannte mythologische Figur keine nähere Auskunft, die uns über ihre agrarische Bedeutung näheren Aufschluß ertheilen könnte; wir können nur aus dem gegenseitigen Raub ersehen, daß hier heterogene Elemente dicht bei einander wohnen.

Im Grundmerkmal und auch in dem erwähnten Nebenmerkmal dem auf Felsen hausenden Skiron verwandt ist die gefahrvolle Charybdis, die riesige Tochter des Meergottes, und ihr ähnlich sind unter den Bewohnern des Scheerengebietes die Sirenen, die ebenfalls am Felsen (der Meerenge zwischen Sicilien und Italien) wohnend, die Vorüberziehenden

an sich locken, um sie zu zerreißen und aufzufressen. Sie sind Jungfrauen von wunderbarer Schönheit, deren zauberisch schöner Gesang Allen, die sich ihnen nahen und sie hören, Alles vergessen macht. Sie waren nicht ursprünglich so grausam, wurden es vielmehr der Sage nach erst durch die Verwünschung der Demeter (Ceres), weil jene als die Gespielinnen der Persephone (Proserpina) diese hatten rauben lassen. Durch diese Erzählung können wir der in Frage stehenden mythologischen Erscheinung näher kommen.

Da jedoch bei diesem Mythos zwei Sagen in einander übergegangen sind, lasse ich den Raub der auf blumiger Wiese mit den Töchtern des Okeanos spielenden Persephone durch Aidoneus bei Seite. Zu Verwünschungen hatte nur Ceres, die auf dem Scheerengebiete dem Feld- und Fruchtbau obliegende Tochter der Rhea, Anlaß, welche die Proserpina vom Jupiter gebar, infolge dessen sie auch den Nachstellungen des Neptun sich entziehen mußte. Neptun ist das das Scheerengebietende umgebende Wasser, bezw. das Meer und ein Sohn der Hera, nicht der Gäa. Das berühmte Roß Areion, in das sie sich verwandelte, characterisirt ebenfalls Hera. Ihre (der Ceres) Tochter Proserpina wird (angeblich durch Pluto) geraubt, infolge dessen die Mutter die Tochter wieder sucht. Ceres ist nur als ein Theil der Hera zu betrachten, und insofern ihr ein Theil ihres Gebietes verloren geht, erzürnt sie und verflucht sie. Auch Proserpina lebt sechs Monate in der Unterwelt und sechs Monate in der Oberwelt, weil sie zur Hälfte die untere Ebene verlassen hat.

Im unteren Scheerengebiet wohnten auch die Chariten oder Grazien, die anmuthigen Töchter der Okeanide Eurynome, deren eine, Charis, nach Homer den schwächlichen Hephaestos zum Gatten hatte. Da auf deren zerklüftetem Terrain ein Verkehr mittels Nachen nothwendig wurde, so vermittelte ihn Charon auf seinem Kahn über den Acheron. Die unterirdischen, mit Dämpfen angefüllten Höhlen bildeten das Charmeion.

Wird man, wie es ja die Statistik thut, auch die mythischen Erscheinungen nach ihren Merkmalen gruppiren, um sie aus ihrer Vereinzelung zu erlösen, so werden wir zu einem überraschend neuen Aufbau der Mythologie kommen, der meines Erachtens viel fruchtbarer ist, als das Deuten nach einem apriori aufgestellten Schema, dem zufolge in der Götterwelt die Naturerscheinungen ihren Ausdruck finden sollen.

Es heißt die Aufeinanderfolge der Vorstellungen umkehren, wenn man den Urmenschen erst die Natur beobachten und später, wenn er sie in sich verarbeitet hat, dieses All der Natur mit handelnden und empfindenden Wesen erfüllen läßt. Wie denkt man sich in dieser Hinsicht den Urmenschen? Beispielsweise nach B. Delbrück, wie folgt: „Man sah, daß Selene am Himmel erscheint, sobald Helios verschwindet. Selene aber

folgt ihm unabläſſig. Wie zurückhaltend doch Helios und wie zudringlich Selene iſt! Durch ſolche Gedanken und Gefühle werden ähnliche Vorſtellungen reproducirt, Erinnerungen von eigenen und fremden Erlebniſſen werden wach, das Bild eines Mädchens erſcheint, das einem Manne allzu freigebig ſeine Liebe anbot und von ihm zurückgewieſen ward, das Verhältniß zwiſchen Helios und Selene wird mit dieſem verglichen, und allmählich von den immer deutlicher und zahlreicher auftauchenden Erinnerungen appercipirt, Helios iſt der Mann, Selene das Mädchen.“ [1]) Solche Vergleiche können doch nur einer höheren Kulturſtufe eigen ſein!

Sehr richtig ſagt Hermann Cohn[2]) in Bezug auf die Erkenntniß der lichtſpendenden Sonne: „Bei genauer Überlegung wird es fraglich erſcheinen, ob der urſprünglichen Anſchauung die Sonne als eine Lichtſpenderin offenbar werden konnte. Ich glaube, ſo nahe dieſe Anſchauung liegt, ſo muß auch ſie noch vermittelt, im Bewußtſein erſt geweckt werden. Wie viele Erſcheinungen giebt es in der Natur, ohne daß die Unvorbereiteten von ihnen eine Ahnung haben; wie viele mögen noch vorhanden ſein, wie viele Gruppen von zuſammenfaßbaren Naturwirkungen, von denen die Wiſſenſchaft ſelbſt nichts weiß. Warum ſollte die Tageshelle dem Menſchen auffallen, wenn er nicht ſchon mit eigenen Händen Licht entzündet und verlöſcht hätte?“

Man muß die Erſcheinung von der Deutung der Erſcheinung unterſcheiden. Jedes Ding erſcheint anders, je nachdem es mit dieſem oder mit einem anderen in Verbindung kommt. Beim Eintritt in ein dunkeles Gemach erſcheinen uns alle Dinge in demſelben dunkel. Beim Öffnen der Läden dagegen heller. Wie die Dinge in Wirklichkeit ſind, erfahren wir erſt durch das Wechſelverhältniß ihres Grundes zur Erſcheinung. Die Mythen der Völker treten uns in verſchiedenen Erſcheinungsformen gegenüber je nach der Beleuchtung, die ihnen von Menſchen zu theil wird, d. h. je nach dem Erkenntnißſtandpunkt, den er ihnen gegenüber einnimmt. Die naturwiſſenſchaftliche Beleuchtung derſelben iſt nur ein Erkenntnißact, der unabhängig von dem den Mythen zu Grunde liegenden Sachverhalt beſteht. Es iſt daher ein methodologiſch falſches Verfahren, die den Mythen zu Grunde liegenden Thatſachen aus einem einſeitigen Erkenntnißſtandpunkte zu deduciren. Deduciren darf man erſt dann, wenn die auf die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen gerichtete Induction vollendet iſt. Jede Induction kann aber nur auf die in den Erſcheinungen vorfindlichen reinen Thatſachenmerkmale gerichtet ſein. Somit muß

[1]) Berthold Delbrück in der Zeitſchrift für Völkerpſychologie III. Seite 268.

[2]) Mytholog. Vorſtellungen von Gott und Seele. In der Zeitſchrift für Völkerpſychologie V. S. 406.

vor Beginn der Induction der die Mittheilungen der Erscheinungen umgebende und sie durchdringende Erkenntnißstandpunkt von diesen abgelöst werden. Versäumt man dies, so kann man nur zu Sammelsurien psychologischer Notizen gelangen, wie sie neuerdings mehrfach geboten werden.

So wenig als man aus mystischen, bei primitiven Völkern anzutreffenden Vorstellungen von gewissen Dingen ohne Auslösung einer solchen Mystik den zu Grunde liegenden Sachverhalt erkennen kann, so wenig kann man aus der die Sagen begleitenden Mystik den Realgrund der Sagen erfassen, weil eben der Erkenntnißgrund nicht mit dem Realgrund zusammenfällt. Der letztere liegt vielmehr im Zusammenhang der Thatsachen selbst. Aus dem Zusammenhang der von mir bisher vorgeführten Erscheinungen ergiebt sich, daß in den Mythen der Völker handelnde Personen auftreten, die sich vielfach gegenseitig bekämpfen und daß in den Schilderungen derselben Werthurtheile jener Handlungen bemerkbar sind. Erhebt man jene Personen zu Göttern und Halbgöttern, so ist dies ebenso nur Erkenntniß, als wenn man diese Götter wieder mit gewissen Naturereignissen in Verbindung bringt. Das letztere hat also Begebenheiten menschlicher Kämpfe zur Voraussetzung. Läßt man diese Kämpfe durch bestimmte Personen vollführen, so personificiert man die mit einander Streitenden. In einer solchen Personification liegt ebenfalls ein Erkenntnißact und zwar eine unvollkommene Apperception eines Objects. Das Object, welches man deutet, kann aber in der Reihe der Vorstellungen zunächst nur dem personificirten Objecte verwandt sein. Wenn ich sage, der Türke habe den Griechen aufs Haupt geschlagen, so personificire ich das Volk der Türken und das Volk der Griechen. Sage ich aber, der Halbmond habe das hellenische Kreuz unsanft beschienen, so bediene ich mich eines Bildes. In der Entwickelungsreihe der Vorstellungen sind die genannten Völker die erste, ihre Personification die zweite und das Bild die dritte Vorstellung. Geht die zu Grunde liegende Thatsache der Erkenntniß verloren, so kann es geschehen, daß nur die Personification mit dem Bilde oder auch nur das Bild (vom Halbmond und dem Kreuze) bestehen bleibt.

Die Annahme, daß die Menschen zunächst die Natur betrachtet, alsdann ihre einzelnen Erscheinungen personificirt und zuletzt daraus Götter gebildet hätten, ist psychologisch unhaltbar. So lange die Urmenschen von feindlichen Gegensätzen anderer Urmenschen unberührt blieben, wird ihnen die Natur etwas Alltägliches gewesen sein. Sowie wir das Heimathsgefühl erst kennen lernen, wenn wir der Heimath fern sind und wir erst durch Vergleichung unserer gegenwärtigen mit der früheren Lage uns von fernen Bildern umgaukeln lassen, deren Wirklichkeit wir vermissen, so werden auch erst durch die Veränderungen, welche die Zusammenstöße mit

fremden Menschen hervorriefen, ähnliche Gefühle entstanden sein. Denn wie wir mehrfach gezeigt haben, mußten die Bewohner des unteren Landes, weil sie von den Wanderhorden des höheren Landes verdrängt wurden, höhenwärts sich begeben, wenn sie nicht unter die Gewalt dieser kommen wollten; die Bewohner des Höhenlandes aber mußten entweder mit den über ihnen oder mit den unter ihnen Wohnenden einen Kampf aufnehmen. Daß bei diesen Ortsveränderungen zunächst die Vorstellung einer Oberwelt und einer Unterwelt entstehen mußte, ist begreiflich. Aber ebenso verständlich ist es, daß beispielsweise die Bewohner des Niederlandes in den ihnen zwar nicht unbekannt gebliebenen Erscheinungen des zuckenden Blitzes, des rollenden Donners, der Regengüsse und dergl. Handlungen derjenigen Wesen erblickten, die jetzt zu ihnen niederstiegen und die sie bekämpfen mußten. Erkannten sie aber später, daß diese Wesen nicht die Verursacher waren und war der Funke zur Erkenntniß der Ursache bezw. der Wissensdurst nach derselben einmal angefacht, so belegte man mit denselben Namen, mit denen man diejenigen benannt hatte, welche man anfänglich für die Verursacher der Naturereignisse hielt, die unsichtbaren Wesen, in denen man die Hervorbringer dieser Ereignisse vermuthete.

Aber es handelte sich bei diesem Kampf ja nicht blos um Naturereignisse. Eben deshalb muß man sich hüten, bei der Deutung der Mythen nichts als Naturgewalten zu erblicken. Es heißt den Bogen überspannen, wenn man in den Titanen Gewitterstürme des Herbstes und Winters, in den Giganten Erdbeben, im Typhon den Wirbelwind, in den Aloiden die Wasserhose, im Typheus den Ausbruch des Vulkans, in der Meduſa die Überschwemmung der Erde, im Pegasus die Dunstwolke, im Poseidon die Feuchtigkeit und dergl. mehr erblickt. Bei solchen Deutungen wird der Willkür Thür und Thor geöffnet und, was das schlimmste ist, die Urgeschichte einer Hauptquelle für die Erkenntniß der menschlichen Urzeit beraubt.

Es ist uns in dieser Hinsicht leider schon durch die zwar verdienstlichen, doch planlos und oft willkürlich vollzogenen Zusammenstellungen von Mythen zu einem Ganzen viel verloren gegangen. Ich erinnere beispielsweise an die Eddasammlungen der nordischen Völker. Nicht daß ich Sophus Bugge[1]) beistimmen möchte, der in Bezug auf die nordische Mythologie die Behauptung aufstellt, „der Stoff der mythischen Dichtung, ihre äußere Grundlage, ihr erzählendes Element sei wesentlich und zu sehr beträchtlichen Theilen fremd. Es treten in den zwei Eddasammlungen uns Reihen von Götter- und Riesennamen entgegen, von denen deutsche Stämme nichts wissen und die in der arischen Urheimath nicht bekannt waren; eine gunte Menge von Sagen und Vorstellungen sprudeln hervor, deren Ursprung

[1]) Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Deutsch von O. Brenner, München 1889. S. 8 ff.

nicht auf das mittlere oder älteste Eisenalter im Norden zurückgeführt werden könne". Es mag Vieles in den *späteren* Zusammenstellungen entlehnt sein; aber diese Begründung ist trotzdem nicht stichhaltig. Was weiß *Bugge* Bestimmtes von der arischen Urheimath zu sagen, in der die Germanen vereint saßen? Gerade daß man von vielen nordischen Sagen weder in der „Urheimath" noch bei den Germanen Deutschlands etwas weiß, deutet darauf hin, daß sich das Volk der Deutschen ebenso unabhängig von den Schweden gebildet hat, wie das Volk der Griechen von demjenigen anderer Nationen, die man zu den indogermanischen Völkern zählt. Mit etwas völlig Unbekanntem kann man keinen Beweis führen. Ich halte trotz der Verwandtschaft der schwedischen mit der deutschen Sprache und Nation die Annexion der nordischen Mythologie für nicht statthaft, und es will mir scheinen, als ob in Deutschland wegen des Dazwischentretens der Römer, bezw. des Christenthums die Bedingungen gefehlt haben, eine selbständige Götterlehre in größerem Umfange zu schaffen. Sollte es wahr sein, daß vom hohen Norden jene sueviſchen Hunda-Herads nach Deutschland eingewandert sind, die in ihren Kriegsgesängen nordische Sagenlieder mit herüberführten, so würden sie doch als fremde Gewächse zu betrachten sein. Jedenfalls wird man gut thun, die den Deutschen eigenartigen Sagen von den nordischen zu trennen.

Der Kampf der Seßhaften mit den Wanderhorden kommt in der schwedischen Mythologie in einer besonderen *Form* zur Erscheinung, was zum großen Theil mit der eigenthümlichen geographischen Gestaltung des Landes zusammenhängt. Bekanntlich ist Schweden mehr gebirgig als eben und die Oberfläche des Landes bildet ein Gemisch von Bergen, Hügeln, Erdrücken und Thälern. Daher stoßen wir schon in den allerältesten Zeiten auf die Bezeichnung Ingewohner, woraus wir schließen können, wie schwierig den Vicuswohnern die Ausbreitung fallen mußte. Bergland und Ebene berührten sich näher als anderwärts, was nothwendig zur Folge haben mußte, daß auch die Berührung der beiderlei Bewohner frühzeitiger als anderwärts erfolgte. Man kann mit voller Deutlichkeit erkennen, daß sich der Kampf der seßhaften mit den Wanderhorden nicht *ein* Mal, sondern wiederholte Male abgespielt hat. Es scheint, daß von der skandinavischen Halbinsel aus wiederholt starke wandernde Massen an- und abgezogen sind und zwar nicht ohne seßhafte Horden in ihr Gefolge zu nehmen, um in der Form von Hunda-Herads (gentes cognationesque) weiterzuziehen.

Daher tritt in der nordischen bezw. schwedischen Mythologie die Gestalt von Fornjotr auf, was Björn Haldersen's Isl. Lexicon sachlich wohl richtig mit Gigas primus occupans erklärt; es sind die Vorriesen, d. h. die ältesten vormaligen Wanderhorden. Die Gemahlin Fornjotr's

war Laufeja bezw. Lauf-Eya, was ältere Mythologen des vorigen Jahrhunderts mit Insel-Laufer übersetzen. Er selbst soll Herr über Kuenland in Jotnahem ums Jahr 70 vor Christi Geburt gewesen sein, ja man hat über den alten Fornjotr'schen Fürstenstamm in Schweden sogar eine Geschlechtstafel angefertigt. Jedenfalls beruht die Sage auf alten Erinnerungen vormaliger Wanderhorden, die sich nach den Niederungen drängten, aber hier nicht zu bleiben vermochten, weil es die geographische Gestaltung Schwedens nicht gestattete. Die verschiedenen hier auftretenden Bezeichnungen für Wanderhorden legen ein weiteres Zeugniß für ein wiederholtes Bevölkern des Landes durch wandernde Horden ab. Aus diesem Grunde eignet sich die schwedische Mythologie weniger dazu, um dem Leser in kurzen Zügen ein Bild von den gegenseitigen Bewegungen der Horden vorzuführen. Dazu kommt, daß die Sammler der verschiedenen Sagen die aus verschiedenen Zeitläuften herrührenden Stoffe kurzer Hand mit einander verbunden haben. Obgleich ich es, weil ich mich selbst bereits daran gemacht habe, die verschiedenen Erscheinungen auf ihre Thatsächlichkeit zurückzuführen, durchaus nicht für unmöglich halte, die schwedische Urzeit zu reconstruiren, so muß ich in der vorstehenden Abhandlung doch darauf verzichten, zumal es mir ja in dieser Theorie nur darauf ankommt, an einzelnen mythologischen Beispielen den Kampf der Ackerbauer mit den Viehzüchtern anzudeuten.

Die Wanderhorden oder Gentes treten in der nordischen Mythologie insbesondere auch unter der Bezeichnung „Jötnar" (in der Einzahl Jautun, Jötunn, Jotun) auf. Nach der jüngeren Edda gaben „längs der Küsten des tiefen Meeres, welches außerhalb der runden Erde ist, Bör's Söhne den Geschlechtern der Jötnar die Länder zu bewohnen; aber innerhalb auf der Erde bauten sie rings um die Welt eine Festung (Midgard) gegen ihren Angriff. . . . Ein Schmied, ein sein Geschlecht verhehlender Jötunn kam in den ersten Zeiten Asgard's, als jedoch Midgard hergestellt und Walhaul erbaut war, zu den Asen und erbot sich, ihnen in drei halben Jahren eine so feste Burg zu bauen, daß die Bergrisar und Hrimthursar sie nicht einnehmen könnten, wenn sie auch Midgard überschritten hätten. Zum Lohne dafür verlangt er Freya'n. Die Asen gingen den Vertrag ein. Der verkappte Riese baute die Burg, führte in der Nacht Steinmassen von erstaunenswerther Größe herbei. Da wurden die Asen unruhig darüber, daß Freya nach Jöttunheimar verheirathet und dem Jötunn gegeben werden sollte u. s. w."

Aus dieser Sage erkennen wir deutlich, wie die Jötnar d. i. Wanderhorden, ähnlich wie wir es in Irland sahen, auf der Ebene von den Bauern (Bör's Söhnen) Land beanspruchten. Sie bauen sich ihre Rundwälle und begehren Frauen. Die Asen bedeuten die Einzelhöfer. Unter

den Bezeichnungen der Jötnar findet sich auch Dofri, ganz augenscheinlich eine Personification von Dorf. Denn nach dem Thattr Halfdanar Swarta (c. 5. S. 172) war des Tröll Dofri Heimath in und auf dem Gebirge, welches nach ihm benannt ist. Auch daß der „Jötunn Hymir" nicht blos von Waidwerk lebt, sondern auch eine Rinderheerde besitzt, beweist, daß der Riese Viehzüchter war.

Die Angelsachsen gebrauchten für Riese nicht blos das dem nordischen jötunn entsprechende eoten, eoten, sondern auch ent (Mehrzahl entas). Im Schwedischen lautet das altnordische Jötunn Jätte (weiblich Jättinde), auf der dänischen Insel Mön Jöde. Im Deutschen wird (z. B. von den Gebrüdern Grimm, Lieder der Edda I. S. 39) das Wort Jöttun durch Jote wieder gegeben.

In der schwedischen Mythologie besteht eine ununterbrochene Feindschaft zwischen den Jätten und Asen, angeblich weil die letzteren jene aus ihren Sitzen vertrieben hätten. Doch begegnen wir gleichwohl häufigen Vermählungen und Verschwägerungen zwischen beiden, wie sich denn die Asen oft um ihre Gunst bewarben. Infolge dieser gegenseitigen Vermischungen entstehen nun hier wie anderwärts in den Mythologien in Bezug auf die Abstammungsverhältnisse der einzelnen Personen sich widersprechende Sagen, und es werden Personen oft auf die Seite derjenigen Götter gestellt, deren Feinde sie gewesen sind. Sowie in der griechischen Mythologie Namen von Heroen auf die Seite der Giganten und umgekehrt Namen von Giganten auf die Seite der Heroen gestellt wurden, so ist ein gleiches auch in der scandinavischen Mythologie der Fall. Um auch für diese Götterlehre ein Verständniß zu gewinnen, ist es deshalb unbedingt erforderlich, die einzelnen Gestalten nach ihren Grund- und Nebenmerkmalen zu gruppiren. Die schwedische Mythologie ist aber deshalb besonders schwer zu erfassen, weil wegen der wiederholten Kämpfe zwischen den seßhaften und wandernden Horden ganz augenscheinlich der ältere Theil der Sagen verloren gegangen ist, ein Umstand, der es auch erklärt, weshalb man die Jötnas für älter und stärker in der Weissagekunst als die Götter hält.

Wenn in Schweden die Person Odin's im Vordergrund steht, so ist dies ein Zeichen, daß hier rein arische Horden in der Mythologie nicht mehr zum Vorschein kamen. Denn Odin ist eben der Repräsentant der Einzelhöfer, deren Entstehung, wie wir oben gesehen haben, daraus zu erklären ist, daß sich Bewohner des sumpfigen Landes einzelner Personen des Höhenlandes bemächtigten, um mittels derselben für sich bestehende Haushaltungen, und zwar ohne Viehbetrieb zu gründen. Damit übereinstimmend berichtet auch die Sage (Edda Daemis. 6), daß Oden von mütterlicher Seite vom Jättengeschlechte abstamme, und auch die

spätereu schwedischen Schriftsteller, z. B. Geijer, erwähnen, daß in den Adern der Asen durchweg jättisches, und ich füge von mir aus hinzu, aller Wahrscheinlichkeit eben fornjotisches Blut fließe. Die beiden Momente, daß die Asen nicht Viehzüchter und daß sie mit Wanderhorden gemischt waren, muß man im Auge behalten, wenn man die Person des Thor, „den Umstürzer der fornjotischen Götter", wie ihn die ältesten Dichter nennen, und dessen Stellung zu Odin richtig würdigen will.

Die Asen sind, wie erwähnt, Einzelhöfer. Sie sind eine über den Erdboden weit verbreitete Erscheinung, die auch speciell unter dieser nur lautlich abweichenden Bezeichnung, wie beispielsweise Aesen, Ausen, Aisen und dergl. auftritt. Man hält in der Regel das Wort Oase, Auasis, Hyasis für ein den Aegyptern entlehntes Wort, mit welchem die fruchtbaren und bewohnten Stellen in der großen afrikanischen Wüste bezeichnet worden seien (Strabo II, p. 130). Seine weitverbreitete Grundbedeutung ist vielmehr die eines allein stehenden Wohndachs, weshalb z. B. in der koptischen Übersetzung des neuen Testaments die Stelle Matth. 8, 8: „Herr ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehst (ὑπὸ τὴν στεγὴν εἰςέλθῃς)" mit Ouasoi in der Bedeutung von Obdach wieder gegeben wird. Die Oase ist nur die „vereinsamte" und drückt sachlich genau dasselbe aus, wie As und Odin. In dem Worte Asen liegt an sich weder die Bedeutung gut noch böse; sowie das Wort Arya hehr und arg, das Wort Gennete Edelmann und Knecht, das Wort Div Gott und Teufel, der Ariman ein gutes und schlimmes Wesen sein kann, so sind auch die Asen nicht an sich böse, sondern denen Feinde, zu welchen sie in Gegensatz stehen, und das sind die Jatten, Joten, Goten, die ihre Vorfahren zu Göttern machen. Wenn Jornandes von den Goten erzählt, daß sie ihre Feldherrn anfingen für Götter zu halten und sie Aesen benannten, so zeigt sich hier die vollendete Vermischung von Goten und Asen.

Auch Zeus wird nach dem Vermischungsproceß den Heroen im Sinne der Bewohner der Ebene der höchste Gott. Es kommt ganz auf das Endresultat, auf den Ausgang an, übrigens eine Thatsache, die für das Leben aller Zeiten gilt. So hat Bismarck bei den Sachsen, die ihn im Jahre 1866 am meisten gehaßt haben, zur Zeit seine begeistertsten Verehrer, und stünden wir noch auf dem tieferen Standpunkte der Gotteserkenntniß wie vor vielen Jahrhunderten, so würden ihn jene wahrscheinlich unter die Götter aufnehmen.

Die Göttergestalten gehen allmählich in einander über, je mehr sich die Horden vermischen. Die Jätten oder Joden hatten ursprünglich den This oder Thius bzw. Zeuta (weiblich Dis, Disa); aber der Sage nach vermischt er sich mit Skadi, des Riesen Thiassi Tochter und erzeugt den Säming. Der letztere drückt die Mischung aus, wie wir ja schon oben

beim Volke der Semnonen oder Semminger kennen gelernt haben. Eben wegen dieser Vermischungen erhält Odin auch die vielen ihm in den Grimmismal in den Mund gelegten Namen; man mag sie als Thaten oder Begebenheiten oder als Ausflüsse seiner Weisheit oder wie sonst deuten — sie sind Zeugen seiner Berührung mit Fremdartigem.

Thiassi seinerseits aber entführt mit Loki's Hülfe die schöne Iduna sammt ihren verjüngenden Äpfeln, obwohl ihr Gemach mit sieben eisernen Thüren verwahrt war. Diese war die lieblichste unter den Asinen, und war von Anfang da. Die schwedische Sage läßt sie später wieder zurückkehren. In der griechischen Sage wird Ida eine Erzieherin des Zeus und der Berg, in dessen Höhle er erzogen wurde, erhält von ihr den Namen Ida; als Idäa wird diese Nymphe auch Zeus' Geliebte. Die Vermischungen sind überall gegenseitig, woraus sich Widersprüche entwickeln, wie beispielsweise Thiosa sei eine arkadische Nymphe und Erzieherin des Zeus gewesen, wo doch die Nymphen am Wasser wohnen; es kann sich hier nur um eine Verwechselung von Dryaden (Waldjungfern) mit Nymphen handeln.

Die eigentliche Heimath aller Asen und Asinnen ist das Niederland, während der Thius in der lichten Höhe heimisch ist, und dieses Land ist eben zugleich der ursprüngliche Sitz der Rinderheerden, des Taurus, weshalb der älteste von den acht unter dem Namen Thoas bekannten mythischen Personen König von Taurien[1]) war. Auch Thor in der schwedischen Mythologie ist zum Geschlechte der Thius zu rechnen und ist Rinderhirt, und als solcher erlangt er seine feste Stellung im Mythos der später vereinten Gegensätze.

Wie Thor den Bewohnern der Ebene die Viehzucht bringt, veranschaulicht folgende Sage: „Er macht mit seinen Böcken in Gesellschaft des bösen Loke eine Reise; abends kommen sie zu einem Manne, den sie um Nachtlager baten; dort schlachtete Thor seine Böcke, ließ sie zur Mahlzeit braten und lud seine Wirthsleute ein, mit zu essen, sagte ihnen aber, daß sie die Knochen nicht verzehren, sondern auf die ausgebreiteten Felle der Böcke legen sollten. Als am folgenden Morgen Thor weiter ziehen wollte, bezauberte er mit dem mächtigen Hammer die Felle, und die Böcke erhoben sich kräftig und jung zu neuem Leben, aber der eine hinkte; denn Thialfe, des Wirthes Sohn, hatte ihm ein Bein zerschlagen, um das Mark daraus zu bekommen. Da wollte Thor alle zerschmettern, doch ließ er sich beschwichtigen und dadurch versöhnen, daß der Vater ihm seine beiden Kinder, Thialfe und die Tochter Röska als Diener überließ, welches Thor annahm uud mit ihnen weiter reiste." Thi-alfe ist ein Halbriese, ebenso

[1]) So ist Tauromenium (nach Diod. Sic. c. 1) ἡ ἐπὶ τοῦ ταύρου μονή Wohnung auf dem Berge Taurus (in der Nähe von Naxus).

wie Rö-ska, ein Mischling, wofür wir den Ausdruck Hemithea gebrauchen können, welche in der griechischen Mythologie eine Schwester der Rhoeo und auf der morigen Niederung heimisch ist, wie ja auch Rhoetos König der Marrubier und Rhodope eine Tochter des Pontos und der Thalassa war. Bei letzterer kann man ihre arische Abkunft aus dem Mythos noch erkennen: sie vermählt sich mit dem thrakischen König Haemos; beide liebten sich sehr innig, aber daß sie sich Zeus und Hera nannten, konnten die Götter nicht ertragen, weshalb sie wegen dieses Hochmuths in Berge verwandelt wurden.

Wie erwähnt, finden wir in der schwedischen Mythologie nur halbreine, d. i. eben gemischte Personen. Deshalb ist auch Odin's Gemahlin Frigga die freie; die Begriffe frei und unfrei entstehen erst, wenn jemand Gewalt über einen Andern erhält. Die Unterscheidung von Frigga und Freia ist sachlich nicht aufrecht zu erhalten, ohne in große Widersprüche zu gerathen, weshalb schon die älteren Mythologiker beide identificiren; sie sind in ihrem Grundmerkmal identisch; denn sie sind beide Asinnen. Der Unterschied, daß Freia die Tochter des Jätten Skade, Frigga die Tochter des Jätten Fiorgwim ist, kann keine Gegensätze begründen. Die aus der späteren Dichtkunst erwachsenen Unterscheidungen haben wohl für das einzelne Gedicht, aber nicht für die allgemeine urgeschichtliche Auffassung Bedeutung. Frigga wird als Erde personificirt; da ihre Botin, welche sie zu Göttern und Menschen sendet, Gna ist, so ergiebt sich, daß sie ursprünglich Here darstellt und die Gna, welche eben die wandernde Göya repräsentirt, nur in ihrem Dienst hatte; sie nimmt erst später den Namen Göya bezw. Disa als Beinamen an; daß ihr die Hälfte der im Kriege gefallenen Helden zu theil wird, erklärt sich daraus, daß sie am Kampfe der Bewohner der Ebene mit denen des Hochlandes nur zur Hälfte Antheil hatte.

Sowie Thor nach der Ebene wandert, so geht Odin mit seinen Asen nach dem Höhenlande und gründet dort Asgard, d. i. die auf dem Golande liegende Asa-gorod; über sein bisheriges Reich setzte er seine Brüder We und Wile, worunter wir ganz augenscheinlich die Veenwohnungen und Weiler (villae) zu verstehen haben. Diese drei, Odin, We und Wile waren die vereinten Schöpfer des ersten Menschenpaars Ase und Emblea. Auch in der böhmischen und mährischen Mythologie ist Wila Göttin der Unterwelt. Daß Odin in seinem Höhenlande zwölf Diar oder Drottar um sich hat, die er über die Opfer und die Rechtspflege des Landes setzt und die ihm dienen, ist entweder als ein Zeichen seiner wirklichen Herrschaft über die Thor zugehörigen Personen anzusehen oder aber, was mir wahrscheinlicher zu sein scheint, eine Verwechslung beider Gestalten.

Es ist ein allgemein menschlicher Drang, die Ehre zu genießen, an

allen für erhaben und großartig angesehenen Thaten der Vorfahren seines Volkes durch Abstammung von denselben betheiligt gewesen zu sein. Die Nachkommen Thor's schrieben deshalb Thaten, die Odin verrichtet hatte, diesem, und das von Odin abstammende Geschlecht Thaten des Thor jenem zu, weshalb wir, wie in anderen Mythologien, so auch in der schwedischen eine Vermengung beider sich vormals feindlichen Gestalten erblicken. Wenn Thor mit dem Riesen Ymer auf das Meer so weit hinausfährt, daß ihm bange wird, und er an einer mächtigen Angelschnur einen Ochsenkopf ins Wasser wirft, wonach die Midgardschlange[1]) schnappt und diese mit glühenden Blicken ihn anstarrt, ihr Gift gegen ihn ausströmt und Thor mit seinem Hammer die Angelschnur zerschlägt und er beim Zurückweichen der Schlange wieder auf's Trockene watet, — so haben wir in dieser Sage ein Bild der Thätigkeit Thor's vor uns. Denn sein Ochsenkopf ist das Vieh, mit dem er an die Schlangenwohnungen (Aed-Slane's) herantritt und wonach diese schnappen; aber es gelingt ihm nicht, über sie Herr zu werden, weshalb er die Angel wieder zerschlagen und aus dem Morlande sich wieder entfernen muß. Doch wenn Thor zum Sohn Odin's und Frigga's gestempelt und als ein geschworener Feind der Jätten hingestellt wird, oder wenn anderseits Oden die Keilschlachtordnung (die Svinfylking) empfiehlt, die doch ein Specificum der Rundlagerer ist, so sind das Verwechslungen beider Gestalten. In dem Worte tur liegt in vielen Sprachen der Begriff Rundung (turunda, turris, turtur [die Taube wegen der Umkreisung so genannt, genau wie trua die Rührkelle]), weshalb ja taurus (altn. thjorr) seinen Namen von dem Kreiszaun hat, sowie Rammer (the ram d. i. Widder) von der Umrahmung des Geheges und skr. balin von der Wallung, wie bei vielen Thiernamen. Solche Wörter erlangen der Bedeutungen viele, insbesondere auch die Bedeutung stark, ja Thor sogar in mehreren Sprachen die Bedeutung Fürst; aber torus (torridus, goth. thaurs bedeutet auch dürr, weil eben das Land der Riesen (altn. thurs) trockenes Land, bezw. auf dem Berge gelegenes Waldland (engl. the thurst Waldgeist) ist.

Hatte Thor „die Gewohnheit mit seinen Söhnen nach fremden Ländern hinzusteuern", so ist seine Beweglichkeit damit deutlich ausgedrückt, und sind seine beiden Söhne Gorr und Norre Riesen, so ist er der Vater von Riesen. Riesen oder, wie sie in der skandinavischen Mythologie heißen, Jätten (Geten) sind Govölker. Wenn nun aber nach derselben Mythologie Thor ein geschworener Feind der Jätten gewesen sein soll, so ist dies ein

[1]) Die Bezeichnung Midgardschlange an dieser Stelle scheint mir auf Jormungard übertragen zu sein. Denn den Midgard legten die Jätten an, während Jormungard ein Bau der Angerbode war. Mir will scheinen, daß Beide etwas verschiedenes und daher ähnlich wie ormar von drakar zu trennen sind.

Widerspruch, der sich nur dadurch lösen läßt, daß man die Entstehung von der Vollendung der Sage unterscheidet und zugleich den Mittelpunkt ins Auge faßt, der zwischen jener und dieser liegt. Die Vollendung einer Sage findet dann statt, wenn man die Einzelheiten in epischer Form zusammenzustellen versucht. Der Vollzieher einer solchen Arbeit ist zugleich Kritiker, aber in der primitivsten Form, indem er den subjectiven Standpunkt seiner persönlichen Auffassung hervordrängt, obwohl er die Widersprüche auszugleichen versucht. Die Widersprüche sind hauptsächlich durch die entgegengesetzten Stellungen der Parteien entstanden, welche zur Sage Veranlassung gaben. Den Goländlern erschien ihr Gott (Thor) der versöhnende, vermittelnde liebreiche Gott, Oden dagegen als ein strenges, gefürchtetes und strafendes Wesen, während die Niederländler dasselbe von Thor aussagten, was die Goländler von Odin behaupteten.

Durchmustert man, worauf wir aber hier nicht eingehen können, die angeblichen Riesenbekämpfungen, so findet man sehr leicht, daß sehr vieles Thor Zugeschriebene nur auf Odin paßt. Wenn beispielsweise der Riese Ymе zum Fischen geht, Thor ihm folgt und jenen erschlägt, so paßt die ganze Handlung nur auf Odin. Denn Ymе ist ein Repräsentant der Berge, wie denn das Wort Ymе, Ume Berg heißt (Plinius hist. nat. 6,17, Strabo Geogr. 2), weshalb Dalin erklärt: „Ymе, der Riese, dessen in unseren ältesten Zeiten gedacht wird, war nichts anderes als Imaus und unsere alten Bergbewohner wurden Ymе, dessen Riesen Abkömmlinge genannt." Nun ist aber Thor (Taurus) selbst Repräsentant der Bergbewohner und wohnt nicht im Wasser, wohl aber Oden, der deshalb auch Wodan heißt. Also ergiebt der ganze Sachverhalt, daß der Bergriese Ymе in die feuchte Niederung steigt und hier von dessen Repräsentanten — das ist Oden — erschlagen wird.

Insofern aber die Wanderhorden über die seßhaften Horden nur einen zeitweiligen Sieg erringen, durch die Nöthigung der ersteren zum Bleiben, und zwar insbesondere in Folge der Vermehrung der Menschen an gewissen Ortpunkten, der Seßhaftigkeit der letzte Sieg zu theil wird, erlangt auch in der schwedischen Mythologie Oden gegenüber Thor die bevorzugte Stelle. Doch wie schwer die Figur Thor's zu beseitigen war, kann man daraus erkennen, daß selbst in Upsala, dem Hauptsitze des Odendienstes, noch Thor's Bild auf einer Art Thron zwischen Oden und Frey die vornehmste Stelle einnahm. Man hat Oden den schwedischen Ares genannt, und zwar mit Recht; deshalb führt er als Beinamen auch die Bezeichnung Harr bzw. Har. So wenig Ares (bzw. Mars) von Haus aus Kriegsgott, sondern vielmehr Gott der aratores ist, so ist auch Oden Har in der Sage nicht sowohl Kriegsgott, sondern mehr der Verleiher des Sieges, indem er als eine Art Orakel auftritt, welches Rathschläge

über die Kriegsordnung ertheilt. Als solcher kann er auch die vorhin erwähnte Keilschlachtordnung empfehlen, aber nicht schaffen.

Wie anderwärts, so treten auch in der schwedischen Sage, und zwar hier in mehrfacher Gestalt, später die ackerbauenden „Engewohner", die Cultores (incolae) hervor. Sie heißen bei den Schweden Yngua bzw. Yngue, aus dem man die Sage des Ynglinger-Geschlechts hervorgehen läßt. Nach Dalin[1]) „bedeutet Yngue so viel als einen Feldbauer: und an sich ist dieser Name so groß und ansehnlich, als der Titel eines Länderbezwingers; denn der nimmt auf eine edele und unschuldige Art Länder ein, der ungebaute Felder tragbar macht."

Auch die schwedische Sage läßt, wie alle ähnlichen Inka-Sagen, seinen Yngua einwandern: „er war schon von männlichen Jahren, als er mit seinem Vater in Skandinavien ankam. Man kann dies daraus annehmen, daß er Tyrkia-konung oder Drott und Anführer der Tauriker, Thyrsa-Geten oder Scythischer Bergbewohner genannt wird, die im Gefolge der Aser bei dieser Odenschen Wanderung sich in unserm Upland niederließen und sich bei den älteren Einwohnern des Landes durch Odens Künste in so großes Ansehen nnd Hochachtung gesetzt hatten."

Man sieht aus der vorstehenden Schilderung, wie sehr sich der Mythos bemüht, der Dynastie der Yngua dadurch Ansehen zu verschaffen, daß man den Begründer derselben einwandern läßt. So vollständig aus der Luft kann natürlich die Sage der Einwanderung nicht geschöpft sein; es muß ihr vielmehr eine sinnliche Anschauung, die sich dem Gedächtniß einprägte und in der Erinnerung weiter lebte, zu Grunde gelegen haben. Diese zu finden ist nicht schwer, wenn man sich die Situation vergegenwärtigt, in welcher die Yngua wohnen bzw. leben.

Da das eigentliche Schweden aus einem Gemisch von Gebirgs- und Niederungslandschaften besteht, in welchen die fruchtbaren Ebenen dicht von Wald umschlossen werden, so mußten, wenn sowohl die Niederungen als auch die obersten Höhen besetzt waren, die Mittelbewohner eingeengt werden. In der That zeigt sich und zwar wegen der häufigen Wiederkehr dieser geographischen Situation in Schweden mehrfach das Auftreten der Inga, eine Erscheinung, für welche man nur ein Verständniß gewinnen kann, wenn man festhält, daß alle einzelnen kleinen Völker in Urzeiten nur für sich und unabhängig von einander lebten, bis sie durch die Macht der Verhältnisse, die zur Herrschaft führt, zu einer Einheit verschmolzen wurden. Drangen die Yngua nach der Höhe und in das Hirtenland ein, so bedeutete dies eine Wanderung, die selbstverständlich mit einer Unter-

[1]) Olof Dalin's Geschichte des Reiches Schweden I. Greifswald 1756. S. 248.

werfung der Hirtenbevölkerung verbunden war und die Entstehung von Wandersagen ist damit von selbst gegeben.

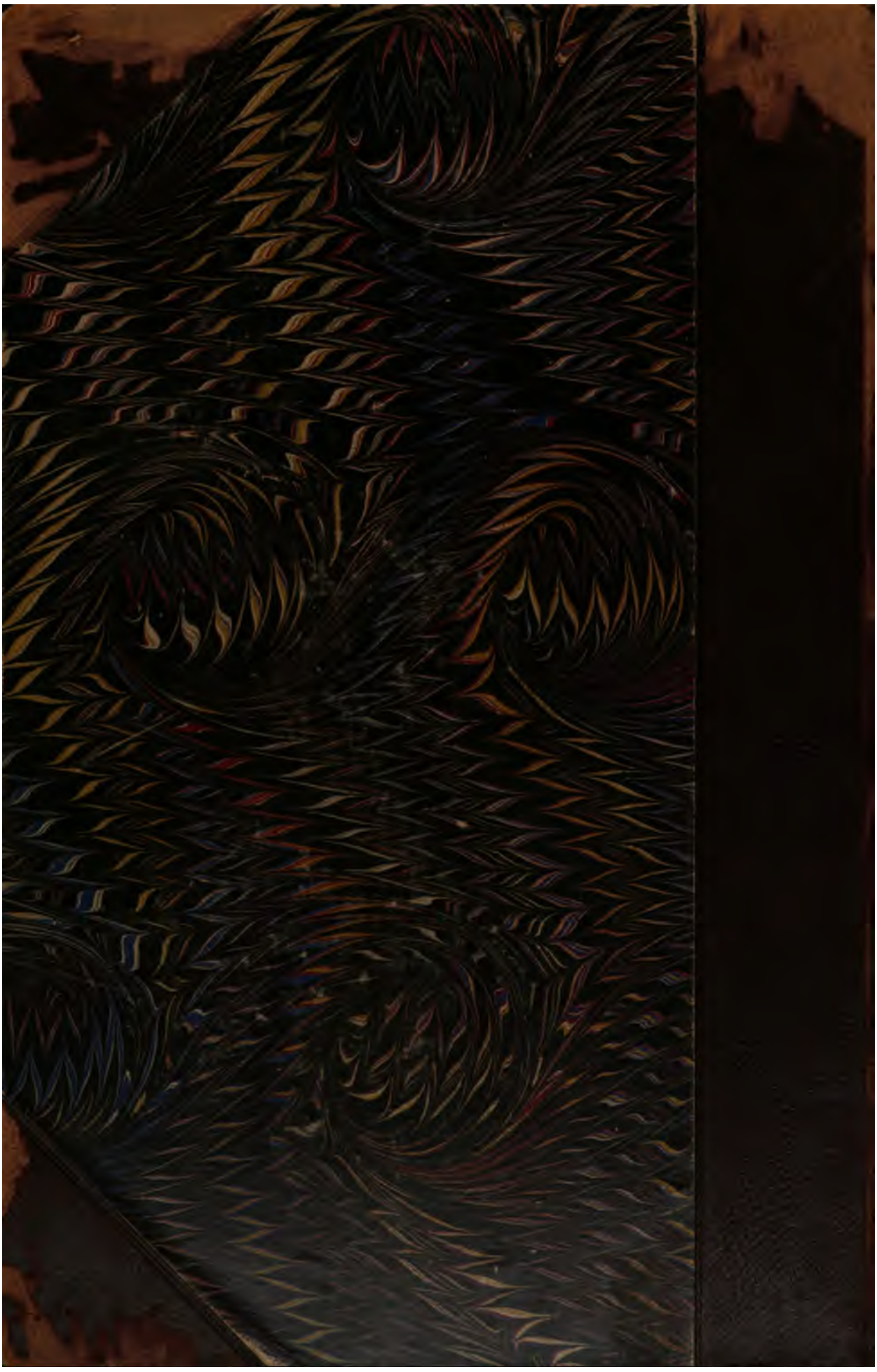
Es kann, so verlockend es auch für mich ist, nicht meine Aufgabe sein, die Details der Sagen vorzuführen, weil in einer Theorie nur die Grundlage der Erscheinungen geboten werden darf; es muß somit Andern überlassen werden, das, was bisher in Verschmelzung betrachtet wurde, im Einzelnen zur Darstellung zu bringen. Hat sich ja doch ein ganzer Sagenkreis um das Königsgeschlecht der schwedischen Yngua gebildet, ebenso wie für Norwegen unter dem Namen Inga-Saga (Mehrzahl Inga-Sagor) uns besonders in Snorri's Heimskringla oder Noregs Konúnga Sögor eine geordnete Zusammenfassung aller bereits vorhandenen Sögor über den norwegischen Inga überkommen ist. Daß nicht erst der Begründer der Yngua-Dynastie in Schweden den Namen gebracht, haben ältere Gelehrte schon längst erkannt.

Die Mythologien aller Völker enthalten kostbare Schätze, die noch gehoben werden müssen. Sie liegen nicht offen zu Tage und sind, wie Alles, was der Mensch seiner Erkenntniß näher bringen will, nicht durch subjective Deutung, sondern allein auf dem Wege zu finden, den die Statistik wandelt, der es darum zu thun ist, das reine Thatsächliche, d. h. das von aller subjectiven Erkenntniß und Deutung Losgelöste zu gewinnen. Auf keinem Gebiete haben sich die mit Mystik geschwängerten Deutungen um das rein Thatsächliche so angelagert, wie eben gerade in den Mythologien. Sie bilden aber gleichwohl einen integrirenden, ja einen hochwichtigen Theil der menschlichen Urgeschichte, die unmöglich allein mit dem Material der gegenwärtig angetroffenen sog. Naturvölker zu bearbeiten ist. Dem Zwecke der vorliegenden Schrift gemäß habe ich nur der Hauptbegebenheiten gedacht, die mit Ackerbau und Viehzucht zusammenhängen. In einer weiteren Schrift, in der ich die übrigen Gentes, insoweit sie das gewerbliche Leben berühren, sowie auch die Jagd betrachten werde, werde ich nicht umhin können, einen übrigen Theil der Mythologie mit hereinzuziehen, durch den wir alsdann erkennen werden, wie durch die Vermischung der heterogenen Horden die gestörte „Ordnung der Dinge" in einer neuen „Ordnung der Menschen" sich wieder vereinigt, so daß eine Harmonie entsteht. Die Harmonie ist eben dem Mythos zufolge die aus dem Kampfe des Zeus mit den Titanen, d. h. der Oberwelt (Gäa) mit der Unterwelt (Hera) hervorgegangene „neue Weltordnung" oder, wenn wir uns biblisch ausdrücken wollen, der Zustand nach der Vertreibung aus dem Paradiese infolge des Genusses der Frucht vom „Baum der Erkenntniß". In der neuen Weltordnung tritt die Mnemosyne, die Repräsentantin des Verstandes mit ihren neun Töchtern, den Musen d. i. den sinnenden Wesen auf. In allen Mythologien der Völker ohne Aus-

nahme kennt man eine Sage vom Verlust einer ursprünglichen „Ordnung der Dinge"; der Mythos von einer „Unordnung im Anfang", wie er in der Promiscuitätslehre zum Ausdruck kommt, ist sehr jungen Datums und entstammt keinem Volke, sondern einigen wenigen Personen, deren eigenthümlich logischem Denken und deren Begriff von der Entwickelung der Dinge er sympathisch zu sein scheint.

Die Harmonia, eine Tochter der Aphrodite und des Ares, entsteht, als Hephaestos das Liebespaar in seinem unsichtbaren Netze fing. Da sie von ungemeiner Schönheit und Lieblichkeit war, ward sie bei ihrer Vermählung nicht nur von allen Göttern besucht, sondern auch reich beschenkt. Demeter gab ihr den Getreidebau, Hermes die Lyra, Athene ein köstliches Gewand ꝛc. Apollo und die Musen verherrlichten das Fest durch Flötenspiel und Gesang, Electra führte die geheimen Feierlichkeiten zu Ehren der Göttermutter ein, das schönste und zugleich traurigste Geschenk machte ihr Kadmos durch das schreckliche Halsband, welches Hephaestos geschmiedet, damit sie unglücklich werde, und durch den Purpurmantel, welcher in allen Verbrechen und Lastern gefärbt worden war. — Ein interessanter Beweis dafür, daß schon das Alterthum die Überzeugung hatte, daß nachdem „die Ordnung der Dinge" durch die menschliche Erkenntniß, in deren Folge der sog. Fortschritt sich befindet, gestört worden ist, eine dauernde Harmonie auf dieser Erde nie mehr zu erwarten steht. Unter der Maske des freundlichen Darreichens eines Geschenkes liegt oft der Ausdruck von Neid und Mißgunst. Suchen wir diese zu beseitigen durch Kampf gegen ihre Träger, zu denen leider oft jeder einzelne selbst zählt, dann haben wir die irdische Harmonie, die unvollkommen, aber doch immer so ist, daß wir getrost in die Zukunft sehen und nach jedem bitteren Leiden, das uns widerfahren ist, ausrufen können: wie schön ist doch trotz der vielen Verluste, die wir erleiden und trotz der Kämpfe, die wir kämpfen und trotz der Mühen, die wir zu überwinden haben, und trotz der Ungleichheit in der Vertheilung der Güter und Lebensstellungen, — wie schön ist doch die Welt!

Druck von Julius Abel, Greifswald.

DEC 3 19[illegible]

DUL APR 27 191[illegible]